ÖSTERREICHISCHE NATIONALBIBLIOTHEK
781415-D
ALT

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

6363

Digitized by Google

404482/650

10:—
K109

Digitized by Google

Faust.

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift

für

Kunst, Wissenschaft, Industrie und geselliges Leben.

Mit 72 Kunst-Beilagen verschiedener Druckfächer und vielen Holzschnitten.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der persönlichen Einflussnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Alois Auer.

Redigirt von Leopold Kordesch unter literarischer Betheiligung nachstehender Schriftsteller:

Alois Auer, Josef Babnigg, Ludwig Bechstein, Moriz Bermann, G. B. Bolza, Ludwig Bowitsch, Carl Freiherr von Braun, Bruno Bucher, J. F. Castelli, Gaetan Cerri, Dr. Heinrich Costa, Louis Deuk, Friedrich Dornan, Franz Fipinger, Dr. L. Fipinger, J. A. F. Fladung, Dr. Ludwig August Frankl, Georg Franenfeld, Alexander Gigl, Freiherr Hammer-Purgstall, Fr. Ritter von Hauer, Emil Hauweis, Dr. Gustav Heider, Joh. N. Hölzl, k. k. Kaltenbrunner, Joh. Gr. K-l-ch, Dr. W. F. Kinn, Franz von Kobell, Leopold Kordesch, Heinrich Ritter von Levitschnigg, C. F. Mally, F. W. Maloen, Moriz Marli-Werner, Wilhelm von Meyerich, Alexander Patuzzi, Joh. Freih. von Paumann, Gustav Adolf Petter, Otto Prechtler, F. Graf Pocci, Dr. Rudolf Puff, J. Reckenschuß, Rudolf Rigler, J. M. Roqueurol, J. Freiherr von Sacken, Gustav Adolf Schimmer, Dr. J. N. Schinner, A. Schmitt, Dr. Ferdinand Schur, Fr. Simony, Ludwig Adolf Staufe, Adolf Ritter von Tschabuschnigg, Dr. Joh. Nep. Vogl, J. Ritter von Wiser, Franz Xav. Wurm ꝛc. ꝛc.

Mit artistischen Beiträgen

von

A. Azmann, Thomas Benedetti, Emerich Benkert, Bournye, J. Berger, v. Erter, Empfinger, Peter Fendi, Kirchhofer, Fr. Kollarz, E. Krüger, W. Lehmann, Christian Mayer, Mößmer, C. Piil, Schindler, J. Schneider, Fr. Simony, Stadler, J. Würbel, Zimmermann ꝛc. ꝛc.

Zweiter Jahrgang.

Wien, 1855.

Druck und Verlag von M. Auer.

781115-D.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Anzeige des II. Jahrganges.

Literarischer Theil.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Aufsätze für Naturwissenschaft, vaterländische Geschichte, Topografie, Culturhistorik, Reiseschilderungen und Wissenschaft überhaupt.

Naturgeschichte der Feder. Von Dr. J. N. Schinner 1, 2
Südslavische Bilder. Von Dr. Vincenz Ferrer Klun 1, 8, 16
Aus den Alpen. Reiseskizzen von Professor Fr. Simony 2, 4, 5, 7, 11
Naturwissenschaftliche Briefe über Siebenbürgen. Von Prof. Dr. J. F. Schur 3, 8, 17
Biografische Skizze aus dem vorhundertjährigen Kriege. Von Ludwig Bechstein . 3
Nationalökonomisches. Von C. F. Mally 4, 6, 8
Das Urantlier der Geburtsstadt des gr. Nürnberg. Von Dr. Gustav Heider . . 4
Oestreichische Südtirolbilder. Topografische Schilderungen von Dr. Rud. Puff 5, 13, 18
Die Federmaus. Von Georg Frauenfeld 5
Der Pfeil des Zisla. Historische Mittheilung von L. Bechstein (Mit einer Abb.) 6
Der Nikolai-Abend in Krain. Von Dr. Vincenz Ferrer Klun 6
Die heilige Charwoche 7
Zur Monografie des Maulwurfsorbes in Wien. Von Moriz Hermann 7
Die Kirche zu St. Kaprazin in Ober-Steiermark. Von C. L. Schimmer. (Mit Abbild.) 9
Die Eisenbahn über den Semmering. Von Louis Pfeil 10
Federwild. Zur Naturgeschichte der Feder. Von Dr. J. N. Schinner 10
Die Mormonen. Von J. Graf K—l—ch 11, 12, 13, 14
Ein Frühlingsfest der Künstler in Wien (1853). Von Dr. Ludw. Aug. Frankl 12, 13
Reise-Erinnerungen aus Afrika. Von Gustav Adolf Petter . . . 14, 15, 16, 17, 18
Die k. k. geologische Reichsanstalt. Von Fr. Ritter von Hauer. (Mit Abbildung) 15
Der Obstbaukunde. Von J. A. P. Platzer 19
Ausflug auf den Sinai im Jahre 1855. Von Georg Frauenfeld . 19, 20, 21
Der Dichtung in Krain. Naturhistorische Skizze von Leopold Kordesch . . . 20
Auf Burg Mödling und Lichtenstein. Von Wilhelm von Meyerich 21
Spindler in Wien. Charakterstyge von Dr. Ludwig August Frankl . . . 22, 23
Menschliche Begriffe über die Unendlichkeit des Weltraumes u. Von F. X. Wurm 22
Die Kerkerhöhle in Wien. (Mit Abbildung.) Von Leopold Kordesch 23
Erinnerungen an Paris. L. 24
Gelische Sitte aus dem Salzburger zu Hofstatt in Oberösterich. Von Freiherrn J. von Sacken 24
Die St. Steinanscherke in Eggenburg. Von Emil Hauweis 24

Novellen, Erzählungen, Humoresken und Sagen.

Der Leibdiener des Grafen von Egmont. Historische Novelle von Leop. Kordesch (Mit 6 Illustrationen) 1, 2, 3, 4, 5
Silhouetten aus Wien. Von Moriz Hermann 1, 2, 4, 14
Das Incognito. Novelletie von J. F. Castelli 3
Fallenstein. Sage von Alexander Patuzzi 3
Das Schloß Mielkemont. Novelle von Ritter von Tschabuschnigg 6, 7, 8, 9
Mitternacht. Historisch-naturländische Novelle von Josef Bodnizg . . 6, 7, 8, 9
Eine Szene im Parke zu Laxenburg. Von Leopold Kordesch 6
Die zehnte Muse. Eine einfache Erzählung von J. F. Castelli. (Mit 4 Illustrationen.) 10, 11, 12, 13
Alexander Dumas bei dem Bäcker und Dichter Rebaul. Aus den Reise-Erinnerungen des Alexander Dumas, nacherzählt von Cornelia Costa 12
Drei Weihnachten. Novelle von Alexander Patuzzi . . . 14, 15, 16, 17, 18
Der treuste Hund. Sage von der Entdeckung der Bayer Heimellen v. R. Schmidt 15
Im Lande der Bunzerben. Vaterländische Novelle von Heinrich Ritter von Leditschnigg 19, 20, 21, 22, 23, 24
Das Narrenherz. Geschichtlicher Schwank von Moriz Hermann 19
Der Weltkarl. Humoristische Sage von Moriz Hermann 21
Eine Geschichte aus den Bergen. Von Dr. Johann Nep. Vogl 22, 23

Gedichte.

Neujahrsepistel an die Leser. Von Leopold Kordesch 1
Der Messerschmied. Von Graf Pocci 1
Die Sprache der Stummen. Von R. Rigler 2
Das verfrorene Schloß. Von Dr. Joh. Nep. Vogl 3
Sur les napkins du Madame la Comtesse L. en jour de la fête-Dieu. Von Freiherrn Sommer-Pacquil 3
Der Tanzsaal und die Todesgruft. Von J. Ritter von Wiser 4
Das Fräulein von Wolfenstein. Kleeberge von Ludwig Bowitsch 5
Engelswache. Von K. A. Kaltenbrunner. (Mit Abbildung) 6
Die Steiermost an Oestreich Jubelage am 5. März 1855. Von Dr. Rud. Puff 6
Stabat mater. Von G. B. Golze 7
Der Steirerbeer Trunk zu Kagenow. Ballade von Dr. Joh. Nep. Vogl 7
Beisser. Ballade von Ludwig Aloys Staufe 8
Das liebe Wörtchen. Von J. M. Roquerrol 8
Oestreich. Von J. N. Hölzl 9
An den lieben Mai. Von Leopold Kordesch 9
Rufe mich! Von Alexander Patuzzi 10
Der Rosenstrauch. Von Ludwig Bowitsch 11
Im Abendtale. Von Franz Figinger 12
Die Schöpfung des Morgenthaues. Von Moriz Markl-Werner 13
Mond und Kuge. Von K. A. Kaltenbrunner 13
Mein Blümchen. Von J. M. Roquerrol 14
Thränen. Von Cajetan Cerri 15
Vorwurf. Von Jod. Freiherrn von Pöimann 16
Die Werr-Fee. Von Moriz Markl-Werner 17
Das Kind im Stuhle. Von K. A. Kaltenbrunner 17
Segensspruch. Von Otto Prechler 18
Die Kreideberger Grete. Von Leopold Kordesch 19
Des Einsiedlers Katte. Ballade von Dr. Johann Nep. Vogl 20
Meine Sterne. Von Ludwig Bechstein 21
Andere Welt. — Urquell. Von Siegfried Kapper 22
Rose und Wurm. Von Ludwig Bowitsch 23
In das Album der Walhalla. Von Hammer-Purgstall 23
Der Schiffsregelle. Von Fr. Grafen Pocci 24

Aufsätze verschiedenen Inhaltes.

Industrie 1
Gewerbe Bilder. Von J. Reckenschuß 2
Der Glasvalast für die allgemeine Kunst- und Industrie-Ausstellung auf den elisäischen Feldern in Paris 3
Die Sonntagsfeier in England. Von Josef Bobnigg 3
Kunstkritische Streifzüge. I. Hefter Berlioz und Richard Wagner. Von Friedrich Dornau 4, 5
Schiel Goldburg. Von Leopold Kordesch 6
Kaiser Nicolaus I. von Rußland und seine Söhne. Von L. Kordesch 6
Die neuen Kräfte bei k. k. Hofburgtheater. Von Alexander Gigl 6, 9
Das Crucifix im Erlenthomm. Von Ludwig Bechstein. (Mit Abbildungen) 7
Ausgichtung 7
Ein Besuch in einem Maler-Atelier. Von Bruno Bucher 8
Andeutung einer Oestreich als Ehrenfache gebeinen Säculerfeier. Von F. M. Malyan 9
Die Baar-Anstalt zu Hall in Oberösterich. (Mit Abbildung) 10
Ein Maitreum im Angarten. Von Wilhelm v. Meyerich 11
Das k. k. Nacional-Hoftheater zu Wien im Jahre 1789. Von Dr. Heinr. Costa 12
Das Paradiesgärtchen. Von Wilhelm v. Meyerich 13
Staubingers Sonnenuhrcoffee. Von L. K. 14
Ein Gang durch's Besserbern. Von Wilhelm v. Meyerich 16
Ausstellung der Pläne zur Votivkirche 16
Anne Rondenstein. Von Wilhelm v. Meyerich 17
Nachtrag zum Artikel: „Die Mormonen“ 17
Die Zeitschrift „Gutenberg“ 7, 17
Hier neue interessante Erfindungen 19
Ein Tag auf dem Wasser-Glacis. Von Wilhelm v. Meyerich 20
Eine literarische Stigung in den Tuilerien. Von J. M. Roquerrol 20
Skizzen aus dem Kohlenthern. Von Ludwig Bowitsch 24
Schlußwort. Von Leopold Kordesch 24

Biografien berühmter Zeitgenossen.

(Mit Porträts.)

Betti Pooli, Dichterin 1
Dr. Eduard Mellt, Archäolog 4
Karl Rahl, Maler 11
Christian Mayer, Kupferstecher 12
Leopold Ernst, Architekt 18
Leopold Graf Kollonitsch, Cardinal 20
Heckel-Engelhart, k. k. Hofschauspielerin 20
Vincenz Georg Kininger, Professor der Schadelkunst 21
Albert Thorwaldsen, Bildhauer 22

Epigramme.

Neuartiger Handel. Von J. Ritter v. Wiser 1
Epitaphium eines Faulenzers. Von L. Kordesch 2
Wiedmannssprüche. Von Fr. v. Kobell 3, 7, 12
Das Beste. Von Carl Freiherrn v. Braun 4
Macht der Kunst. Von J. Ritter v. Wiser 5
Ihre Epigramme von Dr. Heinrich Costa 6
Vielleicht hilft's? Von J. Ritter v. Wiser 8
Freundschafts-Thränen. Selbstkenntniß. Von Dr. Rudolf Puff 9
Pfefferkörner. Von Carl Freiherrn v. Braun 9
Der Mensch. Moderne Kritik. Von Dr. Rudolf Puff 10
Der Wasserschirm. Von J. Ritter v. Wiser 11
Soldatenreue. Von L. Kordesch 13

Digitized by Google

Warnung. Von Carl Freiherrn v. Braun 13
Das verrufene Gebicht. Von J. Ritter v. Wiser 14
An die Lederhosen Deutschlands. Von J. P. K. 15
Der Schatz. Von Dr. Rudolf Puff 16
Der schalkische Erwerbte. Von Leopold Kordesch 18
Gastfreundschaft. Von Dr. S*** 19
Drei Epigramme von Dr. Heinrich Costa 20
Das Schrannengebäude in Wien. Von Franz Fitzinger 21
Stadtbeleuchtung. Der Bösstanner. Selbstverschulden. Von Dr. Heinrich Costa . . 22
Ein Rebus. Von Franz Fitzinger 24
Pro memoria. Von Leopold Kordesch 24

Besprechung literarischer Erscheinungen.

„Die Judenfrellen." Roman von A. Ritter v. Tschabuschnigg 2
„Blumenromanzen," von Ludwig Bamitsch 3
„Das alte Wien." Von Gustav Adolf Schimmer 8
„Geschichte der Tiefel." Von Johannes Nordmann 8
„Heimatgrüße aus Niederösterreich." Gedichte von L. A. Staufe . . . 9
„Katholischer Familienkalender." Von F. C. Mally 10
„Posselflorr." Sagen-Kleios von Dr. J. N. Vogl 10
„Gedichte" von Moriz Morli-Werner 13
„Zeitlosen." Gedichte von Otto Prechtler 13
„Dichtungen" von Lina Brösel 16
„Wiener Zustände im Mittelalter." Von Emil *** 18
„Mosesblätter." Jüdisches Album, redigirt von Ludwig Bamitsch 19
„Kindergeschichten gegen Thierquälerei." Von Heinrich Reitzenhof . . 19
„Lieder ohne Wirklichmerz". Von Rudolf Hirsch 20
„Kinderthroten" von M. V. H. 24

Oesterreichischer Kunstverein.

8, 9, 10, 11, 12, 13, 15, 16 19, 23.

Musik-Salon.

5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24.

Recitirendes Schauspiel.

4, 6, 20, 21, 23, 24.

Uebersicht auswärtiger Bühnenzustände.

4, 3, 6, 7.

Portefeuille für Literatur und Kunst.

4, 5, 6.

Historische Rückblicke und Lückenbüßer.

1, 2, 3, 6, 8, 10, 11, 15, 16, 19, 20, 23.

Miscellen.

1, 2, 3, 4, 6, 8, 17, 18, 19, 20.

Aphorismen.

1, 2.

Correspondenzen.

12, 13, 14, 22, 23.

Wochen-Chronik.

14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21.

Charadenwesen.

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 15, 16.

Erklärung der Kunstbeilagen.

1, 2, 3, 4, 5, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 22, 23, 24

Verschiedene Anzeigen.

6, 7, 8, 12, 14, 16, 18, 22, 23, 24. — Nekrolog, 24.

Telegraf der Redaction.

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 22, 23.

Artistischer Theil.

Blumenbouquet. (Chromolitographie) 1
Betti Paoli. (In Stahl geschabt von Christian Mayer) 1
Das sorglose Kind. (Lithographie) 1
Die Stiege des Ritter St. Georg im Montenuovo'schen Palais. (Zeichnung von J. N. Geiger, Holzschnitt von Schreiber) 2
Die Erwartung. (Lithografie von Em. Benkert) 3
Die Gruppe der Großglockner. (Zinkradirung von Prof. Simony) 3
Pariser Glaspalast. (Xilographischer Umdruck) 3
Die Medaillen der Münchner Industrie-Ausstellung. (Hochprägung) 3
Eichenblätter. (Naturselbstdruck) 3
Ein Gebet. (Gemalt von J. F. Cabelli in lithographisch verjüngtem Rahmen) 4
Das Brautthor der St. Sebaldskirche in Nürnberg. (Holzschnitt mit Farbendruck von Erler) 4
Porträt des Dr. Eduard Mally. (In Kupfer geschabt von Christian Mayer) 4
Eine Gebirgslandschaft. (Zeichnerische auf Harzmesse) 5
Die Federmaus. (Naturselbstdruck) 5
Ein gehäkeltes Kragen-Muster. (Originalselbstdruck) 5
Eine Scene im Park zu Laxenburg. (Gravüre auf Stein) 6
Schloß Habsburg. (Galvanographie nach der Malerei auf Kupfer) 6
Kaiser Rudolf I. und seine Söhne. (Lithografie von F. Kollorz) 6
Die Kreuzabnahme Christi. (Nach Paolo Veronese, in Stahl geschabt von Chr. Mayer) 7
Im Dirndl-Graben in Oberösterreich. (Litogr. Kreidezeichnung von E. Krüger) 7
Die Londoner Ausstellung-Medaillen. (Typographische Hochprägung) 7
O'Donnell's Schild. (Lithografie von F. Kollorz) 8
Eine alte Frau. (Kupferstich nach der Malerei von Benedetti) 8
Ideale Landschaft mit Staffage. (Radirung in Kupfer von Mößmer) 8
Ein Eselsbade mit dem Falken. (Kreidezeichnung von Baurnye in Düsseldorf) 8
Peter Fendi und seine Mutter. (Radirung in Kupfer von Peter Fendi) 9
Holzgeschnitzte. (Naturselbstdruck) 9
Wien und dessen Umgebung. (Typographischer Farbendruck) 10
Moderne Reisegelegenheit. (Litografie von Em. Benkert) 10
Lederer Ischl. (Holzschnitt) 10
Der Ritt zur Jagd. (Nach Wouwermans in Kupfer radirt von P. Fendi) 11
Porträt des Malers Rahl. (In Kupfer geschabt von Christian Mayer) 11
Aigen. (Naturselbstdruck) 11
Porträt des Kupferstechers Christian Mayer. (Von ihm geschabt in Kupfer) 12
Ein Wilhschütz. (Litografie von Em. Benkert) 12
Die Kirche in Görlitz (Glasätzung von G. Pill) 12
Land bei Gastein. (Typographischer Farbendruck von Erler) 13
Maus und Katz. (Kupferstich von Peter Fendi) 13
Bilder aus der Thierbrauner Menagerie. (Litografie von Stanley) 13
Das metaphysische Perfektum-Gebäude in Wien. (Litografie von Stadler) 14
Hundeköpfe. (Galvanografie von J. Breyer) 14
Ideale Landschaft. (Radirung in Kupfer von Mößmer) 14
Der Kalvarienberg bei Ischl. (Litografie von W. Lehmann) 15
Muster orientalischer Ornamentik. (Typographischer Farbendruck) 15
Musikbeilage: „Mutterliede." (Litografie) 15
Scene aus dem Räuberleben. (Kupferstich von A. Armann) 16
Porträt des Gebirgsdichters. (Litografie von Em. Benkert) 16
Aigen. (Naturselbstdruck) 16
Eine alte Frau. (Galvanografie von J. Breyer) 17
Das Kind im Stuhle. (Kupferstich von Thomas Benedetti) 17
Umschlag zum Taufbüchlein pro 1856. (Federzeichnung von F. Kollorz) 17
Porträt des Architekten Leopold Ernst. (In Kupfer geschabt von Chr. Mayer) 18
Die Kapelle am Hallstätter Friedhofe. (Litografie von W. Lehmann) 18
Strickmuster einer Kinderhalsdecke. (Originalselbstdruck) 18
Studienkopf. (Stahlstich von Christian Mayer) 19
Constantinopel. (Litografischer Gravüre von J. Würbel) 19
Das Kind am Töpfchen. (Kupferstich von Thomas Benedetti) 19
Porträt der Frau Hebbel-Enghaus. (In Kupfer geschabt von Christian Mayer) 20
Leopold Graf Kollonitsch im Türkenlager vor Wien. (Holzschnitt von Erler) 20
Das Gebenmahl. (Litografie von Em. Benkert) 20
Porträt des Dichters Georg Reisinger. (In Kupfer geschabt von Chr. Mayer) 21
Niederländisches Stell-Leben. (Galvanografie von J. Breyer) 21
Der Dachstein. (Litografie von W. Lehmann) 21
Porträt des Bildhauers Albrecht Thorwaldsen. (Kupferstich von Kirchhofer) 22
Das Vater-Unser. (Gravüre auf Stein von Fr. Kollorz) 22
Das schöne Bild. (Kupferstich von Schindler) 22
Eine Kaffern-Hochzeit. (Litografie von Fr. Zimmermann) 23
Panorama von Constantinopel. (Litografische Gravüre von J. Würbel) 23
Aigen. (Naturselbstdruck) 23
Die heilige Cäcilia von Engeln betrauert. (Nach einem Gemälde des Joh. Ritter von Scheffer, litografirt von Empdinger) 24
Titelbilder zu den Kinderthaten des P. M. H. (Federzeichnung von Fr. Kollorz) 24
Alpenrose (rosa alpina L.). (Naturselbstdruck) 24

Digitized by Google

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift

für Kunst, Wissenschaft, Industrie und Unterhaltung,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Numern von 24 Bogen Text und über 70 Kunstbeilagen.
Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- u. Auslandes an. Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M.
Zustellungsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 50 kr. C. M.

Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten.
Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichzeitig geliefert und billig berechnet.
Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gedrohene Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.
Redaction und Expedition: Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 25.

Inhalt: Epistel an die Leser. — Naturgeschichte der Jahre. — Städtebilder. — Eine Meerfahrt in Indien. — Der Feldherrn des Grafen von Egmont. — Eine Szene im Contrapunkt. — Der Messerschmied. — Hellenische Räuberbilder. — Epigramm. — Miscellen. — Todtengeläute. — Eine Karawane für Indien Fahne. — Erklärungen der Numern-Bilder und der 8 Kunstbeilagen.
Zuhörer. — Lösung der Räthsel.
Artistische Beilagen: Blumen-Bouquet. (Chromolithogr.) — Paris Paoli. (Stahlstich.) — Kalender 1855. (Holzgr. Graviert.)

№ 1. — II. Jahrgang. 1855.

Prospect.

Die Zeitschrift „Faust" wird im zweiten Jahrgange ihre doppelt sich gestellte Aufgabe der **Belehrung** und **Unterhaltung** durch Bild und Wort fortsetzen.

Sie wird ununterbrochen dem vaterländischen Interesse in allen Zweigen der Wissenschaft und Kunst, indem sie alle Fächer des Wissens, der Forschung und der Kunst in ihren Kreis zieht, Rechnung zu tragen suchen, indem sie im Genre der belehrenden und unterhaltenden Lectüre den verschiedenen, aber gebildeten Geschmack des Publicums auf eine Art berücksichtigen will, die das Blatt an Originalität, Gediegenheit, Mannigfaltigkeit und endlich an Kunstwerth der Beilagen den besten belletristischen Zeitschriften an die Seite stellen soll. Die Tendenz der Zeitschrift soll edel, würdig, dem Kunstsinne der Leser entsprechend, und ihre Hauptaufgabe sein, der **vaterländischen Kunst** in allen ihren Zweigen als **Organ** zu dienen.

Die ausgezeichnetsten Literaten des In- und Auslandes haben diesem zeitschriftlichen Unternehmen ihre Mitwirkung zugesagt; daher wird namentlich der unterhaltende Theil Alles in sich fassen, was spannend, anregend, erheiternd wirkt. Original-Novellen, Humoresken, Sagen, Sittenschilderungen, Geschichte, anziehende Reisestizzen, Biografien berühmter Zeitgenossen, Gedichte ꝛc. werden ununterbrochen mit allem dem abwechseln, was ein der Belletristik und Kunst gewidmetes Blatt interessant, mannigfaltig, pikant und angenehm machen kann.

Die Illustrationen und Kunstbeilagen, worin diese Zeitschrift sich von **allen** vorhandenen ähnlichen Unternehmungen zu unterscheiden bestimmt ist, werden theils in (dem Texte eingedruckten) Holzschnitten, theils in artistischen Beigaben, als: **Kupfer-** und **Stahlstichen, Litografien, Filografien, Chemitypien, Galvanografien, Stilografien, Glasdrücken, Graviruugen, Guillochirungen, Verkleinerungen, anastatischen Abbildungen, Farbendrücken, Fotografien, Mikrotipien, Original-** und **Naturselbstdrücken** bestehen.

Dadurch, daß der Herr Regierungsrath **Alois Auer**, Director der k. k. Hof- und Staatsdruckerei, welche in ihrer Art einzig und unerreicht dasteht, diesem Unternehmen bei Auswahl und Anfertigung der Kunstbeilagen seine specielle Betheiligung zugesichert hat, stellt sich eine genügende Bürgschaft dar, was in dieser Hinsticht geleistet werden soll.

Ganzjährige Pränumeranten erhalten als Prämie einen großen prächtigen Stahlstich in Placatformat von Christian Mayer, unter dem Titel:

„Nach der Prüfung."

(Die Erklärung des Bildes befindet sich auf der letzten Seite des heutigen Blattes.)

Digitized by Google

Neujahrs-Epistel an die Leser.

Im zweiten Jahr tritt Ihnen „Faust“ entgegen,
Nach Ihrem Beifall ringend, Ihrer Gunst. —
Ob ihm auf seinen dornumschwerten Wegen
Wohl ganz gelungen diese schwere Kunst?

Dieß werden Sie, Verehrte, selbst nur wissen,
Sein Streben, seine Absicht waren gut,
Und wo sich hie und da noch Lücken vermissen —
Am Wollen hat es wahrlich nicht derugt.

Doch allbekannt ist's ja und klar bewiesen:
Es kann' ein Dicht, mag's noch so tüchtig sein,
Noch so von Ja- und Amtland hochgepriesen,
Sich nie des Beifalls Jedermanns erfreu'n.

Wenn selbst der Himmel mit dem lieben Wetter
Zahlloser Gröbler Kritik unterstützt —
Um wie viel eher werden Zeitungsblätter
Vom Tadel, recht und ungerecht, umflicht! —

D'rum wollen Sie mir dieß nur plaidiren —
Es ist ja kein Artikel, nur ein Rath:
Nicht allzudarf und streng zu kritisiren,
Wenn hie und da nicht nach Geschmad ein Blatt.

Vollkommn'ed gibt's ja nichts auf uns'rer Erde,
Wie kam' zu dieser Ansnahm' ein Journal?
Trosdem, daß sie in buntgemagter Heerde
Erbrückend wirken auf des Leser's Wahl.

Mein Rath ist d'rum mehr in dem Kleid der Bitte:
Verfolgen Sie nur gütigst immerdor
Bei Ihrem Urtheilsspruch die — gold'ne Mitte,
Dann wird der Tadel selbst gerecht und wahr.

Leopold Kordesch.

Naturgeschichte der Feder.

Von Dr. J. R. Sch***

Wenn einige unserer neueren Pflanzenphysiologen behaupten, daß die gewöhnliche Pflanze eigentlich ein Aggregat aus vielen kleinen Pflanzen sei, die sich gesellschaftlich und nach einem bestimmten Gesetze zu einem scheinbaren Individuum vereinigten und daß also nur die einfache Zelle auf die Bezeichnung eines Pflanzenindividuums Anspruch machen könne; so sehe ich nicht ein, warum ich es mir nicht erlauben sollte, die von dem Vogelleibe allerdings abhängige Feder gleichfalls zu individualisiren und sie, durch Anführung aller ihr Dasein begleitenden Erscheinungen und Umstände als ein eigenes Naturgeschöpf zu behandeln.

Gewiß verdient die Feder mit ihrem sehr complicirten und wunderbaren Baue eine bei Weitem größere Beachtung, als die einförmige, kaum sichtbare Pflanzenzelle, die sich doch erst, nach der Vollendung des Lebenscikius der Aggregatpflanze, aus dem geselligen Verbande loszutrennen vermag, an dem ihr ganzes Dasein gefesselt war, während im Gegentheile die Feder den Heimatsboden, der sie nährte und groß zog, viel früher noch verläßt und sich in dem großen Weltraume ganz selbstständig herumzutreiben scheint.

Ich habe nie ohne eine gewisse Aufregung die über die Spiegelfläche eines Teiches ruhig dahin segelnde Schwanenfeder betrachten können, welche sich, wie nach eigenem Willen die Richtung ihres Zuges selbst wählte, ohne sich um den Urheber ihrer Daseins zu bekümmern, der stolz und majestätisch neben ihr dahinzog. Jedesmal drängten sich mir ganz wundersame Betrachtungen auf, wenn mir der kaum wahrnehmbare Luftzug die Flaumenfeder irgend eines Vogels in mein Zimmer führte und wenn diese, wie forschend noch eine Weile auf- und abwogte, bis sie sich endlich ruhig an meinem Schreibepulte niederließ, als habe sie ihr Absicht, den schwarzflüssigen Gänsefielen einen Besuch abzustatten, die dort nach mühevoller Berufspflicht neben dem Tintenfasse schlummernd lagerten. Ob wohl diese wandernden Dermatosiien nicht ebenso ein Fragmentchen jenes ewigen, unverständlichen Naturgesetzes manifestirten, welches sich in der an meinem Fenster vegetirenden Primula chinensis kund gab, oder ob ihre oft meilenweiten Luftreisen über Berg und Thal eben nur Resultate des, Alles und Nichts erklärenden Zufalles seien, und ob sie durch ihre Ergebung in den unbeugsamen Willen des Luftstromes weniger Anspruch auf individuellen Sein zu machen berechtiget sein möchten, als das von der Muttererde losgetrennte Gestein, welches, dem unbeugsamen Gesetze der Schwere folgend, gleichfalls den steilen Berg unaufhaltsam hinunterzurollen gezwungen ist?

Solche und ähnliche Betrachtungen haben mich zu dem Resultate gedrängt, auch die Feder in einem gewissen Sinne als ein Besonderes und Selbstständiges zu betrachten, und ich fand die Gänsefiele, welche lauschend um mich herumlagen, alle gerne bereit, die Geschichte ihres Geschlechtes aufzuschreiben.

Das Geschlecht der Federn steht in nächster Verwandtschaft mit den Schuppen und Haaren und bildet mit diesen eine ganz natürliche Sippschaft eigenthümlicher Hautgebilde, welche alle das Eine mit einander gemein haben, daß sie am Leibe ihres Trägers unempfindlich sind, von diesem losgetrennt aber sich länger und unversehrter erhalten, als die übrigen Körpertheile warmblütiger Creaturen. Während die Haare vornehmlich den Säugethieren, die Schuppen aber den Fischen zukommen, kann als ausschließliches Heimatsland der Federn nur der Vogelbalg betrachtet werden. Sie sind von demselben so sehr abhängig, daß sie, um hier einen für das Pflanzenvorkommen sehr bezeichnenden Ausdruck in analoger Weise anzuwenden, als vollkommen „vogelbalgständige Dermatosten“ bezeichnet werden können. Es finden sich federartige Gebilde zwar auch an anderen Lokalitäten, wie an Insekten, Pflanzen u. d. g., doch sind diese von den echten Federn wesentlich verschieden und verdanken ihre Bezeichnung nur ihrer, den Letzteren ähnlichen äußeren Form. Wäre der Vogelleib von Federn entkleidet, so würde er sich eben so leidlos und eckelhaft darstellen, wie der kahle und magere Leib des Frosches oder der Kröte und es dürfte dann wohl schwerlich Jemanden beifallen, den Pfau, das Perlhuhn oder andere buntbefiederte Geschöpfe schön zu finden, wenn an ihnen die, ihre unschönen Körperformen bedeckenden Federn, gar nicht vorhanden sein würden.

Die Federn erfüllen neben diesem Schönheitszwecke im Leben des Vogels bei Weitem wesentlichere und nützlichere Dienste. Sie erwärmen ihre Träger und verleihen ihnen die Alles überbietende Flugkraft.

Die Vogelnatur ist sich dieser großen Wohlthaten auch völlig bewußt und bildet daher auf der Oberhaut eines jeden Vogelleibes, durch Einstülpung derselben, kleine rundliche Nesichen, in welchen sich die keimenden Federchen entwickeln und ausbilden.

Bei näherer Betrachtung dieser sackartigen Nesichen kann man innerhalb derselben einen zweiten häutigen Balg entdecken, der mit einer gallertartigen Flüssigkeit ganz und gar ausgefüllt und dessen Achse von winzigen Blutgefäßen durchzogen ist.

Diese Blutgefäße bringen von der Fettlage des Vogels her in das untere Ende des Hautsackes ein und durchbohren fortschreitend auch die Wandung des inneren häutigen Balges.

Zwischen dem Hautsacke und dem Balge befindet sich eine besondere, von einer breiartigen Substanz gebildete Mittelschichte.

Das Federei — wenn es mir gestattet ist, diesen Ausdruck hier anzuwenden — besteht somit aus drei verschiedenen Lagen, welche durch diese Zahl an die Hülle, das Eiweiß und den Dotter des echten Eies erinnern, obwohl sie, wie natürlich, eine ganz verschiedene fisiologische Bedeutung haben.

In der innersten Schicht, da, wohin die Blutgefäße des Vogelherzens in äußerster peripetaler Thätigkeit dringen, ist aller Wahrscheinlichkeit nach der Herd für den Bildungstrieb der Feder; wenigstens erleidet nur diese Schicht bei der Fortentwicklung wesentliche Veränderungen, während die beiden anderen ziemlich unverändert bleiben.

Sobald der innere Balg aus dem Hautsacke getreten ist, öffnet sich derselbe an seinem oberen Ende und es ragt die Spitze der Feder in Gestalt eines Pinsels aus demselben hervor und breitet sich sofort federbuschartig aus. Der mittlere hornartige Theil der vollständigen Feder läßt sich alsbald aus den vielen Pinselstrahlen durch seine größere Stärke erkennen. Dieser entwickelt sich central, während die übrigen sich seitlich an ihn anfetzen und gleichsam als Aeste oder Zweige desselben betrachtet werden können. Da das Hauptwachsthum des nunmehr schnell fortschreitenden Bildungstriebes sich in einem Fortwachsen nach außen kundgibt, so verlängert sich der, gleichsetig an Dicke zunehmende Centralstrahl des Pinsels gewaltig in dieser Richtung hin und zieht die beiden Seitenreihen seiner Aeste rechts und links mit sich fort bis an die Spitze der Feder, an welcher der Ausgangspunct dieser dreifachen Strahlung an jenem Puncte noch recht wohl erkannt werden kann, welchen Ehrsitian Ludwig Nitzsch, der größte Erforscher des Federlebens, den

Digitized by Google

Nabel der Feder nennt und der sich an dem Gänsefelle ganz leicht dort entdecken läßt, wo an der Innenseite desselben die mit dem unbrauchbigen Federntheile aufsteigende Rinne ihr Ende erreicht. Burmeister hat beobachtet, daß die Oberfläche des inneren gallertartigen Mutterkörpers vertrocknet und sich hautartig abhäutet. Diese allmälig sich abstoßenden zackartigen Häute werden im Fortwachsen der Feder durch die nachdrängenden Häute fortgeschoben und bilden eine Kette in einanderstehender Trichter, welche in dem durchsichtigen Theile größerer Federn, als Reste eines sehr intensiven Lebensprocesses, in der sogenannten Federnseele noch leicht beobachtet werden können.

An der vollständig ausgewachsenen Feder lassen sich folgende Theile wahrnehmen und unterscheiden:

Der mittlere hornartige Theil oder der Stamm der Feder, der auch Kiel genannt wird und dessen unteres durchsichtiges Ende wieder als Spule, so wie dessen oberes undurchsichtiges als Schaft bezeichnet wird, dann die seitlichen Aeste, welche mit den an ihnen sitzenden Theilen die Fahne der Feder bilden.

Die Spule enthält die Federseele; sie ist der wichtigste und vornehmste Theil der Feder, mit welchem diese an den Leib ihres Trägers festgewachsen ist, und der, nach seiner Losstrennung noch zu jener großen Bedeutung Anlaß wurde, den die Federn in allen civilisirten Staaten seit Jahrhunderten einzunehmen im Stande waren, und die sie erst in neuerer Zeit mit den ursprünglichen metallenen Surrogaten, welche sich in perfider Anmassung den Namen der Federn angeeignet haben, theilen zu müssen gezwungen worden sind.

Die Geschichte hat den Namen jenes großen Mannes nicht aufbewahrt, der der Erste die Federspule als Schreibwerkzeug benützte.

Mit Sicherheit kann angenommen werden, daß das große Römervolk, welches den capitolinischen Gänsen so große Ehren erwies, sich von den wunderbaren Eigenschaften nichts träumen ließ, welche die in den Schwingen ihrer Schützlinge so reichlich vorhandenen Gänsefelele enthielten, und daß es sich bis zu seinem Untergange mit den egyptischen und cnidischen Rohrstängeln begnügen mußte, die trotz ihrer vielgepriesenen Vortrefflichkeit den elastischen Federkielen wohl kaum an die Seite zu setzen sein dürften.

Wer mag es ermessen, wie weit es wohl mit der römischen Literatur gekommen sein würde, wenn die eroberden Cohorten, von denen uns Plinius erzählt, daß sie bei ihrem Zuge in die grünenden Gefilde Niederlands den Gänsen so begierig nachstellten, statt der erbeuteten Dunen, eine Schreibfeder mit in ihre Heimat zurückgebracht hätten?

Der träge, ungeschmeidige Rohrstängel blieb auch noch der Römerzeit noch lange der alleinige Vermittler des menschlichen Denkens und Sinnens, und trotz der anachronistischen Abbildung eines federkielführenden Aristoteles, welche und eine Handschrift des 15. Jahrhunderts überliefert, und trotz der vielen ähnlichen Conterfeis unserer heiligen Evangelisten, wissen wir doch erst seit Isidorus, der im Jahre des Heiles 636 nach Christi Geburt gestorben ist, mit Bestimmtheit, daß das Menschengeschlecht zu seiner Zeit die glückliche Entdeckung der Gänsefeder bereits gemacht hatte.

(Schluß folgt.)

Südslavische Bilder.

Von Dr. Dinko Ferrer Klun.

I.

Das in Wissenschaft und Literatur cosmopolitische Deutschland hat in neuerer Zeit den slavischen Völkern eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Namentlich ist es die Literatur eines Theiles der Südslaven, die jugendfrische Poesie des serbischen Heldenvolkes mit ihrer kühnen Fantasie, ihren kräftigen Bildern und der klangreichen Sprache, welche in mehr oder minder guten Uebersetzungen sich einer großen Theilnahme in Deutschland zu erfreuen hat. Die slavischen Völker, welche im Zugendalter den Schauplatz der Weltgeschichte betreten, welche bald als halbcivilisirte Barbaren und Unterdrücker aller Cultur und freien Geistesentwicklung geschildert werden, bald aber auch durch zu drastisches Auffassen und fantasiereiches Vorführen von Eigenthümlichkeiten in Sitten, Gebräuchen, Dichtungen u. s. f. eine zu große Bewunderung erlangten, — diese verdienen sicherlich, und dieß ganz vorzüglich in gegenwärtiger Zeit, die Beachtung eines jeden Gebildeten. Das vorneheme Ignoriernwollen, das Aburtheilen a priori führt zu nichts; denn es ist absurd, wenn gewisse Lente über den Slavismus ein Urtheil abzugeben sich anmaßen, die vom Slaventhume kaum mehr kennen, als die banalen Fratzen von „Panslavismus," „Knute," „Weltkampf des Germanenthums gegen das Slaventhum" — und dergleichen mehr.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, das Slaventhum in seiner Totalität auszufassen und darzustellen, diese Aufgabe wäre zu umfassend für eine periodische Schrift; ich will nicht einmal den gesammten Südslavismus behandeln, sondern nach dem Grundsatze: „multum, non multa," nur Einen Theil desselben, einen der bis jetzt außerhalb der Grenzen seiner Wiege nur wenig bekannt ist. Die Slovenen sind es, die ich den Lesern Ihres Blattes in Sitten, Gebräuchen, Geschichte und Literatur vorführen will. Doch kann der Zweig nicht grünblich analisiert werden, ohne auf den ganzen Stamm hie und da Blicke zu werfen; die Hauptgruppe tritt nur dann lebendig hervor, wenn auch im großen Hintergrunde die Vertheilung von Licht und Schatten zur Hebung des ersteren kunstgemäß stattfindet. Erwarten Sie übrigens kein ängstlich nach Systemen geordnetes und streng gruppirtes Ganzes, mit Katheder-weisheit unterspickt, kein umfassendes Gemälde; nein, es seien heitere Genrebilder, hier eine ethnografische Skizze, dort eine historische Episode, oder ein poetisches Panorama.

Der Vorhang rollt auf. Da stehen vor dem Leser die kräftigen Gestalten mit der specifisch slavischen Fisiognomie des breitbackigen Antlitzes, mit den backsledernen Hosen bis zum Knie, das von den hohen Stiefeln verdeckt wird; der breitkrämpige Hut beschattet noch ein wenig die kurze Jacke. Im Winter ist es der lange, fast an die Knöchel reichende Pelz, welcher den ganzen Körper einhüllt, indeß die kleine Pelzkappe den Kopf bedeckt. Es sind Slovenen, die in einer Anzahl von 1½ Millionen an den Ufern der Save, der Sann, der Drau leben, sich vom Ackerbau und Viehzucht nähren, und in begeisterter Hingebung in den jüngstvergangenen stürmischen Zeiten, wie immer, an dem Kaiserhause in unwandelbarer Treue festgehalten haben. Dieses Volk fühlte seit jeher seinen wahren Werth und handelte in diesem Gefühle. Wie es einstens seine Freiheit und Unabhängigkeit, seine Götter gegen die hereinbrechenden christlichen Franken bis zur Verzweiflung vertheidigt hatte, wovon noch manche Sage in den romanischen Thälern der Wochein, an dem donnernden Wasserstnrze der Savica erzählt: so bewahrte es diese Liebe zur Heimat, zur Freiheit für seinen Stamm im Laufe der Jahrhunderte bis auf unsere Tage.

Sehen wir uns, bevor wir die Slovenen in ihrem Wirken und Schaffen, im häuslichen und öffentlichen Leben, und auf dem geistigen Kampfplatze betrachten wollen, ihre Wohnsitze an, und schließen wir das zu gestaltende Bild mit dem Gürtel der Sprachgrenze wie mit einem Rahmen ein. Der äußerste Sprachpfeiler, eingezwängt von den Italienern, ruht im Nesia-Thale des venezianischen Gebietes und in den Vorbergen der Ebene um Cividale. Ein zweiter reicht in Kärnten, wo sie gegenwärtig die Minderheit bilden, bis an das Fella-Thal bei Pontaffel. Von hier aus zieht sich die Sprachgrenze in einer bald mehr, bald weniger breiten Linie durch das Gail-Thal (Vallis Julia unter den Römern), dann zu beiden Seiten der Drau nach Süd-Steiermark, welches sie, im Allgemeinen durch den vom Radl zur Mur sich verflächenden Gebirgszug begrenzt, fast ausschließlich einnehmen. In geringer Anzahl, und mehr sporadisch, bewohnen sie einige Theile des anliegenden Ungarns, sowie des nördlichen Croatiens, bilden dagegen fast die Gesammtbevölkerung von Krain, und die Mehrheit in Görz bis an den mittleren Isonzo. Auch die Umgebungen von Triest bis gegen Pirano und den Dragona-Fluß haben mitunter slovenische Bevölkerung*).

Die Slovenen bilden somit ihrer geografischen Lage nach den Berührungspunct der drei Hauptelemente unseres Welttheils, des slavischen mit dem germanischen und romanischen. Der Repräsentant dieses slavischen Stammes ist das Herzogthum Krain, welchem wir vorerst unsere Betrachtung zuwenden wollen.

Das Gebirgsland Krain wird seinem größten Theile nach von Felsenpartien der südlichen Alpenkette durchzogen. Am Dreihaupte Triglav**) ist der Scheidepunct der julischen von den karnischen Alpen. Erstere sind es, welche durch ihre Versenkungen, durch ihre natürlichen unterirdischen Wasserleitungen, durch ihre großartigen, von Dr. Schmidl jüngst so herrlich be-

*) Statistik von V. Peasch, Brünn 1852, und Statistik von J. Hain, Wien 1852.

**) Von tri glave: drei Häupter, und nicht Terglou, wie gewöhnlich irrig geschrieben wird.

Digitized by Google

schriebenen Höhlen und Grotten mit den prachtvollen und märchenhaft geformten Tropfsteingebilden, Krain in dieser Hinsicht zu dem sehenswürdigsten Lande in Europa machen. Verfolgen wir weiter den Zug der julischen und karnischen Alpen mit den vielfachen Verzweigungen, betrachten wir deren Verbindungen und die verschiedenen Lagerungsverhältnisse, so werden wir einen natürlichen Grund darin finden, daß so viele Gewässer im Boden verschwinden, unterirdisch ihren Lauf fortsetzen und hier Aufweichungen, Ausschwemmungen und Senkungen, dort unterirdische Höhlen und Klüfte bewirken mußten. Daher kommen die vielen trichterförmigen Senkungen der Dammerde, sowie die Höhlen, welche die julischen Alpen überall begleiten, und deren Hacquet vom Triglav bis zum Kahl an tausend zählte: — ein charakteristisches Merkmal dieser alpinischen Formation, durch welches sie sich von jener andern in Europa ausgezeichnet.*)

Klein zwar ist die Fläche des Herzogthums Krain (wenig mehr als 173 □Meilen), aber ungemein groß an mannigfaltiger Verschiedenheit, durch die es das Interesse des Besuchers zu fesseln vermag, da jeder Theil seine besondere Eigenthümlichkeit aufweiset. Bei Inner-Krain ist es nicht die Oberfläche, die uns anzieht, denn die Steinwüste des Karstes, gleichsam ein großartiger Leichenstein an dem Grabe der einstigen Vegetation, stimmt den Besucher zur Wehmuth; — aber die unterirdischen Wunder sind es, mit den großartigen Felsendomen und zauberhaften Tropfsteingebilden, mit den rauschenden Wassern, in denen der mit Recht sogenannte krainische Höhlenbewohner — proteus anguineus — mit Wohlbehaglichkeit durch Wasserwogen und Felsenriffe schießt. — Diesem gegenüber macht die majestätische Alpennatur Ober-Krains einen erhebenden Eindruck, und der Velveier-See mit seinen malerischen Ufern, dem Mineralbade, den historischen Erinnerungen; — die wildromantische Wocheiner mit dem herrlichen Alpensee, der tosende Wasserfall der Savica u. s. w. laden alljährlich Fremde zum freundlichen Besuche ein. Ueberhaupt bietet Ober-Krain Dichtern und Malern der pittoresken Punkte in überraschender Menge. — Gegen beide Theile bildet sodann das heitere Unter-Krain mit den fröhlichen Bewohnern und seinen Weinbergen, die anmuthigen Hügel mit Häusern besäet, die sich wie weiße Perlen auf einem grüngestickten Teppich ungemein lieblich ausnehmen, einen freundlichen Contrast.

So verschieden nun die Partien in diesem an Naturmerkwürdigkeiten so reichen Lande sind, ebenso und noch mehr verschieden sind die Bewohner in jeder Beziehung, was zusammengenommen eine reiche Quelle für den aufmerksamen Beobachter bildet. Der Charakter und die Lebensweise des Bewohners wird durch die Beschaffenheit des Bodens hauptsächlich bedingt; wie dieses im Großen der Fall ist, so findet es sich auch innerhalb der engen Grenzen unserer Heimat im verkleinerten Maßstabe. Arm, wie die Vegetation am Karste, rauh wie die wildtobende Bora, fast eben so unfreundlich wie der Boden, ist im Allgemeinen der Inner-Krainer, bis er im „Tschitschen" als eigentlicher Repräsentant dieser Gegend sich darstellt. Treu und fest, standhaft und unerschrocken, gleich den stolzen, waldbekränzten Bergeshöhen Ober-Krains arbeitet rüstig der intelligente und industrielle Bewohner dieses Theiles, während der weinbauende Unter-Krainer in fröhlicher Genügsamkeit heiter dahinlebt, mehr bekümmert um den Genuß des sichern Heut, als sich hangen Sorgen um das ungewisse Morgen überlassend. Besondere Beachtung aber verdienen einzelne Stämme, die gleich Inseln vorkommen, als da sind: die Gottscheer, die Uskoken, die weißen Krainer, die ich Ihnen in der Folge der Reihe nach vorführen will.

Heute schließe ich mit den Worten unseres trefflichen Johann Gabriel Seidl, die wohl die zartesten Gefühlssaiten eines jeden Krainerherzens anschlagen:

— — — Mein Krain
Ist gar ein seltsam räthselhafter Land;
Nicht so wie and're Länder liegt es da.
Ein aufgeschlag'nes Buch, von dessen Blättern
Das Aug' im Flug' den Namen Inhalt hascht;
Nein, dunker anscheinbaren Zeichen bietet
Es deuten Werth und kaum geahnten Sinn;
Begreifen muß man es, um es zu lieben.

„Carniolia."

*) Nach Hinderl.

Eine Mozartfeier in Laibach *).

Von Dr. Heinrich Costa.

Das 5. Heft 2. Bandes des „illustrirten Familienbuches des österr. Lloyd" vom Jahre 1852 erinnerte an ein, bereits im weiland „Wienerboten" Nr. 49 vom 5. Dec. 1847 beschriebenes Mozartfest, welches am 5. Dec. 1841 stattgefunden hat, und als das erste derlei Fest bezeichnet wird; allein die Priorität gebührt einem Mozartfeste, welches schon im Jahre 1820 in Laibach gefeiert wurde, und dessen Andenken der Aufbewahrung werth ist.

Die philharmonische Gesellschaft in Laibach, die ihr Alter vom Jahre 1702 her datirt, und nach kurzem Schlummer während des französischen Interregnums in Illirien, im Jahre 1814 zu neuem Leben wieder erwachte, stand um das Jahr 1820, wenn nicht in voller Blüthe, so doch im schönsten Aufblühen. — Ihr ausübender Körper bestand zum größten Theil aus jungen Dilettanten, die mit allem Eifer den gleichfalls sehr eifrigen Director der Gesellschaft, Albert Höbling, k. k. Münzprobierer, unterstützten; eine Gesangschule wurde gegründet, und die wöchentlichen Concerte zogen viele zahlende Mitglieder herbei, welche mit ihren materiellen Kräften die artistischen Kräfte des preiswürdigen Vereines unterstützten. Die Gesellschaft erfreute sich damals eines Rufes, der auswärtige Künstler auf ihrer Kunstreise nach oder aus Italien den Weg durch Laibach einschlagen hieß, wo sie durch freundliches Entgegenkommen der Gesellschaft, und namentlich ihres genannten, des Andenkens würdigen Directors festgehalten wurden und Concerte gaben. So kamen dahin und producirten sich daselbst die berühmten Künstler Böhm, Helmesberger, Baron Braun, Benesch, Wolfram, Jaell, Lipinski, und so auch der viel zu früh dahingeschiedene W. A. Mozart, Sohn des großen Mozart. Er kam am 12. Juli 1820 auf seiner Kunstreise nach Italien in Laibach an, und man wetteiferte daselbst, ihm und in ihm seinem unsterblichen Vater Huldigungen darzubringen. Die philharmonische Gesellschaft bereitete ein Concert vor, welches Mozart am 19. Juli im Vereinssaale gegen den, damals bei Concerten hier ungewöhnlichen Eintrittspreis von 30 kr. gab, und wobei die philharmonische Gesellschaft sämmtliche Kosten trug. Die gebildetsten und angesehensten Bewohner Laibachs besuchten das Concert in großer Zahl, und zwar die Damen, so wie die ausübenden Mitglieder der Gesellschaft im Festanzuge. Das Concert begann mit einer Simfonie von Mozart Vater, sodann spielte Mozart Sohn ein selbstcomponirtes Concert für das Piano, worauf ein Duett aus „Josef und seine Brüder" mit Orchesterbegleitung gesungen wurde, und die Ouvertüre zur „Zauberflöte" machte den Schluß der ersten Abtheilung. In der zweiten Abtheilung spielte zuerst ein Mitglied der Gesellschaft Variationen für Violine mit Orchesterbegleitung, Mozart aber Variationen für das Piano von eigener Composition nach einem russischen Thema, ebenfalls mit Orchesterbegleitung, und die dramatische, kraftvolle Ouverture zu „Don Juan" schloß den Hochgenuß dieses Abends.

Nach brendigtem Concerte wurde dem ausgezeichneten Virtuosen und Sohn eines hochgefeierten Heros der Tonkunst, in Anwesenheit der versammelten Zuhörer und sämmtlicher wirkender Mitglieder der Gesellschaft, unter Trompeten- und Paukenschall, wobei sich sämmtliche Anwesenden erhoben, das Diplom eines Ehrenmitgliedes der Gesellschaft von der Direction feierlichst überreicht, woburch Mozart äußerst überrascht und tief gerührt wurde.

Die Tage von Mozart's Ankunft in Laibach bis zum eben erwähnten Concerte wurden mit Ausflügen in die schönen Umgebungen der Stadt, und mit Privat-Concerten in mehreren Häusern, wo man damals die Tonkunst ehrte und pflegte, und den liebenswürdigen jungen Mozart mit Liebe und Auszeichnung aufnahm, angenehm verlebt, und wo Mozart war, da war auch die Elite der wirkenden Mitglieder der philharmonischen Gesellschaft. Am Tage nach Mozart's Concerte gab der k. k. Kämmerer und Zoll-Administrations-Assessor, Graf Gaisruck, Mozart zu Ehren ein Diner, zu welchem die Directions- und andere Glieder der Gesellschaft, nebst mehreren hochgestellten Personen geladen waren. Nach der Tafel begleiteten der Gesellschafts-Director und Graf Gaisruck nebst mehreren andern Verehrern des jungen Künstlers, denselben auf den, eine so überraschend schöne Aussicht bietenden Schloßberg von Laibach, und von da zu einem in der Woh-

*) Der vorstehende Aufsatz wurde am 5. Oct. 1854 im Hause des Verfassers bei einem kleinen, häuslichen musikalischen Feste zur Erinnerung an Mozart abgelesen.

Digitized by Google

nung des Grafen Gaisruck vorbereiteten, wahrhaften Mozartfeste, welches mehrere Verehrer des verewigten großen Meisters der Tonkunst und seines Sohnes zu feiern beschlossen. — Als Mozart daselbst eintrat, überraschte ihn zuerst das, mit einem Vorberkranze geschmückte Bildniß seines unterbrochen Vaters, und die imposante Ouverture zur „Zauberflöte“ mit voller Besetzung. Eine außerordnte Gesellschaft empfing den bis zu Thränen gerührten jungen Künstler. — Mozart's Streichquintett in D-dur, Singquartetten und ein Trio desselben für Piano, Clarinette und Viola, wobei Mozart's Sohn das Piano meisterhaft vortrug, beseligten die Versammelten, und eine zahlreiche Menschenmenge lauschte athemlos unter den Fenstern in der herrlichen Sommernacht. Mit der unübertrefflichen Ouverture zu „Figaro“ wurde der ästhetische Theil des freudenvollen Festes beschlossen; aber auch den zweiten, den prosaischen Theil belebte Mozart's Geist, der Geist des Frohsinns, wobei dem Andenken des großen Mozart und seinem liebenswürdigen, anwesenden Sohne aus vollen Herzen und Gläsern Lebehochs dargebracht wurden.

Noch einen Tag verweilte Mozart in Laibach, und für diesen Tag, nämlich für den 21. Juli 1820, veranstaltete die filharmonische Gesellschaft ihm zu Ehren eine Wasserfahrt am Laibachflusse. Bis zum Beginne der Arbeiten zur Entsumpfung des Laibacher Moors war eine Wasserfahrt am Laibachflusse ein Vergnügen, welches nicht bald eine Stadt bieten konnte, und solch ein Vergnügen bereitete vormals die filharmonische Gesellschaft alljährlich ihren Mitgliedern und Jedermann, der daran Theil nehmen wollte, und so auch bei Anwesenheit und zu Ehren Mozart's. Man fuhr des Nachmittags in mehreren ausgeschmückten Schiffen unter Musikklang und Sang und Böllergekrach stromaufwärts; unterhielt sich nach mehr als einer Stunde Fahrt auf Wiesengrün und unter schattigen Bäumen bis zum Abend mit Musik, Gesang, Tanz, Spiel und Schmaus, und fuhr endlich auf dieselbe Weise in den erleuchteten Schiffen und bei Feuerwerk auf den leisen Wellen des Flusses ganz sachte zur Stadt zurück, während der liebe Gott auch sein imposantes Feuerwerk in kreuzenden Blitzen spielen und seinen gewaltigen Baß donnerrollend vernehmen ließ.

So erhebt die mehrtägige denkwürdige Mozartfeier, und Mozart schied befriedigt von Laibach, wie die folgenden, in das Album eines Mitgliedes der filharmonischen Gesellschaft geschriebenen Worte beweisen:

„Zur Erinnerung an die wenigen, aber froh verlebten Tage vom 15. bis 21. Juli 1821, und wie ich es von Herzen wünsche, auch zur Erinnerung an Ihren Freund W. A. Mozart m. p.

„Laibach, am Abend nach der Wasserfahrt.“

Der Leibdiener des Grafen von Egmont.

Historische Novelle von Leopold Kordesch.

Die Hafenbatterien von Thionville donnerten, daß die Erde bebte und die Fensterscheiben der Stadt zusammenklirrten. Es war die Gradez-Salve für den „Bund der Treuen,“ die Gradez-Salve für die niederländische Freiheit, die am 23. April 1567, an dem verhängnißvollen Tage unterging, an dem die Geißel Niederlands, Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, mit einem mächtigen spanischen Heere in Thionville den Boden betrat.

Gleich dem dichten, grauen Nebel, der an jenem trüben, regnerischen Apriltage über der Stadt ausgebreitet lag, drückte auch eine dumpfe Angst, ein banges Vorgefühl der kommenden Ereignisse, über das sich Niemand Rechnung zu geben wußte, die Gemüther der schönen Bevölkerung nieder, die sich nur spärlich und zaghaft am Hafendamme eingefunden hatte, wo die stolzen, übermüthigen Spanier ausgeschifft wurden.

An der Spitze der Heerhaufen, denen Herzog Alba mit unumschränkter Macht vorstand, befanden sich Generale von großem Ruf, die früher den Namen des Kaisers Carl V. in ganz Europa furchtbar gemacht hatten und nun den des Königs Filipp II. von Spanien vertreichen sollten. Wir brauchen nur Namen, wie: Gabriel Serbellon, Gonzales von Bracemonte, Julian Romero, Marquis von Cetona, Francisco Verdugo, Sancho von Avilla und Jose von Vitelli zu nennen, um unsere obige Behauptung zu rechtfertigen.

Der Herzog fuhr, stolz hervorragend wie ein Kriegsgott und begleitet von den vornehmsten Kriegsobersten, in einer prachtvollen, purpurroth ausgeschlagenen Schaluppe an's Land. Der edle, majestätische Anstand, die stolze Haltung hätten schon allein in ihm den gebietenden Feldherrn erkennen lassen, wenn auch nicht sein starker, hoher Körper vor allen andern den hervorragenden Neugierigen imponirt und gezeigt haben würde, wer der große, stattliche Mann im silbernen Harnisch mit der dunkelrothen Schärpe, dem Feldherrnhute mit der schwankenden, weißen Feder und dem mächtigen Schwerte in rothsammtener Scheide sei. Hut und Schwert waren vom Papste verliehene und geweihte Geschenke, die Herzog Alba kurz vor seinem Aufbruch von Madrid aus Rom erhalten.

Die harten, düsteren Züge des Herzogs schienen im Verbinein nichts Günstiges zu verkünden. Am Hafen stand bereits der Magistrat von Thionville in corpore mit den Vornehmsten der Stadt und vielen fremden Cavalieren, die aus Brüssel, Antwerpen, Utrecht, Gent und anderen Orten herbeigeströmt waren, um den Kriegsfürsten und Machthaber ehrfurchtsvoll zu empfangen.

Eine Grabesstille herrschte in der harrenden Volksmenge, als Alba die mit reichen Teppichen belegte steinerne Treppe zum Molo heraufstieg. Der Bürgermeister sammt den Räthen trat heran; ersterer überreichte dem Feldherrn, der mit blitzenden Augen die Versammlung musterte, auf einem goldgestickten Sammtpolster die Schlüssel der Stadt, indem er in einer kur-

zen Anrede Thionville und die Privilegien der Stadt dem hohen Schutze des Herzogs empfahl.

„Was Eure Privilegien betrifft,“ entgegnete, als jener geendet hatte, der Herzog, „so sind solche hier, wie aller Orten dieser rebellischen Provinz, aufgehoben; der Stadt selbst aber werde ich jenen Schutz angedeihen lassen, dessen sie sich würdig gemacht hat. — Uebrigens gedenke ich, die Magistrate allenthalben neu zu constituiren, und da Euch, Senmor, Eurer Altersschwäche ferner an der rüstigen Ausübung Eures Amtes hindern dürfte, welches hier in diesem Rebellennester besonders thätiger Kräfte bedarf, so seid Ihr ferner von Eueren Funktionen enthoben.“

Eine Anwort, die dem wehmüthsvollen Greise auf den Lippen zu schweben schien, schnell mit einer Handbewegung abwehrend, durchbrach er, ohne sonst Jemanden zu beachten, mit seiner glänzenden Suite die Reihe der Deputation, indem er ein Zeichen gab, worauf die Truppen vor ihm zu defiliren begannen.

Etwa 400 gebarnischte Reiter zogen als Avantgarde voran, diesen folgten zahlreiche Bataillond von Elitentruppen, zuletzt kam leichte Reiterei. Sonnverbrannte, abgehärtete Krieger, in deren frechen Blicken Mordlust funkelte, bewegten sich gegen den Marktplatz. Obschon ihre Kleidung von Wind und Wetter während des langen Marsches von Italien aus längs der französischen Grenze durch Lothringen gelitten hatte, war sie doch nicht zerlumpt und man erblickte sogar mitunter sehr kostbar mit Silber ausgelegte Rüstungen der Befehlshaber, die diesen ein stattliches Aussehen gaben. Ganz zuletzt, als die Truppen schon in ziemlicher Entfernung vom Hafendamme der inneren Stadt zuschritten, kam noch ein sonderbares Corps zum Vorschein, das bei den Zuschauern Lachen erregt haben würde, wenn ihnen vor innerer Angst nicht das Weinen näher gewesen wäre. Es war ein Trupp militärisch organisirter und in zwei Gliedern aufgestellter Weiber mit einer rothen Fahne, von der ein Büschen buntfarbiger Bänder in den Lüften

Digitized by Google

flatterte. Den frechen Gesichtszügen dieser Cohorte war der Stempel ihres Gewerbes deutlich aufgedrückt.

Die Truppen Alba's fanden das beste Unterkommen; er selbst war am Marktplatze im Hause eines reichen Senators abgestiegen, welches am andern Morgen von den fremden Notabilitäten, die sich bei der Aufschirrung dem Herzoge vorzustellen seine Gelegenheit fanden, förmlich belagert wurde. Am frühen Morgen Tags darauf — es mochte ungefähr an 6 Uhr gehen — klopfte es leise an eine der mächtigen Flügelthüren von Nußbaumholz, mit denen die Gastzimmer des ansehnlichen Hôtels „zum goldenen Wolf" in Thionville versehen waren. Der Inhaber des Zimmers war in diesem Augenblicke der allgemein gekannte Graf Egmont, Prinz von Gavre, der von Brüssel nach Thionville geeilt war, um den Herzog Alba zu begrüßen.

Der Graf mochte noch offenbar vom Schlafe befangen sein, da er das mehrmalige leise, rücksichtsvolle Klopfen überhörte. Als dieses anhielt und endlich lauter wurde, ertönte von Innen ein wohlklingendes: „Herein!"

Kaum war der Klopfende auf den Zehen in das Zimmer getreten, als dem Grafen Egmont, der sich in seinem Himmelbette emporgerichtet hatte, ein Schrei der Freude entfuhr. „Nicla s, Ihr seid es, mein treuer Nicla s?" — rief er in fröhlicher Verwunderung aus und hielt die ausgestreckte Hand einem kleinen, untersetzten Manne von etlichen 40 Jahren entgegen, die dieser mit Enthusiasmus an die Lippen drückte.

„Wie kommt es, daß wir uns hier sehen, was bedeutet solch' ein früh-zeitiger Besuch?" forschte noch immer heitern Sinnes der freundliche Graf.

„Gnädigster Prinz, mein frühes Erscheinen hente bedeutet, daß — ich nicht allein hier sei!"

„Wie? nicht allein — sollte sie — sollte Johanna? — redet Nicla s, redet!"

„Johanna Lavill ist da; sie ersucht Euch dringendst um Gehör, bevor Ihr den Herzog gesprochen, und preiset die Vorsehung, daß Ihr gestern nicht Gelegenheit fandet, dem Herzoge Euch vorzustellen."

„Ihr seid mit von Brüssel nachgereist?"

„Ja, und sind nur 3 Stunden später in Thionville eingetroffen, als Euer Gnaden."

„Gut, mein braver Nicla s, wo ist also Deine Dame?"

„Ich bin nur um einige Minuten vorausgegangen. Ihr Wagen muß gleich hier ein. — Eben höre ich vorfahren, das wird sie sein — erlaubt, ich eile —"

„Gleich werde ich Deine Gebieterin empfangen können, suche sie nur einige Augenblicke aufzuhalten," endete Graf Egmont das Gespräch, indem er mit beiden Füßen zugleich einen Satz aus dem Bette machte und sich eiligst ohne Dienerhilfe anzuziehen begann, was dem an Bequemlichkeit gewohnten stattlichen Cavalier komisch genug stand, der die Kleidungsstücke kaum recht anzufassen wußte. Seine Leibdiener, die weit entfernt waren, einen so frühen fremden Besuch zu erwarten oder nur zu vermuthen, lagen noch behaglich in ihren weichen Betten, die der Gastwirth dem Gefolge des reichen Prinzen von Gavre angewiesen hatte, dessen Einkehr seinem Gasthofe zu großer Ehre gereichte.

Als Egmont nach einer flüchtigen Viertelstunde eben seine Toilette wohl oder übel beendet hatte, erschien Nicla s und hinter ihm eine hohe, schlanke Frau von äußerst feinen Gesichtszügen und zierlicher Form. Ihre Robe war ein schwarzes Oberkleid mit einem grauen Seidenmantel. Von dem blauen Hute wehte ein schwarzer Schleier, der das interessante Gesicht nur matt durchschimmern ließ.

Der Diener entfernte sich nach einer stummen Verbeugung, während Egmont die Dame zu ihrem Sitze führte. Als sich die Thüre geschlossen hatte, ergriff der Graf beide Hände der schönen Besucherin, heftete leidenschaftlich und wehmüthig zugleich sein tiefblaues Auge auf dieselbe und sagte wie im sanften Vorwurfe: „Johanna, ich liebe meine Frau und habe schon zehn Pfänder meiner Liebe." —

„Ach, ich weiß es, Graf, und habe diese Bemerkung nicht verdient, ich, die ich komme, nicht den Geliebten, sondern den Mann zu retten, auf den Aller Augen gerichtet sind," entgegnete, wie es schien, in schmerzlicher Erregung die Dame.

„Wie sollte Gefahr drohen? Täusche Dich nicht, Johanna."

„Nie hat meine Ahnung mich betrogen. Ihr seid verloren Prinz, wenn Ihr Oranien nicht auf dem Fuße nach Deutschland folgt — o laßt Euch erbitten, zögert nicht, es ist die höchste Zeit," bat die Fremde, indem sie die schönen Hände flehend emporhob.

„Du fehlst Gespenster, liebes Kind, die nirgends existiren," sprach Egmont beruhigend. „Wer soll an mich sagen, der ich gewiß bin, in der Gunst des Königs und des Hofes zu stehen? Ich werde Wilhelm von Oranien nicht folgen in sein freigewähltes Exil, wenigstens nicht so bald; in bin der Mann, in den Provinzen Ruhe herzustellen und die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen und König Philipp wird mir dankbar sein. Auch habe ich dieß zum Theile schon gethan. Ich kann auf Dank hoffen."

„Leerer Trost, eitle Hoffnung, blinder Wahn!" rief tief betrübt die Warnerin. „Ehe Gott, daß meine Sehergabe mich täuschte, meine Prophezeiung sich nicht erfüllte, wenn ich sage, daß Ihr dem Tode entgegengehet, daß in dem Herzog Alba Euer Henker Euch entgegentritt."

„Der Herzog Alba," entgegnete Egmont unter Lachen, „der Mann, der mir zu Madrid mit der größten Zuvorkommenheit begegnete, könnte mir je so feindlich gesinnt sein, wie Du eben sagtest? Nimmermehr! Sei Du ganz ruhig, liebe Schwärmerin."

„Egmont, wir sind in den Niederlanden, nicht am Hofe in Spanien!"

„Ich kenne Alba als stolz, hart, unbeugsam, aber hinterlistig ist er nicht und namentlich habe ich nichts von ihm zu fürchten." — —

In diesem Augenblicke tönte ein feiner, aber durchdringender Klang, dem Geräusch und Klirren folgte, durch das Gemach. Lavill, die ehemalige Geliebte des Grafen, fuhr erschreckt von ihrem Sitze empor und mußte sich an dessen Lehne halten, sonst wäre sie umgesunken. Selbst Egmont schien betroffen. — Ein großes Glasgefäß mit Wasser, welches ein Diener am vorigen Abend hinter den Ofen gestellt hatte, war von der zunehmenden Ofenwärme zersprungen und in Scherben klirrend zu Boden gefallen, während das Wasser zischend den Ofen überschwemmte. Daher der schrille Ton und das Geräusch.

„Das ist der Himmel, der Euch warnt, Graf Egmont!" sprach Johanna mit Angst in Blick und Ton; „o zögert nicht und folgt dem Prinzen von Oranien." — —

„Und mein Weib, meine Kinder und mein Eigenthum? Wer schützt mir erstere, wer erhält mir letzteres, wenn ich thue, wie Du sagst? Du siehst, Johanna, ich muß bleiben."

„Ja, Weib und Kinder sind das Blei, das hier einen großen Mann erdrücken wird," klagte im leisen, schmerzlichen Tone die interessante Frau, indem sie wieder ihren Platz einnahm. Obwohl vielleicht gegen vierzig Jahre alt, war sie noch eine Schönheit zu nennen. Der frische, blühende Teint, die vollendeten runden Formen ihres Körpers ließen kaum die Hälfte ihres Alters an ihr ahnen. Graf Egmont, dem neben den Gedanken an die Möglichkeit der Gefährdung seiner Sicherheit wohl auch theurere Erinnerungen aus den Jugendtagen aufstiegen mochten, schien sie mit warmer Theilnahme zu betrachten.

„Erdrücken meinst Du?" sagte er wie im Nachdenken nach einer langen Pause.

„Ja, erdrücken, Prinz! Es lebt in mir eine innere Ueberzeugung. Noch ist es Zeit, folgt meinem Rathe, laßt nicht den Weg unsonst gemacht, die ehrliche Warnerin fruchtlos gesprochen haben. Sieh mein Carl — o laß mit diesem Namen Dich immerhin noch nennen — Liebe hat mich hierher getrieben, aber nicht selbstsüchtige, eigennützige Liebe, sondern Liebe, die nur Dein Glück im Auge hat, die Dich rettet, die sich opfert, wenn es Noth thut. Eine Stunde von hier, in der krummen Bucht, Du kennst sie — wartet der ehrliche Mensen mit einem Schiff auf Dich. Eben diese Liebe, von der ich sprach, hat Dich mit Allem versorgt, was Du zur Reise brauchst — am Schiffe wirst Du es finden. Laß', o laß' mich Deinen guten Engel sein!" —

Diese mit aller Innigkeit, mit glühender Leidenschaft gesprochenen Worte, begleitet von Blicken, die Flammen warfen, konnten ihre Wirkung nicht verfehlen. Egmont ergriff die sanfte Hand der schönen Bittenden und küßte sie mit Rührung und all' der Herzlichkeit, die ihm so eigen war. Man konnte deutlich wahrnehmen, daß ihn die Warnung, daß ihn die Bitte der Liebe tief ergriffen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Silhouetten aus Wien.

Von Moritz Permann.

I. Eine Scene im Controlorgange.

An einem Tage zu Ende des Jahres 1787 befand sich unter den wie gewöhnlich täglich auf das Erscheinen des Kaiſers Joſef II. harrenden Perſonen ein Jüngling von 16 Jahren, deſſen kummervolles, ſchmales Geſicht Theilnahme erregte. Er bemühte dieſe Zeit, um ſeinen Vortrag im Kopfe zu wiederholen und ein Bangen zu bewältigen, welches ſo Viele, und gar ein ſo jungen Bürſchchen, bei dem Gedanken ergreift, mit dem Monarchen ſelbſt ſprechen zu dürfen.

Laudſee Stille. Kaiſer Joſef trat ein und wendet ſich an den erſten beſten der Anweſenden. Neben dieſem ſteht der Jüngling. Nach der Verabſchiedung dieſer Bittſteller lehnt ſich der Kaiſer dem Jünglinge zu und ſein blauel herrliches Auge wintt ihm, er möge ſprechen. Er thut es ohne Stocken.

„Ich bin der Sohn eines Gaſtwirthes unweit Lau, meine Eltern waren arm und mußten vor ſechzehn Jahren, gerade als ich einige Monate alt war, mit fünf Kindern das Dorf verlaſſen. Sie zogen nach Wien, wo der Reſt meiner Habe verloren ging und mein Vater durch Arbeiten im Tagelohn und ernähren mußte. Erſt einige Jahre darauf beſſerten ſich die Umſtände, da mein Vater eine kleine Stelle an der Hauptmauth erhielt. Vor ſechs Jahren beſuchte ich die lateiniſchen Schulen, jetzt habe ich Philoſophie abſolvirt. Seit fünf Jahren bitte ich um Eingebung um ein Stipendium, darum mußte ich die Studien verlaſſen und lebe als Schreiber bei den Dominikanern von dürftigem Gehalte. Anfangs fand ich mich leicht in dieß trockene Geſchäft, als ich aber nach der Feierzeit von meinem Fenſter auf die Studierenden über den Univerſitätsplatz gehen ſah, überfiel es mich wie Fieberſchauer. Seitdem habe ich keine Ruhe bei Tag und Nacht, die unbezwingliche Sehnſucht nach Studium reibt mich auf; ich war ſchon der Verzweiflung nahe. Da durchzuckte es mich heute Nacht wie ein Blitzſtrahl — ich dachte an meinen Kaiſer. Euer Majeſtät, hier bin ich und bitte um ein Stipendium; ich muß fortſtudiren — oder ſterben!“

Mit dieſen Worten beugte der Jüngling das Knie und hielt mit naſſen Augen Rehend dem Monarchen ſeine Zeugniſſe hin.

Joſefs durchdringender Blick ruhte auf dem Jünglinge. Er nahm die Zeugniſſe aus ſeiner Hand, winkte ihm, ſich zu erheben und blätterte langſam alle durch. Endlich fragte er:

„Er hat trotz dieſer Zeugniſſe kein Stipendium?“

„Nein, Euer Majeſtät!“

„Ich werde dieß unterſuchen laſſen.“

Der Kaiſer wendete ſich hierauf zu dem nächſten Bittſteller. Der Jüngling, in der Angſt ſeines Herzens, erfaßte den Saum des Rockes ſeines Monarchen und fragte raſch:

„Wo wollen es Euer Majeſtät denn hingeben?“

„Zur Studien-Commiſſion.“

„O weh! bei der war ich ſchon ſo oft, da bringen wir wieder nichts.“

„Nun, wir wollen ſehen ob wir nichts kriegen,“ ſagte der Kaiſer und verabſchiedete ihn lächelnd.

Acht Tage vergingen. Da erſchien eines Morgens im Bureauzimmer des armen Schreibers ein fremder Mann, der ihm ſagte, er möge um 11 Uhr zum Präſidenten der Studien-Commiſſion, dem Baron von Swieten*) kommen.

Dieß geſchieht. Conſi mußte der arme Junge im Vorzimmer ſtundenlang warten, bis er vorgelaſſen wurde, denn hoch man ihn augenblicklich nach ſeiner Ankunft ein. Freundlich lächelnd nimmt Swieten ſeinen Tiſche ein verſiegeltes Packet, welches er mit liebenswürdiger Redeſeſt ihm in die Hand gibt und die Worte ſpricht: „Seine Majeſtät hat Ihnen ein Stipendium verliehen, er freut mich, Ihnen hiermit das Decret zu überreichen.“

„Euer Excellenz!“ ſtammelte der Glückliche naſſen Auges. „mein Dank —“

„Mir ſind Sie durchaus keinen Dank ſchuldig,“ unterbrach ihn Swieten. „Es war unmittelbare Sache des Kaiſers. Seine Majeſtät ſind Ihnen ſehr gnädig. Benützen — aber verlieren Sie auch keine Stunde!“

Der Jüngling verbeugte ſich tief und eilte im Finge nach der kaiſerlichen Burg, dann ſeine Brust ſchwellten die Dankeszähren, die er an den Füßen des Kaiſers weinen wollte. Er ſtürzte in den Controlorgang. Der Kaiſer, eben im Geſpräche mit einem alten Hagar, bemerkt gleich den Eintretenden und ruft ihn an: „Nun, was habe ich Ihm geſagt, wir haben's bald doch gekriegt!“

Thränen erſtickten die Worte des Dankes, welche der Jüngling nicht ausdrücken kann, erſchöpft ſinkt er zu den Füßen des Monarchen.

— „Oe iſt gut, ‘e iſt gut, führe Er ſich brav auf und wenn Er fertig iſt, ſo komme Er zu mir.“

Nicht genug, daß er eine Windbaaglſche Stiftung von jährlichen 200 Gulden erhalten hatte, ein paar Jahre ſpäter wies Joſef dem braven Studenten eine Zulage von 50 Gulden an: „wegen ſeiner beſonderen Verwendung.“

Der kaiſerlichen Einladung: „Komme er zu mir,“ konnte der Jüngling nur in einem Sinne folge leiſten — am 22. Februar 1790 ſtarb er bitter ſchluchzend zum letzten Male vor ſeinem hohen Wohlthäter; der aber lag in der Hofburgkapelle aufgebahrt, im Sarge.

Nie hat er es vermocht, ſeine dankvollen Empfindungen zu beſchreiben.

Am 26. September 1842 ſtarb als k. k. Cabinets-Vorgrath zu Gmunden der Stipendiat des Kaiſers — der bekannte Dichter Mathias Leopold Schleifer.

*) Gottfried Baron von Swieten, Sohn des kaiſ. holländiſch Gerhard, arbeitete ſchon unter der Kaiſerin Maria Thereſia an einem Plane, das geſammte Schul- und Studienweſen in Oeſterreich beſſer und zweckmäßiger einzurichten, wurde Präſident der Commiſſion, zum Geſandten am Hofe Friedrich II. unterbrach dieſe Arbeit, welcher er erſt nach ſeiner Rückkehr vollendete. Dieſer Studienplan wurde ſeit dem Jahre 1783 von Kaiſer Joſef II. in allen Erblanden der Monarchie eingeführt und den übrigen Univerſitäten in Deutſchland angenommen.

Der Meſſerſchmied.

Ich bin ein wack'rer Meſſerſchmied
Und ſchmiede gute Klingen,
Bei meiner Arbeit mag ein Lied
Ich allweil gerne ſingen.

Das Lied von Georg Springenfleck,
Dem Meſſerſchmiedsgeſellen,
Der mit dem Mamb von Eiſenfleck
Zum Heere thot ſich ſtellen.

Als einſt den Kaiſer Sigismund
Hart drängten die Tartaren
Und's Kaiſers Leute matt und wund
Schier all' verlaufen waren,

Stekt Springenfleck an einen Sper
Sein Hemd in Blut getauchet,
Das in den Lüften hoch einher
Als Banner wehend rauchet.

„Hallo,“ ſchrie er, „wir kommen noch,
Um auf Gott's'rein zu ſchlagen! —
Alß wir's ein friſches Häuflein hoch
Und um den Wald thät ſagen.“

Da wankte mancher Landsknecht ſich,
Um wieder ſcharf zu dauen,
Und die Tartaren ſammenlich
Zerſtoben durch die Auen.

Und Kaiſer Sigismund ſodann
Hatt' halt den Sieg errungen,
Weil Springenfleck, der wpf're Mann,
Mit Macht vorausgedrungen.

Das Meſſerſchmiedes Meſſer war
Gar ſchneidig zugeſchliffen,
Und manchen fiel auf Feindes-Schaar,
Dem's um das Ohr gepfiffen.

„Den Meſſerſchmied, den lob' ich mir“ —
Der Kaiſer rief's vom Roſſe —
„Der einz'ge Mann, er that es ſicher
Gleich einem ganzen Troſſe!“

„Er iſt wohl manchen Ritter werth
Bon allen hier im Heere,
Drum ſchlag ich ihn mit meinem Schwert,
Verleih' ihm Ritterehr.“

„Sein Wappen ſoll die Krone ſein,
Mit der mein Haupt ſich ſchmücket,
Drei Schwerter ſein in blankem Schein,
Darüberdrein gedücket.“

So ward zum Ritter Springenfleck,
Der Meſſerſchmiedsgeſelle
Mit ſeinem Mamb von Eiſenfleck,
Der Kaiſer that's zur Stelle.

Ja's Sonct Thomas Kirch' zu Prag
Könnt Ihr das Wappelein ſchauen,
Wer ſich todin begeben mag,
Daron ſich zu erbauen.

Das iſt vom Springenfleck das Lied
Mit ſeiner ſcharfen Klinge,
Das ich, ein wack'rer Meſſerſchmied,
Bei meiner Arbeit ſinge.

Und Ihr Geſellen thut's ihm nach,
Sollt's etwa ſein von nöthen,
Wenn auch der Feinde Klinge mag
Euch Gute Hemdlein rötben!

München. J. Peeri.

Hiſtoriſche Lückenbüßer.

Kaiſer Sigismund hatte im Jahre 1417 dem Grafen Adolf von Cleve zu Koſtnitz den Herzogshut verliehen. Bei dem feſtlichen Mahle ſaß auch ein armer Landpfarrer mit zu Tiſche. Dieſer hatte das Unglück zu verſchütten, daß die Weine, die man an fürſtlichen Tafeln trinkt, von anderer Caubität ſind, als Weine, die in einer Dorfſchenke genoſſen werden. Er leerte ſein Glas in aller Beſcheidenheit eben ſo oft, als er es Gaſt eines thun mochte. Die Folge davon war, daß er gegen das Ende der Tiſches ſanft einſchlief. Leider aber blieb es nicht bei dieſer negativen Thätigkeit, ſondern der Herr Pfarrer fing an der leiſerichten Tafel laut zu ſchnarchen. Dieſes immer ſtärkere Geräuſch, unharmoniſcher Gerauſch erweckte natürlich im höchſten Grade die Aufmerkſamkeit ſeiner nächſten Nachbarn und daß Erſtaunen theilte ſich allmälig auch den ferner Sitzenden mit. In dieſem Augenblick gab der Kaiſer das Zeichen, die Tafel aufzuheben. Sämmtliche Gäſte erhoben ſich, mit alleiniger Ausnahme des Pfarrers, der ein gründlicher Traum anfangen hielt. Der Anblick des ſchlafenden Pfarrers, welcher mit der größten Seelenruhe auf ſeinem Stuhle ſchnarchte, war ſo komiſch, daß nur Wenige der Anweſenden eine ernſte Miene behalten konnten, und daß endlich ein allgemeiner Lachen mit elektriſcher Schnelligkeit mich nur über die Geſichter aller Gäſte, ſondern auch der Bedienten zuckte. Da trat der Kaiſer mit Würde vor die Verſammlung und ſprach mit hohem Ernſt die Worte: „Ihnen, meine Herren, die Sie täglich im Ueberfluſſe leben und alle Arten von Weinen zu trinken haben, iſt es freilich leicht, bei dem Genuſſe dieſes Getränkes das Vermögen zu behalten. Der alte ehrwürdige Mann aber, der Sie hier verpotten, leidet oft an dem Nöthigſten Mangel, nur um ſeine Armen unterſtützen zu können. Sein genöthigſtes Getränk iſt Waſſer und daher das, was ihm hier dargereicht, leicht zu entſchuldigen.“ — Dann wandte ſich der wackrer Kaiſer an ſeinen Oberſtſtallmeiſter und ſagte: „Laſſen Sie meinen Leibwagen einſpannen und den Herrn Pfarrer ſachte in ſeine Wohnung fahren. Auch ſagen Sie ihm, daß ich ihn bitten laſſe, 1000 fl. von mir für ſeine Cretarmen anzunehmen.“ — Niemand wagte mehr, des Dorfpfarrers weiter zu ſpotten.

Unter der Regierung der ruſſiſchen Kaiſerin Katharina II. wurde einſt ein Hofcirkel viel über die Treue und Unterue des männlichen und des weiblichen Geſchlechtes geſtritten. Der damalige franzöſiſche Botſchafter am ruſſiſchen Hofe behauptete im Feuer der Unterhaltung über dieſes Thema etwas bek: „Alle Frauen ſeien durch Gold zu gewinnen.“ — „Ich auch?“ fragte die Kaiſerin, die es gehört. — „Zu Euer Majeſtät,“ erwiederte der Geſandte, ſchnell reſpondirt, „aber — der Kaiſer fehlt.“ —

Voltaire konnte es nie über ſich bringen, jemals zu ſchmeicheln. Als ihm einſt König Ludwig XIV. einige Verſe, die er geſtoß mit großer Auſtrengung und hoher Freude über das Gelingen derſelben verfaßt hatte, zur Beurtheilung vorlegte, ſprach Voltaire, nachdem er ſie geleſen: „Sire, ich ſehe, Euerer Majeſtät iſt nichts unmöglich. — Sie wollten ſchlechte Verſe machen, und ſiehe! es iſt Ihnen vortrefflich gelungen!“

Digitized by Google

Epigramm.

Monarticr Handel.

Ein Verschwender in der kummervollsten Lage
Fragte einen Spielwaarenhändler dieser Tage:
Ob man sich im Spiel allein nicht sehen kann?
Denn, wenn dieß beim Spiegel wirklich thunlich wäre,
Gäb' er ganz gewiß — als Mann von Wort und Ehre,
Ihm das Silber gegen Agio hinlan. —

K. a. Wiese.

Miscellen.

Die erste Schauspielerin, welche die jetzt ziemlich altägische Ehre hatte, von einem guten Künstler in Kupfer gestochen zu werden, war Christine Henriette Koch. Als Thespia in „Atreus" von Weiße, wurde sie von Graf gemalt und von dem berühmten Bause in Kupfer gestochen. Dieselbe Ehre widerfuhr ihrem Manne und Schoß, jedoch nicht im Costüme einer Nolle.

Kaiser Carl der V., so erzählt Caspar Barläus, ein guter lateinischer Dichter des 16. Jahrhunderts, gräßte bei seinem Einzuge in Antwerpen die ihn empfangenden Rathsherren und das Volk sehr höflich, während sein Sohn Filipp, damals etwa 10 bis 12 Jahre alt, vor Niemanden den Hut abzog. Als der kaiserliche Vater dieß bemerkte, gerieth er darüber so in Zorn, daß er ihm in Aller Gegenwart eine Ohrfeige mit den Worten gab: „Ist das die Ehrentract, die du von deinem Hofmeister lernst?"

Die alten Norweger sollen, als sie zum ersten Male blühende Rosensträche erblickten, nicht gewußt haben, sie zu berühren, da sie glaubten, es sei Feuer in denselben enthalten. Die Eingeborenen Virginiens sollen, als sie zum ersten Male eine Quantität Schießpulver, welches der englischen Colonie gehörte, zu Geschütz bekamen, das Pulver als eine Saat aus, in der Hoffnung, eine Ernte Pulver zu erhalten, die hinreiche, die ganze besagte Colonie in die Luft zu sprengen.

Russlands Eroberungen vom ehemaligen schwedischen Gebiete sind größer, als das ganze Königreich Schweden heutzutage ist. Seine Eroberungen in Polen sind beinahe eben so groß, als das Großherzogthum Oesterreich; seine Eroberungen in der europäischen Türkei sind größer, als das gesammte Königreich Preußen mit Ausschluß der Rheinprovinzen. Seine Eroberungen in der asiatischen Türkei gleichen an Ausdehnung fast dem Gebiete sämmtlicher Kleinerer deutschen Staaten.

Lebensregeln.

1. Die Armuth ist der Weg zum Himmel. Mit dieser Ueberzeugung verlege dich in unserer Zeit auf Schriftstellerei und, du wirst den Weg dahin gewiß nicht verfehlen.

2. Gehe nie in eine humoristische Vorlesung sogenannter berühmterer Humoristen, wenn du nicht früher viel schwarzen Kaffee zu dir genommen.

3. Ist dein Schmerz über irgend ein unglückliches Ereigniß so tief, daß du nicht weinen kannst, so gehe auf's Land in ein Gasthaus und bei der Rechnung werden Dir die Augen schon übergehen. W.

Eine Kern-Nuß für schöne Zähne.

(Dreißig.)

Die ersten Zwei sind wahre Kinder des Todes, wenn auch finsteren Wesens; sie werden nicht vom Licht, aber durch das Licht geboren. Bald verfolgen sie, bald fliehen sie uns; bald sind sie vor, bald hinter uns; bald steht man sie in der Höhe, bald in der Tiefe wie schwebende Elfen und wedende Gnomen. Jetzt Riesen — erschienen sie und gleich darauf als Pygmäen und bald stangenschmal und hoch, bald lugeleich und klein. Die Dritte gleicht einer Blume, gedeiht in das menschliche Leben zur Erheiterung, einer Blume vom zartesten Schmelze. Das Kind pflückt sie gern und ohne Gefahr; der Erwachsene, der mit unreiner Hand darnach greift, zieht sich an ihren Dornen, verblutet oft und verliert sein Leben daran. Das Bad der Zwei ist eine Gluth, das der Dritten, jedoch unschädlich. Es ist wie ein Aberter; die ersten Zwei sind die Schauspieler — die nächste hehe Thats ist die Bühne. M.

Erklärung des Prämienbildes: „Nach der Prüfung."

(Gemalt von J. Wittmer, auf Stahl geschabt von Christian Mayer.)

Hat schon die lieblichste Bilder-Prämie des ersten Jahrganges dieser Zeitschrift: „**Die Auswanderer**" überall den ungetheiltesten Beifall gefunden, so glauben wir durch die gegenwärtige Prämie dieses nicht minder Gelungene, in Pharaiformat erschienene, sondern auch zugleich meisterhaft ausgeführten Stahlstiches unsere Achtung und Aufmerksamkeit gegen die verehrten Abnehmer des „Iduna" noch weit lebhafter bethätigt zu haben.

Das Bild: „**Nach der Prüfung**" bietet besonders Eltern heiligster, beglückungsvoller Kinder eine willkommene, sinnige Spende sein, indem es eine der anziehendsten Scenen aus dem Stillleben veranschaulicht. Es sind fleißigen und bescheidenen Knaben aus den höheren Ständen nur, welcher die Prüfung soeben mit glänzendem Erfolge überstanden. In der linken Hand einige zusammengerollte Zeichnungen haltend, die rechte an ein großes zu seinen Füßen befindliches Bilder-Portefeuille gelegt, das ihm als Prämie zu Theil geworden, steht der Knabe mit stolzsamen Blicke neben seiner jungen blühenden Mutter, welche in der Mitte der Scene sitzend, vom Schulmeister, der sich eben empfehlen will, das schmeichelhafteste Lob über den Fleiß und die Fortschritte ihres Lieblings vernommen zu haben scheint. — Der unmuthig zu ihren Füßen liegende gefleckte Hund sieht aus, als wenn er dem schmeichelhaften Berichte des wohlwollenden Schulmannes über seinen kleinen Spielgenossen mit Theilnahme zuhörte. Hinter dem Knaben steht man ein Tischchen mit Erfrischungen. Die Scene spielt in einem reichen, altertümlichen Gemache, im Schlosse der glücklichen Mutter des Knaben.

Das Bild wird, eingerahmt, gewiß überall eine herrliche Zimmerzierde bilden.

Erklärungen der 3 Kunst-Beilagen.

1. Das Blumen-Bouquet.

Blumen sind wohl die schönste Symbolik des Glückes, die man bei Gratulationen aller Art anzuwenden pflegt, und „**Blumen sind Leben freuern**" ist der zarteste Ausdruck hiefür.

Wir glauben unseren Gönnern zum Beginn des neuen Jahres keine sinnigere Spende bringen zu können, als hiesi prachtvolle Blumen-Bouquet im lithographischen Farbendruck. Die Blumen, die sich hier in solchem Schmelz, solcher Weichheit, solcher Naturtreue den überraschten Blicken präsentiren, sind zu bekannt, als daß es einer nähreren Erklärung derselben bedürfte, aber wie glauben den Beschauer nur auf Eines aufmerksam machen zu sollen: Sieht das herrliche Blumenstück nicht aus, als wäre es mit unendlichem Fleiße von Meisterhänden nach langjährigen Mühen zu Stande gebracht worden, und doch findet sich nicht ein einziger Pinselstrich dabei, nicht einmal eine Nachhilfe, sondern alles ist bloß — **lithographischer Farbendruck!** Dadurch ist wohl die höhere erreichte Vollkommenheit in diesem graphischen Zweige in ein gerechtfertigtes Licht gestellt. Möge diese Blumenspende besonders den schönen Leserinen Vergnügen machen!

2. Petti Pauli,

eine der hervorragendsten lieblichen Dichterinen der Gegenwart, wurde im December 1815 zu Wien geboren. Häufige Reisen und durch Familienverhältnisse bedingter öfterer Wechsel des Domicils thaten zwar dem Unterrichte, den sie in ihrer ersten Jugend empfing, einigen Eintrag, hienten jedoch andererseits zur raschen Entwicklung ihrer geistigen Kräfte.

Der poetische Genius regte in dem aufstrebenden Mädchen schon früh seine Schwingen. Bereits in ihrem 15. Jahre (1830) schrieb Betti Pauli Gedichte, welche, wenn sie auch weniger gelungen waren, wenigstens den Vortheil für sie brachten, daß sie nach und nach alle metrischen Schwierigkeiten besiegte. Ihre Schwung und einer reichen Fantasie zeugten indeß auch die ersten Jugendarbeiten dieser Dichterin, und es ist vielleicht Schade, daß sie in die erste Sammlung von Gedichten, die sie im Jahre 1841 herausgab, keine von diesen partischen Schwungproben aufnahm. Die zweite Auflage dieser Gedichte erfolgte 1843. Noch früher 1842 erschien eine zweite Sammlung unter dem Titel: „Nach dem Gewitter" (zweite Auflage hievon 1849). Im Jahre 1845 erschien „Mannaregen" und im Jahre 1850 „Neue Gedichte", welche Gattungen sämmtlich den ungetheiltesten verdienten Beifall fanden und der Dichterin einen ehrenvollen Platz unter österreichischen Dichtern anwiesen.

Gegenwärtig in Wien lebend, ist sie so eben mit der Zusammenstellung einer neuen Gedichtsammlung beschäftigt, die sie noch im Laufe dieses Winters herauszugeben beabsichtigt.

3. Der Kalender.

Nicht minder passend zu einer Neujahrsgabe als das Blumenstück erscheint und — von praktischer Seite betrachtet — der Kalender für 1853, den wir hier bringen. Mit welcher Seelenfigkeit, mit welcher kindlicher Freudigkeit läßt hier das kleine, niedliche, von den 12 Monaten kunig eingerahmte Kind, selbst auf ihr liebstes Spielzeug, die Puppe, vergessend, die Seifenblasen in die Lüfte steigen!

Möge dies Ihnen Allen, verehrte Leser! eine Deutung unseres herzlichsten Wunsches sein, daß das uns begonnene Jahr Ihnen eben so kummer- und sorgenfrei vorübergehalten möge, als den glücklichen Kindern!

Industrie.

(Schönwetterei.) Es ist und bleibt Tage ein Prachtstück Schönwetterei auf Ihnen, daß Porträt des berühmten Dilettanten Pilzhofer in Salzt, umgeben von einem kunigen Blumenkranz (Ihnen auf weißem Grunde) zur Ansicht zugekommen, welches wirklich von einem überraschenden Zutreffen in diesen Industrieerzeugniß zeugt. In unserer Frende über Ihnen wie bei der Gelegenheit die Versicherung aussprechen, daß auch in Wien gegenwärtig an einem Prachtexemplare von Schönwetterei gearbeitet wird, welches dem Ihrem Muster. So schön dieses auch ist, an Schwierigkeit der Ausführung steht nachstehen dürfte. Wir werden Ihnen Zeit auf seinen interessanten Gegenstand zurückkommen. F.

Telegraf der Redaction.

Hrn. Hptm. Sch. in C. Dasjenige des Abdruckes von Schwimmen soll Ihrem Wunsche im Laufe des zweiten Jahrganges der „Iduna" bestens entsprochen werden.

Hrn. Dr. K. in N. Wie willkommen und Ihr Beitrag war, dessen sind Sie bereits überzeugt. Wir erschen um Fortsetzung, bedienen im höchsten Grade, und ertheilen und namentlich einige Ihrer originellen erschienen Epigramme, worin sie uns aus früherer Zeit vortheilhaft bekannt sind.

Herrn K. v. W. in G. Erfreuen Sie und bald wieder mit einer Sendung in dem angekündigten Sinne.

Herrn J. B. in C. Lassen Sie sich nicht länger Fabius Cunctator schelten! —

Druck u. Verlag von M. Auer. Für das Ausland zu beziehen bei Robert Hoffmann, Buchhändler in Leipzig. Verantw. Redacteur: Leopold Kordesch.

Digitized by Google

LITHOGR. FARBENDRUCK.

Beilage zu M. Auers „Faust"

Digitized by Google

Digitized by Google

Betti Pauli.

Litografia di M. Stroppa presso Ulrico Hoepli Editore Librajo

Digitized by Google

KALENDER
1855

JÄNNER

1	M	Neujahr	17	M	Ant Kaus
2	D	Macarius	18	D	Priska ●
3	M	Genov ●	19	F	Canutius
4	D	Titus B.	20	S	Fabian S
5	F	Telesphor			
6	S	Brtl 3 Kön	21	S	G. 13 p. A
			22	M	Vincenz
7	S	G. 1 p. Ep	23	D	Maria V.
8	M	Severin	24	M	Thim H.
9	D	Julian	25	D	Paul B.
10	M	Paul Eins	26	F	Polykarp
11	D	Hygin ☾	27	S	Joh Chr
12	F	Ernestine			
13	S	Hilarius	28	S	G. 2 p. Ep.
			29	M	Frz S.
14	S	G. 2 p. Ep.	30	D	Martina
15	M	Maurus	31	M	Petrus X
16	D	Marcellus			

FEBRUAR

1	D	Ignaz M.	15	D	Faustinus
2	F	M. Lichtf. ●	16	F	Juliana Jo
3	S	Blasius	17	S	Constant
4	S	G. Sept. V	18	S	G. Fasteng
5	M	Agatha J.	19	M	Conradus
6	D	Dorothea	20	D	Euch. El.
7	M	Romuald	21	M	Lucherius
8	D	Joh v. M.	22	D	Petri St.
9	F	Apollonia	23	F	Rom. ☽
10	S	Schol. ☾	24	S	Matth A.
11	S	G. Sex. D	25	S	G. Fasnd
12	M	Eulalia	26	M	Alexander
13	D	Kath R.	27	D	Leander
14	M	Valentin	28	M	Quat II.

MÄRZ.

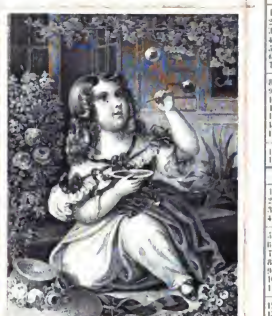
1	D	Albinus	17	S	Gertrudes
2	F	Simplicr.			
3	S	Kun. ☾ ●	18	S	G. Lat. ●
			19	M	Joseph
4	S	G. Rem. F	20	D	Xiertas
5	M	Eberhins	21	M	Benedict
6	D	Friedrich	22	D	Helvetian
7	M	Thom A.	23	F	Victorin
8	D	Joh v G.	24	S	Gabriel
9	F	Cu M.			
10	S	40 Mart.	25	S	Jud MV.
			26	M	Emanuel
11	S	Gründl. ☾	27	D	Rupertus
12	M	Gregor	28	M	Sixtr.
13	D	Rosina	29	D	Cyrill
14	M	Matth M.	30	F	Schm M.
15	D	Longinus	31	S	Amos P.
16	F	Heribert			

APRIL

1	S	G. Pass. B	16	M	Turib. ●
2	M	Fde B. ●	17	D	Rudolph
3	D	Richard	18	M	Apollon
4	M	Isidor ☾	19	D	Tiburtius
5	D	Irenäus	20	F	Sulpitius
6	F	Chrst S.	21	S	Anselm
7	S	Thara II.			
			22	S	G. Mif.
8	S	G. Osterf.	23	M	Adalbert
9	M	Osterm. ☾	24	D	Georg
10	D	Ezechiel P.	25	M	Marc Ev.
11	M	Leo I P.	26	D	Cletus P.
12	D	Jul I P.	27	F	Peregrin
13	F	Hermines	28	S	Vitalis
14	S	Tiburtius			
			29	S	G. 1 Osf. P.
15	S	G. Ostaf.	30	M	Kathar S.

MAI

1	M	Philipp J.	17	M	Cler Rmf.
2	M	Athan.	18	F	Venant.
3	D	Alexand.	19	S	Pelestin
4	F	Florian			
5	S	Pius	20	S	G. 5 Ks. B.
			21	M	Felix
6	S	G. 4 Ewg.	22	D	Helena
7	M	Stanisl.	23	M	Desider
8	D	Mich. E.	24	D	Johann F.
9	M	Greg N. ☾	25	F	Urbanus
10	D	Isidor	26	S	Phil N.
11	F	Gangolph			
12	S	Pancrat.	27	S	G. Pfingstf.
			28	M	Pfingstm.
13	S	G. 3 Rog.	29	D	Maximus
14	M	Bonif.	30	M	Omar F.
15	D	Sophi	31	D	Angela ●
16	M	Joh N. ●			



JUNI

1	F	Gratian	16	S	Benno B.
2	S	Erasm.			
			17	S	G. 1 Aph.
3	S	G. 1 Brcf.	18	M	Gervasius
4	M	Quirinus	19	D	Juliana J.
5	D	Bonifac	20	M	Silverius
6	M	Norbert	21	D	Aloysius
7	D	Liobgard ☾	22	F	Paul.
8	F	Medardus	23	S	Adelhaide
9	S	Pn Fri			
			24	S	G. 1 JAT
10	S	G. 2 Marg	25	M	Prosper
11	M	Barnabas	26	D	Joh v Pl.
12	D	Joh. v S.	27	M	Ladislaus
13	M	Ant P.	28	D	Leo P.
14	D	Basil. ⊙	29	F	Pet. u. Paul
15	F	Vrz. Jesuf.	30	S	Pl. 6 ●

JULI

1	S	G. 3 Theob.	17	D	Alexius H.
2	M	Mar. H.	18	M	Friedr H.
3	D	Heliodor	19	D	Aurelia M.
4	M	Udalrich	20	D	Margar.
5	D	Dionysius	21	S	Praxedes
6	F	Isaias C.			
7	S	Willibald	22	S	G. 8. MM J.
			23	M	Apollinar
8	S	G. 6 Kilian	24	D	Christina
9	M	Anatolia	25	M	Jacob Ap.
10	D	Amalia	26	D	Anna
11	M	Pius I u P.	27	F	Pantal.
12	D	Heinrich	28	S	Victor P.
13	F	Margar.			
14	S	Bonav. ●	29	S	G. 9. M.
			30	M	Abd. u. S.
15	S	G. 7 Ap Th.	31	D	Ign v L.
16	M	Mara H.			

AUGUST.

1	M	Pet Kettl.	17	F	Bertram
2	D	Portiunc.	18	S	Helena
3	F	Steph I.			
4	S	Dom. ☾	19	S	G. 12 Lou.
			20	M	St K.
5	S	G. 10 JKSt.	21	M	Johanna F.
6	M	Verkl J.	22	M	Timoth.
7	D	Cajetan	23	D	Phil. H.
8	M	Cyriacus	24	F	Barthol.
9	D	Romanus	25	S	Ludw K.
10	F	Laurent.			
11	S	Susanna	26	S	G. 13 Zeph.
			27	M	Jos C. ●
12	S	G. 11 Cl.	28	D	Augustin
13	M	Cassian	29	M	Joh Enth.
14	D	Eusebius	30	D	Rosa v L.
15	M	M. Himm.	31	F	Raimund
16	D	Rochus			

SEPTEMBER

1	S	Aegidius	16	S	G. 16 L.
			17	M	Hildegard
2	S	G. 14 Schmerf.	18	D	Ns V.
3	M	Seraph. ☾	19	M	Qual. 3
4	D	Rosalia	20	D	Eustachi
5	M	Lauf Jusef	21	F	Matth. E.
6	D	Magnus	22	S	Mauriti
7	F	Regina			
8	S	Mariä Geb.	23	S	G. 17 Thec
			24	M	Gerard
9	S	G. 15 NM.	25	D	Chrph. ●
10	M	Nic. T.	26	M	Cyprian
11	D	Prn H.	27	D	Cosmas D
12	M	Marcellin	28	F	Wencesl.
13	D	Materniu	29	S	Michael I.
14	F	Exhtoh			
15	S	Nrcsmerf.	30	S	H. III. Hor

OCTOBER

1	M	Remigius	17	M	Hedwig
2	D	Leodegar	18	D	Luc E. ☽
3	M	Candid	19	F	Petrus A.
4	D	Franz X.	20	S	Felician
5	F	Placid M.			
6	S	Bruno B.	21	S	G. 21 Ursul.
			22	M	Cordula
7	S	G. 18 Rsf.	23	D	Johann C.
8	M	Brigitta	24	M	Raphael
9	D	Dionysius	25	D	Chrys. ●
10	D	Franz B.	26	F	Amandus
11	M	Xtras ●	27	S	Frument
12	F	Maximil.			
13	S	Odoman	28	S	G. 22 Sab.
			29	M	Narcissus
14	S	G. 19 Call.	30	D	Claudius
15	M	Theresia	31	M	Wolfg.
16	D	Gallus A.			

NOVEMBER.

1	D	Allerh. ☾	16	F	Othmar A.
2	F	Allerz.	17	S	Greg B.
3	S	Hubert			
			18	S	G. 27 Ha.
4	S	G. 23 Ch.	19	M	Elisabeth
5	M	Emerich	20	D	Felix v B.
6	D	Leonhard	21	M	Mar Opf.
7	M	Engelbert	22	D	Caecilia J.
8	D	Gottfried	23	F	Clem. ●
9	F	Theod. ●	24	S	Joh v Kr.
10	S	Andreas			
			25	S	G. 24 Kath.
11	S	G. 24. M.	26	M	Conrad
12	M	Kunibert	27	D	Virgilius
13	D	Stanisl.	28	M	Sosthenes
14	M	Venerand	29	D	Saturnin
15	D	Leopold	30	F	Andreas A.

DECEMBER

1	S	Eligius ☾	16	S	G. 1 Adv.
			17	M	Lazarus
2	S	G. 1 Adv.	18	D	Irenäus
3	M	Franz X.	19	M	Qual. V.
4	D	Barbara	20	M	Liberatus
5	M	Sabb. A.	21	F	Thom A.
6	D	Nicol. II.	22	S	Demetr.
7	F	Ambros.			
8	S	Mariae C.	23	S	G. 4 Adv.
			24	M	Adam K.
9	S	G. 2 Sab. ●	25	D	Christtag
10	M	Judith	26	M	Stephan II.
11	D	Damasus	27	D	Joh Evc.
12	M	Maxenl.	28	F	Unsch. K.
13	D	Lucia J.	29	S	Thom B.
14	F	Spiridion			
15	S	Cajetan	30	S	G. Dav. B.
			31	M	Sylv. Cc

Beilage zu M Aners „Faust"

Digitized by Google

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift

für Kunst, Wissenschaft, Industrie und Unterhaltung,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflussnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Numern von 24 Bogen Text und über 70 Kunstbeilagen.
Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- u. Auslandes an.
Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M.
Insertionsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 50 kr. C. M.

Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten.
Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichgiltig geliefert und billig berechnet.
Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gedrucktene Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.
Redaction und Expedition: **Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 22.**

N° 2. Inhalt: Aus den Alpen. — Naturgeschichte der Zeher. (Schluß.) — Der Feldherr des Grafen von Egmont. — Die Symbole der Stummen. — Silhouetten aus Wien. — Epigramm. — Räthselein. — Hebräische Kinderbücher. — Jahrbuch. (Gemalte Bilder.) — Literatur. Gedichtener kurz Leben. — Auflösung. — Räthsel. — Erklärungen der Kunstbeilagen. — Telegraf der Botanisten. Artistische Beilagen: St. Georg. von Schmidt. (Kalligrafie.) — Ein Hexenmeisterchen. (Holzschn.) — Der Weltzeichner. (Zinkradirung.)

II. Jahrgang. 1855.

Aus den Alpen.

Reiseskizzen von Professor Fr. Simony.

I. Zell am See.

(Hiezu die Beilage: „Die Grenze des Gletscherkorn." — Zinkradirung.)

Es dürfte wenige Punkte im österreichischen Hochgebirgslande geben, die so großartige Contraste landschaftlicher Formen in sich vereinigen, wie das Zell-Saalfelder Thal im Pinzgau.

Viel breiter, als sonst die Querthäler der Alpen zu sein pflegen, durchbricht es auf eine Länge von 5 Stunden ohne irgend bedeutende Krümmungen das ganze Mittelgebirge des Thonschiefers. Gegen Süden mündet es mit weiter Oeffnung in das von der begleitscharen Urgebirgskette der Tauern überragte Längenthal der obern Salzach, gegen Norden an seinen Einteile in die Zone der Kalkalpen, unmittelbar unter der größten Erweiterung des Saalfelden, verengt es sich so plötzlich zu dem verrufenen Engpaß der Pinzgauer Hohlwege, daß es durch die dicht an einander tretenden Wände des Birnhorns und steinernen Meeres ganz geschlossen erscheint.

Diese günstige Gestaltung und Lage des Thales machen es möglich, daß aus seiner Mitte das Auge ohne Veränderung des Standpunktes dreierlei Gebirgsbildungen überschauen kann, deren jede nicht nur nach den äußern Umrissen, sondern auch nach landschaftlicher Färbung von der andern gänzlich verschieden ist.

Die östliche und westliche Begrenzung bilden die Gehänge und Nebenthäler des von ihm durchschnittenen Thonschieferzuges. Mit mäßiger, gleichbleibender Steile emporsteigend, vom Fuße bis zu den 6000—7000' hohen Gipfeln in buntes Pflanzengrün gekleidet, nirgends zu hervortretender Felsenbildung entwickelt, in allen Theilen mehr oder weniger abgerundet, nach derselben Form gemodelt, besitzt dieses Mittelgebirge nichts, was an Hochalpennatur erinnern könnte. Nur die weit unter den Gipfeln bleibende Linie der oberen Baumgrenze läßt die Höhe beiselben ahnen.

Im grellsten Gegensatze zu diesen nächsten Umwallungen stehen die Kalkalpen des nördlichen Hintergrundes. Aus einem dicht bewaldeten, von tiefen Schluchten durchfurchten Gestelle steigen schroff und kahl die kolossalen Wände des steinernen Meeres und Birnhorns bis zu 8400' empor. Nur einzelne kleine Flecke von steilen Matten und Krummholz unterbrechen im unteren Theile das eintönige Grau der gezackten Felsmauern. Keine einzige gerundete Form mildert den Charakter der Zerrissenheit und Oede, alle höheren Theile tragen das Gepräge der wildesten Hochgebirgsnatur an sich.

Wieder ganz anders gestaltet sich das südliche Schlußgemälde. Einfach, harmonisch in den Formen, massenhaft im Gesammteindrucke, erhebt sich da die Urgebirgskette der Hochtauern. Zwei gewaltige Schneepyramiden, die Hochtenn und das Kitzsteinhorn, schieben sich von dem Glocknerstocke dicht an das Salzachthal heran und überstrahlen mit ihren schimmernden Gletschern gleich einem Doppeldiadem den bunten Kranz der das Thal umschlingenden Alpen. Nicht wie bei den fürchterlichen Abstürzen und Zacken der nördlichen Kalkmassen starren hier nackte, skeletähnliche Felsen dem Auge entgegen; das dunkle Urgestein, wenn auch in steilen Formen emporstrebend, trägt selbst auf seinen schärfstgeschnittenen Flächen, bis zur Grenze des ewigen Eises den freundlichen Schmuck des Pflanzenlebens, das, wenn auch neben Moosen und Flechten nur mehr durch die kleinsten, fanerogamischen Formen vertreten, doch noch ausgebreitet genug ist, um auf den Grundton der Färbung des ganzen Gebirges bestimmend einzuwirken.

Die breite Thalsohle ist eine von mehreren Ortschaften und zahlreichen

Digitized by Google

Gebäften belebte Culturstäche. Ihre schönsten Punkte bezeichnen alterthümliche Herrensitze, die entweder verfallen sind, oder doch längst ihre ursprüngliche Bedeutung eingebüßt haben.

Wie ein Juwel an bunter Schleife prangt an der Verbindungsstelle des Saal- und Salzachthales der Zeller-See. Er ist der Glanzpunkt des Pinzgau's.

Wer je an heiterem Herbstabend eine Fahrt auf ihm unternommen und das Glück jener wundervollen Beleuchtung genossen hat, wie sie bei sehr dunstreicher Atmosfäre vorkommt, dem wird die Pracht des Anblicks unvergeßlich bleiben.

Während die Schneehörner der Tauern von rosenrothem Schimmer überhaucht sind und dunkles Violett ihre tieferen Gehänge umkleidet, erglühen die Kalkwände und Zinken im Norden zum feurigsten Purpur. Jede Minute bringt neue Uebergänge der Färbung, immer intensiver werden die Töne nach oben, immer duftiger, verschwommener nach unten. Die flammenden Alpenspitzen scheinen sich von der Erde abzuheben, der Tag scheidet, heilige Ruhe senkt sich nieder. Solch' ein Feierabend umschlingt wie ein Traumbild aus einer schöneren Welt das ganze Sinnen der Seele. Unwillkürlich beugt sie sich stumm anbetend vor der Allmacht, die sich in solcher Herrlichkeit ihr offenbart. Wenn nach dem letzten Schlage der Abendglocke, welche von dem uralten Zeller Thurme die Menschen des Thales zum Gebet ermahnt hat, der Schiffer sich bekreuzt und das ruhende Ruder wieder zur Hand genommen; wenn die Berge nun allmälig verglimmen und aus den fernen Thalgründen nächtliches Dunkel heraufsteigt, da ist's Einem um das Herz, als schlössen sich vor dem Auge die Pforten des Himmels, und ringsum läge wieder die alte Erde mit ihren Leiden und Sorgen.

Aber wenn die Sterne sich entzünden und der aufsteigende Mond sein bleiches Licht auf die Schneehörner wirft, da ruft das neue Bild eine neue gehobene Stimmung hervor, und auch der Fährmann weiß nun die Schweigen der Fantasie zu entfesseln. Er erzählt von unermeßlichen Goldschätzen, die hier einst aus den zahlreichen Bergwerken gewonnen wurden; von den festen Alpenvesten, die sich dis zu den höchsten Kämmen und Spitzen der Tauern emporgezogen; von dem Könige, welcher alljährlich während der Jagdzeit auf dem „Königsstuhl" (die höchste Felsspitze in der Scheidefette zwischen dem Fusch- und dem Rauriserthal) seine Wohnung genommen; von den großen Jahrmärkten, die auf dem Fuscher Tauern abgehalten wurden, und von anderen Herrlichkeiten, deren sich diese Gegend zu erfreuen hatte; bis endlich der Uebermuth der Einwohner des Himmels Strafe herabbeschwor, die reichsten Gebäuden plötzlich taub, die ergiebigsten Bergwerke, die üppigsten Alpenböden von Gletschern übergossen wurden und die frevelnden Menschen verbarben. An der Stelle aber, wo zwei Brüder aus blindem Neid sich erschlugen, versank der waldbedeckte Thalboden, und ein unergründlich tiefes Wasser, von verderblichen Sümpfen umlagert, erfüllte den Grund. Seit jener Zeit haftet kein Segen mehr auf der Gegend; sie ist arm geworden und arm geblieben bis auf den heutigen Tag.

Jetzt beginnen kleine, von dem sich niedersenkenden Bergwind aufgeregte Wellen den Kahn zu umflüstern. Die bleichen Schneespitzen zeichnen sich gespensterhaft im nächtlichen Himmel ab, sie scheinen immer näher zu rücken, immer größer zu werden, je länger das Auge auf ihnen weilt. Die abgeflogelten Lichter des Marktes gaukeln gleich Irrwischen auf der bewegten Flut umher. Der Zauberfaden der Sage, den der gesprächige Schiffer abspsonnen, webt sich unvermerkt in das nächtliche Bild und umstrickt den erregten Geist. Dieser versenkt sich in jene dunkle Vergangenheit, von welcher er erzählen gehört. Im bunten Reigen ziehen die Fabelwesen der Alpenwelt an ihm vorüber; er träumt von Riesen und Gnomen, von goldenen Palästen und immergrünen Alpen, von versinkenden Wäldern und verheerenden Eisströmen.

Wenn endlich der Kahn in die finstere Schiffshütte eingelenkt hat und nun auf den Ruf des Fährmanns ein weibliches Wesen mit brennendem Holzspan heranschleicht, dessen verkümmerte Gestalt selbst eher einem Kobold, als einem Menschen anzugehören scheint, da wird die unheimliche Fackelträgerin selbst zum Gespenst. Und wenn dann in der großen Wirthsstube der Blick über alle die heimischen Gäste hinschweift, welche der Sonntag zahlreicher versammelt hat, so däucht Einem die Sage vom ewigen Fluche in Wahrheit erfüllt zu sein, denn unverkennbar prägt sich in Antlitz und Gestalt des Grosstheils mehr oder minder scharf jene fysische Verkommenheit aus, die, das Product wachsender Verarmung, von Geschlecht zu Geschlecht ihre traurigen Spuren immer tiefer, immer bleibender eingeäbt.

Der Mensch steht hier zu der Pracht seiner Heimat in einem höchst unvortheilhaften Gegensatze, und der Freund der Alpennatur wird mit dem trüben Eindruck dieser Disharmonie erst ausgesöhnt, wenn ein längeres Verweilen, wozu besonders Zell, als der Brennpunkt einer ganzen Reihe der interessantesten Ausflüge, einladet, ihn die freundliche Gemüthsseite des Volkes kennen und schätzen gelehrt hat.

Wer sich mit dem spezielleren Studium der landschaftlichen Eigenthümlichkeiten unserer Alpenformationen beschäftigt, wird vor Allem auf der von Zell aus bequem in 4 Stunden zu erreichenden „Schmidtenhöhe" den reichlichsten Stoff dazu finden. Hoch genug, um eine weitere Umschau zu gestatten (der Gipfel des langgestreckten Rückens erreicht 6211', die nördliche und südliche Ecke des letzteren beiläufig 5600'), wird dieser Punkt noch noch so sehr von ringsum gelegenen Gebirgen überragt, daß die Contouren des Panoeamas zu reichen, interessanten Formen sich entwickeln können. Die Contraste von Kalk, Thonschiefer und Urgebirge (vorwiegend Gneiß) werden hier natürlich noch nach viel großartigeren Dimensionen übersichtlich, als in dem oben geschilderten Thale. Hier übersthaut das Auge gegen Norden eine ganze Kette der mächtigsten, 8000—9500' hohen Kalkmassen, gegen Westen die höchsten Erhebungen des im Querprofil sich darstellenden Thonschiefergebirges des Pinzgau's, gegen Süden in nächster Nähe endlich den höchsten Knoten des ganzen östlichen Alpen, die Gruppe des Großglockners.

Den günstigsten Standpunkt für die Ansicht des letzteren bietet die südliche Ecke der Schmidtenhöhe, dort, wo das Gebirge bereits gegen das Salzachthal abdacht und wo auch die hergehörige Skizze aufgenommen wurde.

Mit einem Blicke vermag von da aus das Auge die ganze Nordseite des kolossalen Hochgebirgsstockes mit seinen zwei höchsten Ausläufern, der Kette des Wiesbachhornes (11300') und jener des Kitzsteinhornes (10100'), zu überschauen.

Von der breiten Thalfläche der Salzach, deren altes Rinnsal neben dem regulirten Flußbett durch einen meandrisch gewundenen Streifen sumpfiger Wiesen zu erkennen ist, zieht sich in gerader Richtung südwärts zwischen den beiden oben erwähnten Nebenketten das wildromantische Kapruner thal zu den Eismeeren des Glockners hinan. Gouissimeartig treiben sich in demselben die felsigen Rippen der es begrenzenden Kämme aneinander. Grause Schutthalden erfüllen im vordern Theile, kerkliefere Gletscher und Moränen weiter rückwärts die tief eingerissenen Furchen und Nebenschlachten der beiderseitigen Gehänge; den Schluß des Thales bildet ein Chaos von Felsen, Schutt und Gletschern, und über ihm, mitten aus meilenweiten Schneegefilden strecken ihre breitspitze und schroffste Seite dem Beschauer zukehrend.

Der Einbruch dieses kolossalen Alpendauses ist so überwältigend und zugleich durch den Farbenwechsel der verschiedenen Höhenzonen von der üppigsten Culturstäche an durch die Wald-, Weide- und Felsregion bis zu den glänzenden Gefilden des ewigen Schnees so belebt und mannigfaltig, daß man nur schwer von der Stelle scheidet, die dieses Gemälde geboten.

Naturgeschichte der Feder.

Von Dr. J. N. Sch***

(Schluß.)

In vollem Gebeanche gelangte dieses Schreibwerkzeug jedoch erst im zehnten Jahrhunderte, was die Manuscripte aus jener Zeit bezeugen, deren Buchstaben und Zeichen durch Schärfe und Rundung den untrüglichen Stempel der Uebereinen an sich tragen.

Seither sind manche Federn unberührmter Gänse zu großer Berühmtheit gelangt, so daß der vortreffliche J. H. Adeei vor mehr als hundert Jahren schon (1726) eine Geschichte der Schreibfederen herausgeben konnte, und welcher wir entnehmen, daß die Eigenthümlichkeiten manches gelehrten Mannes ebenso auf der Federe erkannt werden können, mit der er schrieb, als aus seinen, oft sehr wenig charakteristischen Schriften, was in unserer schreibseligen Zeit vielleicht von Vortheil sein möchte, da die Federn, mit denen geschrieben wird, sich jedenfalls leichter absolviren ließen, als die breiten Schriften selbst, welche dieselben ihrem Ursprung verdanken.

Während sich im Occidente allenthalben der Gänsefeiel die alleinige Herrschaft erzang, verharrte der starre Orient fast ausschließend bei dem Gebrauche des Schreibrohres. Die Segnungen hamburgischer Schwingen sind auch bis heute noch nicht über die Ufer des Ganges gedrungen und

Digitized by Google

der Sendbote chinesischen Familiengliicks, Chung-Atai, zeigte uns vor Kurzem noch ganz deutlich die unbedolfene Taktik orientalischer Schreibkünstler.

Doch ich kehre zur eigentlichen Aufgabe meines Capitels zurück und will von den einzelnen Theilen des Federkörpers des Weiteren berichten.

An den beiden Seiten des Kieles steht die sogenannte Fahne der Feder. Sie wird, wie bereits angedeutet wurde, aus den Aestreihen gebildet, welche zu beiden Seiten des Kieles in einem ziemlich spitzigen Winkel mit diesem sehr dicht neben einander stehen. Diese Aeste sind nicht von so einfacher Bildung, als sie bei oberflächlichem Blicke darzustellen scheinen. Sie tragen ihrerseits wieder an beiden Seiten kleine Aestchen von wunderbarer Bildung und gleichen, abgerennt und durch das Mikroskop besehen, selbst wieder vollständigen Federn. Diese Aestchen wollen wir mit dem Ausdrucke Strahlen bezeichnen. Die Strahlen also stehen zu beiden Seiten der lamellenförmigen Aeste und es sind die vorderen der Federspitze zugewendet, während die hinteren gegen die Spuhle gerichtet sind. Sie sind von ganz verschiedener Bildung und zeigen an der vorderen Reihe wieder eine Verästelung, die sich an der Spitze des Strahles durch Wimpern, weiter unten durch Häkchen darstellt, während die hintere Reihe nur lamellenartige, vorne zugespitzte Strahlen nachweiset. Die Häkchen der vorderen Strahlen scheinen, wie Nitzsch ganz richtig bemerkt, dazu vorhanden zu sein, um durch Eingreifen in die hinteren Strahlenreihen der Fahne jene Consistenz zu geben, welche derselben ihr blattartiges Ansehen verleiht und die erforderlich ist, um den fliegenden Vogel im Luftelemente leichter zu tragen und schwebend zu erhalten.

Ich habe mir erlaubt, die allgemeine Charakteristik des Federngeschlechtes in wenigen Umrissen aufzuzeichnen und überlasse es dem wißbegierigen Leser, die näheren und umständlicheren Daten hierüber bei Nitzsch, Burmeister, Sundewall, Meckel, Dutrochet, Cuvier und Anderen selbst nachzulesen, wöhrend ich mich veranlaßt sehe, zu den einzelnen Gattungen dieses Geschlechtes überzugehen.

Es sind bisher nur vier Gattungen von Federn unterschieden worden: die Conturfedern, die Dunen, die Halbdunen und die Fadenfedern.

Die Conturfedern (pennae) zeichnen sich durch eine bestimmte und scharf begrenzte Form ihrer äußeren Umrisse, so wie das Vorhandensein aller jener Bestandtheile aus, welche wir oben kennen gelernt haben. Sie sind die vollkommensten unter allen Federn, prangen meistens in buntem und oft herrlichem Farbenschmucke, und genießen vor allen anderen Federngattungen auch den Vorzug, daß jede einzelne durch eigene, unter der Haut des Vogels versteckte Muskeln in Bewegung gesetzt werden kann. Die Gesammtzahl dieser wingigen, oft nur mit bewaffneten Augen unterscheidbaren Muskeln erreicht zuweilen eine bedeutende Größe, und Burmeister, der die Conturfedern einer Ente zu zählen unternahm, behauptet, daß bei der dort vorgefundenen Anzahl von 3000 Conturfedern wenigstens 12000 solcher Muskeln zur Bewegung derselben angenommen werden müßten.

Alle jene Federn, welche den Vogel äußerlich bedecken, die größeren Schwung- und Ruderfedern, so wie die oft sehr kleinen, spitzigen, runden, schmäleren oder breiten Federn des Rückens und Bauches gehören in diese Gattung, aber auch die borsten- und haarförmigen Federn des Kafuars und des sonderbaren Apteryx, obwohl bei diesen die Seitenäste oft nur rudimentär vorhanden sind und ausnahmsweise zuweilen auch ganz fehlen.

Der Artenreichthum der Conturfedern grenzt an's Unglaubliche. Ich darf es mir nicht erlauben, eine Aufzählung derselben zu versuchen, will es aber doch nicht unterlassen, einige der bekannteren und wichtigeren Arten hier anzuführen. Viele derselben dienen dem Menschengeschlechte zu mannigfaltigem Nutzen. Die Schwingenfedern des Gänse- und Rabenvolkes werden als Schreibwerkzeuge verwendet, die Spuhle des Schwanenkieles dient zur Anfertigung der Pinsel, die Fahnen verschiedener Federnträger werden vom Kiele gelöst und als Surrogate der viel kostspieligeren Dunenfedern zu Betten verwendet; die braunrothen Federn des Rothhuhnes genießen in gewissen Gegenden sogar den Ruf eines Heilmittels in Ohnmachtsfällen, wo sie angebrannt und dem armen Patienten unter die Nase gehalten werden.

Die wimpern- und häkchenlosen Federn des Straußes und die herrlichen Federn des Paradiesvogels werden von unseren Damen als Schmuckgegenstände verwendet, die äußerste Schwingenfeder des Adlers und die Nackenfedern der Reiher zieren die Kopfbedeckung des Ungars, die sichelförmigen Steißfedern des Backhuhnes überragen den als Hutzier unentbehrlichen Gemsbart des Gebirgsjägers. Die bunten Conturfedern der Pittacinen werden von wilden Völkerstämmen als Schreibzeug und gleichzeitig als Kleidung verwendet, und nicht verschwiegen darf ich es, daß auch die rothe Hahnenfeder, das unentbehrliche Zugehöreng des leidhaftigen „Gott-sei-bei-uns," zu dieser Federngattung zu rechnen sei.

Die herrlichen Farben verdanken die Conturfedern einem Pigmente, welches unter der Oberhaut der Feder vorhanden ist.

Merkwürdig ist es, daß bei der Untersuchung der grünen Federn des Spechtes sich durch das Mikroskop nur blaue und gelbe Strahlen darstellen, während man mit bloßem Auge beide Farben gemengt als grüne erkennt. Die Metallfarben sollen durch Grübchen und Unebenheiten der Hülle hervorgebracht werden, was ich nach den mir zugänglichen Quellen freilich nicht mit Bestimmtheit nachzuweisen vermag.

Es dürfte vielen Lesern dieser denkwürdigen Abhandlung nicht bekannt sein, daß die Conturfedern bei demselben Vogelgeschlechte immer und genau auf denselben Fluren und Regionen des Vogelleibes gereiht angetroffen werden und daß die regelmäßige und constante Stellung derselben überhaupt Veranlassung geben konnte, das ganze Reich der Ornis hiernach systematisch zu ordnen und einzutheilen.

Sundewall und der oft erwähnte Nitzsch haben solche systematische Reihen consequent durchzuführen und aufzustellen versucht, während die tüchtigsten Ornithologen es wenigstens nicht verabsäumten, auf der Stellung und der relativen Lüge der Flügel- und Schwanzfedern sehr brauchbare Anhaltspunkte für ihre Systeme zu gewinnen.

Als eine Eigenthümlichkeit der Anordnung unserer Conturfedern muß auch angeführt werden, daß diese Federn gleichsam radienförmig um den Kopf des Vogels gestellt sind und daß daher alle geraden Linien, welche man durch die Längenachsen derselben zu ziehen versuchen würde, sich im Kopfe des Vogels, wie in einem Centrum, begegnen würden. Viele Stellen des Vogelleibes sind übrigens ganz federnlos, obwohl sie von den Fahnen des angrenzenden Gefieders reichlich bedeckt erscheinen und keine Lücke wahrnehmen lassen.

Die Dunen (plumulae) charakterisiren sich vornehmlich durch ihre conturlosen, wolligen und feinerschlissenen Formen. Sie stehen immer unter den Conturfedern und sind von diesen bedeckt, so daß sie, so lange sie mit dem Vogelleibe verbunden sind, dem Lichte gänzlich entzogen werden, was sie nach ihrer Lostrennung damit auszugleichen scheinen, daß sie sich dann leicht und lustig in die höchsten und ätherreinen Luftschichten erheben. Sie sind eigentliche Schattenfedern, während die Conturfedern als Lichtfedern bezeichnet werden könnten. Die Dunen sind nirgends in bunten Farben zu treffen und erscheinen höchstens braun, schwärzlich, schmutzig gelb und in vorherrschender Anzahl weiß. Ihr Artenreichthum ist nicht sehr groß, doch übertreffen sie an Individuenzahl fast alle anderen Federngattungen. Sie sind es, welche und die weiche und wärmende Füllung unserer Betten liefern und welche den nordischen Eiderventen ihre unterbrüche Berühmtheit erwarben, neben welcher die armen Nordländer eine nicht unbedeutende Erwerbsquelle sich aufgeschlossen haben. Die Eidervunen, welche von der Ente selbst gesammelt werden, sind weniger geschätzt, als jene, welche diese zum Schutze ihrer Jungen in den Nestern selbst ablegt, weil letztere viel elastischer und flaumenartiger bleiben. Aus diesem Grunde läßt man dort, wo diese Vögel brüten, denselben mehrere Male hinter einander ihre Nester rauen, die man dann jedesmal beraubt, was den zutraulichen Creaturen den Muth nicht benimmt, immer wieder den Bau von neuem zu beginnen.

Es hat sich über die Frage, ob das Dunenkleid der jungen Vögel aus echten Dunen bestehe, oder aus Haaren, unter den Sachverständigen ein Streit erhoben, welcher nach der Ansicht unserer Federkundigen Nitzsch dahin zu entscheiden sein dürfte, daß dasselbe lediglich aus dunenartigen oder borstenförmigen Fortsätzen besteht, welche auf den Spitzen der zuerst gebildeten Aeste der Conturfedern oder Dunenfedern aufsitzen und die sehr bald abfallen und verschwinden.

Eine eigenthümliche Form der Dunen sind die sogenannten Puder- oder Staubdunen, welche bei einigen Vögeln vorkommen und die sich von den echten Dunen dadurch unterscheiden, daß deren Schaft an seinem untersten Ende niemals fertig wird, sondern vielmehr beständig aus dem bleibenden Balge hervorwächst, während die oberen Aeste abgestoßen werden und aus dem Ende des Balges fortwährend ein weißer oder bläulicher Staub ausgeschüttet wird.

Digitized by Google

Die Halbdunen (pennoplumae) haben mit den Conturfedern den längeren steifen Stiel, mit den Dunen die leichten, unregelmäßigen und flaumenartigen Aeste und Strahlen gemein, und halten gleichsam die Mitte zwischen beiden. Auch sie werden von den Conturfedern dem Lichte entzogen. Die Feder des weißköpfigen Adlers, welche der jagdliebende Gebirgsbewohner als Hutzier trägt und die zarte Flaldune des Marabou-Storches, von der sich der abenteuerliche und bedächtige Langschnabel wohl nicht träumen ließe, daß sie dereinst das Haupt europäischer Damen zu zieren bestimmt sei, mögen als Arten dieser Federngattung hier angeführt werden.

Wesentlich verschieden von den drei genannten Gattungen sind die Fadenfedern (filoplumae). Sie charakterisiren sich durch ihre außerordentliche Schlankheit und durch die gänzlich fehlende oder nur sehr kleine Fahne. Ihr Kiel ist oft so dünn, daß man ihn kaum noch mit dem bloßen Auge erkennen kann, dabei ist er nicht desto weniger immer steif, gerade, lang und zeigt an seinem unteren Ende eine sehr kurze, von marklosem Schafte kaum verschiedene Spuhle. Die Fahne, wenn sie vorhanden ist, besteht aus wenigen Aesten und diese tragen nur zerstreute wenige Strahlen. Die Bestimmung dieser eigenthümlichen Federngattung, welche meistens die Conturfedern begleitet und oft selbst ganze Fluren ausschließend bedeckt, mag ich nicht zu deuten. Die wenigen Arten haben es nirgends zu einer besonderen Berühmtheit gebracht und ich kann daher auf keine bekannte Art derselben hinweisen, obwohl es nicht schwer sein wird, an dem Nacken der Drossel oder irgend eines Sängers ein Beispiel für diese Form aufzufinden.

Ich unterbreche meine plumologische Vorlesung, deren Weitwendigkeit mir der Bereitwilligkeit der von sich selbst ganze redenden Gänsefeder entschuldigt werden mag, und lege die stumpfgewordene Dränzerin mit der Absicht bei Seite, bei einer andern Gelegenheit von den Freuden der Federn und von jenen fast unsichtbaren und vielgestaltigen Creaturen zu sprechen, welche sich auf dem Vogelbalge herumtreiben, und die in diesem für sie eine kleine Welt bildenden Gehege von den Federnwäldern geschützt und verborgen werden und ihnen die Ruhe und Möglichkeit ihres Daseins zu verdanken scheinen.

Der Leibdiener des Grafen von Egmont.

(Fortsetzung.)

Historische Novelle von Leopold Kordesch.

Da trat plötzlich der Kammerjäger mit der Meldung herein, es sei so eben ein Kakai des Herzogs Alba da gewesen mit der Nachricht, es würde den Herzog, der am zweiten Tage, reisemüde wie er war, seine Ermeden empfangen konnte, sehr freuen, den Prinzen von Gavre noch Vormittags bei sich zu sehen.

„Ich lasse sagen, daß ich mir diese Einladung zur größten Ehre rechne!" sprach Egmont zum Diener, der sofort das Gemach verließ. „Nun, Johanna, siehst Du, wie ungegründet Deine Befürchtungen sind? Kaum erfährt der Herzog, daß ich hier sei, so läßt er mich auf das höflichste zu sich einladen. Kann man artiger sein? Laß' darum die trüben Gedanken fahren! Der Herzog bedarf meiner und denkt nicht daran, mir zu schaden."

„Die theuersten und heiligsten Verpflichtungen eines Mannes, wie Ihr, sind die an's Vaterland, bedenkt es wohl. Ihr habt Brabanten, Hoogstraten, Mansfeld, Berbreode aufgegeben, Männer, welche mit Euch die Zierde des „Geusenbundes" waren. Manche bittere Thräne ist schon um Euch geflossen, und zwar nicht allein aus diesen meinen Augen; Männer von Geist und Kraft haben sie geweint. — Ihr behauptet, gut mit dem Hofe von Spanien zu stehen? Gut! Ihr wurdet vor zwei Jahren, als Ihr Euch in Madrid befandet, mit königlichen Gnaden überhäuft, allein wie Ihr jetzt dort angeschrieben steht, wer kann das wissen? Magst es denn auf die wandelbare Laune des Herzlichen, magst es auf eine Dankbarkeit, die mit immer im zweideutigsten Lichte erschienen ist! — Ich habe Dich gewarnt, Carl," schloß die beredte Sprecherin, indeß zwei große Thränenperlen warm auf seine Hand fielen, in der er die übrige geschlungen hielt, „und werde weinend, weil unverrichteter Sache, von hier gehen, indem ich für Dich nur noch beten kann. Lebe wohl! Es ist mir, als nähmen wir von einander Abschied für das ganze Leben!" Und einen herzinnigen Kuß, begleitet von einem krampfhaften Händedrucke, auf Egmont's Lippen preffend, entwand sie sich rasch seinen umschlingenden Armen, die sie zurückhalten wollten, und verließ das Zimmer.

Von seltsamen Gefühlen durchschauert, sah ihr Egmont nach. „Wenn sie Recht hätte, wenn ihr Geist klar sähe, was mir verschleiert ist?" — sprach er, im Gemache geräuschvoll auf und abschreitend. Es litt ihn nicht im Zimmer. Er schellte heftig mit der silbernen Glocke, die am Nachttische stand, und ließ sich vom eintretenden Kammerdiener schnell vollends anziehen. Er eilte auf die Gasse, er spähte ringsumher. Von Johannens Wagen war keine Spur zu entdecken. Da er vergessen hatte, sie um die Adresse ihres Hôtels zu fragen, so wußte er auch nicht, wo sie aufzusuchen. Mißmuthig und mit sich selbst zerfallen, machte er einen Spaziergang längs dem Hafen und kehrte erst zur Zeit in sein Quartier zurück, als die Stunde ihn mahnte, an seinen Besuch beim Herzog Alba zu denken.

Die Nennung seines Namens genügte, daß ihm hier alle Thüren bereitwillig aufgingen. Der Herzog empfing ihn äußerst freundlich und mit einer Art von Herzlichkeit, die ihm der Graf, der den steifen, gemessenen Mann von Madrid aus kannte, nie zugetraut haben würde. Mild von der Gnade, bestochen von diesem Empfange des unumschränkten Machthabers, der gekommen war im Namen des Königs die Rebellen zu züchtigen, vergaß Egmont in seiner Geradheit auf alle nöthige Vorsicht, denn der Gedanke, daß man jedem seiner Worte wie einem Wildbieb auflauere, war ihm fern. Er gab sich, wie er war, und der Herzog, der nicht den Feldherrn, sondern den feinsten Hofmann spielte, mochte bald über Manches aufgeklärt worden sein, was er wohl nirgends so klar erfahren haben würde.

Nachdem Alba noch andere Notabilitäten des Landes, die ihn schon hier an seinem Landungsplatze begrüßen wollten, unter andern auch Egmont's besten Freund, den Grafen Hoorn, empfangen hatte, lud er sie sämmtlich zu sich zur Tafel. Als die Freunde spät sich trennten, konnten sie die anscheinende Freundlichkeit des Herzogs nicht genug rühmen, obschon einige Aeltere darunter meinten, daß diese Freundlichkeit sich gewiß in der Folge nur als eine flaggespielte Maske erweisen werde, und daher beim Abschiede zur Vorsicht und zur Klugheit riethen.

Bevor wir in unserer Erzählung fortfahren, sei es uns erlaubt, in den Staats- und Familienleben des unglaublichen Grafen Egmont, der durch die dramatischen, aber leider völlig ungeschichtliche Darstellung Göthe's jedem gebildeten Leser bekannt ist, um einige Jahre zurückzugehen.

Carl Graf Egmont, Prinz von Gavre, einer der reichsten, mächtigsten und einflußreichsten Großen des niederländischen Adels, galt zugleich im ganzen Lande als einer der schönsten Männer. Lebenslustig, aufgeweckten Geistes und von äußerst angenehmer, ebenso ritterlicher Tournure, hatte er bis zu seinem 25sten Jahre neben anderen weiblichen Abenteuern eine ziemlich ernste Liaison mit einem sehr jungen Mädchen, der Tochter eines Staatsgerichtsraths, die nicht allein in Brüssel, sondern weit und breit als das schönste Landeskind galt, und zwar mit Recht. Johanna Lavill war aber auch in der That die verkörperte Anmuth und Liebenswürdigkeit selbst. Schwärmerisch und zur Romantik geneigt, liebte das junge Wesen das schönen und angenehmen Mann, der feinerseits diese Liebe auf das zärtlichste erwiederte, mit unbeschreiblicher Innigkeit und Treue.

Leider sollte diese schöne Verbindung zweier edlen jugendlichen Seelen nicht über ein Jahr dauern. Graf Egmont wurde durch Convenienzen und die Verhältnisse seines Hauses, durch den Einfluß und die Einwirkung seiner

Digitized by Google

doben Verwandten gezwungen, im Jahre 1544 mit der einzigen Tochter des reichen und mächtigen Pfalzgrafen Johann von Simmern sich zu vermählen. Obschon er anfangs unentschlossen schien und das Bild seiner schönen trauernden Johanna ihm stets vor den Augen schwebte, so siegte doch nach einiger Zeit sein unsteter, wandelbarer Geist über die Melancholie, besonders, da seine junge Gattin ihn zärtlich liebte und nicht nur schön war, sondern alle Eigenschaften besaß, um einen Mann zu fesseln. So stat denn nach und nach Johannens Bild immer tiefer in den Hintergrund, und Clara wußte sich so klug und weise zu benehmen, daß ihr Gemahl bald mit ungetheilter Liebe an ihr hing.

Johanna Lavill hingegen, eine jener schönen Seelen, die nur im Glücke des geliebten Gegenstandes ihr eigenes finden, wies alle Freier ohne Unterschied zurück, und hing immer mit gleicher Leidenschaft, mit unaussprechlicher Liebe an dem Manne, den ihr das heidnische Geschick entrissen. Da sie eine gute Malerin war, so entwarf und vervielfältigte sie aus der Erinnerung ein so sprechend ähnliches, lebensgroßes Porträt ihres Geliebten, daß sie kein Meister dieser Kunst darin übertroffen haben würde. Das Bild genügte der schönen Schwärmerin, die nach einigen Jahren allein zurückblieb, indem ihr alter Vater in Folge eines Schlages über die Stiege plötzlich starb, die Mutter ihm aber schon viele Jahre früher vorangegangen war. Durch ihr Vermögen in einer ganz unabhängigen Stellung, verlegte sich Johanna auf Künste und Wissenschaften, denen sie mit schwärmerischer Liebe oblag. Sie blieb fortwährend ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung.

Da sich Graf Egmont mit seiner Gemahlin nur wenig in Brüssel, sondern mehr auf seinen ausgedehnteten Besitzungen aufhielt, auch Reisen in's Ausland machte, so benutzte sich Johannens Gemüth nach und nach in so weit, daß die düstere Trauer und Melancholie, der stechende Schmerz um den Verlust des Geliebten in zene weiche, linde Wehmuth übergingen, die schwärmerischen Seelen so wohl thut und sie selbst Engeln gleich macht.

So zogen Jahre um Jahre dahin. Egmont's Gemahlin beschenkte diesen mit einer Menge von Sprößlingen. Als er 1565 nach Spanien ging, war er bereits ein glücklicher Vater von zehn Kindern, an denen seine ganze Seele hing, so zwar, daß er, als während der Regierung Margarethens von Parma, König Philipps II. Schwester, im Jahre 1566 die Revolution in den Niederlanden ausbrach, blos seiner Familie wegen alle Verbindungen mit dem Prinzen von Oranien und dem im Februar desselben Jahres gestifteten „Bunde der Geusen“ aufgab.

Graf Egmont gehörte zu jenen Menschen, die beiden Geschlechtern Liebe einzuflößen vermögen. So befand sich in dem Haushalte des Grafen ein Diener, Namens Niclas Petersen, Sohn eines Hausbofmeisters der gräflichen Familie, der, mit Egmont aufgewachsen, eine fabelhafte Anhänglichkeit für seinen Herrn fühlte. Durch zahlreiche rührende Beweise von Liebe, Treue und Ergebenheit erwarb sich Niclas auch die Zuneigung Egmont's in dem Grade, daß er zum Leibdiener desselben erhoben wurde.

Da aber Niclas mit einem solchen Enthusiasmus von Liebe an seinem Herrn hing, daß er gleichsam mit der Gemahlin desselben wetteiferte, allen, auch den leisesten Wünschen des Gebieters zuvorzukommen, so erzeugte dieser übertriebene Dienstifer in der Brust der Gräfin eine Art von Eifersucht, die dann in Mißliebigkeit gegen den Diener übergieng. Zudem war die Erinnerung an Johanna Lavill aus dem Herzen der Gemahlin Egmont's noch keineswegs verwischt. Anfangs gebot ihr die Klugheit, über diese Singetegenheit das tiefste Stillschweigen zu beobachten und Alles zu ingnoriren. Als sie nach und nach festen Fuß gefaßt hatte und ganz sicher geworden war, drängte sich diese Erinnerung öfter hervor. Ohne sich erkundigen zu dürfen, erfuhr sie von der fortdauernden Liebe und Treue Johannens gegen ihren Gatten, die im Munde des ganzen Volkes war, so daß selbst Lieder darüber existirten. Da fing sich denn, obgleich erst spät und ganz mit Unrecht, in dem Busen der glücklichen Familienmutter zahlreicher Kinder der Eifersuchtsdämon zu rühren an. Ohne daß sich an ihrem Gemahl sewohl, als an der Still für sich lebenden Johanna das Mindeste finden ließ, was irgend einen Verdacht hätte erregen können, so glomm der einmal entzündete böse Funke der Eifersucht doch im Stillen fort, und da die Gräfin gut wußte, daß der Leibdiener Niclas einst Zeuge jener Zugneigung ihres Gemahls gewesen, so wollte sie der Gedanke, daß der Graf vielleicht im tiefsten Gebeim dann doch noch mit seiner ehemaligen Geliebten irgend eine Verbindung habe, nicht mehr verlassen. Tag und Nacht wurde sie von derlei nichtigen Vorstellungen gequält. Wenn dieß überhaupt stattfand und nach stattfindet, schloß die geängstigte Frau, so kann es nur mit Einverständniß des Leibdieners Niclas stattfinden, der wie sie wußte, seinem Herrn blind ergeben war, so daß er hundertmal für ihn durch's Feuer gelaufen wäre.

Der arme, schuldlose Niclas, das Prototyp von Dienertreue und Anhänglichkeit, wurde sonach der Gräfin von Egmont immer mißliebiger, ja sogar verhaßt. Der Dämon, der ihr Herz vergiftet hatte, wußte den unschuldigsten Handlungen und Reden desselben eine Zweideutigkeit zu unterschieben. Zuletzt wurde der stets um seinen Herrn beschäftigte Diener der von blinder Eifersucht bethörten Gebieterin, deren Empfindlichkeit sich gerade dadurch reizte, daß sie keinen haltbaren Grund ihrer Leidenschaft finden konnte, geradezu unerträglich.

Ohne die wahre Ursache anzugeben, begehrte sie in einer vertraulichen Stunde die Entfernung desselben von ihrem Gemahl. „Ob ihm Geld, versorge ihn für die Zukunft, schenke ihm, wenn Du belohnen zu müssen glaubst, ein Stück Land oder was Du willst, aber nur entferne ihn von Deiner Person,“ sprach sie, „denn es ist mir, Deinem liebenden Weibe, mein Egmont, als wenn dieser Mensch mir täglich unmerklich ein Stückchen Deiner Liebe und Freundlichkeit, die nur mir und meinen Kindern gehört, wegstähle. — Nenne es Grille, Schwäche, wie Du willst, aber dieser ewig um Dich beschäftigte, Dich vergötternde Diener ist mir —“

„Unerträglicher vielleicht, als eine Geliebte?“ ergänzte Egmont spottend.

„Ja wahrhaftig, fast möchte ich selbst so glauben,“ entgegnete die Gräfin aufgeregt.

„Armer, guter Petersen!“ sprach Egmont kopfschüttelnd, „was Andere in der Stellung befestigt, das vertreibt Dich, nämlich Deine Liebe, Deine Dienstwilligkeit, Dein Fleiß und Eifer!“ — Mehrere Tage konnte sich der wackere Graf nicht entschließen, Niclas die traurige Botschaft seiner Entlassung anzukündigen. Endlich — was thut nicht ein liebender Gemahl, dem zwischen Gattin und Diener die Wahl bleibt? — geschah, was geschehen mußte, um die Gräfin zufrieden zu stellen. Der Graf konnte es nichts über's Herz bringen, Zeuge des Abschiedes seines treursten Dieners zu sein; er vertrieste an dem Tage, an welchem Niclas vom Hausbofmeister einen eigenhändigen Brief seines gnädigen und geliebten Gebieters erhielt, worin dieser die Gründe seiner ihm unliebsamen Entlassung auf einander setzte und dem Briefe eine Anweisung an den gräflichen Banquier beifügte, die in der That eine fürstliche Belohnung heißen konnte und deutlich genug ausdrückte, daß die Entlassung nicht das Werk des Grafen sei. Auch lag das glänzenstte Dienstzeugniß dem Briefe angeschlossen, und der wohlwollende Brief, über dessen Lesung Niclas die heißesten Thränen vergoß, schloß mit der Aufforderung, sich in jeder Noth getrost an den Grafen zu wenden, auf dessen sichere Hülfe stets sicher zu rechnen sei.

Digitized by Google

Bis zum Tode betrübt, schwankte Nicolas aus dem gräflichen Palaste, worin er geboren wurde und die schönsten Stunden seines Lebens zugebracht hatte. An die Erhebung des ihm angewiesenen Geldes, welches ihn zu einem unabhängigen Manne machen konnte, dachte er mehrere Tage nicht; Schmerz und Trauer lösten ihn nicht daran denken. Endlich erhob er es, aber nur, um es nutzbringend anzulegen. Des Dienstes, der Arbeitsamkeit von Jugend auf gewohnt, konnte es ihm nicht einfallen, sich jetzt dem Nichtsthun hinzugeben. Einen anderen Dienst zu finden, wie den eben verlassenen, war unmöglich — eine gute Behandlung galt ihm über Alles — da nahm er sich denn ein Herz, zu Johanna Lavill hinzugehen, ihr sein trübes Schicksal zu entdecken und sie um Aufnahme in ihren Dienst zu bitten.

Mit der größten Bereitwilligkeit, mit einer Art von Hast nahm ihn diese auf. Hatte sie doch jetzt Jemanden, der stets zunächst um die Person ihres ewig geliebten Egmont gewesen, Jemanden, mit dem sie in ihrer freiwilligen Einsamkeit bestündig von Demjenigen sprechen konnte, von dem ihr treues, entsagendes Herz voll war. Daß der neu eingetretene Diener, der aber mehr als Freund behandelt wurde, die ersten Tage volle Gelegenheit fand, seine Erzählungsgabe geltend zu machen, braucht kaum erwähnt zu werden.

So hatte denn ein feindliches Geschick hier in einem Punkte zwei Seelen vereinigt, die beide in der rührendsten, uneigennützigsten Liebe gegen einen Mann wetteiferten, der sie seinen Verhältnissen geopfert und aufgegeben hatte. Sie beide waren seine einzigen guten Engel! —

Wir kehren nach dieser nothwendig gewordenen Abschweifung wieder zu der verlassenen Reihenfolge unserer Erzählung zurück. — Herzog Alba, dem der Ruf unerbittlichster Strenge und Grausamkeit nicht ungerechter Weise voranging, hatte mit unumschränkter Gewalt die Zügel der Regierung von der königlichen Schwester seines Herrn in den Niederlanden übernommen. Die eiserne Hand, mit der er diese Zügel erfaßte, verwandelte sich bald in eine blutriefende. Alle Geschichtsschreiber stimmen darin überein, daß unter seiner Regierung gegen 18000 Menschen hingerichtet wurden, und daß seine Henker mehr Blut vergossen, als seine Soldaten. Der „Rath der Unruhen" oder „Blutrath," den er einsetzte, und dem er anfangs selbst präsidirte, setzte Hoch und Nieder in die größte Bestürzung. Niemand war da seines Lebens sicher, denn Verleumdung und falsche Zeugenschaft lieferten zahllose unschuldige Opfer dem Nachrichter in die Hände.

Alba war nach einem längeren Aufenthalte zu Antwerpen in Brüssel eingezogen. Der Palast des Grafen Kullemburg, gerade das Haus, in welchem ein Jahr früher der „Bund der Geusen" zum Abschlusse kam, wurde dem Herzog Alba zur Wohnung eingeräumt. Ein panischer Schreck beherrschte in der weitläufigen Stadt, die wie verödet aussah. Wer fliehen konnte, hatte das Weite gesucht; die Hausthüren standen geschlossen, die Fenster waren verhängt und verrammelt und man hörte kein lautes Gespräch auf der Gasse.

Graf Egmont wirkte unablässig zur Beruhigung der Gemüther und rettete durch seinen Einfluß Manchen vom Verderben. Er hatte freien Zutritt zum Herzoge und glaubte sich vollkommen sicher.

Da verbreitete sich plötzlich am 9. September 1567 durch ganz Brüssel wie ein Lauffeuer die Nachricht, daß nach einer Staatsrathssitzung, welcher der Herzog selbst beiwohnte, die Grafen Egmont und Hoorn verhaftet und nach der Citadelle von Gent geschafft worden seien. Niederschlagender konnte in der That keine Nachricht wirken. Die Stände von Brabant versammelten sich zu einer Sitzung, in der sie beschlossen, Alles anzuwenden, um die beiden Eingekerkerten dem Tribunale des „Blutrathes" zu entziehen. Vergebliches Bemühen! Er und Graf Hoorn wurden des Hochverraths angeklagt und es wurde Beiden am 14. Mai 1568, nachdem sie 9 Monate im Gefängnisse geschmachtet hatten, da sie sich gegen die vorgelegten Anklagepunkte nicht rechtfertigen konnten, vom Herzog Alba selbst das Contumacial-Urtheil ausgesprochen, worauf sie am 4. Juni als Hochverräther zum Tode durch das Schwert des Henkers verurtheilt wurden.

Es würde zu weit führen, wollten wir die zahlreichen Versuche der Anverwandten und Freunde Egmont's, ihn zu retten, hier anführen. So lange er mit Hoorn in Gent gefangen saß, war noch immer ein Schein von Hoffnung da, Alba werde in Rücksicht der vielen Dienste, die der unglückliche Graf geleistet, milderen Gesinnungen Raum geben; als aber Anfangs Mai die beiden Staatsgefangenen unter einer ungewöhnlich starken Bedeckung von der Genter Citadelle nach Brüssel gebracht wurden, erlosch der letzte Hoffnungsstrahl zu ihrer Rettung.

„Was wollt Ihr? Sind die Beiden, um deren Leben Ihr bittet, nicht unter den ersten Häuptern des Geusenbundes verzeichnet?" entgegnete Herzog Alba mit Eiseskälte auf die demüthigen Vorstellungen und Bitten der Vornehmsten von Brüssel. „Die Ergebung," fuhr er fort, „der scheinbare Gesinnungswechsel der beiden Grafen war nur ein bloßer Kombdie. Furcht vor der Macht des strafenden Königs ist es, was ihn erzeugte, oder Alles ist Verstellung. Sie wollen sich gegen die wichtigsten Anklagepunkte nicht vertheidigen? Man kann leicht etwas nicht wollen, was man nicht kann! Salgo por fador! Ich bin Bürge dafür, daß sie die Häupter zuerst weder erheben würden zum Aufruhr gegen die geheiligte Majestät des Königs, allein a fe de hombre de honor! ich will, so wahr ich Herzog Alba heiße, der Schlange den Kopf zertreten — Ihr seid entlassen, Senores!" —

(Fortsetzung folgt.)

Die Sprache der Stummen.

Schwer athmend, Stirn und Wange heiß,
Lag Max darnieder im Todesschweiß.
Um ihn ein mit Frauen in großer Zahl
Stand bangend Ida, sein frommes Gemahl.
Wie groß auch der Arzt die Gefahr genannt,
Wohl hatte kein Mund sie dem Kranken bekannt.
In Ida's Augen nur, lieb und schön,
Da sah er ein heimliches Thränchen steh'n. —
Was man zu verschweigen so bemüht auch war —
Das Thränchen verrieth's ihm ja deutlich und klar;
Doch schon, als der nächste Morgen erwacht,
Da hatte ein Engel ihm Rettung gebracht.
Er athmet so leicht und mit frohem Sinn
Verläßt der sorgende Medicus ihn.
Da trippeln die Frau'n mit geschäftigem Blick
Und plaudern und schwätzen und wünschen ihm Glück;
Nur aber blickt Ida ins Auge hinein —
Drauf leuchtet der Freude reich himmlischer Schein.
Wie lärmend die Lust auch der Sprechenden war,
Wohl keine sprach, wie die Stumme, so klar! —

Innsbruck. A. Rigler.

Silhouetten aus Wien.

Von **M. Hermann.**

II. Franz Gräffer.

Der letzte Mohikan! Das lebendige Nachschlagebuch für Oesterreichs Literaturgeschichte und er selbst wandelnder Plutarch des XVIII. und XIX. Jahrhunderts! — Dies Alles ist nicht zu viel gesagt von ihm. Der Gründer der österreichischen Nationalencyclopädie! Auch ab! Die alten macht ihn entbehrlich. Es kommt noch eine Zeit, wo ein solches Werk besser und vollkommner erscheinen wird; mag's kommen. Die Ihre verbaut man doch nur ihm. Tonjours l'idée est le sublime! — Ja, Gräffer hatte, was Unternehmungen betraf, großartige Ideen. Daß dieselben nicht ausgeführt wurden, war nicht seine Schuld. Er begann z. B. eine Porträten-Gallerie der berühmtesten Aerzte und Naturforscher des österreichischen Kaiserhauses (der Verstorbenen, wie der Lebenden). War es seine Schuld, daß nur 40 (!!) Personen unter Millionen Einwohnern sich für Porträte österreichischer Gelehrten interessirten? Er hatte den Plan für das literarische Oesterreich, nämlich: Lexikon der seit der Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf unsere Tage in allen Ländertheilen des Kaiserthums erschienenen Bücher und Schriften mit einem ausführlichen Sachregister. Konnte Er dafür, daß ein unschätzbares Werk von Niemanden unternommen werden wollte?! Darum nochmals: Ent ab! Man ehre ihn wenigstens so dafür. Paris hätte einem solchen Manne 2000 Franes Pension ausgeworfen. Hier weiß man nur ein beliebtes Hüsbchen mit einem Pumchade von 25 Gulden (!!), was der als Dichter Behandelte wie ein König von sich stieß. Er starb im Lazarethe! Genug über diesen Punkt. Er ist nicht der Einzige gewesen; gehe es Gott, er war der Letzte! — Seine Schriften enthalten unter vielem Fantastischen eine Fundgrube von literarischen Schätzen. Sie sind sprichwörtlich „im Gräffer'schen Stile" geschrieben; das heißt: geistreich, talentvoll, originell, bizarr und theilweise mühlich, darum zumeist nur sich Eingeweihten verständlich. Sie enthalten viele blitzende Gedanken, zerfetzte Plaisanterien und kolossale Verballhornungen.

Im socialen Leben war Gräffer die personificirte Peinigung, nebstbei unverschämter Lumpen-Familienvater und sehr witzig. Als die Mehrzahl in die Mode kommen, nimmt er seine Uhr in die Hand, zeigt auf seinen kleinen Familien-Komfuß, den er gewöhnlich nur „die kleine Ancher" nannte) und fragt: „Welcher Heilige ist dies?" Man trifft es natürlich nicht. Die Auflösung war: „Urasinus". — Ein Freund, der ihn

Digitized by Google

einß bitter getaufcht, begegnet ihm auf der Straße, nähret ſich ihm und will ihm die Hand drücken. Gräffer zieht die ſeine zurück und ſagt karkaſtiſch: „Laſſen Sie das. Handbrunkereien dürfen bei uns nicht Statt finden *).“ — Sein Commis Kaufaß fragte ihn einmahl: „Was iſt denn eigentlich der Kaufaß?“ Gräffer antwortet raſch: „Das iſt ein Kaſud, an dem die Juſſen viel zu haben haben.“ — Eine Dame äußert ſich, es gehe ihr nichts über den Mailla-Kaffee. „Mir geht nichts über den Heinbacher-Kaffee!“ erwidert Gräffer trocken.

Eine Hauptfeder war bei ihm die prägnante Charakteriſirung von Perſonen oder Begebenheiten, z. B. „Dreifigjährige-Kriegsfeier“ (Wallenſtein und ſeine Zeitgenoſſen), „Bartholomäus-Hund“ (Carl IX., Wüthereich der Bartholomäus-Nacht), „Autographenrattel“ (zierlicher Autographenſammler), „Suchenwirth“ (mit ihrem Namen des alten Wiener-Meiſterſängers Peter Suchenwirth nannte er ſtets ſehr treffend den Gaſtwirth Herrn Hamburger, Beſitzer einer koſtbaren Sammlung Muſikalien), „Muſikfeier“ (Jubelfeier desſelben er gerade Beeren der Tonkunſt, als Mozart, Beethoven u. ſ. w.), „Biographenlamarer“ (einen weitſchweifigen Biographen) u. ſ. w. — Er hatte auch die Gewohnheit, Perſonen, die bei ihm eintraten, wenn er ſehr gut mit ihnen war, nur mit dem Anfangsbuchſtaben ihrer Namen anzureden, z. B. „Herr von J.“ (Hofſecretär Gyſtani), „Herr von S.“ (Schimmer), „Herr von B.“ (mein Wenigſtei). Er ging dabei von dem richtigen Grundſatze aus, daß es einmal einer Perſonen unlieb ſein könnte, vor einer andern genannt zu werden. Ich lachte oft darüber, erfuhr aber das Angenehme dieſer Methode an mir ſelbſt. Im Jahre 1842 trat ich eines Tages, wie gewöhnlich unangemeldet, durch die nachbarliche Hinterthüre ſeines Gemaches. Er begrüßt mich, wie immer mit „Herr von B.“ Zufällig ſteht der (nun verſtorbene) Cenſur-Hofrer bei ihm und fragt in bemſelben Augenblicke barſch: Wer iſt denn der Teufelskerl, der für die „Sonntagsblätter“ den Cantrolgang ſchreibt? Der beutelt die Anekdoten ja nur aus dem Aermel!“ Dieſes ſchmeichelhaft ſein ſollende, verwünſchenswerthe Compliment würde mich in große Verlegenheit gefetzt haben, wenn Gräffer mich mit vollem Namen genannt hätte. So obſcurirte er unbefangen weiter, ſprach mit ihm über den Verfaſſer, als ob derſelbe nicht zugegen geweſen wäre.

Dieſe feine Art und Weiſe hatte er übrigens gerne allen Weltben empfohlen. Er äußerte ſich oft über die „Unzuverläßlichkeit und Indiscretion“, wie er es nannte, welche an öffentlichen Orten herrſche, wo der Wirth und die Aufwärter die bekannten Gäſte bei Namen und Charakter nannten. „Warum ſollen es fremde Leute wiſſen, wie man heißt und wer man iſt?“ fragte er unwillig. „Es zeigt die ganze Tactloſigkeit unſerer Weltſe.“ — Bekanntermaßen ſegnete er ſich über die neue Orthographie bei Eigennamen im Druck. Er ſagte: „Die getreue Schreibung der Eigennamen iſt eine, man möchte ſagen, heilige Verpflichtung. Wenn Einer Namens Mayer ſich mit dreifachem y ſchreibt, ſo muß verbunden ihn ebenfalls mit dreifachem y zu ſchreiben. Die Blätter jedoch laſſen abdrucken: Rembrand, Klopſtok, Schumacher, Tiel, Jaquin, Humbolt, Bartenheim u. ſ. w. Kaiſer Joſef laſſen ſie ſogar unterzeichnen: Joſef.“ Das letzte Curioſum galt als Stich auf mich und ich konnte doch nichts dafür, da dies nicht von mir ſo eingerichtet worden war.

Gräffer ging gerne zum Weine, beſonders zum „Wurmer“ nach Nußdorf, er war aber kein Säufer. In ſeinen letzten Jahren vom Schlage gerührt, ſprach er ſtammelnd, oft unverſtändlich lallend. Sein Geiſt war nicht geſchwächt, aber die Sprachorgane verſagten ihm den Dienſt, ſich ausdrücken zu können und die Hand war zum Schreiben unmöglich geworden. Original und excentriſch war er bis zum Tode, aber kein Narr. Wer ſeine bizarre Redeweiſe aus Eingerem Umgange kannte, verſtand ganz gut, was er ſagen wollte. Er ſtarb den 8. October 1852 und der Kummer, ſeiner literariſchen Thätigkeit durch die ſchlagbarte Lähmung verluſtig geworden zu ſein, war gewiß nicht der kleinſte Nagel zu ſeinem Sarge.

Aber von wegen des Grabſteines. Den wird ihm doch irgend Jemand im weiten Oeſterreich ſetzen haben? —

Das wohl nicht. —

Alſo wenigſtens ein Kreuzchen?

Das auch nicht, aber ſich ſelbſt hat Jemand auf ſeinem Grabe ein Monument erbaut.

Ah, und wer? — Der kleine Johann, „der koloſſale Philoſof und Cyclopaf“, wie ihn einſt ein Journal nannte. Dieſer war der Einzige, der ſeine ſauer verdienten Groſchen hergab, um ſeinem alten Herrn, der — kaum im Grabe — ſchon vergeſſen war, ein Kreuz auf das Grab zu pflanzen. Wie Recht trugen die Küſten zu gleichen Theilen. Sonſt kümmerte ſich Niemand darum.

„Et pourquoi? Est-ce qu'il a fait valoir les gens?“ fragte mich bitter ſarkaſtiſch der gelehrte Franzoſe F., als ich ſpäter mit ihm an Gräffer's Grabe auf dem Währinger-Friedhofe ſtand.

Braver kleiner Johann, durch Deine Treue biſt Du ein großer Mann!

*) In Oeſterreich iſt es Geſetz, daß Niemand eine Hand-Cravatte (ſogenanntes Hand-Mypatat) haben darf.

Epigramm.

Epitaphium eines Faulenzers.

Steht wor der Ruh' ihm Alles auf der Welt.
Wie mag es ihm jetzt doch behagen,
Da er beherrſcht von allen Plagen,
Hinfort die längſte Siesta hält! —
Doch etwas dürft' — ich fürchte ſehr —
Ihm ruhſtens ſtark incommodiren;
Es iſt, als hört' ich ihn ſchon lamentiren:
„Ach, wenn die Haidinger nur nicht wär'!“

L. Kordeſch.

Miscellen.

Die türkiſche Sprache ſoll unter allen neueren Sprachen die leichteſte ſein. Sie hat nur eine Benzugsform für die Zeitwörter, eine Declination für die Hauptwörter und gar kein Geſchlecht, wie auch keine Ausnahmen von den Hauptregeln. An Worten iſt ſie zwar nicht reich, doch männlich, kraftvoll und wohllautend.

In Finnland wird die bei und immer mehr in Vergeſſenheit gerathende Sitte des Neujahrwünſchens noch ſehr ſtreng beobachtet. Am Neujahrstage Früh wird dort an jedem Hauſe ein Kaſten zur Aufnahme der Gratulationskarten angebracht und bis Abends weggenommen. Wehe dem Bekannten, deſſen Karte ſich nicht im Kaſten fände! — Jeder Umgang wieder mit ihm ohne weiters abgebrochen werden und die Freundſchaft in bitteren Haß ſich verwandeln.

Hiſtoriſche Bückenbüſer.

Im Auguſt 1706 ſpielte Peter der Große, dieſer für Rußland unvergeßliche Kaiſer, bei dem Archimandriten in Kiew. Ein alter Mönch, Raman Kappa, machte den Mundſchenk und hatte das Unglück, ein Gläschen Branntwein voll geſtoßen Glaſes dem Czaren ſo laſſen zu laſſen. Zornig erhob ſich der Monarch, um mit geballter Fauſt ſelbſt Vergeltung recht an ihm zu üben, aber Raman Kappa hatte die Geiſtesgegenwart zu ſprechen: „Nicht erbroſelnd, ſondern in Strömen, wie dieſes Getränk, ſiehe der Allvater Segen über meines Czaars Majeſtät! Deine Feinde aber, Gebieter, werden zerſtümmert, wie dieſe Gläſer!“ — Peter umarmte den Dolmetſchen, und ernannte ihn auf der Stelle zum Archimandriten von Peſchersk.

Induſtrie.

Jeweliſe Bilder.

Von J. Rockenhaus, Geldenhofbeſitzen.

Bildwerkerei im weiteren Sinne, nämlich als Abbildung figuraliſcher Gegenſtände, wurde in der Seidenweberei bereits von langer Zeit in Anwendung gebracht; Seidenstapeten bei 17. und 18. Jahrhunderte zeigen, daß es dem Kunſtfleiße der damaligen Weber gelang, ſelbſt mit jenen geringen Hilfsmitteln, welche ihnen eine noch wenig vorgeſchrittene Mechanik bot, ſehr Anerkennenswerthes zu leiſten; im Muſeum des Herrn Bert zu Lyon z. B. befinden ſich reich ausgeführte Seidentapeten mit Zeichen u. T. w. bei welchen man ſehen ſo fehr den guten Geſchmack der Zeichner (le la Salle, Bergeon u. a.) bewundern, als über die glückliche Befiegung der Schwierigkeiten ſtaunen muß, welche ſo complicirte Zeichnungen der Ausführung auf dem Jugſtuhle (à la tire) entgegenſetzen mußten.

J. M. Jaquard, der geniale Erfinder des nach ihm benannten Webeſtuhles, der zwar den Erfolg und den Lohn ſeines Werkes nicht erlebte, aber mit ſeiner Maſchine ſich ein Denkmal ſetzte, bekannter — und vielleicht auch Sagar bauernder als jener, welchen ihm 18 Jahre nach ſeinem Tode in ſeiner Vaterſtadt Lyon errichtet wurde — erweiterte mit ſeiner Maſchine die Gränzen der Kunſtweberei auf eine vorher nie gekannte Weiſe, und wiſchen nun einerſeits durch Leichtigkeit der Ausführung größere Billigkeit ermöglicht wurde, konnte man andererſeits die Erzeugniſſe bis zu einem Grade der Feinheit vervollkommnen und die Muſter bis zu einer Größe ausdehnen, an welche man früher nicht zu denken wagte, und der größte Theil unſerer heutigen gemuſterten Gewebe wäre ohne Jaquard's Erfindung nicht ausführbar.

Bei der Möglichkeit, mittelſt dieſer Maſchine eine ſehr große Anzahl dicht neben einander ſtehender Fäden jeden für ſich bewegen und auf dieſe Weiſe unendlich feine Nuancen von Farben bilden zu können, entſtand bald die Idee, auf dem Seidenwebſtuhle Façonniſche, Lithographien u. dgl. nachzubilden. — Die erſten deßfallſigen Verſuche wurden raſch durch gelungenere verdrängt, und war der Griffel in der ſchaffenden Hand des Künſtlers angab, bald konnte es der zarte Seidenfaden bis in die leiſeſten Tinten wiedergeben, und auf ſchwachen Anfängen entwickelten ſich Leiſtungen, die ſich für das Handwerk erhoben und den Leiſtungen ſchöner Künſte ſich anreihten.

Das erſte bekannte Werk dieſer Art dürfte das in Lyon im Jahre 1828 gefertigte Portrait Carl's des X. ſein, welches ſich in der Sammlung des Präfecten Prieto befindet. Im Jahre 1839 in exacta rigida gefegt und von Carouillat gewoben. Dieſes jetzt ſchon ziemlich ſeltene Bild gehört zu den gelungenſten dieſer Art und iſt den Anhängern eines Mannes gewidmet, deſſen ſinnreicher Erfindung — ihm bei ſeinem Leben nur kargen Lohn bringend — jetzt, auf hundertauſenden von Webſtühlen in Thätigkeit, Jahr für Jahr Tauſenden Brod gibt. Dieſem wurden in Lyon auch ein Denkmal und eine Medaille von Bergier Bonnard & Comp. zugeſchickt, welchen ein Portrait Pius IX. u. m. ſpäter folgten. Zu den bekannteren Bildern gehört auch der Beſuch des Herzogs von Aumale im Atelier des Herrn Carouillat nach einem Gemälde C. Bonnefond von Carouillat gewoben; es iſt dies das erſte größere Bild, welches die ſchwierige Aufgabe, mehrere Perſonen mit Portrait-Aehnlichkeit wiederzugeben, glücklich gelöſt hat.

Das größte dieſer gewoben Bilder iſt ebenfalls von Carouillat: die Königin Victoria, Prinz Albert und den königlichen Prinzen nach dem bekannten Gemälde Winterhalter's durſtellend.

Die Bleibe dieſer ſicheren franzöſiſchen Erzeugniſſe im Fache der Bildweberei wurde auf eine würdige Art durch ein erſt in jüngſter Zeit in Seide gewobenes Bild vermehrt, nämlich durch das Portrait von Ph. de la Salle (geboren in Sreſſel 1723, geſt. in Lyon 1804, ein berühmter Zeichner, der ſich um die Ausbildung der franzöſiſchen Seidenweberei viele Verdienſte erwarb, die von ſeinem Vaterlande auch erkannt und belohnt wurden). Dieſes für die nächſte Pariſer Ausſtellung beſtimmte Bild iſt von Jules Reybaud ausgeführt;

Digitized by Google

während die früher erwähnten Bilder auf glattem Grunde die nöthigen Schraffirungen und Töne in Strichen und Punkten mit einer Farbe (Druckfarbe) herstellen, hat Herr Reyhaud, indem er mit zwei Druckfarben und der Grundfarbe arbeitend, einen fagonirten Grund und Ketten-Effecte en relief andrachte, dadurch in dem das Portrait umgebenden Blumenrahmen alle jene Effecte vereinigt, die in der neuesten Zeit in der Seidenwebere belaunt sind.

Bald nach dem Erscheinen der ersteren französischen Bilder in Seide wurden ähnliche Versuche auch in Deutschland gemacht; wenn nun auch wohl die jetzt kein deutscher Zeichner oder Fabrikant so glücklich gewesen sein mag, aus seinen holzstichigen Versuchen einen presumiren Nutzen zu ziehen, und seine Bilder, gleich seinen glücklicheren Collegen in Frankreich, in vielen Hunderten von Exemplaren in den Handel zu bringen, so liegt dies weniger in der mangelnden Geschicklichkeit im Erfinden, als in anderen Ursachen.

Um kleinere Leistungen nicht anzuführen, sollen nur zwei größere gewebte Bilder erwähnt werden: das auf der Wiener Industrie-Ausstellung im Jahre 1845 ausgestellte von Teb. Biehler in Wien in Seide gewebene Portrait Sr. Majestät des Kaisers Ferdinand I., und das von C. Mayr in Berlin in Seide ausgeführte Testament Friedrich Wilhelm III.

Diese Leistungen deutschen Kunstfleißes werden jedoch durch ein in jüngster Zeit fertig gewordenes Bild von Fried. Linow, Weber an der Webeschule bei n. 40. Gewerbeverein, sowohl in Bezug auf Größe, als Zartheit der Ausführung übertroffen. Die Portrait Sr. Majestät unseres gnädigsten Kaiser Franz Joseph I. und Sr. Majestät Kaisers Ferdinand I. sind in zwei neben einander stehenden, mit dem Vorderteuge medaillonartig umwahmten Bildern mit glücklicher Aehnlichkeit wiedergegeben, die bauender Festendste Schrift zeigt, wie gut die schwierige Aufgabe gelungen ist. Druckfreiheit mit ihrem eigenthümlichen Charakter auf dem Webstuhle nachzuahmen.

Wenn man die Schwierigkeit in's Auge faßt, welche bei einem Bildgewebe von 33 Zoll Breite und 38 Zoll Höhe, mit mehr als 9000 Kettenfäden durch 4 Jaquard-Maschinen mit 2200 Hebeladen (Platinen) bewegt, sich ergeben, Schwierigkeiten, welche durch die um die Medaillons als glatter Grund befindlichen Räume noch sehr wesentlich erhöht werden; wenn man die Patrone mit ihrem an 140 □Schuh bedeuden und mit mehr als einer Million Punkten bedeckten Flächenraum ansieht: so muß man die Ausdauer anstaunen, mit welcher Hr. Linow seine selbst gestellte Aufgabe so glücklich gelöst hat, und kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß dieses Werk einer mehrjährigen Kunstfleißes nach Werdienst gewürdigt werden möge, um so mehr, als Hr. Linow, während in Frankreich nur die ersteren Fabrikanten es unternehmen, im Verein mit geschickten Zeichnern bezartige große Leistungen zu fördern, das Bild selbst in earte rigata gesetzt, vorgerichtet und in Ausführung gebracht hat.

Literatur.

I.

„Die Industriellen," Roman von Adolf Ritter von Tschabuschnigg. Zwei Theile. 8. 420 Seiten. Zwitau, Verlag von den Gebrüdern Thal.

„Die deutsche Literatur liegt darnieder durch die Schuld der Literaten." — Dies ist eine fast allgemeine Behauptung, allein diese Behauptung ist falsch. Die Literaten Deutschlands haben genug getban und thun es noch, um die ehrenvollste Concurrenz gegen ausländische Schriftsteller, bese mehr aber gegen ihre flache oder unmoralische Tendenz und gegen ihre blendende Peunlichkeit in Worten und Formen zu bestehen. Aber was vermag nicht die Mode selbst im geistigen Gebiete, wenn wir uns oft nicht getrauen, einen einfältigen Kopf (das lächerlichste und unbeholfenste Kleidungsstück auf Gottes Erdboden) anzulegen, bis wir authentisch wissen, daß sein Muster kaum an der Seine oder Themse zugeschneidet worden! Ja, an Nachamerung sind wir an Nord von Seite des deutschen Festpublicums, besonders gegenwärtig, wo man alles überschlägt, was deutsche Literaten im Erzählungsfache schreiben, um französische Romane, um sei es auch in den erbärmlichsten Uebersetzungen, zu verschlingen. Ihren abgeschiedenen Dichtern läßt Deutschland auch Gerechtigkeit widerfahren; gesichieht dieß, weil ihre Leiber nichts mehr bedürfen, aber weil man Dichter, wenn sie gut und viel dichten sollen, hungern lassen müsse, wie Singvögel, die auch durch Hunger gezüchtet werden?

Wie wenden uns nach einem Assonanement, welches wir der Bitterkeit wegen, die es erzeugt, nicht fortsetzen wollen, zu der eben angezeigten erzählenden Schrift eines deutschen Dichters, der sich seit Jahren in dem Kreise der ausgezeichnetsten Prosaisten unserer Vaterlandes eberwerth behauptet, und selbst den Name schon allein als Empfehlung dient.

Dieser neueste Roman des Herrn von Tschabuschnigg ist recht geeignet, uns ein treues, scharf und markig gezeichnetes Bild des Fabrikstebens und der Verhältnisse der Fabrikherren und ihrer Arbeiter einander gegenüber aufzustellen. Wir sehen in einem Fabrikmann-Trio, worin ein Ehrenmann, ein hinterlistiger Gesellschafter und ein Schwachkopf auftreten, das Leben und Treiben dieser Industrie-Glasse in vielfältigen Gestalten und treuen Zeichnungen vor uns. Auch das Königr, Ungestörte in der Stille wird den Leser anfprechen, der hier an seine hohlen, schwindsüchtigen Freude gewöhnlicher Romanschreiber sosort wird. Sind wir auch am Schlusse mit dem Verfasser nicht ganz einverstanden, da der Verfasser Absalon freifloß im erschlichenen, unrechtmäßigen Besitze fremden Eigenthums verbleibt, während die legitime Erbin durch Verlust eines Zettels um ihre Habe kommt u., so gehört der Roman „die Industriellen" doch zu den besseren Arbeiten deutscher Prosaisten und ist würdig, ein jahrliches Lesepublicum zu finden.

L. A.

Goldkörner für's Leben.

Lebe nicht in dem Wahne, ein kleiner Feind könne Dir nicht schaden; Du müßtest sonst bezweifeln, daß durch einen unbedeutenden Funken eine Feuersbrunst entstehen könne.

Wenn Du einen Diamanten auch in einem Staubhaufen findest, er bleibt doch immer Diamant, gleichwie hingegen der Staub, wenn der Wind ihn auch bis an die Wolken emporwirbelt, doch nichts anderes bleibt, als — Staub.

Das schönste Zeitalter der Philosophie war jenes, in dem es — keine Philosophen gegeben hat.

Am Vorlesungsorden, dieß Pestbeule der jetzigen Conversation, muß man sich nicht kümmern. Stehe daher still unter den Verleumdern, sie werden Dich zwar eine Zeit lang wie gereizte Bienen umsummen, aber nicht stechen.

Die Unschuld gleicht einem Schmetterlinge. Der Hauch eines Wortes bläst ihr den Staub von den zarten Flügeln und nimmer kehrt der schöne Farbenschmelz zurück.

Viele unserer heutigen Literaten trinken den Born der Gelehrsamkeit meist nur aus Journalen, deren Name Legion heißt. Um eine classische Bildung kümmert sich fast Niemand. Was sollte daher das Geschrei der vielen Fröscher Catona's auch wundern?

Mutterwitz ist gewiß die treffendste Bezeichnung dieser Art Witzes. Mutterwitz hat gerade auch diese Eigenschaft der Mutter, daß er, wie sie, nur selten schweigen kann.

Josef Babnigg.

Auflösung der Kern-Nuß in Nr. 1.

Schattenspiel.

Räthsel.

I.

1 2 3 4 eine Getreideart; 5 6 ein schönes Schloß in Frankreich; 7 8 9 10 eine Schutzwehre; 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 eine Stadt in der österreichischen Monarchie.

II.

1 2 3 4 5 6 dem Advokaten unentbehrlich; 4 5 6 7 8 9 eine Urkunde. Was ist das Ganze? — J. C — h.

Erklärungen der Kunst-Beilagen.

1. Die Statue des Ritters St. Georg im gräfl. Montenuovo'schen Palaste am Leidenschaftsplatz in Wien.

(Gezeichnet von C. Geiger, in Holz geschnitten von Schneider.)

Unter den neuern Kunstmonumenten Wiens nimmt A. Fernkorn's herrliche Statue St. Georgs mit dem Drachen im Hofe des oben genannten Palastes seine der hervorragendsten Stellen ein, und zwar mit Recht. Die Münchener deutsche Industrie-Ausstellungs-Commission erkannte der Statue die silberne Siegesgedenkmünze in Wien, welche diese Statue in Zink gegossen ausstellte, die große Denkmünze zu, und ließ Herrn A. Fernkorn, obwohl er nicht Aussteller war, als dem Verfertiger des gestrecken und vollendeten Modells zu vorbenannter Statue, ihre vollste Anerkennung zukommen.

Wir glauben daher nur im Interesse der vaterländischen Kunst zu handeln, wenn wir hier eine gelungene Darstellung dieses Kunstmonumentes unseren Lesern vor die Augen führen und sie dadurch auf dasselbe aufmerksam machen. Conception und Ausführung lassen nichts zu wünschen übrig, so daß ein näheres Eingehen in den Kunstgegenstand überflüssig wird, aber auch Herr Geiger und Schneider haben den Gegenstand auf würdige Weise aufgefaßt und glücklich ausgeführt.

2. Ein Gittenwädchen aus dem oberösterreichischen Hochgebirge.

(Fingerale von Lenterl.)

Nicht leicht dürfte ein Bild mit der heutigen, zum Aufsatze des Herrn Professors Simony gehörigen Kunstbeilage: „Darstellung des Gesellschaftlebens und seiner Umgebung" so gut harmoniren, als diese junge Gebirgstochter, die daß ein nähheres Eingehen in den Text durch nach ihrem Herzensverlangen zu handeln scheint und so ein Stück des Hüllen, darmlosen Alpenlebens veranschaulicht. Auch die Staffage ist recht glücklich gewählt. Der grobere Ziegenbock zu ihrer linken steht, nach der Richtung ihrer Augen gewendet, so treuherzig und klug an der Seite seiner Herrin, als wenn er sie verstände und ihr Schafsuch Heilte, während zwei junge Zicklein hinter ihrem Rücken die perlenspitzige Thränenbauchfassicht und Schlafrigkeit austreiben. Auch der saftige Gebirgsstamm hinter dem Felsen ist passend angebracht.

L. K.

3. Die Gruppe des Dreschsamers.

(Lithographirt von Prof. Simony).

Telegraf der Redaction.

Herrn L. S. in M. Wir ziehen Sendung haben Sie uns sehr angenehm überrascht. Alle eingeschickten Aufsätze sind uns willkommen. Alle lassen nach Thunlichkeit Verwendung und schon nächstens einer davon Berücksichtigung finden.

Herrn K. A. a. Ltb. in H. Wir glauben, daß Sie unserer täglich gemachten Einwendung begegnet und erwarten mit Nächstem eine genaue Rückäußerung. Ihrem entgegenkommenden Wunsche ist eben wenigst geschehen.

Herrn Dr. K. P. in M. Wie kann man aber auch so lange mit der Einsendung zögern? Zur Strafe sehen wir jetzt einem bepollten Contingente literarischer Leuten entgegen.

Herrn J. v. B. in G. Wir sehen mit gemüthigt. Ihnen Ihr sammtliches Versprechen in Erinnerung zu bringen.

Herrn Dr. U. J. K. in P. Wollen Sie recht bald in dem begonnenen Genre fortfahren. Wir bitten darum.

Druck u. Verlag von M. Auer. Für das Ausland zu beziehen bei Robert Hoffmann, Buchhändler in Leipzig. Verantw. Redakteur: Leopold Kordesch.

Digitized by Google

Die Statue des Ritters St. Georg im gräflich Montenuovo'schen Palaste am Heidenschuss in Wien.

Lithographische Beilage zu M. Auer's Zeitschrift „Z'rast"

Digitized by Google

Peter az u Lith v Reinert

Die Erwartung.

Beilage zu M Auers „Faust"

Digitized by Google

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift

für Kunst, Wissenschaft, Industrie und Unterhaltung,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Numern von 24 Bogen Text und über 70 Kunstbeilagen.
Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- u. Auslandes an. Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M.
Zustellungsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 30 kr. C. M.

Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden angenommen und perlofrei erdeten.
Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichzeitig geliefert und billig berechnet.
Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gedruckene Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.
Redaction und Expedition: **Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 28.**

N° 3. Inhalt: Naturwissenschaftliche Briefe über Siebenbürgen. — Gallerie biographischer Skizzen aus dem 30jährigen Kriege. — Der Glaspalast in Paris. — Der Feldherr des Westen von Egmont. (Fortsetzung.) — Zur vulcanischen Theorie. — Improvisata. — Tod Jacopino. Waidmannsgrüße. — Der Zeitvertreib. — Die Countryseier in England. — Miscellen. — Sibirische Räthsel. — Auflösung. Charade. — Erklärung der Kunstbeilagen. — Inlegeal der Redaction.
Artistische Beilagen: Pariser Glaspalast. (Lithographischer Umdruck.) — Münchener Medaillen. (Hochprägung.) — Naturselbstdruck.

II. Jahrgang. 1855.

Naturwissenschaftliche Briefe über Siebenbürgen.

Von Prof. Dr. J. F. Schur.

1. Brief. Einleitung.

Indem ich im Begriffe stehe, die naturwissenschaftlichen Briefe über Siebenbürgen zu schreiben, werden so manche Zweifel in mir rege in Hinsicht auf den Werth und auf die Nothwendigkeit derselben, und ich möchte mit Livius sagen: „Facturusne operae pretium sim — nec satis scio, nec si scio, dicere ausim,“ obschon die heutigen Literaten mit dieser Bescheidenheit nicht durchkämen. — Auch steht eine solche Masse von Material mir zu Gebote, daß ich in der Wahl der Form und der Gegenstände in Verlegenheit gerathe, da diese dem Raume und Zwecke angemessen werden müssen. Wenn ich so manche Reiseberichte, wofür ich auch diese Briefe zu nehmen bitte, oder Beschreibungen von Florengebieten, welche die Verfasser mit ihrem Fuße nie betraten, betrachte, so wähne ich mich im vollkommensten Rechte, naturwissenschaftliche Berichte über ein Ländchen zu schreiben, welches zu den schönsten, mannigfaltigsten des österreichischen Kaiserhauses gehört, ein allgemeines wissenschaftliches Interesse gewährt, im Allgemeinen noch sehr wenig bekannt ist, dessen Durchforschung ich zehn Jahre widmete und dadurch Resultate gewann, welche für mein ganzes Leben Stoff zur eigenen Belehrung und zu literarischen Arbeiten liefern können und werden.

Obschon es mich stets unangenehm berührt, wenn Autoren dem Leser es zumuthen, durch lange Vorreden und Einleitungen sich durcharbeiten, und es nach meinem Dafürhalten viel einfacher und würdiger scheint, die Sache oder den Gegenstand selbst empfehlend sich einführen zu lassen; so gibt es doch Fälle, wo eine vorausgeschickte Verständigung über den Zweck und die Motive einer literarischen Unternehmung unumgänglich nothwendig wird. In solchem Falle befinde ich mich gegenwärtig, wo ich die Herausgabe dieser naturwissenschaftlichen Briefe über Siebenbürgen unternehme.

Nicht läugnen darf ich, daß ich mit einer gewissen Schüchternheit die Feder ansetze, indem ich ein Feld betrete, wo in dem zu behandelnden Gegenstande noch sehr wenige Furchen gezogen sind, auf dem ich mich zwar mit Liebe, Eifer, und vielleicht auch mit Geschick bewege, wo aber auch die Masse und die Anzahl der Gegenstände zu groß, zu umfangreich ist, und mehrere Menschenleben erforderlich sind, um darüber zur möglichsten Einsicht und Klarheit zu gelangen. Unsät schweift der Blick des eifrigen Forschers hier von einem Puncte, von einem Gegenstande zum andern, aber im Gefühl seines Unvermögens, das ganze Feld des Wissens zu durchforschen, senken sich errötehend seine Blicke, und er erkennt, daß auf diesem ungeheueren Terrain alles zu gleicher Zeit umfassen wollen, zu keinem Resultate führen kann, denn was ist der Wille, was die Kraft eines einzelnen unbemittelten Privatmannes und sogenannten Dilettanten zu den heutigen Anforderungen der Wissenschaft, wo kein Zweig für sich allein, sondern nur im Zusammenhange und in Beziehung auf andere wissenschaftliche Zweige mit Vortheil studirt und ausgebeutet werden kann? — Wer möchte heute wohl Botanik ohne Chemie, Zifiologie, Anatomie, Geografie studiren, wer im angedeuteten Falle eine dieser Wissenschaften ohne die andere? — Das namentliche Nennen der Pflanzen ist heute keine Botanik mehr, sondern nur ein Namenregister, bei welchem sich wenig oder nichts denken läßt. Zum Begriff von Botanik steigen sich unser Wissen über die Pflanzenwelt erst dann, wenn wir sowohl die individuellen Eigenschaften und die Entwicklungsgeschichte, als auch die Stellung einer Pflanze in der Schöpfung zu

Digitized by Google

würdigen wissen. — Viel ist in dieser Hinsicht noch im Allgemeinen und besonders auf Siebenbürgen zu leisten, aber viel vermag Beharrlichkeit, und wenn einst junge Kräfte meine eröffnete Bahn betreten werden, so wird auch von Siebenbürgen der Schleier oder der Nebel fallen, welcher es jetzt den wissenschaftlichen Blicken entzieht.

Ich will Siebenbürgen nicht eine „terra incognita“ nennen, wie es von manchen Autoren, selbst von Siebenbürgern, genannt wird, da es dort stets Männer gegeben hat, welche einen oder den andern Zweig der Naturwissenschaft aus Liebe zur Sache und zur Selbstbelehrung pflegten, und Namen, wie: Bruckenthal, Miller von Reichenstein, Rosenfeld, Eder u. s. w. werden in den Annalen der siebenbürgischen Naturwissenschaft stets mit Achtung und Dankbarkeit genannt werden. Aber dieses waren Tropfen im Meere im Vergleich zu der Mannigfaltigkeit der Natur eines Landes, wo der Genius mit seinem Füllhorn etwas länger weilte. Auch meine diesfälligen Leistungen sind nur ein solcher Tropfen, doch viele Tropfen bilden die Welle, aus deren Mitte sich endlich das Eiland erhebt, welches von dem Genius der Zeit beherrscht werden wird. Möge dieses wissenschaftliche Streben, dieser Trieb zur Förderung der Kenntnisse über Siebenbürgen wohlwollende Aufnahme und Anerkennung finden, da dieses der einzige Lohn ist für unzählige Entbehrungen und Selbstverläugnungen. Die Selbstbelehrung und die daraus entspringende innere Befriedigung, die reine Freude, welche die Anschauungen in einer großartigen Natur und gewähren, lassen sich freilich nicht beschreiben, sondern bilden eine Welt in uns, die wir von Pol zu Pol mit uns tragen; eine Welt, die in ewig jugendlicher Erinnerung in uns lebt und mit heiligem Feuer uns erwärmt, wenn der Schnee auf unserem Scheitel, gleich wie auf den Kuppen der Gebirge, den Winter unseres sittlichen Lebens verkündet.

Zehn Jahre habe ich Siebenbürgen ununterbrochen in naturwissenschaftlicher Beziehung durchforscht, wo meine Neigung vorzugsweise auf Botanik, Geologie und Geognosie mich hinlenkte, und ich in ersterer Hinsicht recht glücklich sammelte. Ich würde aber den Vorwurf der Voreiligkeit mit Recht auf mich laden, wollte ich behaupten, daß ich mit meinen botanischen Forschungen zu einem Endresultate gelangt wäre, obschon ich während dieser Zeit die Anzahl der Fanerogamen (Pflanzen mit deutlichen Blüthen), um 1500 Arten vermehrt habe, unter denen viele schöne, seltene und ganz neue Arten (species novae), sich befinden, so wie ich den Grund zu einem siebenbürgischen Cryptogamen Flora (Pflanzen mit undeutlichen Blüthen), durch eine Sammlung von mehr als 3000 Arten (?) gelegt habe, und überhaupt eine Sammlung von 50,000 siebenbürgischen Pflanzenexemplaren zusammenbrachte. Sachkenner werden zu beurtheilen wissen, mit welchem Aufwande von Zeit, Geduld und Geldkräften dieses verbunden war, und daß der pecuniäre Nutzen, wenn dieser zu erzielen möglich wäre, nie und nimmer ein Aequivalent dafür abgeben kann.

Zehn Jahre von dem Leben eines Menschen, im günstigen Fall ein Sechstel davon, sind wohl keine Kleinigkeit, nur stehen leider die Erfahrungen damit in keinem Verhältniß, sondern bleiben bei aller Anstrengung hinter unseren Wünschen und der Zeit weit zurück. Aber eben aus diesem Grunde halte ich es für Pflicht, das Gewonnene als ein Gemeingut der Menschheit betrachtend, der Mitwelt zur Benützung zugängig zu machen. Dieser Drang zum Mittheilen, dieses uneigennützige Streben nach Förderung der naturwissenschaftlichen Kenntnisse über Siebenbürgen sind auch die Motive zur Herausgabe dieser naturwissenschaftlichen Briefe über dieses schöne Land, welches im Geiste mir fort und fort vorschweben und mit Sehnsucht mich erfüllen wird. — Bei der Bearbeitung dieser Briefe werde ich die großartige Natur Siebenbürgens noch einmal und zwar im Geiste durcheilen, die glücklichen Momente, welche ich dort im Anschauen dieser großartigen Schöpfung empfunden, nochmals genießen, und den Leser in jenes Land im Geiste zu versetzen suchen, wo das Schöne mit dem Erhabenen Hand in Hand geht, wo die Natur noch theilweise in ihrer Urgestalt, wie am ersten Tage dastehet, und wo es noch unzählige Plätze gibt, die noch kein menschlicher Fuß betreten hat, welche die Gemse nur auf ihrer Flucht vor dem Verfolger flüchtig berührt und über die nur der Adler mit kaum merklichem Flügelschlage hoch in den gesättigt blauen Lüften hinwegschwebt.

Der Naturforscher, in seiner wahren Bedeutung, findet wohl auf allen Punkten der Erde Nahrung für seinen Geist und Stoff zu Beobachtungen, allein ein Land bietet in dieser Beziehung vor einem andern doch bedeutende Vorzüge durch seine Mannigfaltigkeit der Gegenstände, durch den Charakter und durch die eigenthümliche Fisionomie, in welcher hinsichtl Siebenbürgen nicht nur unter den Ländern des österreichischen Staates, sondern vielleicht in Europa seines Gleichen sucht, wo nämlich auf einem verhältnißmäßig so kleinen Raum, so viele Naturschätze dem Beobachter sich darbieten. Vorzüglich in botanischer Beziehung bietet Siebenbürgen nach meinen Beobachtungen viel Eigenthümliches dar, wie denn überhaupt die Pflanzenwelt, diese an der Erdkruste gebundenen Organismen, mit den Lokalverhältnissen eines Landes im innigsten Zusammenhange steht, und der Botaniker daher an dem einen Orte mehr als an dem andern Befriedigung findet, während der Geognost am Nordpole, wie am Südpole, in der Schweiz, wie in Siebenbürgen sein Studium mit ziemlich gleichem Erfolge ausführen kann. Siebenbürgen ist daher besonders für den Botaniker ein höchst interessanter und anziehender Punct, nächstdem würde der Entomologe Befriedigung finden, während dem Geognosten die Erbreinde nur an sehr wenigen Puncten aufgeschlossen ist und die Industrie seinen Studien nicht unterstützend zu Hilfe kommt.

Der Verfasser dieser Briefe will als ein Reisender betrachtet werden, welcher Siebenbürgen in naturwissenschaftlicher Beziehung durchreist und an den interessantesten Puncten nur so lange verweilt, als er für seinen Zweck entsprechend findet, und in Beschreibungen des Speciellen sich nur in so fern einläßt, als es zur Verständigung des Allgemeinen erforderlich oder unumgänglich nothwendig erscheint, um so mehr, da der Raum und die Tendenz dieser Blätter keine größere Ausdehnung gestatten. Da nun die flsikalischen Verhältnisse eines Landes auf die naturwissenschaftlichen Zustände von höchstem Einflusse sind, so wird hier zuerst eine flsikalische Beschreibung Siebenbürgens gegeben und dann erst werden die interessantesten und wichtigsten Exkursionen mit ihren Resultaten folgen. So hoffe ich ein Bild in naturwissenschaftlicher Hinsicht über Siebenbürgen zu entwerfen, welches für die Freunde einer großartigen Natur genießbar und anregend wirken soll, ohne in jene Richtung zu verfallen, welche man gewöhnlich streng wissenschaftlich zu nennen pflegt.

Warum ich die Form von Briefen hier wähle, liegt wohl in dem Umstande, daß diese Abhandlungen zwar für ein gebildetes, aber für die Naturwissenschaft sehr verschieden empfänglichen Publikum berechnet sind, wo eine streng wissenschaftliche Richtung nicht zulässig ist, die Sache aber dennoch nicht in das Triviale herabgezogen werden darf.

Ich werde in diesen Briefen zwar die ganze siebenbürgische Naturwissenschaft berühren und ein Bild von den drei Reichen, wie sie dort existiren, zu entwerfen suchen, mich aber vorzugsweise auf dem Felde der Botanik und Geologie bewegen, weil Neigung und vielleicht auch Beruf mich nach dieser Richtung lenken.

Es gibt wohl keine Wissenschaft, wo, wie in der Naturwissenschaft, die gegenseitige Mittheilung so angezeigt, ja ein so hohes Bedürfniß wäre, daher Mittheilung des Entdeckten und der gewonnenen Erfahrungen zur Pflicht jedes Naturfreundes, jedes Naturforschers von Profession gehört. Es gibt zwar freilich sogenannte Privatgelehrte, welche mit ihren geistigen Schätzen sehr schlecht wuchren und auf Mißgunst oder Furcht, das ihrige zu verlieren, wie die Geizigen auf ihrem Geldstoffen sitzen, oder mit ihren Erfahrungen stets hinter dem Berge halten. Mag dieses auch andere Beweggründe haben, mag ungeitige Bescheidenheit die Ursache dieser Zurückhaltung sein, immer ist es als ein Raub zu betrachten, den man an der Gesellschaft begeht. In der Naturwissenschaft darf nichts zu geringe, nichts zu hoch angeschlagen werden; jede auch noch so kleine Entdeckung trägt zur Erreichung des großen Zieles bei und darum ist Mittheilung die erste Pflicht. Mit Recht erfreuen wir uns heute eines ungeheuern Aufschwunges in der menschlichen Gesellschaft, mit Recht bewundern wir den heutigen hohen Standpunct der Naturwissenschaft und ihre Rückwirkungen auf alle socialen Zustände, und blicken mit prophetischem Geiste in die Zukunft und sehen aus den heutigen Leistungen unberechenbare, glänzende Wirkungen resultiren. Darum ist Mittheilung das höchste Erfordernis in der Naturwissenschaft und die Quelle der allseitigen Belebung und Förderung.

Es gibt zwar Momente im Leben des Naturforschers, wo er im Anschauen einer großartigen Natur versunken, des Wortes nicht mächtig ist, dagegen sind der Augenblicke viel mehr, wo die Gegenstände zur wörtlichen Mittheilung ihn anregen, wo er, wie Schiller sagt: „Odem in die todten Steine hauchen und dann seine eigene Schöpfung umarmen möchte.“ —

Digitized by Google

Die Naturwissenschaft ist die Wissenschaft des Lebens, des Lebens Schönstes ist das lebendige Wort, wie es unserem Innern entquillt, als ein Nachhall dessen, was unsere Seele empfangen und empfunden hat.

Gallerie biografischer Skizzen aus dem dreißigjährigen Kriege.

Mitgetheilt von Ludwig Bechstein.

I. Gottfried Huyn de Geleen.

Die noch lange nicht genug aufgehellte Geschichte des dreißigjährigen Krieges liefert tausendfache anziehende Einzelzüge, welche zwar für einen Ueberblick dieser Geschichte im Großen und Ganzen nicht benützt werden können, aber in Beziehung auf Charakteristik der Feldherren und Heerführer oft von Wichtigkeit sind, und gar Manches im richtigen Lichte erblicken lassen, was die Geschichtsforscher nicht selten falsch auffaßten und falsch darstellten, oder was sie nicht erfahren, weil sie nicht unmittelbar aus handschriftlichen Quellen schöpfen konnten, oder Einzelschilderungen ihnen nicht zugänglich waren.

Wir haben uns vorgenommen, in der Halle des „Faust" eine bunte Reihe solcher charakteristischer Beziehungen und der Zeit des erwähnten Krieges aufzustellen, immer einzelne hervortretende Züge neben allgemeinen Umrissen des Lebens der hervorgehobenen und hervorragenden Persönlichkeiten, begleitet von deren Bildnissen oder treuen Nachbildungen ihrer Handschriften nach Originaldocumenten, zumal wenn der Inhalt der letztern allgemein anziehend ist und das Charakterbild im richtigen Lichte zeigt.

Gottfried Huyn de Geleen war einer der ausgezeichnetsten Heerführer im dreißigjährigen Kriege. Unter Johann Jakob Grafen von Anhalt diente er als Hauptmann; unter Pappenheim focht er in Westphalen und stürmte 1634 Jörter, welcher Stadt ein trauriges Loos fiel, und der es nicht viel besser als Magdeburg nach Tilly's Eroberung erging. Im December 1635 besiegte er Dolo von Knipphausen, und nöthigte ihn zur Flucht. Kaum entging dieser tapfere Heerführer der Gefangenschaft, welcher Königsmark damals anheimfiel. Im Jahre 1636 wurde G. H. de Geleen Feldmarschall des bairisch-ligistischen Heeres, das im Januar 1637 in unmittelbarer Nähe der Stadt Meiningen mit den Schweden ein heftiges Treffen bestand, indem es unterlag und versprengt wurde. Die Meininger Chronik erwähnt bei Anführung dieser Thatsache auch Geleens, mit den Worten:

„Nachdem nun die Schweden Meister im Feld blieben, und dasselbe von den Kaiserischen ziemlich tödt worden, prosequirten sie nach Besetzung dieser Stadt ihre erhaltene Victori, gingen sobald dem Feind auff dem Fuß nach, und trafen unter Wege etwan eine Meil von hier, auch das Fußvolk an, welches der General-Feld-Zeugmeister, Gottfried Huyn, Freiherr zu Geleen und Wachtendunk ꝛc. ꝛc. commandirte, auff welches sie sobald ansetzten und ohne Widerstand auch selbiges überwältigten, und zugleich die Artolerie eroberten, welche sie auch, als vier Stuck, etliche Ammunition-Wägen, neben etlich hundert Gefangenen herein und von daraus, sampt denen allbereit allhier gefangenen, zusammen in achthundert, neben acht Fähnlein, gen Erfurt schickten."

Eine weitere Erwähnung der Chronik lautet: („Den 6. Martii hat General-Feld-Zeugmeister, Gottfried Huyn, Freiherr zu Geleen und Wachtendunck Quartier hier bekommen, und den 6. Aprilis wieder weggezogen.")

Aus der letzten Nachricht geht hervor, daß die Schweden zu jener Zeit ihren Abzug wieder genommen, und die kaiserliche Armee in Verbindung mit der bairischen die Gegend besetzt hielt. Geleen blieb indeß keineswegs in müßiger Ruhe im Quartier liegen, sondern bereitete und recognoscirte fleißig die nächste Nachbarschaft, und wie übel auch die Soldateska beider kriegführenden Parteien sich zeigte und verrufen war, so erhellt aus einem gleich folgenden Briefe Geleens doch, daß dieser Heerführer nichts weniger als grausam war, und nach Kräften dem unvermeidlichen Unheil im Gefolge des Krieges zu steuern suchte, obgleich er in einem feindlichen protestantischen Lande sich befand. Schon in den vorhergehenden Jahren hatte sich der kaiserliche Generalmajor, eine heftige und wilde Kriegsnatur, in der erwähnten Gegend furchtbar gemacht und auf einem raschen Durchzuge im August 1635 durch das Merzthal nach dem Weingebiet der Stadt Meiningen 500 Reichsthaler nebst einigen Karren Salz abgepreßt. Jetzt drangsalirte er im fränkischen Grobfelde, und es liefen namentlich von einem hart mitgenommenen Orte, Namens Behringen, bittere Klagen über das Benehmen der Sperreuterischen Mannschaft ein. Sogleich erließ Geleen, der sich beim Empfang dieser Beschwerden nicht in Meiningen, sondern in dessen Nachbarstadt Waßungen befand, eine beruhigende Zuschrift an die Behörde, welche jene Klage ihm gemeldet hatte, folgenden wörtlichen Inhaltes:

Wohledele Ehrenveste und hochgeehrte Insonders geliebte Herrn und Freundt ꝛc. ꝛc.

Der Herrn schreiben sampt dem Beyschluß hab Ich in dieser Stundt empfangen, darauß angern vernohmen, daß des Sperreuters Regiment zu Behringen so übel gehauset; hab demnh nicht unterlassen dem Oberstlieutenant besagtes Regiment commandirend hiermit ernstlich zu verordnen, daß es sich dergleichen exorbitantien bemäßigen, auch die abgenohmenen Pferdt, Vieh und anders ohnentgelt restuiren lassen solle. Wie Ich denn an dergleichen excessen den geringsten gefallen nicht trage, Sondern dieselbe so viel möglich zu remidiiren mir angelegen sein lasse. Nopst empfehlung deß Allerhöchsten protection verbleibe dabei der Herrn

Waßungen am 28. Martii 1637. Dienstfreundwilligster

Geleens spätrer kriegerische Laufbahn, auf welcher er noch in Würtemberg sein Quartier aufschlug, im harten Winter 1640 die Feste Freiberg stürmte und nahe daran war, im Gebirgspaß bei Presnitz Baner als Gefangenen in seine Gewalt zu bekommen, endete mit dem Jahre 1647; daß dieß mißlang, wurde von Geleen nur der vorgängerin Hilfe des Zuzugs Ottavio's Piccolomini's zugeschrieben, den er darauf auf Tod und Leben forderte. Nur das unmittelbare Dazwischentreten des Kaisers, der von dem Duell Kunde erhalten, verhinderte den Zweikampf. Im Jahre 1641 forderte Geleen seinen Abschied, ohne jedoch denselben zu erhalten, vielmehr sah er sich veranlaßt, auf neue den Schauplatz des Krieges zu betreten. In der Schlacht von Allersheim bei Nördlingen wurde Geleen zum Gefangenen gemacht, doch später wieder frei. Als im Jahre 1647 der Ulmer Vertrag zu Stande kam, durch den der Churfürst Maximilian I. von Baiern sich vom Kaiser und seiner Sache lossagte, trat Geleen, dadurch auf das Tiefste in seinem ternunhänglichen Gemüthe verletzt, aus dem Dienste und kehrte nach Niederland zurück, dem er, wie schon sein Name andeutet, entstammte.

Der Kaiser erkannte dankbar des Mannes Dienstreue und Anhänglichkeit an ihn an, und erhob ihn in den Grafenstand. Geleen wurde noch Landcomthur des deutschen Ordens in den Niederlanden, und starb im Jahre 1657 zu Maestricht.

Der Glaspalast für die allgemeine Kunst- und Industrie-Ausstellung auf den elisäischen Feldern in Paris.

(Hiezu eine Abbildung des Glaspalastes. (Kliegelschner Manbrod.)

Derselbe ist eine Nachbildung des Krystall-Palastes im Hyde-Park. Der letztere hat für diese Gattung ungeheurer Gebäude einen eigenen Typus, ein neues System der Architectur geliefert, das je nach dem Zweck der zu errichtenden Bauwerke, nach dem National-Geschmack ohne nach dem individuellen Geschmack der Künstler nur modifizirt zu werden braucht. Bei dem Pariser Industrie-Palast wollte man sich die Vortheile des Systemes Paxton aneignen, dabei aber etwas Besseres liefern. Während die Engländer mit ihrem praktischen Verstande sich damit begnügten, für einen vorübergehenden Zweck eine luftige Glashalle aufzurichten, die sich nach beendigter Ausstellung leicht abbrechen und anderswohin versetzen ließe, wollte man in Paris ein Bestendes, für unbestimmte Dauer berechnetes Gebäude. Dieß führte zu einem massiven Unterbau aus Stein, dem man zugleich eine große monumentale Wichtigkeit zu geben suchte. Noch ist indessen das architectonische Denkmal nicht vollendet, so hat auch schon die Kritik nicht bloß Einzelnes getadelt, sondern ein allgemeines und einstimmiges Verdammungsurtheil ausgesprochen. Wie sehr dieses Urtheil gegründet war, bewiesen Thatsachen. Es zeigte sich, daß das Gebäude nach dem ursprünglichen Plan nicht genügenden Raum bot. Man mußte sich daher zu einem Anbau entschließen, der 32,000 Quadrat-Meter Flächenraum fassen, jedoch nur provisorischer Natur sein wird, da er nach Beendigung der eigentlichen Weltausstellung, also schon nach 10 Monaten, wieder abgebrochen werden wird.

Digitized by Google

Dieser Mangel an Voraussicht in dem ursprünglichen Plane zeigte sich auf eine noch nachtheiligere Weise bei der materiellen Ausführung. Während ein Theil des Gebäudes noch der Vollendung entgegensah, war schon ein anderer vom Einsturz bedroht. Man mußte die Mauern stützen; auch das große Gewölbe machte Ausbesserungen und Befestigungen nothwendig. Man sollte hienach denken, daß das Eisengerüste des Industrie-Palastes leichter sei, als jenes des Sydenhamer Glaspalastes. Es ist indessen gerade das Gegentheil der Fall. In dem letztgenannten Palaste wurden zu einer Oberfläche von 78,459 Quadrat-Meter 9,641 Tonnen Eisen verwendet. Bei dem Palast auf den elisäischen Feldern kommen 8,100 Tonnen Eisen auf nur 45,140 Quadrat-Meter. Hiebei ist noch zu bedauern, daß man bei solcher Vermehrung der Auslagen, welche nicht einmal der Solidität des Baues zu Gute kam, nicht wenigstens eine doppelte Glasfläche herstellte, um die innere Temperatur von der äußeren zu trennen, und die Heizung des Schiffes im Winter zu erleichtern.

Man ist in Paris der Ansicht, daß zu einer Zeit, wo die Industrie die riesenhaftesten Unternehmungen verwirklicht, wo man nach dem Vorbild Londons eine Ausstellungs-Halle für die merkwürdigsten Produkte des Weltverkehrs errichten und diesen Bau für die Dauer herstellen wollte, die Metropole Frankreichs für eine so feierliche Gelegenheit der Bewunderung und dem Staunen des Auslandes ein durch die Größe der Idee und die Neuheit des Plans wahrhaft monumentales Werk hätte hinstellen sollen. Der Industrie-Palast rechtfertigt indessen diese stolzen Hoffnungen keineswegs. Wie groß auch das Mittelschiff ist, so hat es doch für unsere Zeit nichts überraschendes. Moskau z. B. besitzt schon lange eine Reitschule aus Holz von derselben Größe. Die Hilfsmittel und die freudvolle Wirkung des schlanken Eisenbaues bot Spielraum für grandiosere Entwürfe.

Wenn man von dem Innern des Gebäudes, wo das Eisen vorherrscht, zur Untersuchung der steinernen Außenseite übergeht, so ist nicht zu leugnen, daß sich die Façaden weder durch Reinheit des Stils, noch durch strenge Eleganz der Verhältnisse, noch durch geschickte Vertheilung der Massen bemerklich machen. Um nur Eins zu erwähnen, sind die schmalen, langgestreckten Säulenstühle, welche rechts und links vom Mittelthor die Doppelsäulen fügen, nichts weniger als von befriedigendem Verhältniß und glücklicher Wirkung. Das ungeheure Triumphthor selbst und der Vorbau, in welchem es angebracht ist, sind die einzigen Theile, die man bei der Annäherung durch die beschränkte Oeffnung der Bäume sehen kann. Diese Triumfpforte, welche vielleicht eine harmonische Wirkung machen würde, wenn man mit freiem Blick die ganze Façade überschauen könnte, erhält im Gegentheil unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein colossales Ansehen. Das ist indessen nicht die Schuld des Baumeisters. Die Lage des Gebäudes, das ringsum und bis dicht an seine Façaden von Bäumen umgeben ist, läßt nicht wohl eine edle architectonische Entwicklung zu. Denn es ist nicht genug, daß der Architect ein Baumwerk in edlen Verhältnissen anlege, man muß dieselben überblicken und den Total-Eindruck in sich aufnehmen können. Man tadelt daher, wohl nicht mit Unrecht, nicht nur den Baustyl an sich, der den schwerfälligen Stein mit dem schlanken Eisen und luftigen Glas verbinden wollte, sondern auch die Wahl des Bauplatzes selbst.

Der Leibdiener des Grafen von Egmont.

Historische Novelle von Leopold Kordesch.

(Fortsetzung.)

Wer vermag die unsäglichste Trauer, die Verzweiflung zu schildern, die namentlich in zwei Häusern Brüssels an dem schrecklichen Verurtheilungstage Egmonts herrschte? Das Geschluchze und Weinen im Palaste des Grafen war herzzerreissend. Laut weinend umstand hier die Kinderschaar die unglückliche Gräfin, die — thränenlos, das Bild des höchsten Schmerzes — stumm im Lehnstuhle saß. Der letzte, verzweifelste Versuch, vor den Herzog zu gelangen, war eben mißglückt. Das zweite Haus der Trauer — welches andere kann hier wohl gemeint sein, als das Johanna's? — bot in seinem Innern einen nicht minder erbarmungswürdigen Anblick dar. Stumm und händeringend ging Johanna, wie sinnverwirrt herum, vom treuen Diener Nielas in Empfindung und Geberden copirt, denn es hatten ja beide gleich viel zu verlieren und konnten den nicht retten, für den sie so gern ihr Leben gezopfert hätten.

Am Abend ihres Verurtheilungstages erhielten die beiden Gefangenen die Vergünstigung, ihre nächsten Verwandten empfangen zu dürfen, unmittelbar darauf empfingen sie den geistlichen Trost der Kirche.

Als der verhängnißvolle Morgen des 5. Juni 1568 anbrach, sah man am Marktplatze zu Brüssel ein schauervolles Gerüst sich in die Luft erheben. Es stand dem Palaste Kuilenburg, der Residenz des Herzogs Alba, schräg gegenüber. Eine unbeschreibliche Bangigkeit und Trauer lastete über der Stadt. Schauen Bilder und fensterig gingen die Bürger an der Straße vorüber, an welcher kurz darauf ein so schrecklches Urtheil vollzogen werden sollte.

Die Sonne war blutroth aufgegangen. Ein ungestümer Wind fegte die Straßen blank und wirbelte Staubsäulen in die Luft. Der Marktplatz fing an, sich nach und nach mit schreckenbleichen Gesichtern zu füllen. Von Nah' und Ferne waren Menschen herbeigeströmt, um das nie geahnte, grauenvolle Schauspiel zu schauen.

So wie in das Auge manches Menschen der Hauptstadt in jener Nacht kein Schlaf kam, um so weniger in das brennende Auge Johanna's. In schwarze Seide gekleidet und mit dem wallenden schwarzen Schleier, ganz zum Ausgehen bereitet, fand sie am frühen Morgen der herbeigeklingelte Nielas.

„Mache dich fertig, mich zu begleiten!" redete sie ihn an. „Es war mir nicht vergönnt, zu ihm zu gelangen und ihn zu sehen, seit unserer Zusammenkunft in Thionville. Ich aber muß ihn sehen, wenn auch auf dem letzten Gange, es treibt eine unerklärliche Macht mich dazu an; ich muß sein letztes Bild in mir aufnehmen, ihn sehen, und wenn ich sterben soll. Auch Dich, Nielas, ich weiß es wohl, treibt die reinste Liebe dazu an, noch ein Mal das Antlitz Deines Herrn zu schauen, einen letzten Abschiedsblick aus seinem Auge zu erspähen — darum komm', laß' uns aufbrechen." Ihr sich stärker machend, als sie wohl war, schritt Lavill zur Thüre hinaus, hinter sich den Schmerzgebeugten Nielas, der ihr stumm das Geleite gab.

Die Sonne hatte eben die Zinnen der St. Martins-Kirche erstiegen, als der schauerliche Klang der Glocke den damaligen Rathhausthurmes der bleichen Versammlung ankündigte, daß der Zug mit den unglücklichen Verurtheilten sich nahe. Kurz vorher hatte eine Abtheilung königlicher Hellebardiere und ein Piquet gepanzerschter Reiter in hypothetem Kreise das Gerüstgeviert umstellt und umzingelt, zu dem schwarze Stufen emporführten und welches selbst ganz schwarz ausgeschlagen war. Am Schaffote, welches mit einem kleinen Geländer umgeben war, stand ein Block, auf dem ein Beil in der Sonne blitzte. Nebenan lagen zwei schwarze Sammtpolster mit goldenen Quasten.

Der Zug bewegte sich gegen die verhängnißvolle Stelle und blieb an der Treppe stehen. Es war ein großer, vielspänger schwarzer Wagen, von allen Seiten von doppelten Reihen Soldaten umgeben, dem noch ein kleinerer Wagen folgte. Aus dem ersten stiegen die Grafen Egmont und Hoorn, der Bischof und noch ein Prälat, dann zwei Räthe des Gerichts herauf und erklommen alsbald die schwarze Gerüsttreppe. Der zweite Wagen blieb einstweilen geschlossen am Schaffote stehen.

Die Grafen waren in der kleidsamen niederländischen Adels- oder Rittertracht ganz von schwarzem Sammt mit weißer Halskrause, das Barett von gleichem Stoff und gleicher Farbe. Die unglücklichen Opfer der Grausamkeit eines unmenschlichen Wüthrichs, dem es mehr zu thun war, sich in den Besitz der reichen Güter derselben zu setzen, als den Hochverrath zu strafen, sahen zwar bleich, aber entschlossen und ungemein imponirend aus, denn beide standen im schönsten Mannesalter. Als eine der Gerichtspersonen ihnen eben das Urtheil ablas, öffnete sich ein Fenster des gegenüber liegenden gräflich Kuilenburg'schen Palastes und das lange, hagere Gesicht Alba's sah mit kühner stolzer Haltung hinaus auf die Scene. Ein allgemeines mißbilligendes Murmeln wurde hörbar. Aber die Hellebardiere erhoben die Partisanen und das Gemurmel verstummte, nur leises Weinen und Schluchzen dauerte fort.

Nachdem eine der Gerichtspersonen ihr Amt vollzogen und den schwarzen Stab gebrochen hatte, öffnete sich der verschlossene Wagen an der Treppe und ein starker Mann im rothen Mantel mit zwei Dienern erstieg das Gerüst.

Die zwei Verurtheilten waren unterdeß niedergekniet, um unter Zuspruch der geistlichen Beistände ein kurzes Gebet zu verrichten. Furchtlos und ergeben richteten sie sich wieder empor. Der größte Theil der Menge erwartete von dem Fenster des Machthabers noch einen Wink der Gnade, des Par-

Digitized by Google

dons. Dieser erfolgte nicht. Der Nachrichter trat heran und bot dem Grafen Hoorn ein weißes Tuch dar, das sich dieser mit großer Fassung selbst um die Augen band. In diesem Momente sah sich Egmont ernst und ruhig im Kreise um, und seine Augen blieben festgebannt an einem Punkte haften. Er erkannte Johanna, die, an den treuen Niclas gelehnt, zu ihm mit einem unbeschreiblichen Blicke emporsah. Er zuckte schmerzhaft zusammen und sude sich über die Stirn. In derselben Sekunde fiel das Haupt seines Freundes. Rasch das dargereichte Tuch ergreifend, kniete er auf den Sammtpolster hin und der Mann im rothen Mantel führte seinen Streich. —

Ein lauter, gräßlicher Schrei, alles übertönend, flog über die Menge hin. Eine schwarz gekleidete Dame sank zu gleicher Zeit sterbend zusammen. — Es war Johanna Lavill. Alle Wiederbelebungsversuche blieben ohne Erfolg. Ein wohlthätiger Schlagfluß, herbeigeführt von Aufregung, Angst und Entsetzen, vereinigte sie in derselben Minute mit dem Geliebten, dem sie nur im Tode angehören konnte. Man trug sonach drei Leichen vom Richtplatze.

Niclas betrat das verödete Landhaus seiner Herrin mit einer Ruhe und Fassung, die gegen sein Benehmen in den letzten Tagen sonderbar contrastirte. Er ordnete mit großer, ja mit auffallender Besonnenheit ein glänzendes Begräbniß seiner Gebieterin an, übergab nach Vollzug desselben das Haus und die sämmtliche Habe Johanna's dem betreffenden Gericht zur gesetzlichen Ausmittelung der Erben, indem er selbst auf Alles, auch auf seinen Lohn verzichtete, und nahm sich auf dem damals so benannten „Sonnensteg" eine kleine, bescheidene Dachwohnung.

Hier verlebte er, in seinem Stübchen abgesperrt, mehrere Wochen, ohne daß Jemand wußte, was er that und womit er sich beschäftigte. Auch kam Niemand zu ihm. Die Zeit war zu ernst; selbst die vertrautesten Freunde mieden einander, das Vertrauen war verschwunden, und der Verrath erhob überall seinen giftgeschwollenen Kopf, so daß jeder für sich selbst und sein Leben besorgt sein mußte. Niclas trug keine besondere Traurigkeit und Niedergeschlagenheit zur Schau, obschon er zwei so herbe Verluste erlitten hatte, vielmehr sah er ungemein ernst aus und ein starrer Trotz und eine Entschlossenheit blitzten zuweilen aus seinen tiefliegenden Augen hervor, die ihm ein gewisses Ansehen zu geben geeignet waren. Jedermann, der Petersen aus seiner Dienstzeit her gekannt hatte, würde leicht bemerkt haben, daß jetzt kein Ausstehen verändert sei und daß in dem sonst freundlich blickenden, lenkseligen Manne etwas vorgegangen sein müsse, was mit der erklärlichen Trauer um seinen Herrn und seine Gebieterin nicht allein zusammenhänge, aber, wie schon bemerkt: es kümmerte sich damals Jeder zumeist um sich selbst und sein eigenes Heil, und so blieb im Gewühl der Stadt Niclas Petersen ohne Beachtung.

Es ging schon tief in den Juli hinein. Jedermann, der die Last der drückenden Tagshitze getragen, sehnte sich am Abend nach der Frische und Kühle, welche die zahlreichen Spaziergänge so gastlich boten. Auch Niclas, obwohl er während der Tagzeit seinen einsamen Dachsbau gewöhnlich nie verließ, fand sich allabendlich in der damaligen sogenannten „Baumpromenade," dem beliebtesten Spaziergange der schönen Welt, regelmäßig ein. Die einheimischen Spaziergänger waren jetzt wohl ziemlich einsitzig und ein lautes Gespräch konnte man nur von einer Schaar stolz vorüberschreitender spanischer Officiere hören, aber obwohl die Bürger Brüssels meist stumm und einsam an einander vorbeihuschten, so war die Zahl der Promenirenden doch immer groß und ansehnlich.

Auch selbst der gefürchtete Herzog Alba betrat zuweilen, jedoch nie ohne Suite, die Erfrischung bietenden Baumgänge. Alles wich scheu zur Seite und verneigte sich devot, wenn der stolze Statthalter und Machthaber erschien; eben so erhoben sich die Sitzenden von den Steinbänken, wenn Alba vorbeiging. Eine Person indeß wagte es, das Aufstehen von der Bank bei ähnlichen Anlässen jedesmal zu unterlassen. Ja noch mehr! Sie schien mit festem Blicke immer die Augen des Herzogs zu suchen und durch starres Emporschauen zu ihm und seinen Begleitern seine Aufmerksamkeit zu erregen. Die erwähnte Person, Niemand Anderer, als der schweigsame Niclas Petersen, erreichte jedoch die eben angesprochene Absicht keineswegs.

War der Herzog immer so in Gedanken versenkt oder mit seiner Begleitung im Gespräche begriffen, oder sah er zufällig weg? — Kurz, so oft er an dieser Bank vorüberschritt, blieb der Daraufsitzende gänzlich unbeachtet. Es geschieht indeß nicht selten, daß dasjenige, was nach combinirten Vernunftschlüssen ganz unfehlbar eintreffen oder geschehen sollte, durch eine Laune des Schicksals gerade nicht eintrifft und nicht geschieht. Wer von allen Spaziergängern, am wenigsten aber der Herzog, hätte aber auch nur ahnen können, daß es Jemanden in den Niederlanden gäbe, der dem Stellvertreter des Königs öffentlich die Stirne zu bieten wagen würde? — Sollte Niclas vielleicht auch die und da von Einem oder dem Andern, die an des Statthalters Seite gingen, in seiner ehrfurchtwidrigen Stellung bemerkt worden sein, so nahm gewiß Jeder an, daß der sitzende Mann entweder die hohe Persönlichkeit durchaus nicht kenne, oder blöde sein müsse. Sobald der Herzog, der immer auch zurück denselben Weg nahm, wieder herankam, beobachtete der treibig Dasitzende dieselbe Stellung, daßselbe Mannöver, und folgte gewöhnlich wenige Minuten darauf, als wenn er einzig nur das Vorbeikommen hätte abwarten wollen, der Seite nach.

Dieses unerklärliche, sonderbare Spiel in der Baumpromenade trieb Niclas nahe an zwei Monate, dann ließ er sich nicht mehr dort sehen, seine Steinbank blieb leer. Er mochte zu seinem Verdrusse bemerkt haben, daß man ihn gar nicht beachte, daß er zu unsichtbar dastehe, und that das Klügste, von einer unausführbaren Absicht abzustehen.

Es ist bekannt, daß Herzog Alba nicht nur gegen Andere, sondern auch gegen sich selbst streng war. Er lebte äußerst mäßig, hatte alle Schwelgereien, besonders aber Müßiggang. Er war deßhalb stets ungemein thätig, schlief sehr wenig und schrieb fast unablässig. Das Fenster seines Arbeitszimmers saß noch erleuchtet in die Nacht, wenn schon alle Lichter in der weiten Runde längst erloschen waren, und die Schildwachen vor seiner Thüre, die ihn oft tief in der Nacht hin und her gehen hörten, schätzten nicht selten in schweigender Verwunderung die Köpfe.

Der weitläufige Palast, der zu seiner Verfügung gestellt war, hatte herrlich dekorirte Gemächer, die alle, bis auf vier oder fünf, den Gästen geöffnet waren, wenn es sich zuweilen begab, daß der Herzog Gesellschaft bei sich sah. Die Zimmer, in denen er seine eigentliche Wohnung aufgeschlagen hatte, betrat, außer seinen Adjutanten und den vertrauten Dienern des Hauses, Niemand. Eine Klosterstille umgab diesen Theil des Gebäudes, weil dem stets beschäftigten Feldherrn jedes Geräusch unliebsam war und daher Wachen und Diener den strengsten Auftrag hatten, alles zu vermeiden, was hier die herrschende Ruhe stören könnte.

Jene, die etwas zu bitten hatten oder vom Herzog eine Audienz wünschten, wurden stets über die Haupttreppe nach dem Vorzimmer des großen Empfangsaales gewiesen. Nur selten verirrte sich irgend ein Bittsteller oder ein Fremder in den entlegenen Trakt des Palastes, wo aber doch die eigentliche Wohnung des Machthabers war.

Eines Morgens ließ sich ein Mann in Bürgertracht vom Portier, der da sagte, daß heute der Herzog Niemanden empfange, durchaus nicht abweisen, und verlangte unter Vorgeben geheimer wichtiger Nachrichten persönlich beim Herzog vorzukommen. Achselzuckend wies ihn der Thürhüter, indem

Digitized by Google

er einige Schritte that, über den Hof hin, mit der nicht sehr trostreichen Aeußerung, daß er sein Glück versuchen solle, daß es aber indeß immer gewagt sei. Schweigend, aber trotzig und entschlossen durchschritt der Zudringliche den einunden Palasthof und befand sich alsbald vor der Wohnung des Gefürchteten.

„Zurück!“ — schrie ihm die Schildwache entgegen.

„Ich habe Wichtiges seiner Hoheit, dem Herzoge, zu berichten, das keinen Aufschub leidet, laßt mich vor,“ bat Niclas.

„Zurück sage ich!“ herrschte ihm der rauhe Soldat zu, indem er die Partisane wie zum Angriff senkte und sie dem Unerschrockenen vorhielt.

Es trat eine Pause ein, in der sich die Zwei wie in einem Tableau regungslos entgegenstanden, als plötzlich eine der Flügelthüren aufgerissen wurde und eine barsche Stimme fragte, wer sich unterfange, Lärm zu machen?

„Dieser fremde Mensch, ein Bürger oder was er sonst sein mag, verlangt vor den Herzog gelassen zu werden,“ entgegnete der Wachposten, „ich weiß, was meine Pflicht ist und will meinen Kopf am Rumpf behalten.“

„Du hast Recht, der Herzog empfängt nur im Saale, sonst nirgends,“ sprach ein noch junger, stolz aufgerichteter Mann in Officierstracht, und fuhr, zu Niclas gewendet, fort: „Wer seid Ihr, daß Ihr noch nicht wißt, daß diesen Theil des Hauses Niemand betreten dürfe? Ich werde den Portier, der Euch abzuweisen unterließ, peitschen oder hängen lassen, je nach der Größe seines Verschuldens,“ setzte er mit Nachdruck hinzu.

„Mein Herr, der Portier hat seine Schuldigkeit gethan und mich gewarnt, aber ich“ —

„Warnen heißt nicht zurückweisen — er soll es büßen — doch, wer ist man und was will man? Kurz, nur kurz!“

„Wer ich bin, thut nichts zur Sache. Ich habe dringend mit dem hohen Herzog zu sprechen, sehr dringend, es ist in einer Sache, die für ihn selbst höchst wichtig ist — ich kann daher nur persönlich“ — —

„Was könnet Ihr dem Herzog zu berichten haben, was ich nicht wisse, dürfte?“ sagte der Officier im verächtlichen, wegwerfenden Tone. „Ich bin die Schwelle, die zum Feldherrn führt und die Jeder überschreiten muß, oye usted? Versteht Ihr? Uebrigens kann ein Mensch Eures Gleichen dem Herrn nichts zu berichten haben, was nicht jeder Spanier wissen dürfte, deßhalb — doch wozu setze ich mich noch in Athem? nada! packt Euch fort, wolle Ihr nicht sogleich die Partisane kosten!“ —

Derjenige, der dieses sprach, war Don Manuel Verdugo, einer der ersten Officiere, die um die Person Alba's beschäftigt waren. Dem verblüfften Petersen blieb nichts übrig, als ohne Säumen das Weite zu suchen, denn die Schildwache schien nicht abgeneigt, die letzte Anspielung des Officiers wahr zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Das versunkene Schloß.

Will eine Mähr' Dir künden,
Von einem stolzen Schloß,
Das stand ob Roß'ern Schlunden,
Der Welle ein Genoß'.

Das stand mit heh'rem Prunken
Im Sonnenschein und Sturm,
Nun ist's in's Meer versunken,
Ihr's Meer mit Fels und Thurm.

Es rauscht die kalte Welle,
Wo einst ein lachend Land,
Und Niemand weiß die Stelle,
Wo Thurm und Säule stand.

Zuweilen in dem Grunde
Nur taut's durch Gischt und Schwall,
Als wie ans Glockenunde
Ein klangß vergeff'ner Schall.

Der tönt so sanft und leise
Mit all' so süßem Klang,
Wie eine Schlummerweise,
Die mir die Mutter sang.

Der tönt so weich und schmerzlich,
Wie nie erklang ein Erz,
Mir ist — daß Auge thränenl, —
Gleich ihm erbebt das Herz.

Da horch' ich in die Räume,
So trüb und wehmuthsschwer;
O Schloß der Jugendträume,
Daß Du versunken in's Meer!

Wien. Dr. Joh. Nep. Vogl.

Sur les saphirs de Madame la Comtesse L. au jour de la fête-Dieu.

Quels sont ces astres bleus
Brillant dans les cheveux
Comdrés de Léonie?
Ce sont du ciel les yeux
Lesquels cherchant des Dieux
Ont trouvé le génie.

Hammer-Purgstall.

Das Incognito.

Eine Novelette, mitgetheilt von J. F. Castelli.

Ein Prinz — ich will ihn Alibor nennen — bestimmt, seinem Vater in der Regierung zu folgen, hatte eine Reise durch Europa gemacht, womit die Thronerben gewöhnlich ihre politische Erziehung vervollständigen. Unglücklicher Weise konnte der junge Prinz auf dieser Reise, wo ihn bei jedem Hofe ein festlicher Empfang erwartete, die Menschen und Dinge nur so sehen, wie man sie ihm zeigen wollte, nicht das, was ihn belehren konnte. Sein Hofmeister, Marcus Roli, einer jener Höflinge, deren Grundsatz ist, um schneller vorwärts zu kommen, müsse man auf den Knien gehen, hatte ihn sorgsam mit Allem umgeben, was seinem Stolze schmeicheln konnte. Der Prinz veränderte wohl die Orte, aber er trug den Dunstkreis der Lüge und der Schmeichelei mit sich. Allein glücklicher Weise hatte ihn die Natur so begabt, daß ein offenes Herz und der aufrichtige Wunsch, die Wahrheit kennen zu lernen, diesen Eindrücken widerstrebte. Es kam nur darauf an, den Schleier zu zerreißen, welchen die Höflinge um seinen Geist gewoben hatten.

Die Nachricht, daß sein Vater gestorben sei und ihm die Krone hinterlassen habe, traf ihn in Griechenland, der letzten Station seiner Pilgerschaft, und er beeilte sich, nach Hause zurückzukehren. Er ließ daher seine Dienerschaft zurück und reiste nur mit seinem Hofmeister incognito.

Beide machten in einer kleinen Herberge am Ufer des Pruth Halt, und Marcus meldete seinem Herrn, welche Mittel ihnen zur Fortsetzung ihrer Reise zu Gebote ständen. Die letzte Postchaise war schon vor ihrer Ankunft abgegangen, es fand sich keine eigene Barke, und es blieb kein anderes Mittel, wenn sie anders ihren Aufenthalt nicht verlängern wollten, als mit dem allgemeinen Dampfschiff, welches täglich hier Reisende an Bord nahm, zu fahren.

„Wohlan!“ sagte der Prinz, „so fahren wir mit dem allgemeinen Dampfschiff; denn ich will keine Zeit versäumen, zudem ist eine Wasserfahrt sehr bequem.“

„Eurer Hoheit fassen mit Ihrem gewöhnlichen Scharfblicke sogleich alle Vortheile auf, welche eine Fahrt zu Wasser bietet,“ sagte Marcus, dessen gehorsames Lächeln jedem Worte und jeder Geberde seines Zöglings folgte; „allein erlauben mir Eure Hoheit, auch die großen Unannehmlichkeiten mitzutheilen. Das Schiff hat nur eine Cajüte und Eurer Hoheit erhabene Person muß sich unter den Plebs mengen.“

„Was thut das? Sie vergessen immer unter Incognito. Ja, Sie werden mich noch aller Welt verrathen, denn ich kann es auch nicht dahin bringen, daß Sie mich nicht Hoheit, sondern ganz einfach Alibor nennen.“

„Verzeihung, allein wenn es mir erlaubt ist, mich zu vertheidigen, so wage ich zu sagen, daß die Schuld auch mit an Ihrer Hoheit liegt. Eurer Hoheit haben eine Gestalt, ein Ansehen, ein Benehmen, welches nicht gestattet, Ihnen hohen Rang zu vergessen, und ich fürchte selbst, daß Hoheit von aller Welt erkannt werden. Noch eben hat sich der Gastwirth über Ihre edlen Züge und erhabenes Benehmen in lautes Lob ergossen.“

„Der Gastwirth wird bemerkt haben, daß Sie ihn hören,“ sagte der Prinz lächelnd, „und wird sein Lob in unsere Rechnung bringen.“

„Ach! Nichts entgeht dem Scharfblicke Eurer Hoheit! Sie lesen in dem Innersten der Herzen,“ rief Marcus voll Verwunderung. „Das Lob in Rechnung bringen! welche geistreiche Bemerkung.“

„Lieber Marcus!“ erwiederte der Prinz, „Sie haben so viel Nachsicht für mich, daß sie fast der Verblendung gleicht. Wann geht denn das Dampfschiff ab?“

„Binnen einer Stunde. Ich muß Eure Hoheit auch aufmerksam machen, daß mich die Wirthin über die Schiffahrt auf dem Pruth etwas unruhig gemacht hat. Banditen sollen schon einige Schiffe ausgeplündert, und andere Schiffbruch erlitten haben.“

„Sie wollen mir Furcht einjagen, Marcus?“

„Wie kann ich das Unmögliche wollen, Hoheit? Der Muth meines großmüthigen Prinzen ist mir ja bekannt. Uebrigens sind Hochdieselben überzeugt, daß ich bereit bin, Ihnen zu folgen, und wenn es nach Sibirien wäre, Sie dürfen nur sprechen: Sie volo, sic jubeo!“

„Ei,“ versetzt der Prinz, „sprechen Sie den Vers immerhin zu Ende, „ut pro ratione voluntas“. Ein trauriger Beweggrund Ihres Gehorsams, mit dem ich mich nicht zufrieden stelle. — Doch, sehen Sie, da kommt das Dampfschiff. Rechnen Sie nun schnell mit dem Wirth und dann fort.“

Marcus gehorchte, und der Prinz erwartete ihn am Ufer.

Obschon die Gewohnheit, sich loben zu hören, dem Jüngling eine günstige Meinung von sich selbst beigebracht hatte, so befaß er doch so viel gesunde Vernunft, um manchmal seine guten Eigenschaften in Zweifel zu ziehen. Die Lobeserhebungen, welche ihm sein Hofmeister Schlag auf Schlag über seine Schönheit, seinen Geist, seinen Muth und seine Kenntnisse machte, schienen ihm doch etwas übertrieben, nicht als ob es ihm nicht angenehm gewesen wäre, an alle diese Vorzüge zu glauben, allein er fühlte doch das Bedürfniß, sie durch Erfahrung zu bekräftigen. Die Reise auf dem Pruth schien ihm eine günstige Gelegenheit dazu. Unerkannt von Allen konnte er sich nur durch seinen eigenthümlichen Werth empfehlen, und so die Wahr-

Digitized by Google

heit über sich selbst erfahren. Er befahl also Marcus neuerdings, und diesmal sehr ernst, nichts zu thun oder zu sagen, was ihn verraten könnte, und bestieg mit ihm das Schiff, welches alsogleich seine Fahrt begann.

Es befanden sich darauf viele Reisende und Leute von allen Classen. Handwerker, Kaufleute, reiche Güterbesitzer, ein alter, deutscher Militär und mehrere Frauenzimmer. Der Prinz bemerkte ein Mädchen, dessen Schönheit und munteres Benehmen ihm auffielen. Mehrere Reisende hatten sich nach und nach hier genähert, um mit ihr ein Gespräch anzuknüpfen und um sie einen kleinen Hof gebildet, indem sie das Mädchen zur Königin machten. Der Prinz näherte sich ebenfalls, um bei dem Mädchen Platz zu gewinnen, aber ganz gegen Gewohnheit achtete Niemand auf ihn. Er wollte sprechen, sein Nachbar unterbrach ihn; er versuchte einen Witzspruch sprühen zu lassen, Niemand fühlte sich verbunden, darüber zu lachen. Darüber betroffen, wollte sich Alidor an Demjenigen, der ihm der von dem Mädchen Bevorzugte schien, durch Spottreden rächen, allein das Mädchen erniedrigte sich mit einer so anmuthigen Feinheit, daß Alles in ein lautes Gelächter ausbrach. Alidor fühlte sich gedemüthigt und gezwungen, sich zurückzuziehen, und wurde noch von einer gemeinen Frau ausgelacht, welche auf einer Bank saß, zu welcher er getreten war.

„Sehen Sie sich, mein armer, junger Herrlein!“ sagte die dicke Frau zu ihm, indem sie ihm neben sich Platz machte, „Sie haben eine Stärkere gefunden, als Sie selbst sind, aber sein Sie nicht traurig darüber, man muß nicht mit denjenigen einen Streit anfangen, welche mit Säbeln von Eisen fechten, wenn man nur selbst einen von Holz hat. Wissen Sie, warum Sie die Kleine so übel behandelt hat? weil Sie über den jungen Mann spotteten, der neben ihr saß. Er ist ein junger Pole, ihr Bräutigam, und wir Frauen lassen denjenigen nicht beschimpfen, den wir lieben, besonders wenn er so schön ist, wie der dort. Ich glaube, daß Sie ein recht guter Junge sind, und auch eben nicht häßlich, aber der Pole ist doch ein Prinz gegen Sie.“

Alidor fand heftig auf und trat zu dem alten, deutschen Officier, mit dem er sich in ein gelehrtes Gespräch einließ; aber er fand bald, daß er es mit einem sehr unterrichteten Kritikaster zu thun hatte, welcher nicht die kleinste Unrichtigkeit passiren ließ. In wenigen Minuten wies ihm dieser drei geschichtliche Irrthümer, eben so viele Fehler gegen die Grundsätze der Fritk und ich weiß nicht wie viele Sprachfehler nach. Der Prinz brach ungeduldig das Gespräch ab, hörte aber noch, wie der Deutsche gegen seinen Nebenmann sein Bedauern darüber aussprach, daß die Jugend jetzt so schlecht unterrichtet wird.

Bis hieher war die Erfahrung dem Prinzen nicht sehr günstig. Die Meinung seines Hofmeisters über seine Schönheit, seinen Geist, seine Kenntnisse schienen nicht viele Proselyten zu machen. Er fand die Enttäuschung um so bärter, als sie unerwartet kam. Von einer getrümmten Höhe herab zu steigen, ist auch für den Bescheidensten eine traurige Sache, daher stehe er sich auch übellaunig am Vordertheil des Schiffes nieder.

Die Nacht breitete sich über den Fluß, dessen einsame Ufer dem Auge nur mehr unbestimmt sichtbar waren. Der größte Theil der Reisenden hatte, von der Frische des Abends angelockt, die Cajüte verlassen und sich auf dem Verdecke versammelt. Das Schiff fuhr in einen, durch zwei Inseln verengten Arm des Flusses ein, wohin die Bäume der Insel das letzte Abendlicht nicht dringen ließen. Plötzlich kamen drei Boote auf dem Dickicht der Weidenbäume hervor und steuerten schnell auf das Dampfschiff zu. In dem Augenblick, als der Capitän sie bemerkte, schrie er: „Die Flußräuber! Zu den Waffen!“

Aber er hatte noch kaum gesprochen, als die Boote anlerten und ein Dutzend Männer auf das Verdeck sprang.

Die Räuber benutzten den Schrecken und die Verwirrung, welche unter den Reisenden herrschten, um die wohlhabendsten zu plündern. Sie griffen auch schon nach dem Reisegepäcke, welches beim Eingang der Cajüte aufgehäuft lag, als der junge Pole, welcher mit seiner Braut darin gebieben war, plötzlich mit dem Säbel in der Faust hervorstürzte und seine Geschärten anfeuerte, sich zu vertheidigen. Der Prinz, welcher bisher unthätig geblieben war, wie die Uebrigen, hörte den Aufruf bes Polen, wiederholte ihn und warf sich selbst auf einen der Räuber. Dem Beispiele dieser Beiden folgte die Schiffsmannschaft und auch viele der Reisenden, so daß nach einem kurzen Kampfe die besiegten Räuber ihre Barken zu gewinnen suchten und entfloben.

Es war kein Todter zu beklagen und nur Wenige leicht verwundet. Die Wunde, welche der Prinz am Arme erhalten hatte, war nicht gefährlich, aber sie blutete stark. Die Braut des jungen Polen eilte herbei und verband sie mit ihrem Sacktuche.

Der Hofmeister Marcus, der seit der Annäherung der Räuber verschwunden war, kroch vorsichtig aus einer über ihn zusammengerollten Strohmatte hervor und schrie, als er sah, was vorging: „Herr im Himmel! Seine Hoheit sind verwundet!“

„Es ist nichts,“ antwortete der Prinz lächelnd, „aber wo haben denn Sie gesteckt, Marcus?“

Anstatt zu antworten, sniete der Hofmeister vor dem Prinzen nieder und rief verzweiflungsvoll: „Wie? Die Elenden haben es gewagt, die ruchlosen Hände sogar gegen Euere Hoheit zu erheben und das edle Blut zu vergießen? Steuermann! Lande beim ersten Dorfe an! Einen Arzt! einen Wundarzt! Es ist der Prinz Alidor, Ihr Alle seid verantwortlich für das erhabene Leben. Ach! Warum hat Sie Ihr Muth so weit geführt, mein Prinz! Da Alles todt, hielten Sie allein Stand gegen die Räuber. Ihnen allein danken wir Alle unsere Befreiung und unser Leben.“

„Sie irren, Marcus!“ unterbrach ihn der Prinz, „auch mich hatte der Schrecken anfangs gefaßt, wie alle Uebrigen;“ und indem er den jungen Polen bei der Hand nahm, fuhr er fort: „Dieser ist es, der zuerst kämpfte und uns zum Vorbilde diente, ihm gebührt der Sieges-Lorbeer und unser Dank. Mir aber wird dieser Tag ewig im Gedächtniß bleiben; er hat mich gelehrt, was ich durch mich selbst bin. Ein hübsches, junges Mädchen hat mich von dem Wahne geheilt, daß ich sehr witzig und geistreich sei, ein alter Officier hat mir meine Unwissenheit bewiesen, dieser brave Pole hat mich an Muth übertroffen, und eine gute Matrone hat mir gestanden, daß ich nicht, als ein guter Junge bin. Das Letzte will ich bleiben, im Uebrigen werde ich suchen vorwärts zu schreiten, und diese heilsame Lehre danke ich dem — Incognito.“

Waidmannssprüche.

1.

Im Wald ist meine Lust das Wild,
Im Haus ein schönes Frauenbild,
Und daß der guten Dinge drei,
So nenn' ich noch den Wein dabei.

2.

Der Amerikaner“ ist männiglich
Als Scharfschütz wohl bekannt,
Drum haben ihn die Mägdlein sich,
Zum Kommerzjäger ernannt.

J. von Kobell.

Der Falkenstein.

Sage von Alexander Paluzzi.

Wer von Freiburg durch das liebliche Dreisamthal den sogenannten Wallfahrt zu wandelt, wird bald in das sagenumrankte „Himmelreich“ gelangen, das aber bei weitem weniger interessante Puncte bietet, wie das „Höllenthal,“ dessen wilde Romantik in großartigen Naturscenen erscheint. Uebrunthe Schatten umfangen uns und vom Abgrunde rauschi das Wasser mit kräftigen Stimmen empor, als wollte es die düstigen Wellen grüßen, die wie Riesenfeeken in abwechselnder Färbung dahin eilen. Zur linken Hand erblickt man die Trümmer der Burg Falkenstein, während etwas tiefer auf einem Vorsprunge ein Wirthhaum sich befindet.

Von dieser Ruine erzählt man sich mancherlei Sagen, mir wir wollen hier Einiges davon mittheilen.

Kuno von Falkenstein, wegen seiner Tapferkeit bekannt und gefürchtet, seiner Lenteseligkeit willen geliebt und geachtet, war noch nicht lange Zeit vermählt, als er einem Rufe zum heiligen Grabe folgte, zu welcher Fahrt ihn ein früherer Gelübde bereits verpflichtet. Am Abend vor seiner Abreise saß er mit seinen jungen Mannen im Schlafgarten in ernster Stimmung, wie sie dem Augenblicke wohl angemessen war. Sie gedachte in Thränen an die Möglichkeit seines Todes, gelobte in diesem Falle der Welt zu entsagen und dem Dienste des Herrn allein sich zu widmen. Kuno forderte seden Jeden Frist; sei diese abgelaufen, dann sollte sie ihn als todt betrachten und über ihre Hand frei verfügen.

Manche Schlacht hatte er bereits mit größter Tapferkeit mitgeschlagen und sein Name war ein Schrecken der Ungläubigen geworden, der nicht minder scharf in ihre Herzen schlug, wie sein Schwert. Endlich sah er in einem Hinterhalt und ward verwundet von den Sarazenen hinweggeschleppt. Seine Wunden wurden geheilt, aber seine Seele war von schweren Leiden gepeinigt; seine Kerkermauern umgaben ihn, sein Sonnenstrahl drang in ihre Räume, um ihn war es Nacht, wie in seinem Innern. Er hatte nicht, was ihn die Stunden oder Tage erkennen ließ, noch weniger den Lauf der Jahre, und er glaubte ein halbes Jahrhundert verflossen, seit er die Freiheit entbehrte.

Fast nur allein dachte er an sein Weib, das gewiß noch in treuer Liebe an ihm hing. Da erschien ihm zur Nacht der böse Feind und theilte ihm mit, wie die bedungene Frist von seden Jahren schon lange abgelaufen, und sie, die sich lange um ihn sehnsüchtig gehärmt, wolle an anderen Tage sich wieder vermählen. Wie der Satan den sichern Schimm zurückwies, welcher das Herz des Ritters mit seinen Krallen zerfleischte, machte er ihm den Vorschlag, noch vor der Trauung ihn nach Hause zu bringen, dafür aber solle er ihm in der Ewigkeit angehören. Entschieden wies ihn der Ritter zurück, entschlossen, sein Seelenheil nicht um irdische Freude aufzugeben. Da stellte ihm der Versucher noch die Bedingung, daß er nur dann der Hölle angehören sollte, wenn er auf der Heimkehr vom Salafe übernachtet würde. Dieses glaubte Kuno im Vertrauen auf Gott eingehen zu können. Sogleich verwandelte sich der Böse in einen gestügelten Löwen und führte seinen Ritter durch die Luft.

Sein langes Leiden und das pumpere Gefängniß hatten seine Kräfte bedeutend erschöpft, so daß ihn der pfeilschnelle Flug und die scharfe Nachtluft einer gänzlichen Betäubung nahe brachten. Bereits war seine größte Anstrengung nicht mehr mächtig, den Schlaf zu verscheuchen und der Böse sah den Augenblick schon herannicken, wo das Opfer ihm verfallen war.

Da rauscht freilonnis ein Falke durch die Luft, setzt sich auf Kuno's Haupt und bäkt ihn mit seinen Flügelschlägen wach, und der Ritter langt auf seiner Burg an.

Die Räume sind von fröhlichen Gästen gefüllt, denn die Stunde der Trauung ist nahe. Kuno als Pilger geleidet empfängt von der Hausfrau einen Becher mit Wein, den er leert, aber seinen Ehering hinein wirft, wie er denselben zurückgibt.

Digitized by Google

Sogleich nimmt das Fest eine andere Wendung; der Bräutigam hat notdürftig seine Rechte verloren, Alles freut sich, den Langvermißten wieder zu sehen, und die Neuvermählten leben in ungestörtem Frieden.

Der rettende Falke erhielt einen Platz im Familienwappen.

Ob der Falke aber seine Nachkommen sich dieser zur besonderen Ehre gereichnet haben, wissen wir nicht, erwähnen aber deran, weil sich später kein Falke weiter bemerkbar hat, um einem Fallenbrüder in der Verfassung beizustehen.

Wesentlich hätten es die letzten Grafen der Burg, vier Brüder, nothwendig gehabt. Sie verübten die größten Grausamkeiten gegen ihre Leibeigenen und trieben verwegenen Straßenraub. Kein Wanderer wagte mehr einzeln in der Nähe der Burg zu erscheinen, denn er konnte sicher darauf rechnen, gefangen und mit allen Martern zu einem bedeutenden Lösegelde gezwungen zu werden. Einst hatten sie einen Hintersassen von Freiburg gefangen, und obschon das Lösegeld für ihn bezahlt war, so zwangen sie dennoch seinen Schwiegervater, der einer von den Bezahlern gewesen, den Unglücklichen von der Burgmauer hinab in den Abgrund zu stürzen. Die Frau des schändlich Gemordeten hörte von dem Schicksale ihres Mannes, und wurde von Schreck und Schmerz auf das Lager geworfen, wo sie ein todtes Kind zur Welt brachte. Noch nicht von ihrem Weh genesen, begab sie sich zur Burg und suchte in der Tiefe, die sie den Zerschmetterten fand.

Halb verwelkt war er bereits, doch sie nahm die Spitze dessen auf, den sie geliebt, um sie an der St. Oswaldskirche zu begraben.

Das war aber auch die letzte Thorheit der Falkenfräuer. Die Stimme des laut wehklagenden Weibes, die rastlos um Rache für das vergossene Blut rief, weckte mächtigen Nachhall in den Herzen der Städter. Weit im Lande herum tönte der Ruf und immer lauter und zahlreicher erhoben sich die Stimmen, bis endlich die Acht mit ihren Blitzstrahlen auf das Haupt der Schuldigen fiel.

Im Jahre 1391 wurde das Raubnest bis auf den Grund zerstört.

Die Sonntagsfeier in England.

Mit scheelem Auge blickt man oft auf die sonderbaren Handlungen der Engländer, und doch ist heimche kein Volk in Europa zur Erfüllung seiner Religionspflichten so verhalten, als eben England. Zur Zeit der Königin Elisabeth waren die Gebote wegen der Sabbatfeier sehr strenge. Wer des Sonntags — Krankheitsfälle ausgenommen, nicht in das Bethaus ging, mußte zu Gunsten der Armen einen Schilling — wer das Bethaus durch einen Monat nicht besuchte, 20 Pf. Sterling an die Krone zahlen, und wer einen Menschen, der nicht in die Kirche ging, in seiner Wohnung behielt, wenn auch nur auf eine Nacht, mußte die Strafe von 10 Pf. Sterling entrichten.

Zu den Zeiten Jakobs und Karls I. richtete man sich nach dem Vergnügungsbuche, worin alle erlaubten Vergnügen genau angegeben waren, als: Tanzen, Bogenschießen, Springen, Wettlaufen, Blumenspiel, Mohrentanzen rc. Doch allein dieses durfte erst nach dem nachmittägigen Gottesdienste seinen Anfang nehmen.

Diese Art den Sonntag zu feiern, blieb auch während der bürgerlichen Kriege unter dem Protectorate Cromwells. Als Georg III. den Thron bestieg, erging eine Verordnung, worin eine strenge Feier des Sonntags anbefohlen und alles Spiel verboten wurde. Dieser Befehl wurde so streng befolgt, daß man nicht einmal einen Barbier zur Abnahme des Bartes an einem Sonntage finden konnte.

Als die gegenwärtige Königin Victoria zum Throne gelangte, wurde gleich unter andern Verordnungen Georg des III. Verfügung hinsichtlich der Sonntagsfeier ins Gedächtniß zurückgerufen, welche man zwar nicht mehr so streng befolgt, doch ist die Stille, welche an einem Sonntage in dem sonst so lärmvollen London herrscht, jedem Fremden auffallend. Selbst der Freidenkerstolz achtet den Sonntag so hoch, daß er an diesem Tage weit entfernt ist, einen Bahnzug besteigen. Die Leute vom ganzen Ton machen am Sonntag einander Besuche und spielen Karten, um sich die Langeweile zu vertreiben. Kaufleute und Krämer suchen ihre Vergnügungen auf dem Lande, Handwerker und Taglöhner besuchen gemeinschlos die Thee- und Bierschenken; Schauspiele aber, Musik, Tanz und alle rauschenden Vergnügungen sind an diesem Tage an allen öffentlichen Orten strenge untersagt.

Staaten! das große Volk Britanniens erkennt die Nothwendigkeit einer Religion und feiert so den Sonntag!! J. B.

Miscellen.

Die böhmerische Sitte der schwedischen Frauenzimmer ist bekannt, und es gibt ein Sprichwort, daß eine schwedische Magd stärker ist, als zwei tüchtige Knechte. In Stockholm befindet sich gegenwärtig eine Abtheilung, 18 Jahre alt, wohlgebaut, welche einen beladenen Wagen fortzieht, den sonst zwei Pferde von der Stelle zu bewegen im Stande wären. Sie beißt mit drei Fingern ein Hufeisen auseinander und schmeißt mit den Zähnen einen Thaler entzwei. Uebrigens soll diese Mädchen auch noch von ungewöhnlicher Schönheit sein; besonders rühmt man ihre feinen, blonden Haar und ihre feelenvollen blauen Augen.

Das Meer zeigt in einer Tiefe von 4000 Fuß unter 45 Grad Breite eine Temperatur von 0 Reaumur, ohne jedoch zu frieren. Unter 4000 Fuß drückt es wegen der Kompreßionskraft des Wassers einen mit verkorkten Flasche ein, dieser zersprengt es das Glas. Im mittelländischen Meere sinkt die Steinsalze bei 323 Fuß nicht mehr unter, bei 3129 Fuß Tiefe schmelzt das Steinsalz; in 4305' Tiefe der Kalkstein, in 9406' der Granit, 24,020' das Silber, 31,061' das Quecksilber, 46,351' das Gold' — und in einer Tiefe von 49,092 Fuß wird Platina schwerend erhalten. Das Steinsalz ist in keinem Meere tiefer als 6000 Fuß getrunken.

Historische Rückblicke.

Die Kinder in Brieg wurden öfters zur Herzogin Sydilla Dorothea von Brieg auf Schloß geladen, um daselbst von der guten Fürstin belehrt und beschenkt zu werden, so sie fromm und heißig sich verhalten hatten. Se geschah es auch, daß sie am 10. September 1613, am Tage Sydillä, auf gleicher Absicht auf dem Schlosse versammelt waren. „Wie heißest Du, mein Töchterlein?“ fragte die leutselige Fürstin ein kleines Mädchen. „Anna Psolin“ erwiederte dieses. „Uhh wie böse ich denn?“ fragte Sydilla weiter. „Liebe Dorel“ stammelte das Kind. Der Sprecher der Bürgerschaft erschrack gewaltig über die kleine Unbesonnenheit, und bat, die alte gnädige Fürstin wolle dem Kinde und der Stadt solches Wort zu Gnaden halten und nicht übel deuten, weil es wahr sei, daß sie in Stadt und Land bei dem weiblichen Geschlechte insgemein nur so heiße. Da aber sollete die gute Fürstin ihre Hände, bob sie gegen Himmel und sagte: „Gott sei gelobt für solchen köstlichen Titel, und ich will ihn, so ich bei Sinnen bleibe, in meinem Lehen gegen eine Majestät nicht wechseln!“ Ihr Gemahl aber, der Herzog, umarmte sie und nannte sie hinfort nicht anders, als: „Liebe Dorel!“

Michael Angelo Merigi, genannt Caravaggio, ein vortrefflicher Maler und vorzüglich im Gebiete des Kräftigen, Ueberraschenden und Schrecklichen nie übertroffener Meister, gebeerte 1569, ist wegen seiner traurigen Schicksale merkwürdig. Er hatte in Rom eine Stundesperson beleidigt und die Flucht genommen, um Verfolgungen zu entgehen. Halbtodt vor Müdigkeit erreichte er Abends eine Schenke im Gebirge, wo der Wirth, aus dem verarmten Aussehen des Künstlers auf seine Verse schließend, ohne vorläufige Zahlung ihm jede Erquickung verweigerte. In der Noth nahm er das Wirthshausschild heraus und malte es frisch für eine Mahlzeit. Er setzte dann seinen Stab fort. Ein italienischer Fürst und Kunstkenner, der kurz darauf in jener Schenke einkehrte, kaufte dem Wirth sein Schild, von dessen Vortrefflichkeit überrascht, um einen hohen Preis ab. Durch diese Großmuth entzückt, entschloß sich der namenschaffende Wirth sogleich Caravaggio wo möglich einzuholen, um sich noch mehrere Schilder von ihm malen zu lassen. Die Nacht war soll beeringebrochen, als er das Hochgebirge erreicht hatte, und an der Seite der Straße fand er den unglücklichen Künstler, überwältigt von Frost, Müdigkeit, Hunger und Vergweiflung, todt liegen.

Auflösung der Räthsel in Nr. 2.

1. Kornwurz. 2. Prozession.

Eine richtige Lösung der beiden Logogriphe in Nr. 2 ist uns zugekommen von Herrn Heinrich Gintl in Wien.

Charade.
(Zweisilbig.)

Wie ist wohl die Jugend — Wie lenket zum Ganzen,
Der Ersten so gleich! — Zur heerlichen Stadt,
Wie blüht in der Ersten — Der Wand'rer, der Künstler
Die Zweite so reich! — So gerne den Pfad! —

Dr. Rudolf Wulf.

Erklärungen der Kunst-Beilagen.

1. Der Industrie-Ausstellungs-(Glas-) Palast in Paris.
(Klingenfischer Hammer als Beilage zu der Schilderung dieser Ausstellungsgebäudes in der heutigen Nummer.)

2. Die Medaillen der Münchener Industrie-Ausstellung.
(Fortsetzung.)

Wir glauben unseren Lesern zu der Ansicht des Pariser Glaspalastes nicht leicht etwas Passenderes vor Augen führen zu können, als die öffentlichen Anerkennungszeichen der nun beendeten Münchner Ausstellung. Die Absicht dieser Münzen sind und durch die Güte des um die Münchner Ausstellung hoch verdienten Mitgliedes der berathenden I. baier. Central-Gemissions und Münz-Oberdirectors Heren Haindl zugekommen. Sie wurden galvanisirt und dann auf der Buchdruckerpresse ins Papier eingedruckt. Die eine ist die große Denkmünze, welche von der Bewerthungs-Kommission den Ausstellern wegen ganz besonderen Verdienen der erworbenen Gegenstände, als Medaille der Ehre, Verfassungsrecht der Ehrenmünze, zuerkannt wurde. Die zweite kleinere ist die Ehrenmünze, dann bestimmt, die Verzeichnisse der industriellen Fabrikate anzuzeichnen. —

3. Naturselbstdruck.

Eichenblätter von verschiedener Größe. Bei der überraschenden Naturtreue zierfer Blättereabdruck wird eine nähere Erklärung überflüssig.

Telegraf der Redaction.

Herrn B. v. B. in St. Die Sendung erhalten und wird nächstens Einiges Verwendung haben. Belangender originelle Absenmen und Absprüche wären willkommen. Die Richtung des Blattes ist Ihnen bekannt.

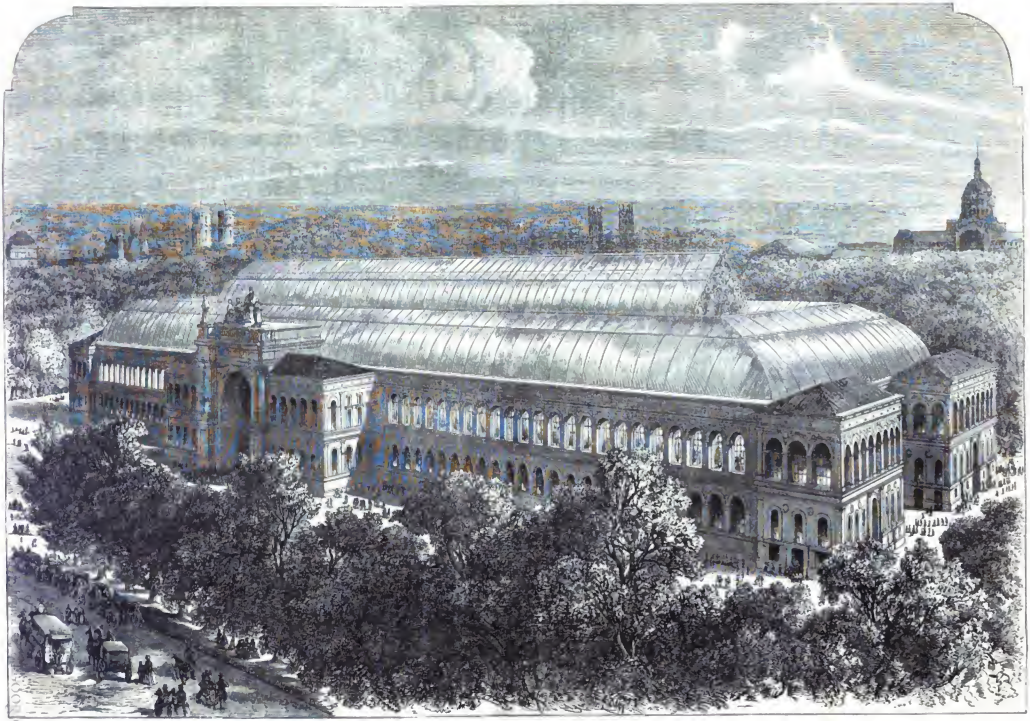
Herrn T. N. in M. Das Bild zur biographischen Skizze darf leider zu spät ein, um es berechen beifügen zu können. Der Gedicht ist willkommen, der vorgeschlagene Novellenstoff wird entgegengesehen. Nachdem Sie gewünscht haben, Ihre Einsendungen mit Abkürzung.

Herrn J. B. in L. Die zugesagte Novelle kann wann immer eintreffen; sie wird die Spalten unseres Blattes offen finden.

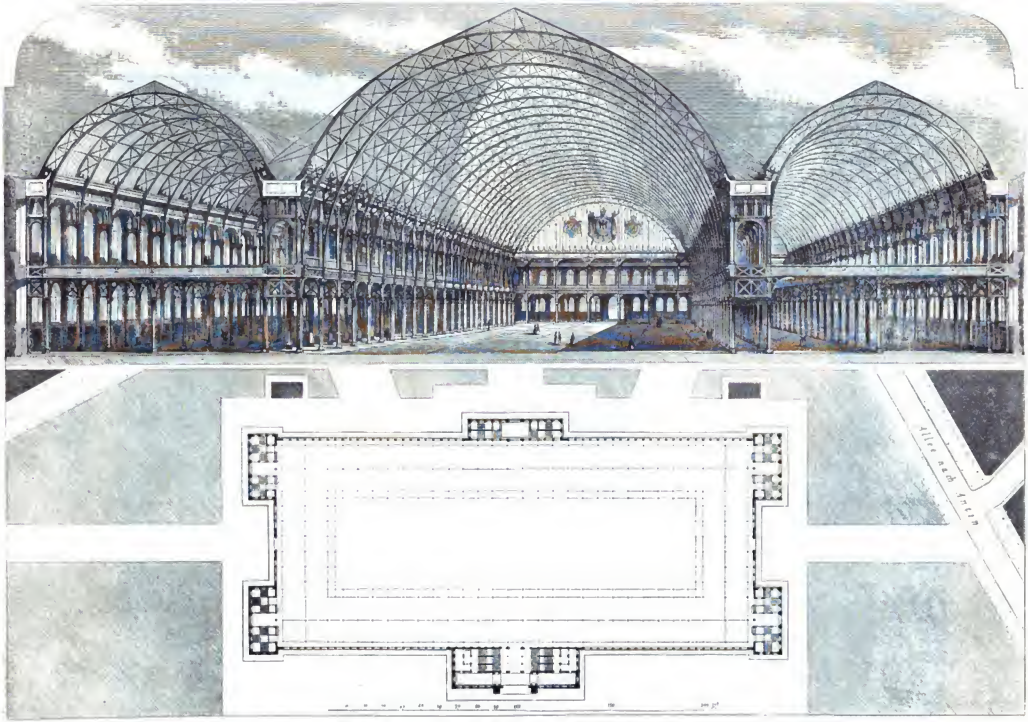
Herrn K. R. von Tich. in G. Die zweite Einsendung ist sehr willkommen und wird baldmöglichst abgedruckt werden. Dem andern Wunsche ist bereits willfahrt worden.

Druck und Verlag von M. Auer. In Auftrage zu beziehen nur durch Robert Hoffmann's Buchhandlung in Leipzig. Verantw. Redacteur: Leopold Kordeck.

Digitized by Google



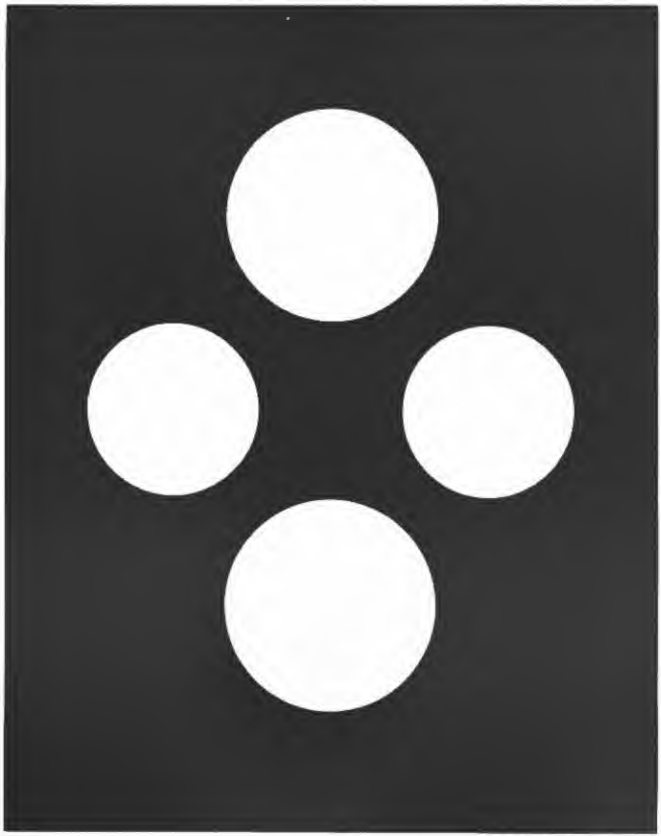
Der Palast der chemischen Kunst- u. Industrie-Ausstellung u. den classischen Bäumen aus der [illegible]



Grundriss und Durchschnitt des Ausstellungspalastes in den elysäischen Feldern.

Beilage zu M. Auer's „Faust."

Google



Münchner Denk- und Ehren-Münze von Bronze.

Lithographie von W. Loos in Zürich.

Digitized by Google

Digitized by Google

Naturselbstdruck.

Verlage von M. Auers polyt. chust. Industrieb. kunst.

Digitized by Google

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift

für Kunst, Wissenschaft, Industrie und Unterhaltung,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Nummern von 24 Bogen Text und über 70 Kunstbeilagen.
Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- u. Auslandes an. Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. ö. W.
Insertionsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 50 kr. ö. W.

Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten.
Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichzeitig geliefert und billig berechnet.
Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gedruckte Petitzeile beträgt 5 kr. ö. W.
Redaction und Expedition: **Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 25.**

Inhalt: Nationalökonomisches. — Bau des Thurmes. — Das Brautkleid der St. Sebaldusbraut zu Nürnberg. — Der Feldherr des Grafen von Egmont. (Fortsetzung.) — Der Tempel und die Todtengruft. — Silhouetten aus Wien. — Das Beste. — Kunstkritische Streiflichter. — Miscellen. — Ueberblick der Wiener Bahnenzustände. — Ueberblick auswärtiger Bühnenzustände. — Portefeuille für Literatur und Kunst. — Auflösung. — Räthsel. — Erklärung der Kunstbeilagen. — Inhaltsverzeichniß.
Artistische Beilagen. Ein Gebet. (Gedicht von J. F. Castelli in eilegenlich verzierten Rahmen.) — Das Brautkleid der St. Sebaldusbraut zu Nürnberg. (Holzschnitt mit Farbendruck.) — Portrait des Dr. Eduard Maly. (Stahlstichmanier in Kupfer.)

N°. 4. **II. Jahrgang.** 1855.

Nationalökonomisches.

Von E. F. Maly.

I.

Die in ganz Europa jetzt vorherrschende Theuerung aller Nahrungsartikel durchdringt wie eine bewegende Kraft alle Schichten der Gesellschaft und gebietet der Vernunft, alles das anzuregen und anzuwenden, was nur irgend geeignet zu sein scheint, dem immer mehr und mehr Verderben drohenden Uebel abzuhelfen oder wenigstens Einhalt zu thun, so wie alles das in Vorschlag zu bringen, was nur irgend dem allgemeinen Wohle in schwer bedrängter Zeit frommen kann.

An Jene nun, die durch günstige Verhältnisse in der Lage sind, der Lösung dieser Aufgabe ihre Kräfte widmen zu können, an die Nationalökonomen, als die Männer vom Fach und Wissen, zunächst aber an die Presse, ergeht der unabweisliche Ruf der Zeit, jedes Mittel zur Hebung dieses Uebels zu ergreifen. Unser „Faust“, der die Vertretung aller Fächer menschlichen Wissens sich zur Aufgabe stellt, wird speciell auch der Volkswirthschaft sein besonderes Augenmerk zuwenden, und stets nur nach der Geschichte Fingerzeig mit heiligem Ernste die Gesetze natürlicher Entwicklung der Volkswohlfahrt zu erforschen streben und zur Hebung, Belebung und Förderung derselben die geeigneten Mittel anregen.

Wer der allgemeinen Ansicht huldigt, daß die allenthalben vorherrschende Theuerung ihre Quelle in den obwaltenden Kriegsverhältnissen und speciell auch im Wucher hat, urtheilt zwar nicht ganz unrichtig, doch wird er nach Beendigung der ersteren und nach Abwendung des letzteren schwerlich das Ziel seiner Wünsche erreichen, und wenn auch Gottes Segen durch reiche Erntejahre die Theuerung der Brodfrüchte hebt, so müssen wir doch mit vollem Grunde die Befürchtung aussprechen, daß dieß nicht sobald und auch nicht so leicht mit den Fleisch- und Fettwaaren sein kann.

Unsere Befürchtung findet darin ihre Begründung, daß der Preis der Fleisch- und Fettwaaren, obschon auf einer bedeutenden Höhe, doch in Hinblick auf die Kriegsverhältnisse Europas in keinem Verhältnisse zur Theuerung der Körner- und Mehlpreise stehe. Dieser jedenfalls noch günstig zu nennende Fleisch- und Fettwaarenpreis ging für Oesterreich aus dem Zusammentreffen nachstehender Umstände hervor:

In den Revolutionsjahren 1848 und 1849 hatten die größeren Vieh-Eigenthümer Ungarns und Siebenbürgens wegen Sicherung ihres Eigenthums ganze Heerden ihres Viehstandes über die Gränze nach den Donau-Fürstenthümern verführt. Sobald aber die speciellere Ordnung durch die starke Hand unseres ritterlichen Kaisers und Herrn im eigenen Vaterlande wieder hergestellt erschien, wurde dieses Vieh nach und nach, und bei Ausbruch des russisch-türkischen Streites endlich vollends in die gesicherte Heimat zurück befördert. Durch die russische Invasion in den Donau-Fürstenthümern wurde sogar viel moldau-, wallachisches, ja selbst bessarabisches Vieh nach der Bukowina, nach Siebenbürgen und nach Ungarn gebracht, um es vor der Kriegsverheerung, andererseits auch vor der daselbst ausgebrochenen Seuche zu retten.

Es war somit in Oesterreich bis nun noch nie ein Mangel an Schlachtvieh fühlbar geworden, worauf sich wohl von selbst der günstige Stand der gegenwärtigen Fleisch- und Fettwaarenpreise folgert.

Seit dem Ausbruch der kriegerischen Ereignisse bis zum heutigen Tage wurde im österreichischen Kaiserstaate zwar noch immer das eigene und das aus den Donau-Fürstenthümern zur Sicherung vor der Kriegsverheerung und der dort ausgebrochenen Seuche herüber getriebene Vieh zu Markte gebracht, doch geht der fremde Vorrath bald zu Ende, und die heimatliche Zucht

Digitized by Google

vermag den eigenen Bedarf nicht zu decken. An einen Eintrieb fremden Viehes ist vor Jahren kaum zu denken, da bekanntlich die Wallachei, Moldau und Bessarabien vom Viehstande ganz entblößt sind und Jahre bedürfen, um nur einen geregelten Zuchtstamm wieder herzustellen, geschweige Schlachtvieh auszuführen. Es muß sich sonach für viele Jahre bei uns ein früher nie gekannter Schafzuchtmangel und in seiner natürlichen Folge eine Fleisch- und Fettwaaren-Verheurerhöhung einstellen.

Diese Andeutungen dürften ein Fingerzeig für alle Oekonomen sein, einer rationellen Viehzucht ihr vorzügliches Augenmerk zuzuwenden.

Fassen wir nun den Viehstand im eigenen Vaterlande ins Auge, so treffen wir solchen in den von der Revolution verschont gebliebenen Kronländern in derselben Ausdehnung und in demselben althergekommlichen Betriebe, wie dieser ursprünglich vom Vater auf den Sohn vererbt wurde; — wir finden hier noch dieselben Vorurtheile vor Neuerungen und Verbesserungen, dieselben Mängel und Fehler der altgewohnten Betriebsweise, wie sie in alter Zeit bestanden haben, und wenn schon größere Grundbesitzer in seltenen Fällen eine Ausnahme machen, so muß doch das Bekenntniß abgelegt werden, daß der eigentliche Grundstock des Landbauers, der Bauernstand, bis nun noch wenig von den heilsamen Neuerungen der Neuzeit berührt wurde. Ungarn ist durch die Revolution, Galizien durch die vielen nacheinander gefolgten Mißjahre im Viehstande sehr erschöpft. Selbst das futterarme Jahr 1842, dann 1846 wirken noch auf den Viehstand nachtheilig zurück, da in solchen Fällen der ungelehrige Landmann, statt zu Futterssurrogaten seine Zuflucht zu nehmen, schnell mit dem Beile bei der Hand ist, um seinen Viehstand mit seinem Futtervorrath mit auszugleichen.

Hier thun vor Allem überzeugende Belehrung und Mittel noth; ersterer dürfte durch den von mir herausgegebenen, kürzlich ins Leben getretenen „österreichischen Land- und Forstwirthschafts-Kalender“ erzielt werden, wenn dieser im Bauernstande einmal wird Eingang gefunden haben, letztere aber fließen leider ausschließlich nur der Industrie, diesem Würgengel menschlicher Gesundheit und Kraft, zu. Der Industrie, welche den erschöpften und verwelkten Menschen mit moralischer Entartung schlägt, werden in gewissenlose Inseleng alle finanziellen Mittel zugewendet, während der Ackerbau und im engeren Sinne die Viehzucht verlassen und vernachlässiget bleiben. Und doch kann die Höhe der Industrie dem allgemeinen Wohle nur dann förderlich sein, wenn die wachsende Zahl der Arbeiter auf dem sich stets erweiternden Gebiete der Industrie die hinreichenden Mittel vorfindet, um ihre und ihrer Familie Ernährung zu sichern. Diese Mittel kann aber nur die Landwirthschaft hervorschaffen, und sie muß in eben dem Maße mehr produciren, als die Zahl der begehrenden Consumenten anwächst, wenn das Gleichgewicht erhalten werden soll.

Angenommen nun, daß ein gesegnetes Jahr im Stande ist, die Brotfrüchte auf leidlich angemessene Preise zurückzuführen, so muß auch zugestanden werden, daß der durch Kriegsverhältnisse und Seuchen herabgekommene Viehstand kaum vor 10 Jahren auf seinen vorigen Standpunct gebracht werden kann, und es steht auch zu befürchten, daß bei niedrigem Preise der Bodenproducte die Viehzüchter ihre Getdqualle im Verkaufe bei im höheren Preise stehenden Viehes suchen werden, was wieder auf die Vermehrung des heimatlichen Viehstandes hemmend einwirken wird.

Dieser bedrohliche Umstand soll wohl von jedem Vaterlandsfreunde, vorzüglich aber von den Grundbesitzern und Viehzüchtern ernstlich gewürdigt, und von selben auf die Emporbringung einer geregelten Viehzucht und auf eine möglichst baldige Vergrößerung des Horn- und Schafviehstandes hingewirkt und hingestrebt werden, und zwar um so gewisser, als, wie bereits erwähnt, an den Eintrieb fremden Viehes vor der Hand nicht zu denken ist, im möglichen Falle aber der Eintrieb fremden Viehes für den Landmann selbst schon aus dem Umstande nicht wünschenswerth sein kann, weil durch ihn nicht selten auch verheerende Viehseuchen eingeschleppt werden, und sich leicht der Fall ereignen kann, daß in Folge dessen mehr einheimisches Vieh zu Grunde geht, als fremdes eingetrieben wurde.

Wenn, wie angedeutet, schon durch Einschränkung der Sencke für die einheimischen Zuchten die nachtheiligsten Folgen entstehen können, so ist der Viehseintrieb auch in staatswirthschaftlicher Beziehung verwerflich, weil Millionen für ein Product ausgeführt werden, das ohne Anstrengung und ohne Beeinträchtigung des Ackerfeldes im eigenen Lande erzeugt werden könnte. Gewiß muß es im Wunsche jedes wahren Vaterlandsfreundes liegen, den eigenen Fleisch- und Fettwaarenbedarf durch inländisches Erzeugniß gedeckt zu sehen, und — eben so gewiß ist die Erreichung dieses Wunsches in unserem vegetationsreichen Vaterlande möglich, und er wird sich um so eher verwirklichen, je schneller unsere Landwirthe den festen Entschluß fassen werden, vom altgewohnten Schlendrian in ihrer Bewirthschaftungsweise abzuweichen, je entschlossener sie die von ihren Vorfahren ererbten Vorurtheile bekämpfen, und je fester ihr Wille ist, die Viehzucht nach den erprobten neueren Grundsätzen zu ordnen, und je beharrlicher sie dann fortfahren, dieselbe rationell zu betreiben.

Daß es durch einen rationellen Betrieb der Viehzucht ohne alle Anstrengung, selbst in futterarmen Jahren, recht leicht möglich ist, im österreichischen Kaiserstaate einen so großen Viehstand zu erziehen und zu unterhalten, daß durch denselben der eigene Bedarf an Fleisch- und Fettwaaren gedeckt, ja noch ein Export möglich wird, dann die Art und Weise, dieß Ziel, und wie es am schnellsten zu erreichen, endlich wieder hervorstehender Theuerung entgegenzuwirken, sei unsere Aufgabe, die wir in den nächstfolgenden Aufsätzen lösen wollen.

Aus den Alpen.

Reiseskizzen von Professor Fr. Simony.

II. Die Holzstube.

Die Zahl meiner verunglückten Gebirgsausflüge war wieder um einen vermehrt worden. Ich stand auf dem Scheitel jenes östlich von Ischl gelegenen Berges, dessen verschiedene Physiognomie seiner entgegengesetzten Seiten die sich widersprechenden Benennungen Schönberg und Wildkogel veranlaßt hat. Dichte Wolken umzogen die Kuppe und ließen nur für Augenblicke dort und da ein Flecchen des weiten Gesichtskreises erschauen. Ein feuchtkalter Wind war ebenfalls nicht geeignet, dem Aufenthalte einen besonderen Reiz zu verleihen. Ich that daher, was man in derlei Fällen gewöhnlich zu thun pflegt und kehrte nach kurzem Verweilen dem unfreundlichen Standpunkte den Rücken.

Um aber Zeit und Kraft nicht ganz nutzlos verwendet zu haben, suchte ich wenigstens mit der Flora und den geognostischen Verhältnissen der Umgegend näher bekannt zu werden. Unter dieser Beschäftigung liefen die Stunden unmerklich ab und erst als ein feiner, mit Eiskörnchen untermischter Regen zu fallen begann, ward ich erinnert, daß es Zeit sei die Höhe zu verlassen. Da der Wildkogel nicht weit von dem westlichen Abfalle des großen Gebirgsstockes entfernt liegt, zu welchem er selbst gehört, so konnte ich hoffen, wenn auch nicht mehr Ischl, so doch bald eine Alpe in einer der thalwärts ziehenden Gebirgsfurchen aufzufinden.

Indeß hatte mich das Verfolgen der Gesteinslagerungen von dem rechten Pfade weiter abgelenkt, als ich gedacht.

Ich war in eine mir ganz fremde Gegend gerathen, in welcher die Orientirung um so schwieriger geworden war, als die Wolken bereits das ganze Gebirge verhüllten. Es blieb nun nichts übrig, als auf gut Glück, unter fester Beratung des Compasses, die westliche Richtung getreu einzuhalten, um irgend eine der oberen Verzweigungen des Rettenbachthales aufzufinden.

Ueber zwei Stunden war ich in einem abscheulichen, von Krummholz überschotenen Gehlippe bald auf- bald abwärts umhergeirrt, ohne den Gebirgsrand zu erreichen; aber plötzlich machte sich eine stärkere Luftströmung fühlbar und die Nebel rissen so weit auf, daß ich zu Füßen in ungeheurer Tiefe einen finsteren Waldgrund erblicken konnte. Auch das ferne Rauschen eines Wildbaches ließ sich zeitweise vernehmen.

Obgleich es nun sehr unsicher war, in gerader Richtung über den steilen Absturz, an dessen Rand ich mich befand, ins Thal gelangen zu können, so ließ der nahende Abend doch keine Wahl mehr übrig und ich begann also hinab zu steigen, nicht ohne einige Hoffnung, daß mir doch irgendwo die Spuren einer Jägersteiges vorkommen würden.

Das Krummholz, mit welchem alle Vorsprünge des stufenförmigen Gehänges überkleidet waren und bald mich kurz vorher oft genug belästigt hatte, bot nun sehr willkommene Haltbalken. Wo die Aeste und der Stamm nicht

Digitized by Google

reichten, da leistete die um einen hinlänglich festen Stock der Zwergkiefer geschlungene Leine (welche einen bleibenden Bestandtheil meiner Reisetasche bei allen Gebirgswanderungen bildet) sehr gute Dienste bei dem Herabklettern über die steilen, von zahllosen, glatten Wasserrinnen durchfurchten Felsbänke.

So war ich in kurzer Zeit einige hundert Fuß tiefer gekommen. Einzelne verkrüppelte Lärchen und Fichten, die und da aus dem Steingeklüfte emporragend, waren das Zeichen, daß ich die obere Baumgränze bereits erreicht. Allmälig wurde das Rauschen des Wassers vernehmlicher, die Wolkenhülle lichter und zerrissener, das Dunkel des Waldgrundes unter mir intensiver. Auf den breiteren Vorsprüngen des Gehänges begannen die Bäume sich zu dichtern Gruppen zusammen zu drängen, ihre Stämme gewannen an Mächtigkeit, ihr Athmet an Frische. Plötzlich dünkte es mir, als träfe der Schall einer Holzart das Ohr. Die unsäte Richtung des Windes ließ jedoch über die Gegend nicht in's Klare kommen, wo der Ton entstanden war.

Nun trat ein, was ich gleich anfangs besorgt hatte. Die Stufen des Gehänges wurden immer schmaler und höher und plötzlich stand ich über einem Abfall, dessen unübersteigliche Stelle darauf zu entnehmen war, daß die nächstgelegenen Bäume des noch immer in großer Tiefe befindlichen Waldes sich in fast senkrechter Perspective darstellten. Jetzt blieb nichts übrig, als auf der Höhe des Absturzes so weit fortzugehen, bis irgend ein tieferer Einschnitt oder eine günstigere Abhfuhung das weitere Hinabklettern ermöglichen würde. Ich schlug die Richtung gegen das Gebirge ein, wo jedenfalls der gegen das letztere ansteigende Thalgrund zu Füßen mit dem Gehänge, auf welchem ich mich befand, zusammenstoßen mußte.

Als eine Strecke der fast horizontal fortlaufenden Stufe zurückgelegt war, fand ich zu großer Freude die ersten Spuren menschlicher Thätigkeit. Der Strunk einer mächtigen Lärche, umgeben von frischen Spänen und abgehacktem Astwerk, an welchem die Nadeln noch grün waren, deuteten unzweifelhaft an, daß hier die Art vor kurzem thätig gewesen. Ich untersuchte das Terrain genauer und fand an einem zweiten, etwas höher stehenden Baume die Einschnitte eines Seiles, das augenscheinlich benützt worden war, um der gefällten Stamm unzerbrochen über den Absturz hinab zu bringen. Auch sah ich weiter hin neue Wurzelstöcke und Holzsplitter, zusammengetretenes Gras und abgetrefftes Gestrüppe. Ich folgte diesen unzweifelhaften Wegweisern. Die schon früher wiederholt gehörten Schläge der Holzart ertönten jetzt von Neuem und ganz nahe unter mir. Gleich darauf sah ich einen heraufragenden Baumgipfel wanken, dann stürzen, worauf ein kurzes Rauschen und endlich ein fürchterlicher, lange nachhallender Gepraffel folgte.

Die Wegspuren führten nun zu einer sehr abschüssigen Grasleite, in welcher künstlich vertiefte Tritte vor dem Abgleiten sicherten. Die Grasleite lief nach unten in eine bei 15 Fuß hohe, senkrechte Wand aus, über welche ein sogenannter „Steiger", d. i. ein steil angelehnter Baumstamm, in welchen handbreite Stufen eingehackt waren, hinabführte. Nachdem auch diese primitive Treppe zurückgelegt war, suchte ich die Stelle, wo soeben der Baum gefällt worden, und fand daß zwei Holzknechte, die eben wieder im Begriffe standen, einer schlanken Fichte den Tod zu geben. Diese beschrieben mir nicht nur den Pfad über den letzten Theil des Absturzes, sondern auch den Weg zu der „Holzstube", welcher sie zugehörten und die sie mir zur Nachtkation empfahlen, da die weiter unten gelegenen Alpenhütten gegenwärtig leer stünden.

Das erste Dämmern des Abends war bereits angebrochen, als ich die Holzknechthütte erreichte. Unwillkürlich kam mir beim Anblick derselben Schubert's herrliches Lied in den Sinn:

Rauschender Strom,
Brausender Wald,
Starrender Fels,
Mein Aufenthalt.

Die Lage des Blockhauses war im hohen Grade romantisch. Dicht vorbei, in einer tiefen Rinne, tobte ein geschwellter Wildbach über hemoodte Felsen. Jenseits erhob sich eine steile Wand, auf welcher zwei durch den Regen improvisirte Wasserfälle gleich abrollenden Silberbändern glänzten. Uralte Tannen, mit grauen Bartfechten behangen, bildeten mit ihrem reichen Astwerk ein dichtes Schirmdach über dem Platze. Allerlei Stillleben bedeckte den Boden. An einem Schleifstein mit vierbeinigem Gestelle lehnten mehrere Hacken. Daneben lagen gewaltige Eisenklammern, ein zusammengerolltes Seil und ein Wasserfäßchen mit gekrümmtem Tragriel. Grimmige Steigeisen mengten sich unter friedliche Holzschuhe, ein mächtiges Griesbeil *) ruhte würdevoll auf einem Haufen leichtfertiger Holzspäne. Verschiedene Drechslerzeugnisse einfachster Sorte umtagerten eine gleich ansprudhlose Drehbank. Auf dem vor der Hütte angebrachten Tische, bestehend aus vier in die Erde geschlagenen Pflöcken und zwei aufgelegten Brettern, stand eine lange Reihe gleich großer irdener Töpfe, und obenan ein ganzer Thurm in einander geschlossener, halbkugelförmiger Holzschüsseln, die noch die Spuren der eben erst vorgenommenen Reinigung an sich trugen. Eine Stange, mit allerlei nassen Wäschstücken behangen, ruhte auf zwei senkrecht eingerammten Pfosten, deren jeder auf einer Seite in spanwreiten Abständen eine Anzahl schräger Einschnitte zeigte. In einem der letztern war eine kleine Eisenpfanne mit ihrer Handhabe eingeklemmt.

Während ich noch mit der Ueberschau all' der bunten Gegenstände beschäftigt war, tauchten aus der Tiefe des Bachgrabens zwei Wesen auf, welche die wunderlichste Staffage zu der Umgebung bildeten. Ein Mann mit arg verkrümmten Beinen und einem Antlitz, von welchem ein rauher Herbst längst alle Blüthen des Lebens abgestreift zu haben schien, humpelte zur Hütte heran. Ihm auf den Fersen folgte eine Ziege, deren rechtseitiger Hinterfuß blos durch einen kurzen Stummel vertreten war. Der Mann trug ein Schaff voll Wasser auf dem Kopfe, ein zweites Gefäß mit gleichem Inhalt in der linken Hand, während die Rechte einen Stock hielt, welcher dem hin und her wankenden Körper zur Stütze dienen mußte. Bei dem vorerwähnten Tische angelangt, setzte der Träger beide Gefäße auf denselben und füllte der Reihe nach alle vorhandenen Töpfe mit Wasser an. Der dreifüßige Begleiter schien an diesem Vorgange lebhaften Antheil zu nehmen, denn er richtete sich, so gut es gehen wollte, an dem Manne in die Höhe und schaute neugierig dem Geschäfte des Einfüllens zu.

Ich stellte mich dem „Geimel" **), denn nur dafür konnte dieser verkrüppelte Mensch hier angesehen werden — als einen Obdachsuchenden für die kommende Nacht vor und empfahl mich seiner Gastfreundschaft, welche mir auch ohne Umstände zugesichert wurde. Er lud mich freundlich ein, in die „Stube" zu treten und an dem Feuer Platz zu nehmen, was letzteres mir auch im hohen Grade nothwendig, denn meine ganze Bekleidung war nicht nur von dem kalten Strichregen, sondern noch viel mehr von dem nassen Zwergholz, zwischen welchem ich mich so oft hatte durchzwängen müssen, vollständig durchweicht worden. (Schluß folgt.)

*) Das Griesbeil ist ein bei 5 Fuß langer Stock, mit Dorn und einem starken Widerhaken. Der letztere ist die eiserne Hand des Holzknechtes, mit dem Griesbeil bewegt er Scheite, Prügelinge und ganze Stämme mit einer Behendigkeit und Sicherheit, die oft staunenerregend ist.

**) „Geimel" ein Mittelding zwischen Hausknecht und Diener, dessen Aufgabe darin besteht, die Hütte zu überwachen und rein zu halten, dann gewisse Arbeiten und Dienstleistungen für die Holzknechte zu verrichten.

Das Brauthor der Sebaldusкirche zu Nürnberg *).

Von Dr. Gustav Heider.

(Mit einer Beilage. — Holzschnitt mit Farbendruck.)

Nürnberg, an den Ufern der Pegnitz erbaut und von diesem Flusse von Osten nach Westen durchschlängelt, ist mit seinen Kirchen, Brunnen und eckvercierten Herrenhäusern ein Stück Mittelalter, wie wir es nirgends sonst wiederfinden, und es fehlen nur die dazu gehörigen Volkstrachten, um das Bild zu noch höherer Täuschung zu vollenden. In der Reihe dieser mittelalterlichen Denkmale nimmt aber die Sebaldus kirche, welche aus der romanischen Bauperiode manche Bauformen in ihr germanisches Prachtgewand herübernahm, einen vorragenden Platz ein, und zwar sowohl durch den Reichthum architektonischer Gebilde, wie auch durch eine Reihe von Cuasenstarken, mit welchen das Innere und Aeußere dieser Kirche reich geschmückt ist. Wir erwähnen von letzteren blos das vielgepriesene Sebaldsgrab von Peter Vischer, das große Chrisitfkreuz nebst Maria und Johannes von Veit

*) In der Nr. 24 des ersten Jahrganges unserer „Faust" haben wir bei Gelegenheit, als wir einen verehrten Leser eine Erinnerungsfeier am Schlusse des Jahres 1854 in einem neuen typographischen Farbendrucke brachten, versprochen, auf das jüngst entdeckte Verfahren, das wir zunächst dem genialen Künstler und Xilographen Erter durch seine unausgesetzten Bemühungen verdanken, wieder zurück zu kommen und eine nähere Beschreibung darvon zu liefern. Heute können wir unser Versprechen um so sicherer erfüllen, als und die genannte Beilage: „das Brauthor der St. Sebaldus kirche in Nürnberg" durch ihre artistische Vollendung diese Aufgabe erleichtert.

Digitized by Google

Stoß, die schöne Tuchersche Zinsel von Hanns von Kulmbach, und das Schreyer'sche Begräbniß von Adam Kraft, zum Beweise, daß die besten Bildhauer in diesem Gottestempel sich würdig verewiget haben. Die Gründung der Kirche in ihren frühen romanischen Bautheilen mag wohl schon im Jahre 1219 oder doch nicht ferne davon erfolgt sein. An diese Gründung knüpft sich eine alte Sage, die wir dem Leser nicht vorenthalten wollen: Als Sebald auf seinen Wanderungen an die Donau kam, tobten dem Heiligen die Fluten des Wassers entgegen, aber er breitete seinen Mantel aus, und schritt mit seinen Begleitern, den h. Willibald und Wunibald, ungefährdet über die Stromesflut. Hüben kniete eine Bäuerin, die dieß Wunder des heiligen Mannes mit angesehen hatte, vor ihm nieder, und führte ihn in ihre ärmliche Hütte. Hier that er mannigfache Wunder; um sich zu wärmen, nahm er ein Stück Eis und es wurde alsbald ein lodernder Feuerbrand, und um ein paar entlaufene Ochsen wieder zu gewinnen, durfte der arme Bauer nur betend in den Wald gehen, und sogleich ward es tagheil und er fand die Thiere wieder. Die Reute versprachen dafür alles Liebe und Gute, was in ihren Kräften stünde. Der h. Sebald aber zog immer weiter gegen Norden, bis er im großen Reichswalde bei Nürnberg seine irdische Wanderung beschloß. Seine Gefährten sandte er zu der armen Bauersfrau; ihre Ochsen sollten seine Leiche fahren, und wo sie sich niederlegen, seine Grabstätte bezeichnen. Die Bauersfrau meinte aber, sie könne ihre Ochsen nicht entbehren, am wenigsten für einen Todten, von dem kein Lohn zu erwarten wäre.

Da brachen die Ochsen plötzlich auf und von selbst spannten sie sich vor den Leichenwagen und führten ihn zur Petterscapelle nach Nürnberg, — da legten sie sich nieder. Und die Gebeine des Heiligen wurden in einen silbernen Sarg gethan, und darüber die prächtige Sebaldskirche gebaut. Sebaldus aber fuhr fort, Wunder zu thun."

Wir verlassen das Gebiet der Legende, um zu unserer Kirche zurück zu kehren. Außer dem Schiff und Weschor, welche den erwähnten mit germanischen Formen starkversetzten Uebergangsstil aufweisen, gehört dieselbe dem germanischen Baustile an; der jüngste Theil ist das reiche Oschor (1361 — 77) mit drei Schiffen von gleicher Höhe und Breite. (Von den Thürmen ist der südliche im J. 1300, der nördliche 1345 angefangen worden.) Gleichheitig mit diesem Oschore, oder doch wenig jünger und ihm angehörig, ist die reiche und äußerst zierlich durchbrochene nördliche Thüre, das sogenannte Brautthor, von welchem wir dem Leser eine Abbildung mittheilen. Sie ist mit ihrem von dem eigentlichen Eingange vortretenden Spitzbogen einer Vorhalle zu vergleichen, und führt gerade an der Gränze zwischen Langschiff und Chor in das letztere ein. Sie ist vorzugsweise interessant durch ihre Bauart, indem in ihr der Rundbogen mit dem Spitzbogen verbunden ist, und das Maßwerk des letzteren, wie ein zartgewebter Schleier herabhängend, der Sprödigkeit und der Schwere des Steffes, aus dem es gebildet ist, zu spotten scheint. Hievon dürfte vielleicht auch der Name dieses Portals abgeleitet worden sein. An den einspringenden Seitenwänden desselben sind zierliche Säulenstellungen angeordnet, an denen unter germanischen Schirmdächern (Baldachinen) die Steinbilder der klugen und thörichten Jungfrauen angebracht sind, von welchen erstere, wie dieß auf vielen Portalbildungen wiederkehrt, ihre Lampen aufwärts, letztere abwärts gekehrt halten.

Außen zu beiden Seiten des Spitzbogens sind die Bildermaler der h. Maria und des h. Sebald angebracht, welchen dieser Kirche, in welcher er, wie schon erwähnt, auch seine Grabstätte gefunden hat, zugeweiht ist. In den Bogenzwipfen und auf den Capitälern der Säulen sind dem Gebrauche des frommen und gedankenvollen Mittelalters angemessen, verschiedenartige Simbole und Gestalten angebracht, so daß über alle Theile dieser Eingangspforte, welche den Heiland nach seinem eigenen Ausspruche (Johannes X, 9) darstellt, sich eine sinnreiche Bilder- und Farbenpracht ausbreitet, die man nur minder im Allerheiligsten des Chores wiederfindet.

Noch erwähnen wir, daß die Zeichnung dieses Brautthores von dem im architektonischen und landschaftlichen Aufnehmen bestens vertrauten Künstler Herrn Libay herrührt. Unsere Abbildung ist ein getreues Facsimile der Zeichnung.

Der Leibdiener des Grafen von Egmont.

Historische Novelle von Leopold Kordesch.

(Fortsetzung.)

Einer jener wenigen Tage, an welchen sich der große Palast Ruitenburg, die Residenz des Herzogs, wieder beleben sollte, war der 23. August. Alba wollte das Namensfest seines Herrn und Königs auf eine würdige Weise feiern und hatte nicht nur die vornehmsten Officiere seines Heeres, die gerade in der Nähe von Brüssel waren, sondern auch die ersten Notabilitäten des Adels und des Clerus zu einem großen Souper einladen lassen.

Den ganzen vorigen Tag schon herrschte ein außerordentlich bewegtes Leben in dem sonst so schweigsamen Palaste. Drei Viertheile des ersten Stockwerkes wurden auf Befehl des Herzogs auf das prachtvollste ausgeschmückt und zum Empfange der zahlreichen Gäste hergerichtet. Von frühen Morgen bis Abends kamen ganze Transporte von feinen, kostbaren Meubles auf Tragbahren oder Wägen vor dem Hause an, um in die verschiedenen Gemächer postirt zu werden. Behufsam schlichen Träger mit kostbaren Spiegeln und Lustern daher, um ja nichts zu beschädigen; mit Einem Worte: es wurde Alles angewendet, um des Statthalters Pracht und Macht zeigen zu können, was nur immer für Geld hergeschafft werden kann. Aber auch Küche und Keller waren so wohl versorgt und versehen, daß man es am glänzenden Hofe zu Madrid selbst nicht besser zu sehen gewohnt war.

Mit dem Eintritt der Dämmerung fingen die Fenster des Palastes an sich zu erhellen. Bald strahlte die ganze Front in verschwenderischer Beleuchtung der inneren Räume. Das Mahl, welches die Gäste in den ansehnlichsten Saale des Tractes, in dem Saale, wo einst der „Gruſenhund" geschlossen wurde, erwartete, war in der That königlich. Eine Pracht war hier entfaltet, wie man sie nur an einem mächtigen Königshofe zu sehen gewohnt ist. Auserlesene Speisen wurden von den Dienern in so schweren silbernen Schüsseln serviert, daß ihnen die Hände dabei erlahmten. Meine, wie solche nur die Keller des Residenzschlosses zu Madrid oder des ungebeueren Klosters Escurial in sich bargen, spendeten hier an der lucullischen Tafel. Die Becher waren ebenfalls Silber und von innen vergoldet; sie hatten eine ansehnliche Größe, waren von getriebener Arbeit und nahmen sich in ihrem Glanze zwischen den mächtigen Blumenvasen ungemein schön aus. Reich bordirte Lakaien, deren es so viele gab, daß man fast hinter jedem Stuhle einen stehen sah, füllten geschäftig die leer gewordenen Trinkgeschirre der Gäste.

Digitized by Google

Der Farbendruck wird, wie faſt allgemein bekannt, dadurch bewerkſtelligt, daß man das beizudruckende Gemälde im Umriſſe auf eine Platte zeichnet, um die Conturen der Umriſſe dann mittelſt Aetzkunſt auf eben ſo viele Platten überträgt, als Farben in dem Gemälde vorkommen. Nachdem man nun gleichförmige Platten mit den identiſch genauen Conturen beſitzt, zeichnet man auf Stein mittelſt Kreide in dieſe Umriſſe die mehr oder minder ſchattirten Partien und nimmt nach vollendeter Zuſchattirung die übrigen Stellen, welche mit andern Farben, als die gehörige Platte gedruckt werden ſollen, auf der Steinplatte weg, dagegen führt man aber die auf dieſem Steine weggeſchattirten Partien auf jenem der andern Steine derart auf, daß jede Platte nur einen Theil der Zeichnung enthält, ſo daß alle Steine zuſammen ein ganzes Gemälde bilden.

Druckt man nun den erſten Stein in einer Anzahl von Exemplaren, ſo trocknet die Farbe der Aetzdecke während der Herſtellung desſelben ſo aus, daß man nach dem letzten Abdrucke recht gut der zweiten Steinplatte die Farbe auftragen, den Bogen darauf legen und durch die feſtgeſpannte Preſſe durchziehen kann.

Wird nun ſo fortgefahren, ſo hat man nach dem letzten Steine das vollendete Gemälde. Daß auf dem Bogen die Zeichnung von einem Steine zum andern genau in einander paßt, kommt daher, weil die mehrfachen Umriſſe nur von einer Zeichnung auf dem erſten Contenzſteine herſtammen, auf welchem zwei verſetzte Puncte angebracht wurden, die der Drucker, dem Bogen mit Nadeln haltend, ſucht, um den Bogen genau anzulegen.

Bei dem typographiſchen Farbendruck iſt beinahe daſſelbe Verfahren, mit dem Unterſchiede, daß nicht mit der Kreide oder Feder auf die Platte gezeichnet, ſondern mit dem Grabſtichel die Stellen auf der Blei- oder Holzplatte herausgeſtochen werden, die in einer andern Platte zum Abdrucken ſtehen geblieben ſind. Es iſt einleuchtend, daß der lithographiſche Farbendruck auf dieſe Weiſe eine größere Weichheit erreichen könne, als jener auf der Buchdruckpreſſe hergeſtellte Gemäldedruck, weil das Verlaufen der Töne auf dem Steine mit der Kreide leichter zu bewerkſtelligen iſt, als das Ausſtechen auf der Metallplatte. Dagegen hat die Buchdruckerpreſſe wieder andern noch den Vortheil, daß eine Metallplatte eine viel größere Anzahl abzudrucken geſtattet.

Dieſes Vortheil nun in's Auge faſſend, ſuchte Oster die Metallplatten ſo herzuſtellen, daß ſo manch Abſtehen des falſchen Verfahren Per Töne erhalten, daß man nicht Recht, wo die eine Platte anfangt, die andere endet. Er ſuchte mit der Zwiſchenarbeit bei Kupferſtecher-Manieren die verſchiedenen concentriſchen Stellen ſo herzuſtellen, wie der Lithograf auf dem Steine dieß durch Puncteren mit der Kreide bewerkſtelligt. Sogar das leinwandähnliche Ausſehen des Papieres wurde durch eine punctirt geäzte Platte nachgeahmt, und damit das Ganze einer colorirten Wiedſtichzeichnung noch mehr ähnlich erſcheint, ſogar der betreffende Contourſtich mit Druck und nicht mit Druckerſchwärze gedruckt.

Wir erlauben uns, alle Maler und Zeichner auf dieſe neue Vervielfältigung aufmerkſam zu machen und erſcheinen zu fragen, ob dieſen unſeren heutigen Gemäldedruck wohl Jemand von einer colorirten freien Handzeichnung zu unterſcheiden vermöchte und erwarten ein lobendes „Nein"! —

Arg. Rath Auer.

In der damaligen Zeit wurden die Gerichte, die vor ihrem Auftragen zerlegt zu werden pflegen, nicht so wie jetzt schon in der Küche zerlegt, sondern im Speisesaale selbst. Es bestanden eigene Tranchirmeister, welche diesem Geschäfte oblagen. Seitwärts der Tafel stand gewöhnlich ein fester Tisch zu diesem Behufe, und ein oder auch mehrere Tranchirmeister waren oft zugleich daran in ihrer Kunst beschäftigt. Die Gebügelarten wurden auf einem großen hölzernen Teller zerlegt, bei Ferkeln, Schweins- und Kalbsköpfen ꝛc., besonders aber bei Hammeln größerer Art, bediente man sich statt des Holztellers eines starken Bretes und es galt für die Knochentheile eigener ziemlich starke Hacken, wo die Tranchirmesser nicht ausreichten.

Bei Gastereien größerer Art ging es nie ohne einen ansehnlichen gebratenen Hammel ab, eine Sitte, welche damals in Spanien allgemein war und vielleicht noch sein dürfte. Daß die Spanier in den Niederlanden sich keinen Zwang anthaten und so treu als möglich ihre heimatliche Küche führten, ist leicht begreiflich. Auch an der herzoglichen Tafel, von der wir eben sprachen, paradirte ein prächtiger Hammel als König der Braten. Auf einem massiven Eichentische, der an einen Pfeiler des Saales gelehnt stand, hatten eben zwei Tranchirmeister ihr Kunststück an ihm geübt; noch lagen Hacke und Messer am Tranchir-Brete. Die weisschürzigen Zerleger schienen noch auf eine Beschäftigung zu warten.

Da richtete sich der Herzog Alba in seinem rothsammtenen vergoldeten Lehnsessel empor, erhob seinen Becher und rief: „Vivat rex noster magnificus. Philippus secundus!“

„Vivat, vivat! hoch, er lebe hoch!“ erscholl es im Donnertone durch den Saal. Die Silberbecher klangen an einander, der Lärm dauerte fort. Jetzt stand General Vitelli, der neben dem Herzog saß, auf, schwang seinen Becher und schrie: „Unser verehrter Herzog und Feldherr hoch!“ Tumultuarisch erhob sich die ganze Gesellschaft und das Geschrei und Becherklingen war noch weit ärger als zuvor. Eben wollte der Herzog danken und war im Aufstehen begriffen, als er einen furchtbaren Stoß in die Brust erhielt, so daß er taumelnd zurücksank in seinen Sessel. Ein allgemeiner Schrei lähmte für den ersten Augenblick alle, die dem Machthaber zunächst saßen, denn in dem Getümm hatten nur Einige die verbrecherische That gesehen.

Die Hand, die den Streich geführt hatte, gehörte einem fremden Bedienten, der sich immer in der Nähe des Herzogs gehalten und in der Schaar von Livrebedienten nicht aufgefallen war. Der Stoß war so kräftig, daß nur ein so starkes stählernes Panzerhemd, als es der Herzog Alba heimlich bei allen Anlässen, wo er öffentlich erschien, zu tragen pflegte, das Durchdringen des Dolches vereiteln und abgeleiten mochte.

Der Mörder, dessen Anschlag so unvermuthet verunglückte, stand selbst wie in einer Erstarrung an einem Pfeiler. Noch konnte der Herzog kein Wort sprechen, aber sein Auge rollte mit umher; da rief der Feldoberste Julian Romero entrüstet: „Was zaudert ihr, frigel Dienergepack, den Rasenden zu ergreifen, der das Ungeheuerste gewagt! Audelante! packt den Schurken und werft ihn zum Fenster hinaus!“

„Nein!“ rief Sancho von Avilla, „ergreift den Menschen, aber wahrt ihn gut, der Herzog hat über sein Loos zu entscheiden!“

„Ja so ist es, so soll's geschehen!“ rief die Mehrheit der schreckenbleichen Tischgäste, die Alba sich erhoben und ergeben sahen. Dieser gab durch einen Wink seine Zustimmung und mehrere Spanier sprangen von der Tafel auf, um dem Befehle Avilla's Ehre anzuthun, an dem sich zu betheiligen der wehrlose Dienerstroß noch immer kein Verlangen zu tragen schien.

Da wirft der Angreifer Alba's den Dolch weit von sich weg und spricht: „Es wird wenig Mühe kosten, mich zu fassen, weil ich mich selbst in Eurere Hände gebe. Es wäre mir vielleicht gelungen, im Tumult zu entfliehen — ich verschmähte es. Ich heiße Niclas Petersen und war leidenschaftlicher des unglücklichen Grafen von Egmont, den seine Wüthereich dort abschlachten ließ. Ich wollte meinen Herrn rächen und zugleich die Niederlande von ihrem Würger befreien. Es mißlang! Darum will ich mich auch einer Hand nicht mehr bedienen, die nicht besser zu treffen wußte!“ — und mit Blitzesschnelle springt er zu dem frühergeschilderten, seitwärts stehenden Tische hin ergreift eben so rasch die Tranchirhacke, legt die rechte Hand auf's Brett und führt mit der linken geschickt einen so gewaltigen Streich auf dieselbe, daß sie auf einen Hieb vom Faustgelenk getrennt, wegflieg.

Ein Schrei des Entsetzens durchtönt die hohen Räume der Halle. — „Eilt um den Hausarzt schnell, verbindet ihn, bringt ihn fort und pflegt ihn wohl bis auf weiteres!“ herrscht Alba mehreren Lakaien zu, die ihn blassen Gesichts umstanden und denen dieser Befehl plötzlich Leben in ihre Glieder zu gießen scheint. — Man richtet den ohnmächtig Hingesunkenen empor; der Arzt ist gleich bei der Hand und der Verstümmelte wird in kürzerer Zeit, als wir es hier erzählen können, verbunden und fortgeführt. — „Sennorè,“ spricht der Herzog im mühsamen Erheben vom Stuhle und mit beiden Händen die schmerzende Brust sich haltend, „die Tafel ist aufgehoben!“ und begibt sich sogleich, gestützt auf seinen Adjutanten, aber den Corridor in den abgelegenen Tract seiner Wohnung.

Die Gäste verloren sich möglichst geräuschlos aus dem Saale. Die Spanier schossen grimmige Blicke auf alle vornehmen Niederländer, die an der Tafel theilgenommen hatten, denn es ließ sich gar leicht vermuthen, daß die beabsichtigte Ermordung des Herzogs einen politischen Hintergrund habe und nicht Privatrache ein'r Dieners, fanden ein wohlberechneter Plan der niederländischen Großen sei, die ihn durch einen Fanatiker ausführen wollten. Der Herzog selbst war seiner andern als dieser Meinung. Er brauchte nur durch drei Tage das Bett zu hüten; sein starker, abgehärteter Körper erholte sich bald von dem gewaltigen Stoße und man sah den Feldherrn schon am vierten Tage rüstig durch die Straßen reiten.

Die Notablen und die Bürger Brüssels gingen, wo möglich, noch niedergeschlagener, noch scheuer herum, als es ohnedin seit Langem der Fall war. Wie das erzählte Ereignis durch lange Zeit das Tagesgespräch der Hauptstadt bildete und in ganz Niederland ein ungeheures Aufsehen erregt hatte, so war man einige Wochen darauf nicht minder gespannt auf das Ergebnis des ersten Verhörs, welches der strengstens bewachte Niclas Petersen vor dem „Blutrathe“ bestehen sollte. Herzog Alba hatte befohlen, daß der Verstümmelte in einem eigenen Gemache des Spitals behandelt werde, zu welchem nur der Arzt und ein Wärter Zutritt hatten, und vor welchem stets eine Wache stand, die durch eine Thürluke den Kranken beobachten und bewachen mußte.

Endlich wurde Niclas, der durch das Abhauen der eigenen Hand sowohl bei den Einheimischen, als wohl auch bei den Spaniern selbst eine Art Berühmtheit erlangt hatte, vom Aerzte als hergestellt erklärt. Man setzte den Tag des ersten Verhörs fest. Alles wunderte sich, daß der stolze, tiefbeleidigte Herzog, den hier nur die eigene Vorsicht vom sichern Tode rettete, sich gar nicht beeilte, dem Verbrecher den Proceß zu machen, sondern die völlige Genesung desselben abwarten wollte. Selbst die nächste Umgebung des Statthalters, bekannt mit dessen Stolze und unbeugsamer Strenge, wurde aus seinem ruhigen Betragen nicht klug, und erschöpfte sich in Muthmaßungen. Konnte wohl Jemand von all' den Tausenden, über die der Herzog gebot, ein größeres Verbrechen begangen haben, als der unscheinbare Niclas Petersen, ein Diener, ein Mann aus dem Volke? und man beeilte sich doch nicht, ihn hinzurichten, während Tausende schon oft wegen eines Schattens

Digitized by Google

von Verbrechen schonungslos vom Leben zum Tode gebracht worden waren? „Der Herzog wird den armen Einsändigen zu besonders Martern verurtheilen," meinten Einige, „um ihn fühlen zu lassen, an Wen er seine Hand gelegt;" Andere brachten einige in dieser Zeit vorgekommenen Verhaftungen mit diesem Versuche der Einführung; noch Andere glaubten, daß der Herzog wichtige Staatsgeschäfte bisher verhindert haben mochten, dem Processe seinen Lauf zu geben — und keiner von allen Diesen hatte vielleicht das Wahre herausgefüttelt.

(Schluß folgt.)

Der Taufaal und die Todtengruft.

Eine Parallele im Today.

Im Saale rauscht es — in der Gruft ist's still; —
Für wen sind beide Orte nun beschieden?
Der Saal für den, der immer leben will,
Die Gruft jedoch — für alle Lebensmüden.

Den Saal durchwallt der Kerzen Flammenfluth;
Doch in der Gruft sucht man das Licht vergebens,
Weil Jeder, der in ihren Tiefe ruht,
Schon längst erloschen das schwache Licht des Lebens.

Der Instrumente Ton belebt den Raum
Des Saal's; — doch in der gräberhaften Stille
Der Gruft führt nichts der Abgeschied'nen Traum,
Bis sie erweckt des ew'gen Richters Wille.

Den Saal durchschreiten seligsam bunt vereint
Die Stände all' — vom Scepter bis zum Spaten;
Doch in der Gruft gibt es nur einen Freund —
Den Tod — den König in dem Reich der Schatten.

Im Saale schweben leicht mit Schmuck und Pracht
Die Paare hin in aller Freuden Fülle;
Und unten in der Gruft — in langer Nacht
Verwest die einst so sehr geschmückte Hülle.

Wer hat in einem Saale Modenlust
Und Wohlgeruch in einer Gruft gefunden?
Wohl Niemand noch; — und noch ist oft die Gruft
Mit einem Tanzsaal leider eng verbunden.

Wie mancher Wunsch, der toll — mit Leidenschaft
Den Saal durchtanzt, wird schon in wenig Tagen
Für seinen kurzen Freudenverlauf bestraft
Und in die dunkle Todtengruft getragen! —

Gray. Ritter v. Wiser.

Silhouetten aus Wien.

Von M. Hermann.

III. Der Krauterer.

Im Jahre 1723 kam Christian August von Berlemin als Gesandter Königs Friedrich IV. von Dänemark nach Wien.

Er stammte aus einem altadeligen Geschlechte des Herzogthume Lauenburg und wurde den 7. Juli 1684 geboren. Sein Vater war herzoglich holsteinischer geheimer Rath und sein Bruder Jägermeister und Staatsrath in denselben Diensten.

Berlemin suchte sein Glück am dänischen Hofe und wurde von demselben so begünstigt, daß er, kaum als Staatsrath eingetreten, auch schon als Gesandter an den kaiserlichen Hof nach Wien beglimmt wurde. Sein Privatvermögen, so wie seine Meriten eingenommen, folgten ihm in den Stand, eine Pracht zu entwickeln, welche der bekannten des Marquis Brancheri*) nicht viel nachgab, und in welcher er mit dem damaligen englischen Gesandten Lord Thomas Robinson wetteiferte. Aber nicht allein seine Verschwendung, sondern auch der hiezu den Kamen seiner Gindlungsfrau machten ihn bemerkbar. Unter hunderterlei Sonderbarkeiten, welche anzuführen den Leser zu sehr ermüden dürfte, soll nur ein Factum hier seinen Platz finden:

Es herrscht Jemand mit dem Gedanken um, daß in den Waaren des Krämermarktes, welcher zu jener Zeit ausschließlich am Graben gehalten wurde, eine höchst bedeutende Summe Geldes stecke. Berlemin lacht darüber und meinte spottend, daß sich dieses „Gemüsemarkt" unmöglich so hoch belaufen könne, zu daß er den ganzen Vorrath, der durch einige Monate auf den Markt gebracht würde, bereitwilligst allein aufkaufen wolle.

Er that dies wirklich. Zum großen Jubel der spaßsüchtigen Wiener und zum Entzücken der Höckerinnen, lief er durch zwei Marktage den gesammten Gemüsevorrath aufkaufen. Das dritte Mal aber ließ er es bleiben, denn die beiden ersten Tage hatten einen solchen Ekel in seiner Casse gemacht, daß er einsehen mußte, wie ein so übereilet Unternehmen für ihn unerschwinglich sei. Nun kann man sich denken, wie der Wiener-Witz über den Gesandten hersiel. Er war von dieser Zeit an begreiflich der Gegenstand allgemeiner Satire und Verspottung der lustigen Stadtmenschen, daß er sich nirgends öffentlich sehen lassen konnte. Er suchte wohl durch andere Extravaganzen seinen alten Ruf wieder zu erlangen, aber sein Vermögen zeigte sich bald als so erschöpft und seine Talenten nahmen so sehr überhand, daß ihn endlich im Jahre 1740 sein Hof abrufen mußte. Die Buben liefen noch eine Weile seinen Leistungen nach und schrieen ihm seinen Spottnamen „Krauterer" zu.

Man darf aber nicht glauben, daß Berlemin als Staatsmann eben so zu verspotten war. Er führte die Angelegenheiten seines Monarchen mit solcher Sorgfalt und Klugheit, daß er im Jahre 1732 den Charakter eines außerordentlichen Gesandten, königlichen Kammerherrn, Conferenzrathes, Ritters des Danebrog-Ordens und geheimen Rathes erhielt. Als ihn König Christian VI. von seiner Gesandtschaft in Oesterreich zurückberief, gab er ihm nicht nur Sitz in dem General-Landes-Oekonomie- und Commerzien-Collegio, sondern ernannte ihn auch zum Staatsminister und geheimen Rath im Cansel. Im Jahre 1741 erhielt Berlemin den Orden der weißen Falken, und als 1742 in Schweden ein Thronfolger erwählt werden sollte, mußte er im Monate December dahin, um den dortigen Ständen die Person des Kronprinzen als solchen vorzuschlagen. Tüchtig war er mit den Ministern in Conferenz, brachte die Herstellung der Union von Colmar in Vorschlag, trug den Ständen eine Offensiv- und Defensiv-Allianz an und erbot sich im Namen des Königs zu einer ausgiebigen Hilfe gegen die Russen, mit denen Schweden damals Krieg führte, wenn man seinem Vorschlage Gehör geben wolle.

Obwohl die Geistlichen und die Bauern ganz auf Dänemarks Seite waren, gelang es doch Berlemin nicht, den Adel und die Bürgerschaft zu gewinnen, welche den Wahltermin so lange verschoben, bis der Friede zu Aba erfolgte, welcher die dänischen Absichten vollends vernichtete.

Berlemin verließ am 15. Juli Schweden und kehrte mißvergnügt nach Hause zurück. Der schwedische Reichsrath Graf Tessin reiste ihm zwar ellends nach und suchte den dänischen Hof zu besänftigen, aber erst das folgende Jahr kam ein Vergleich zu Stande, der am 24. Februar 1743 zu Kopenhagen unterzeichnet wurde. Im Jahre 1747 bestieg Friedrich V. den Thron Dänemarks. Dieser König bestätigte Berlemin in seinen Würden, erhielte ihm den Elefantenorden und erhob ihn im Jahre 1750 in den Grafenstand. 1755 ernannte ihn der König zum Oberbefehlshaber des Kronprinzen.

Im Privatleben war Berlemin jedoch noch immer derselbe Tollkopf geblieben. Am 30. Jänner 1756, als die Holmbrücke einzustürzen drohte, riet er, trotz allen Warnungen über dieselbe und entkam nur wie durch ein Wunder des Todfalls.

Er starb zu Kopenhagen den 2. Juli 1758 als Präsident der isländischen Handelscompagnie und Oberhofmeister des Kronprinzen.

Das Beste.

„Ich will nur Eines, zweifelt nimmer!"
Der Ammann sprach's bei einem Hochzeitschmaus,
Und suchte sich gemüthlich, wie er war,
Dann auch den allerbesten Bissen aus.

Carl Freiherr von Braun.

Kunstkritische Streifzüge.

Von Friedrich Pecher.

I.

Heiter Berlioz und Richard Wagner.

Wenn in irgend einer Kunst Leistungen an das Tageslicht treten, welche eine anhaltende Aufmerksamkeit auf sich ziehen, die Kritik in Wige versetzen, daß theilnahmende Publikum in Parteien spalten und auf der einen Seite als bedeutungsvolle, der Welt unberechtigt aufgedrungene Bestrebungen rücksichtslos abgelehnt, auf der anderen Seite als über die Gegenwart hinausragende Werke der Zukunft gepriesen und in den Himmel erhoben werden, dann ist es für den unbefangenen Kunstfreund, der gern die rechte Mitte treffen, den echten Werth von dem leeren Flitter unterscheiden und die Stelle ermessen möchte, welche die besprochene Erscheinung in der Geschichte der Kunst einnehmen darf, sich in dem Gewirre der sich widersprechenden Meinungen zurecht zu finden; und selbst dann, wenn er sich bereit ein feste Ansicht über den Gegenstand der Frage in seinem Innern gebildet hat, wird er sich schwer mit sich zusammennehmen müssen, um nicht durch die moderne Kunstbereitsamkeit, durch die glänzenden Tiraden der Parteigänger für die Sache einerseits, nicht durch die erbitterte Sprache der Gegner andererseits, irregeführt zu werden. Denn es liegt einmal in der Natur des Menschen und wird durch die tägliche Erfahrung bestätigt, daß jede maßlose Parteisucht, jeder Kampf für eine Sache, sei es für neue Richtungen oder für neue Staats-, medicinische oder filosofische Systeme, einen gleich maßlosen Widerstand hervor zu rufen pflegt. Berlioz und Wagner sind die Oberführer einer neuen Musik; sie rühmen sich selbst, den Weg gefunden zu haben, der aus den bisherigen Geleisen in eine schönere Zukunft der Kunst hinüberführt. Berlioz, der wohl Beethoven noch gelten läßt, aber auch ihn zu überholen vermeint, hat seine Bestrebungen nicht unmittelbar und die Oper eher auf die Symfonie, als die Gipfelpuncte der modernen Musikgattungen, gerichtet, sondern vielmehr eine Verschmelzung der

*) Carl Josef Pareis, Marquis Brancheri, Fürst von Lipar, Grandchal von Frankreich, Grand von Portugal, Ritter des Thiddusordens, Gouverneur von Oporto, wurde zu Bordeaux im Jahre 1686 von einer adeligen italienischen Familie am 29. August 1661 geboren. Im Jahre 1708 stehet ihn als Gesandtschaft in Mailand. Hierauf begab er sich in Dienste des Königs von Portugal. Von Peter II. sendte ihn 1695 als außerordentlichen Botschafter nach Wien, an welchem Hofe er einen so glänzenden Aufwand machte, daß seine Freigebigkeit, seine Freudlichkeit und sein Witz all Gespräch daselbst machten. Nachdem er lebenslänglich Commissarius verordnet hatte, verordnete er — einer Sprichwort wegen auch wohl auch auf Eifersucht — seinem besten Freunde den Grafen Ferdinand Leopold Daun mit in Portugal und bei Wien. Nachdem er von dem allgemeinen Ausdruck der Wiener Bevölkerung nach Lissabon, wo er mit den Lobverheißungen seiner bekannten Reichthum, nämlich mit seiner Bibliothek und Antiken-Sammlung, Handel trieb. Am 21. April 1752 starb man zu Lissabon in einem Alter, wo sich doch den Neider seiner durch ein gedrücktes Freundes in adeliger Begleitung gefallen hat. Trotz seiner (1699) in Oporto gebrauch erlebenden Reichthum gangsfreiheit weiß man doch, daß nur er der Mörder sein konnte. (Musikalisches Lexikon, Lexikon der bergerlichen Lexikon, Heft III. p. 350.)

Digitized by Google

Vocal- mit der Instrumentalmusik in episch-dramatischen Dichtungen, aber höhnengerechte Einrichtung, in der Act angetrodet, daß die Musik theile selbstständig in großen Instrumentalsätzen den geistigen Inhalt, die Empfindung und Stimmung der Situation darstellt, theils sich an den Text schmiegend, ihm die ihr innewohnende Kraft und Mannigfaltigkeit des Ausdrucks in reichen Wandlungen wiszupathen bestrebt ist.

Richard Wagner hat seine Bestrebungen ganz der Oper zugewendet, die er von Grund aus zu reformiren beginnt. Auch er setzt nur in einer innigen Verschmelzung der Dichtkunst und der Musik unter harmonischer Mäßigung der anderen Künste das Heil der dramatischen Musik; er verschmäht die rein musikalische Wirkung, die Blume musikalischer Schönheit, die für sich sprechende und geltende Melodie mit ihrem unnennbaren, in keiner anderen Kunst erreichbaren Zauber, und erkennt ihr nur dann ein selbstständiges Plätzchen, wenn sie mit dem Texte Hand in Hand gehende, streng musikalische Charakterisirung der Situation und der in ihr wallenden Gedanken, Stimmungen und Leidenschaften auf ohne Widerspruch mit der Dramaturgie zu bringen. Wie diese Meinung und seinem Beispiele nun in der Art geschehen kann, daß ein Paar Grundmotive die wesentlichen Stimmungen und leitenden Ideen um Werke anklingen, und, von Zeit zu Zeit wieder aufsuchend, den musikalischen bindenden Kitt für den geistigen Inhalt bilden.

Beide genannte Tonsetzer sehen nach dem Gesagten von der reinen musikalischen Schönheit, von der durch sich selbst gefallenden musikalischen Idee gänzlich ab; sie wollen die Musik mit ihren unermesslichen und unerschöpflichen Ausdrucksmitteln nur dazu benützen, bestimmte Gedanken und Empfindungen musikalisch darzustellen; sie wollen die ganze innere Welt des Menschen, den ganzen geistigen Inhalt der Dasseins nur mit der eigenthümlich verstärkten Kraft des musikalischen Ausdrucks zur Anschauung und Begianbigung bringen, und benützen hierzu die geheimnißvollen Klangwirkungen der verschiedenen Instrumente zu den kühnsten und abenteuerlichsten Combinationen. Melodie und Accord, was man gewöhnlich so nennt, ist ihnen Nebensache, der Reiz der musikalisch Schönen, das rhythmische Gemmag Nebensache; die Macht der Klangwirkungen, die individuelle Tonsprache der Instrumente, die contrapunctische Formkunst sind ihnen als charakteristische Ausdrucksmittel das Höchste.

Welche Berechtigung und Lebensfähigkeit diese Ansicht habe, welche schöpferische Kraft die genannten Tonsetzer in ihren Werken bekunden und wie sie ihren Meinungen dadurch in der kunstrichterlichen Welt eine Geltung zu verschaffen verwachten, das ist die musikalische Tagesfrage, und darüber gehen die Meinungen der Kritik und des Publikums weit ab und einander. (Schluß folgt.)

Miscellen.

Dichtigkeit des Meerwassers und Meerestiefen.

So ungeheuer der Druck des Wassers in großen Tiefen des Meeres auch ist, — in den tiefsten Theilen des Oceans mag er bem von 1500 — 2000 Atmosphären gleichkommen — so kann die Dichtigkeit des nur wenig zusammenbilden Wassers dadurch doch nur um höchstens $^1/_{50}$ vermehrt werden. Was die gemessenen Tiefen des Oceans betrifft, so sind die von Denham angeblich erforschte Tiefe von 47000' unberücksichtigt) im atlantischen Ocean an mehreren Stellen Tiefen von 9—15000' gefunden, ja von James Ros an einem Punct zwischen St. Helena und dem Cap der guten Hoffnung das Senkblei bis zu 25,800' Tiefe abgelassen werden. Dieß zur Berichtigung einer diesen Gegenstand betreffenden Notiz in der vorigen Nummer dieser Zeitschrift.

Ueberblick der Wiener Bühnenzustände.

„Im Uebrigen bleibt alles beim Alten.“ Ein recht tüchtiger Ausspruch, der sich auch in diesem Jahre in unseren Theaterverhältnissen bewährt. Und warum auch nicht? Durften wir erwarten, daß unsere Dichter in der Neujahrsnacht auf den Thompagnerschen hogeidern würden, die in ihrer Nachbarschaft geiert wurden? Wie treffen in ihren Werken dieses Jahres dieselbe Armuth der Erfindung, denselben Mangel an Witz, dieselbe Trivialität des Dialoges, dasselbe Ueberfließen auf längst breitgetretenen Pfaden, wie im vergangenen Jahre, die ganze prätentiöse Mittere ist sich gleich geblieben.

Im Leopoldstädter macht mehr Humor, Zu den Fechter von Ravenna“ volle Häuser; die Theilnahme an dem Werke ist eben im Steigen, als im Finken begriffen, während die Theilnahme an dem Verfasser bereits auf Null gesunken ist. Er hat den rechten Moment verfäumt, auf seinem gebeimnißvollen Dunkel zu treten, und thut es ed jetzt, so könnte es ihm wie mancher rechten Schauspielerin ergehen, die am Schlusse des Stückes Applaud erhält und mit ihrer dankbaren Erscheinung zögert, um bemerken zu können, doch wenn sie sich endlich entschließt, das Haud beimahe gefeiert findet, wobei das wenige Publikum, welches noch stehen blieb, seiner Lebhaftigkeit ist mit sich um so gar nicht mehr bekümmert. Jedes zunehmen immer mehr Stimmen auf, welche das Werk Herrn Halm zusprechen, und obwohl einzelne Partien sehr an die Werke dieses Dichters erinnern, so finden wir doch im Ganzen eine Selbstständigkeit in der Auffassung und Durchführung, die wir in den meisten Werken Halm's vermissten.

Als Novität wurde und bad „Concert“ von L. Benedix geboten, das den gewöhnlichen seichten Dialog hierer allzeit fertigen Lustspieldichters bringt, aber wenig spannte, aber auch nur komische Situationen hat, daher die Theilnahme des Publikums auch nur eine sehr geringe war.

Der Gelud von Shakespeare's Drumen wurde durch „Othello“ erweitert, die Darstellung hat auch im Allgemeinen befriedigt. Vortrefflich war Frl. Seebach (Desdemona), deren zarte Innigkeit auch ein wirkliches Verständniß klassischer Werke so hoch über die gewöhnlichen Anstrengungen stellt, den dem wir so häufig beimgesucht werden. Herr Jos. Wagner (Othello) muß sich in dieser Sphäre erst mehr zu Hause fühlen. Herr Gabillon zeigte auch diesmal, wie gerd der Mitgrift war, um mit Liebhaberrollen zu beschäftigen. Er ist Charakterdarsteller und als solcher leistet er Vorzügliches.

„Der Stern von Sevilla.“ Trauerspiel in 5 Aufzügen von Baron von Zedlitz nach Lope de Vega.

Warum besann sich auch dem Zettel die Bemerkung: „Zum ersten Male?“ bo „der Stern von Sevilla,“ wenn wir nicht irren, im Jahre 1827 zum ersten Male dorgestellt wurde und sich einer beifälligen Aufnahme erfreute, trotz der Unnatur, die uns auf demselben entgegentritt, die aber damals gerade in der Mode war. Man konnte unmöglich die Absicht haben, das Publikum zu täuschen, aber glauben, es zu können.

Dieses Trauerspiel wieder auf der Bühne zu sehen, war und keineswegs sehr erfreulich, so angenehm es und auch hatte sein können, wieder ein Werk eines unserer Altmeister, die dem Vaterlande zum Ruhme gereichen, auf den Brettern zu haben; denn ersteres gehört ed mehr dem Spanier, als Zedlitz an, und dann ist es den schwächeren Producten beider Dichter beizuzählen. Wollte man den Dichter ehren, aber und durch ein Werk einer besseren Periode erfreuen, so hätte man ein Drama, das dem Verfasser ganz angehört, z. B. „Kerker und Krone“ wählen können, nicht aber das unbekannteste. Den den zurückgelegten Stücken sollen Zeit und nie besser wieder hervorgezogen werden.

Dieser „Stern von Sevilla“ kann und unmöglich in höherem Grade interessiren, denn seine Zeit, wenn jemals eine Periode deurtig gestaltet war, liegt und viel zu fern, als daß wir sie begreifen können. Diese Schattenspiele, dieses entfernte Lügengewebe, was nöthig ist, wird das Gange auf falscher Basis ruht, ist geradezu widerlich. Die scheinheiligen Ideen der Ehre, welche sich hier entwickeln, die Ehre, die sich in einem Fanken, um den Schein einer eingebildeten Ehre; die beklagen feurtwährterin sich und ihre Umgebung, ihr drittes Wort ist immer Ehre, aber sie handeln unehrenhaft, weil unmoralisch.

Alle Strahlen ihres Glückes, ihres Ruhmes, ihrer Ehre schießen im Throne, in der Person ihres Königs zusammen, von ihm geht Alles aus, in ihm nur kann sie sie, auch doch ist dieser unmoralisch genug, den Nachts in den Haus einer Dame zu bringen, die ihm noch nicht die leiseste Aufmunterung zu Theil werden ließ. Weil ihm aber ihr Bruder vor mit Schwert Gewehres entgegentritt und ihn zum Kampfe nöthigt, so soll dieser ein Hochverräther, ein Ehrloser sein, der es noch für die größte Gunst zu halten hat und auch hält, daß der König einen der besten Ritter auf ihn hetzt. Dieser aber ist gerade der Verlobte seiner Dame, dem sie nun nicht mehr die Hand reichen kann. Doch wozu das Stück noch länger zergliedern? Die Darsteller kannten sich auch in diesen Personen nicht zurechtfinden. Am besten war noch Herr Lucas. Herr Gabillon fügte noch zur Unnatur seiner Aufgabe das Element der Monotonie. Frau. Wurzburg hatte ein paar gute Momente, fiel aber häufig, am meisten im Monotone, wo sie ihren erschlagenen Bruder rächen will, in ihren hohen Pathos und schwulte ihre Stimme zu gewaltsam, daß sie zuweilen unerschränklich wurde. Die Theilnahme des Publikums konnte daher nur eine geringe sein.

Im Theater an der Wien sind ein paar Fechter durchgefallen und sehr begreiflich! Der rasche Witz, den Pegasus im „Fechter von Ravenna“ gemacht, war zu verlockend, als daß nicht ein paar Schreiber, contractlich zu Theaterrecensionen verpflichtet, ihre lahmen Manieren nachzuahmen bätten, um hinter dem vielen Neuen mit Begierde ein Altes zu entdecken. Wie gefallen sie in den Stand? Man hätte gerne über sie gelacht — aber man wurde durch allzu starke Gähnen daran verhindert. Das hält die Herren aber nicht ab, darauf los zu schreiben. Denn bei ihnen muß es die Menge machen, das Quantum soll für das Quale entschädigen und ihre Muse ist fruchtbar wie ein Kaninchenweibchen.

In der Josefstadt brachte Herr Böhm wieder eine „falsche Pepita“, einen Schwank, der Mehrere unterhielt, viele langweilte und so dem ein fremdes Sujet benützt wurde, wie dem Herr Böhm selbst, eine Unmöglichkeit von der er sich bei seinen anderen Erzeugnissen sehr entfernt hält. Die alten guten Possen werden nicht mehr gegeben, warum also sollte ein moderner Possenfabrikant sie nicht apportiren u. s. w. und für den verdorbenen Geschmack von herrichten? Das wäre schon recht, wenn die Herren nur nicht so viel von ihrem Eigenen dazu thäten und die Sache auf diese Weise verdürben. „Ein moderner Faust“ heißt Herrn Böhm's neuestes Product, das und in nächster Zeit bevorsteht.

Im Carltheater fiel „Fee Kniker und Herr Zwicker“ durch, der Herr Verfasser zwicke alle hundertmal dagewesene Charaktere und abgebrauchte Situationen zusammen, wöhrend er mit Geist, Witz, Humor und Laune knickerte, daher auch das Parterre sonvasmender Publikum mit seinem Beifalle knickerte, für manches eine Missfallsbezeugung spendete. Man lobte an Kaiser's „Des Krämers Töchterlein“ zurück, der nach immer der Talentierte der „Vorstadtdichter“ ist.

Friedrich Kaiser's neuestes Stück: „Unrecht Gut“ ist vielleicht gelobt, vielleicht getadelt worden. Das Lob ist insofern doch einerseigend und wenn man dem Stücke auch Originalität abschreibt, so muß man doch gestehen, daß es mit seinem Bühnenkramtrotz bearbeitet und recht wirksam und unterfasst serviet ist. Es ist zum Gassenhad der Localfabrikanten geworden. — An der Wien machte Anton Langer's Lebensbild: „Ein Wiener Freiwilliger“ ebenfalls Glück und zwar mit Recht; es ist ein Volksstück im echten Sinne und dem Verfasser gebührt für sein Talent, die Volkslehre zu cultiviren. Anerkennung. Es fand sie auch, denn er wurde nach allen Acten stürmisch gerufen.

Ueber die Oper nächstens. —|—

Uebersicht auswärtiger Bühnenzustände.

*) Meyerbeer's „Nordstern“ hat der Opéra comique in Paris in den ersten 86 Vorstellungen 443,429 Francs eingetragen, im Durchschnitte 3180 Francs jede Vorstellung. Die Direction hat hierbei 340,463 Francs reinen Gewinn. Auch in Marseille hat dieselbe Oper Furore gemacht.

*) Während der Sommerzeit-Stagione in Triest kamen im Teatro grande zur Aufführung: „Luisa Miller“ und „Attila“ von Verdi, die „Vestalin“ von Mercadante, „Saffo“ von Pacini und eine neue Oper „Giovanna da Montivico“ von Farme-

Digitized by Google

glia. Als Primadonna wurden mit großem Beifalle Kathinka Ayers und Victorie Aupin (Madame) engagirt. Die fernere Besetzung der Oper ist: Luigia Garbari Contralto, Liverani erster Tenor, Benedetti erster Baß, Marelli und Fortuna Buffobässe. Das Ballet die Maiwood und A. Chevier erste Tänzerinen. Oper und Ballet finden Beifall.

*** Haffner's trefflichen Gemeinsinn: „Therese Krones" wurde bereits von den Bühnen in Prag, Graz, Brünn, Odenburg und Wr.-Neustadt angekauft.

*** „Der Fechter von Ravenna" wird nächstens in Pest im Nationaltheater in ungarischer Sprache zur Aufführung kommen.

*** Frau Schuselka-Brünning soll sich um die Direction des ständischen Theaters in Linz beworben, aber sie nicht erhalten haben.

*** „Richard Wagner's Oper: „Lohengrin" hat in Köln einen glänzenden Erfolg gehabt, dem Ansehene noch noch über den „Tannhäuser" hinaus. Die nächste Oper ist Meyerbeer's „Nordstern". Ein Sommertheater wird gebaut.

*** Anfangs ist im Nazaner Nationaltheater die Frau eines Tischlers auf eine unerklärliche Art, bevor noch das Theater beleuchtet war, von der Gallerie ins Parterre gestürzt.

*** Eine neue romantisch-komische Oper „das Waldvogelgesicht" von Martull ging neulich zu Danzig in die Scene und erntete einen glänzenden Succes.

*** In Pola in Istrien hat im vergangenen Monate die Eröffnung des schönen, prachtvollen neuerbauten Theaters stattgefunden.

*** Thalberg componirt in London eine neue Oper für das italienische Theater in Neapel. Den Text schreib Felice Romani. Die Hauptpartien sind in den Händen der Mawdore des San Carlo-Theaters, des Tenors Corion und der in Wien wohlbekannten Primadonna Medori.

*** London erhält im Frühjahre eine deutsche Oper. Das Opernpersonal von Hamburg sammt Chor, Orchester und Ballet will auf 8 Wochen dahin reisen. „Santa Chiara", „Tannhäuser", „Haimonskinder" und „Robert der Teufel" werden als prälminiarie Opern bezeichnet.

*** Das Theater am Münzhofe in Gröffel ist am 21. Jänner ein Raub der Flammen geworden. Dasselbe wurde von 1817 bis 1819 nach Plänen des Architekten Dumesne gebaut. Der Schaden wird auf mehrere Millionen Francs geschätzt. Erst vor einem Jahre wurde es durch Ankauf von 300,000 Francs zu einem der prachtvollsten Theater der Welt umgestaltet. Der Kronleuchter allein hatte 50,000 Francs gekostet. Alle gehörte der Stadt und war unversichert.

Portefeuille für Literatur und Kunst.

† Der Alterthumsverein in Wien hielt so eben den ersten Band der erste Abtheilung erschienen.

† Herr Franz Schuselka gab in Dresden bei R. Schäfer den zweiten Theil seines Werkes: „Russlands Politik" in geschichtlichen Bildern heraus. Das Werk ist so interessant als zeitgemäß. Sind im ersten Bande die Schilderungen der Waragerzüge nach dem Süden und all der Calamitäten, die das türkische Reich durch das alte Russland erfahren musste, enthalten, so handelt dieser zweite Band von den Rückwirkungen, welche eine 300jährige Unterdrückung Russlands auf die Osmanen ausgeübt, und rollt und ein treues Bild der Politik Russlands auf. Die alte, wie die neue Zeit ist im Werke auf geistreiche Weise in Parallele gestellt.

† Die „Londoner Illustrirte Zeitung" („Illustrated London News") versendet jetzt mit jeder Nummer nicht weniger als 150,000 Exemplare an ihre Abonnenten. Die beiden letzten Seiten dieser Zeitung werden in jeder Nummer an Inseritionsgebühren ungefähr 4000 fl. C. M. ab. So weit das es noch kein deutsches Journal gebracht.

† Otto Prechtler's neue Gedichte: „Zeitlosen" sind im Verlage von Leopold Grund vor wenigen Wochen erschienen. Sie zeichnen sich durch Gemüthsreichthum und bilderreiche Poesie aus.

† Vor Kurzem starb hier der junge, fleißige und talentvolle Maler und lithograf Emerich Benkert, 30 Jahre alt, an einem Brustübel. Die zweite Nummer unserer „Zeuß" enthält ein lithografisches Genrebild dieser frühgeschiedenen braven Künstlers und wird noch mehrere Bilder in diesem Fache von ihm bringen. Seine letzte Arbeit waren 14 lithografische Ansichten der berühmten Semmeringbahn.

Auflösung des Räthsels in Nr. 3.

Mailand.

Eine richtige Lösung dieses Räthsels ist uns zugekommen von den Herren: Janaz Hölzl, F. Eppel, Jos. Bench. Reingruber, Hugo Bielmann und Heinr. Gintl in Wien.

Räthsel.

(Zweisilbig.)

„Das Erste bin ich!" behauptet die Zweite,
Da sichert die Hülfte der Zweiten dabei,
Und denkt sich: „Ich weiß wohl, daß ich es sei." —
Da kommt das Ganze zu diesem Streite,
Es trägt einen Säbel an seiner Seite,
Und sagt: „Was ihr Beide wollt einzeln sein,
Das bin ich, ihr lieben Leute, allein!"

Dr. M.

Erklärungen der 3 Kunst-Beilagen.

1. Ein Gebet.

(Gedicht von J. B. Castelli in xilografisch verziertem Rahmen.)

Wie glauben, daß diese Kunstbeilage allen Lesern des „Zeuß", denen ein echt österreichisches Herz im Busen schlägt, beim Herannahen eines für die Monarchie so erfreulichen Ereignisses eben so zeitgemäß, als willkommen erscheinen dürfte.

2. Das Brunnthor der St. Sebaldskirche zu Nürnberg.

(Holzschnitt mit Zuchenbrod von Ecker.)

Siehe den gleichnamigen Artikel von Dr. Gisbert in der heutigen Nummer.

3. Das Porträt des Dr. Eduard Melly.

(Gemalt von J. Schubert, in Kupfer geätzt von Christian Mayer.)

Indem wir hier das sprechend ähnliche Porträt eines Mannes bringen, der unter den Männern von Wissenschaft in Oesterreich eine hervorragende Stelle einnahm und zugleich vom Auslande ehrenvollst ausgezeichnet wurde, glauben wir nicht nur im Interesse der Wissenschaft überhaupt, sondern im Interesse aller Vaterlandsfreunde zu handeln.

Eduard Melly erblickte am 15. Jänner 1814 zu Krems in Niederösterreich das Licht der Welt. Ein Jahr nach der Geburt des Knaben fand dessen Vater, der bereits als Landesadvocat in großer Achtung stand, die Würde überhäufter bald nach dem Tode ihres Mannes mit dem Knaben nach Wien und Melly kam in die Kaiserlich-Königliche Erziehungsanstalt. Schon als Später er den Gymnasial-Unterricht bei den ehem. P. P. Schotten genoß, zeigte er besondere Vorliebe für Alterthumskunde und Geschichte. Die großvollen Vorlesungen Steinbüchel's an der hohen Universität über Numismatik und Archäologie gaben dem lebhaftgierigen Jünglinge eine entschiedene Richtung seines wissenschaftlichen Strebens. Steinbüchel erkannte Melly's Talent und unterstützte den jungen Mann mit Rath und That. Auf dieses Mannes Empfehlung wurde Melly im Jahre 1837 nach Modena berufen, wo er den beiden Söhnen Sr. k. Hoheit des Erzherzogs Ferdinand d'Este Vorlesungen über Archäologie hielt wofür er durch eine Pension belohnt wurde. Er hielt sich fünf Jahre in Italien auf, während welcher Zeit er die Kunstschätze von Rom, Neapel und Florenz besichtigte. Hierauf wurde er von Sr. k. Hoheit dem Erzh. Este nach Lemberg gesendet, um die Münzen des Czartoriski'schen Museums zu ordnen. Nach seiner Verwählung im Jahre 1842 kehrte er nach Wien zurück und lebte in einer unabhängigen Stellung nun ganz seinen Lieblingsstudien. Bald erschienen von ihm „Die Siegelkunde," die man als klassisch bezeichnen kann, und die „Monografie des St. Stefansdomes in Wien". Diese beiden Werke zogen die Aufmerksamkeit des Auslandes auf den geistreichen Geschichtsforscher und Archäologen und Melly wurde Mitglied der k. Instituts in Frankreich, der k. Akademie der Wissenschaften in Neapel, des archäologischen Instituts in Rom, der großherzogl. Akademie zu Neapel, des Alterthumsvereins in Dresden, der numismatischen Gesellschaft in Berlin, des hist. Vereins in Schwaben und Neuburg, der k. k. mähr. schles. Ges. für Natur- und Landeskultur, des Ferdinandeums in Innsbruck und der Museumsgesellschaft für Oesterreich ob der Enns *). Zugleich erhielt er das Verdienstkreuz 1. Classe des Ordens Heinrich des Löwen von Braunschweig, die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft von Preußen, einen Brillantring von Sr. Maj. Kaiser Ferdinand und eine Tabatiere von Sr. k. Hoheit Erzherzog Ferdinand d'Este.

Dr. Melly's Heerestonen von 1848 in Dr. Frankl's „Sonntagsblättern" über Plastik, Malerei und Architektur erregten das größte Interesse, sowie derlei Artikel später im „Wanderer" eine ununterbrochene kritische Chronik bildeten, die jedem Kunstfreunde willkommen war.

Im Jahre 1854 wurde Dr. Melly zum archäologischen Conservator in Steiermark ernannt und hätte da unendlich viel wirken können, wenn nicht ein gichtisches Leiden ihn ergriffen und ihn durch 10 Monate auf Bett gefesselt hätte. Die Gicht verließ ihn nicht mehr und er erlag am 23. October 1854 im Bade Pöstyan, betrauert von allen, die ihn kannten, seinen Leiden.

Melly war ein Mann von angenehmen Aeußern. Ein geistreicher, lebhafter Gesellschafter, war er seinen Freunden stets werth und theuer, indem es ihm nie an treffendem Witz und Sarkasmus fehlte, ohne jedoch dabei zu verletzen. Auch in seinen trefflichen Schriften spiegelt sich neben der Klarheit eine Schärfe des Geistes, die Bewunderung abringt.

Schade nun ihn! Oesterreich zählt durch Melly's Tod einen der geistreichsten Forscher, Gelehrten und Kunstrichter weniger.

K.

*) Warum nicht auch Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien? — —

Telegraf der Redaction.

Herrn U. v. St. in K. Insern herzlichen Dank für die Nachricht über die Anerkennung, deren sich unser Unternehmen im Orient erfreut. —

Herrn H. in M—ck. Für das abermals Complimenet dankend, bemerken wir, daß Ihrem Wunsche bezüglich des 1. Jahrganges des „Zeuß" bereits entsprochen wurde.

Herrn Dr. W. J. K. in S. Wie sehen Ihrem bewährten, feurigthätigen Wirken mit Spannung entgegen.

Herrn Dr. G. v. C. in F. Richtig erhalten. — Beide Aufsätze willkommen. — Für das im Schreiben ausgedrückte Vertrauen unsern Dank.

L. M. de C. à Constantinople. La manière flatteuse dont Vous Vous êtes exprimé dans Votre lettre sur notre Journal „Zeuß" nous a fait Contant plaisir de plaisir que Vous avez l'intention de réaliser le même idée dans Pâtrie. Nous y préterons volontiers la main et vous souhaitons bonne fortune. —

Druck u. Verlag von M. Auer. Im Auslande zu beziehen nur durch Robert Hoffmann's Buchhandlung in Leipzig. Verantw. Redakteur: Leopold Kordesch.

Digitized by Google

Ein Gebet.

(Zur Melodie der Volks-Hymne.)

1

Herr! der Menschenschicksal lenket
Vom Entstehen bis zum Grab,
Sieh mit gnadenvollem Blicke
Auf das Kaiserhaus herab;
Deine Allmacht hat gesegnet
Unsers Kaisers Ehebund,
Laß die Frucht zur Freude reifen
Für den Vater und das Land.

2

In dem ausgereiften Greise
Wandelt ewig die Natur,
Und es tragen edle Bäume
Stets auch edle Früchte nur;
So der Sprosse, der entstanden
Aus dem edelsten Verein,
Wird der Tugenden des Vaters
Und der Mutter Erbe sein.

3

Lasse Deine Engel schützen
Hier auf Erden sein Geschick,
Daß die schweren Kaisersorgen
Mild re süßes Vaterglück:
Wo ein Kindlein wird geboren
Ist das Haus an Freuden reich,
Ueber dieses Kind doch jauchzet
Freudenvoll Hanz Oesterreich!

J. J. Ladner.

Beilage zu M. Hartl's Zeitschrift „Iris".

Digitized by Google

Das Brautthor der St. Sebaldus-Kirche in Nürnberg.

Digitized by Google

Digitized by Google

L.r Edward v. Meilly

geboren am 25.ten Januar 1812, gestorben XXI/XII 1888

Verlag von W. Braumüller, k.k. Hof- u. Universitäts-Buchhändler in Wien.

Digitized by Google

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift

für Kunst, Wissenschaft, Industrie und Unterhaltung,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Nummern von 24 Bogen Text und über 70 Kunstbeilagen.
Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- u. Auslandes an. Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M.
Zustellungsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 30 kr. C. M.

Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten.
Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichzeitig geliefert und billig berechnet.
Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gedruckten Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.
Redaction und Expedition: **Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 25.**

Inhalt: Oesterreichische Städte-Bilder. — Aus den Alpen (Schluß.) — Der Feldherr des Grafen von Egmont (Schluß.) — Das Fräulein von Westenholz. — Die Fischerhaus. — Macht der Kunst. — Kunsthistorische Streiflichter. — Opern- und Concert-Saison. — Neues aus wärtiger Theater. — Vorschriften für Literatur und Kunst. — Auflösung. — Zwei Kreuzsätze. — Erklärungen der Kunstbeilagen. — Telegramme der Redaction.
Artistische Beilagen. Eine Gebirgslandschaft. (Tillographie.) — Die Fischerhaus. (Naturselbstdruck.) — Ein geblendeter Knaben. (Original-selbstdruck.)

N°. 5. **II. Jahrgang. 1855.**

Oesterreichische Städte-Bilder.

Von Dr. Rudolf Puff.

I. Groß-Kanischa.

Unter jenen Städten Oesterreichs, denen bereits die nächsten Jahre den Beginn einer großartigen Zukunft versprechen, dürfte eine der vorzüglichsten Groß-Kanischa im westlichen Ungarn, nahe der Vereinigung der Mur und Drau, nahe den steirischen und kroatischen Grenzen, nahe dem Plattensee, im Herzen des gesegnetsten Bodens für Getreidebau und Viehzucht sein. Vielleicht noch höchstens zwei Jahre mag Kanischa steht mit Fünfkirchen, ganz gewiß aber mit dem kaum über 14 Meilen entlegenen Marburg — somit auch mit Klagenfurt und Italien, Triest und Wien in der ersehnten Eisenbahn-Verbindung. Welch' unermeßlicher Absatz für die reichen Producte dieses Bodens, der bis auf mehr als zwei Klafter kein Steinchen, keinen Sand, sondern nur die fruchtbarste Dammerde weiset, — daher auch die Unmöglichkeit, Kanischa bisher mit den Nachbarorten durch gute Straßen in sichere Verbindung zu setzen.

Kanischa gewährt den auf den Straßen von Steinamanger und Csakaturn Kommenden schon von Ferne einen stattlichen Anblick. Es erinnert durch die weite, von wellenförmigen Hügeln begrenzte Ebene an Wien, durch die schlanken Pappeln an die lombardischen Städte, durch die Straße und die auf ihr bis an die Ufer in Stand, zur Regenzeit in Koth, versinkenden Fuhrwerke, durch die elenden Juden-Caravansarei, und tausend andere Eigenthümlichkeiten an den Orient. Von Letenje an der Vereinigung der Mur und Drau hat man 3 Stunden nach Klein-Kanischa über Pole, das schöne Schloß Beschecl links lassend, herrliche Fruchtfelder am Horizonte von ungeheuren Pferde- und Ochsenweiden begrenzt zu durchwandern. Bald nach dem Dorfe Sarmas liegt Klein-Kanischa, eine Ortschaft von 550 Häusern, schon zu Groß-Kanischa gehörig und in der Ferne mit demselben einen einzigen langen und breiten, von 4 Thürmen überragten Häuser-Bogen bildend, vor uns. Die Gesammtbevölkerung beider Orte beträgt über 15,000 Seelen. Der Anblick ist erhaben und überraschend — mehr in der Ferne als in der Nähe. Nach einer halben Stunde sind wir durch die deutsche Gasse, eine breite, mit stattlichen Bauten besetzte Straße, auf dem schönen mit Alleen und Barrieren versehenen Marktplatze. Hier steht man, wie sehr dieß Klein-Pest oder Ungarisch-Triest, wie man es vorzugsweise nennt, sich als eines der wichtigsten Emporien entwickelt. Tausende von Fuhrwerken mit Naturproducten aller Art durchkreuzen sich hier täglich; ihre Labung tauschend um eine andere, bringen sie durch Tracht und Sprachenmischung ihrer Eigenthümer ein Bild hervor, das sich wohl schauen, aber weder geben, noch schildern läßt. Die Bevölkerung von Kanischa spricht vorherrschend in deutscher und magiarischer Sprache, welchen beiden auch alle Namen-Aufschriften der Gassen entsprechen. Die Einwohner sind, vielleicht der Mehrzahl nach, israelitisch vom fein gebildeten Großhändler, bis zum ärmsten Schachermann herunter. Das feilscht, rennt, rechnet, lärmt, lacht munter durcheinander, das tummelt sich zwischen Wägen und Karren, auf denen Holz, Wein, Getreide, Obst, Gemüse &c. in schwerer Menge die Ware biegen. Eine Merkwürdigkeit in Kanischa sind die Straßen und Wege. Der Grund besteht durchweg aus hinein gelegten Prügeln, über welche weiche Erde festgestampft wird. An den Häusern aber sind schmale, sehr zweckmäßige Trotoirs aus fein gebrannten Ziegeln, die mit der Breite an einander, mit der Kante aufwärts gemauert, und durch mannshtiefe Wasserabzugsgräben von den Fahrwegen getrennt sind. Ein einziges Trotoir ist aus Stein, zugleich eine merkwürdige Erinnerung, als letzter Rest der einstmaligen wichtigen Festung Kanischa, deren Pulverthurm diese Steine ent-

Digitized by Google

nommen sind. Kanischa galt noch 1742 für eine bedeutende Festung, die zwar nur aus einem Kronenwerke mit 4 Bastionen, Wällen aus Eichenstämmen, mit darüber gestampfter Erde, seichten und schmalen Gräben bestand, durch die Morâste aber, die das Flüßchen Kanischa bildet, gänzlich unnahbar gemacht war, so daß sie sich 1660 durch 44 Tage gegen die Türken wehrte, bis dieselben im nächsten Jahre in ihren Besitz kamen. Pascha Hassan Serjaki, der größte Opiumesser seiner Zeit, schlug hier 1601 den kaiserlichen Erzherzog Ferdinand, der mit 30,000 Mann herangerückt war, entscheidend zurück. In der Tattenbach'schen Verschwörung spielten Kanischa und Csakatura ernste Rollen; in den Jahren 1848 und 1849 hatte Kanischa Wichtigkeit, mitunter bittere Bedeutung in der Kriegsgeschichte.

Kanischa ist ganz das treue Bild orientalischer Städte, nur mit dem Unterschiede, daß überall die regste Seegkalt für Reinlichkeit, und eine Toleranz, wie möchten sagen, Brudertiebe unter den verschiedenen Religionsparteien herrscht, die musterhaft genannt zu werden verdient und vorzugsweise von dem höheren reichen, durch Reisen und Umgang gebildeten ideralistischen Handelsstande ausgeht. Die Stadt verliert sich vom Mittelpuncte aus weithin in langen Gassen in immer kleinere Gebäude, in Oder und Gärten, die endlich in die flache Ebene. Am oberen Platze neben einem Ententeiche ist das Piaristen-Collegium, mit einer einfachen Kirche von 5 Altären, und einem lebhaften Gemälde „die Pest 1769." In der Straße zum großen Corso hinab stehen der Fürst Bathyanische Gasthof „zur Krone," 27 Fenster lang, am regelmäßigen unteren Platze (an den Roßmarkt in Prag erinnernd), und die demselben Magnaten gehörigen stattlichen Gebäude, unter ihnen das Hôtel „zum grünen Baum," das durch Schönheit und Comfort jeder Stadt ersten Ranges entsprechen dürfte. Ziemlich einsam liegen Kloster und Pfarre der Franziskaner nahe der Pünfkirchner Gasse. Unter den 8 Altären der Kirche ist nur der des heil. Josef bemerkenswerth. Prachtvoll ist die Synagoge, eine der schönsten im Kaiserthume, im edelsten Stile gebaut, ein Denkmal von Eintracht und Andacht. Die gewaltige Orgel, die Spiegelfenster an den Bogen der Frauen, der architectonische Schmuck, die herrlichen Kandelaber — alles vereint sich zu einem imposanten Eindruck. Hinter ihr, 11 Fenster lang, ist die schöne lichte, 1842 erbaute jüdische Schule mit einer zweckmäßigen Industrie-Abtheilung für Mädchen, die in allen weiblichen Arbeiten unterrichtet werden. Der Gesangsunterricht erfreut sich an dem bekannten Jetteles, dem Bruder des nicht unberühmten Aethetikers, eines seltenen Meisters. Außer der Prateraasse ist der jüdische Friedhof mit schönen Monumenten. Kein Fremder versäume, Markbreiter's Buchdruckerei, Litographie, Congreve-Druck ꝛc. zu besuchen, eine Anstalt, die gewiß wenige ihres Gleichen in den östlichen Provinzen der Monarchie haben dürfte. Im edlen romanischen Stile ist die Villa des H. Spanier, einst eine der wichtigsten Cigarrenfabriken, gebaut. Für Gartenanlagen haben die Kanischaner eben so viel Vorliebe, als Geschmack. Der Beaûhausgarten, in der Kostreinizer Gasse, und der gegenüberliegende des fürstlichen Hofjägers, sind für Aug' und Herz erfrischende Beweise. Ausflüge von Kanischa sind gegen Keßheli am Plattensee hin das schöne Schloß Szecz, Eigenthum der Inkay, die Kirche St. Jönil mit den Reliquien des gleichnamigen Heiligen, die Pußta Petben ꝛc. Für geselliges Vergnügen hat Kanischa ein deutsches und magiarisches Theater, das südische Casino „zum grünen Baum," die gewöhnliche Kunst-Arena reisender Virtuosen, das Handels-Casino mit Zeitschriften, Fortepiano, Billard, Restauration ꝛc. Ueberhaupt überraschen den Deutschösterreicher, den Wiener insbesondere, in Kanischa orientalische Pracht, deutsche Geselligkeit, Luxus und herzliche Gastfreiheit auf eine Weise, welche diese Stadt mit Recht als das Musterverbindungsglied zwischen West und Ost zu bezeichnen vermögen.

Aus den Alpen.

Reiseskizzen von Professor Fr. Simony.

I. Die Holzstube.

(Schluß.)

In der Hütte war es bereits lebendig. Eine breite Flammenzeile loderte auf dem langen, die Mitte des einzigen Raumes einnehmenden Herde. Vier Holzknechte, die eben auch erst angekommen zu sein schienen, waren damit beschäftigt, ihre grauen Wettermäntel über dem Herde aufzuhängen und die schweren Bundschuhe gegen nicht viel leichtere Holzpantoffeln umzutauschen. Bald vergrößerte sich jedoch die Gesellschaft; eine Rotte stämmiger Waldsöhne nach der andern traf ein, bis die Zahl der Anwesenden auf zwanzig Köpfe angewachsen war.

Jetzt begann ein reges Treiben. Während die Einen nach damit zu thun hatten, sich der nassen Hüllen zu entledigen und diese auf noch leer gebliebenen Stellen der Trockenstangen anzubringen, waren die Andern schon zur Bereitung ihres Abendessens geschritten. Kurz vorher hatte der Geimel alle Wasserträge der einzelnen Holzknechte zum Feuer gerückt. Nun nahm Jeder aus dem eigenen Lederranzen das Säckchen mit Mehl, die hölzerne Schmalzbüchse, den flachrunden Eisenlöffel und die Eisenpfanne heraus und ging an die kunstgerechte Verfertigung der „Nocken" des selbst von delikateren Stadtgaumen sehr schmackhaft befundenen Hauptgerichtes der oberösterreichischen Holzknechte. Da wurde zuerst die bestimmte Menge Mehl in die hölzerne Schüssel gethan, heißes Wasser in dem nöthigen Maß eingerührt, dann mit der eisernen Kohlspatel aus dem Teige acht regelrunde Klöße geformt und in das siedend gewordene Wasser des angehörigen Topfes gethan. Während daßelbe die letzteren gar kochen mußte, wurde ein ansehnliches Quantum Schmalz in die Eisenpfanne gegeben, erhitzt und nun darin die acht zum zierlichen Kranz geordneten Klöße gebaden. Um das leckere Gericht zum schnelleren Abkühlen zu bringen, wurde die Pfanne mit dem Stiel in einen der Kerbhölzer der zwei oben beschriebenen Pfosten außer der Hütte gesteckt und darauf zur Anfeuchtung der „Schotsuppe" geschritten. Auch diese bereitete Jeder für sich, indem er in die hölzerne Schüssel Brotblättchen einschnitt, mit dem Suppenlöffel der Nocken übergoß, dann etwas frischen „Schoten" (eine Art Süßmilchkäse) einrührte und zuletzt die Schüssel mit einer Holzplatte zudeckte, um das Gemenge dem Processe gegenseitiger Durchdringung zu überlassen. Nur einige der ältesten Holzknechte, wahrscheinlich gesegnete Familienväter, gingen wirthschaftlicher zu Werke. Der Eine machte „Wasserspatzeln," der Andere bereitete ein „Aepfelkoch," ein Dritter blieb gar nur bei der Schotsuppe stehen.

Es bot einen eigenthümlichen Anblick dar, mehr als ein Dutzend männlicher Gestalten, jede ihren Platz auf der Umrahmung des Herdes einnehmend, mit gleicher Aufmerksamkeit und Beschäftigkeit gleichzeitig dasselbe Gericht auf gleicher Weise, ja man kann sagen, nach demselben Rhythmus bereiten und dabei mit einer Reinlichkeit vorgehen zu sehen, die vielleicht manchem weiblichen Koche hätte zum Muster dienen können.

Nachdem so das Abendessen fertig gebracht worden war, gab der „Meisterknecht" ein Zeichen und nun erhoben sich alle Anwesenden, entblößten das Haupt von der unvermeidlichen Zipfelhaube und verrichteten, das Antlitz gegen ein von Rauch geschwärztes Cruzifix gekehrt, laut ihr Dankgebet für den himmlischen Schutz bei ihrem gefährlichen Handwerk.

Jetzt erst ging es zum Mahl. Die Pfannen wurden hereingeholt, die Schüsseln abgedeckt und Jeder nahm seinen Platz wieder auf dem Herdrahmen oder auf einem herbeigeholten Schämel, doch dem Herde so nahe als möglich. Zwei und Drei der zum Essen sich Anschickenden rückten näher aneinander, um in Gesellschaft zu verzehren, was Jeder für sich bereitet hatte. Diejenigen, welche auf magere Kost angewiesen waren, wurden von den besser Bestellten eingeladen, mit ihnen zu theilen. Die bindende Zitge machte die Runde zu Allen und erhielt von Jedem ihr Theil. Für mich hatte der Geimel gesorgt.

Nach genossenem Mahle gab sich die Mehrzahl der Anwesenden irgend einer Beschäftigung hin. Der Schleifstein wurde herbeigeholt, um die Hacken neu zu schärfen oder eine entstandene Scharte auszuwetzen. Locker gewordene oder gebrochene Stiele an den letztern wurden frisch verkeilt oder durch neue ersetzt. Einer hatte am Riemwerk seiner Steigeisen, ein Zweiter an Kleidungsstücken zu bessern, der Dritte seine Schuhe zu nageln. Wieder Andere füllten die Zeit damit aus, Fackeln aus dünngespaltenem Holzstäben zu verfertigen. Zwei junge Bursche mit höchst vergnügten Gesichte waren bemüht, von einem ästlosen Fichtenscheit möglichst lange und breite Leuchtspäne abzuhölzen und in deren Kanten allerlei Zierrath einzuschnitzen, welches Kunstwerk unzweifelhaft die Bestimmung hatte, irgend einer Alpenschönen, als Zeichen zarter Aufmerksamkeit gelegentlich überbracht zu werden. Der Meisterknecht notirte sich Allerlei über die Geschehnisse des Tages, um bei dem Wochenrapport im Waldamt einen geordneten Bericht erstatten zu können. Ein schnurbärtiger Veteran, den nach dreißigjährigem Soldatendienst die Jugendliebe zum Waldleben noch nicht verlassen hatte, legte auf den verwundeten Arm eines Kameraden frische Verbande an. Nur Wenige unter

Digitized by Google

der ganzen Gruppe gaben sich dem süßen Nichtsthun hin oder ergötzten sich mit dem „Mühlfahren," zu welchem ein Paar mit Kohle auf einen Schämel gezeichnete Linien und verschieden geschnittene Holzstückchen den Spielapparat abgaben. Die Pfeife aber fehlte in Keines Mund, sie ist der unzertrennliche Begleiter des Soldaten und ihm zu liebe unterläßt er selbst an heißen Sommertagen auf seiner Arbeitsstätte ein fortwährendes Feuer, um jederzeit einen Glimmspan für seine Freundin bereit zu haben.

Neben den mannigfachen Hantierungen hatte die dunstefte, leitweilig sehr kräftige Conversation ihren ununterbrochenen Gang. Abenteuerliche Begebnisse aus dem Kriegs-, Bergmanns- und Waldleben, Fatalitäten nächtlicher Spaziergänge, Haudrauereien und Familienzoffen bildeten den Stoff der Unterhaltung, in welcher hie und da ein starker Anflug poetischen Anspuhes nicht zu verkennen war.

Endlich wahnte die Schwarzwälderin, das luxuriöseste Einrichtungsstück der Hütte, mit neun hellen Schlägen, daß die Schlafenszeit gekommen sei. Arbeit, Spiel und Pfeifchen wurden bei Seite gelegt, die Brandstumpfen sorgfältig zusammengescharrt und Einer nach dem Andern nahm seinen Platz auf der gemeinsamen Lagerstelle. Nicht lange währte es, so umfing tiefer Schlaf die ermüdeten Bewohner und nur das leise Knistern der erlöschenden Glut belebte noch die Stille des dunkeln Raumes. —

Als ich erwachte, war schon Alles in voller Thätigkeit, das Frühstück abgekocht und die Mehrzahl der Holzhacke, nämlich jene, deren Arbeitsplätze entfernter lagen, zum Aufbruch bereit. Draußen breiteten die schwarzen Baumkolosse des Waldes noch nächtliche Finsternis um das Blockhaus, nur die und da schimmerte zwischen den thurmhohen Wipfeln ein Flechten des sich erhellenden Himmels herein.

Eine Stunde später, als der Tag völlig angebrochen, waren der Geimel, seine Ziege und ich die einzigen lebendigen Wesen in der Hütte.

Die Regenwolken des vorigen Tages hatten sich noch nicht ganz zerstreut. Zeitweise flog ein schleierartiger Nebel über die Baumkronen hin und der niederstehende Bergwind schüttelte in Augenblicken eine ganze Fluth schimmernder Perlen von dem wasserbeladenen Athmerk herab.

Ich beschloß daher, noch ein Paar Stunden zu verweilen, um die weitere Gestaltung des Wetters abzuwarten. Nebenbei fesselte mich das Interesse an der Lebensgeschichte des Hausbälters, dessen ganze Erscheinung und Weise so viel Eigenthümliches darbot, daß ich die Stätte nicht verlassen wollte, ohne mit den Geschicken dieses sonderbaren Menschen bekannt geworden zu sein. Es bedurfte auch keiner besondern Ueberredung, denselben mittheilsam zu machen. Während er mein Frühstück bereitete und ich mit dem Umlegen der gesammelten Pflanzen beschäftigt war, erzählte er seine Schicksale:

Mit 18 Jahren war er Holzknecht im ärarischen Dienste geworden. Ein bei den Alpenbewohnern ziemlich häufig vorkommendes Gebrechen hatte ihn der Militärpflicht enthoben, das Recht der Erstgeburt ihm vor einem jüngern Bruder den einstigen Besitz einer gut bestellten Hauswirthschaft gesichert. Nach eingetretener Großjährigkeit sollte er das Anwesen übernehmen. Ein Mädchen seines Ortes hatte ihm ihr Herz geschenkt und er in der Heirath zum Antritt seines Besitzthums festgesetzt. Während sich so das Leben recht schön und hoffnungsreich um ihn gestaltet hatte, änderte ein Unglück mit einem Male Alles. Als er und dreiandere Holzknechte eines Tages zur Winterzeit damit beschäftigt waren, mehrere in einer sehr steilen Berglehne gefällte Bäume abwärts zu fördern, brauste plötzlich eine Staublawine von der Höhe herniedet, erfaßte ihn mit seinen Kameraden und schleuderte alle vier in einen viele Klafter tiefen Abgrund hinab. Einer von ihnen fand im Sturze über die Felsenklüften seinen Tod, dem zweiten wurden mehrere Rippen und ein Arm gebrochen, der dritte kam mit durch ein Wunder nach dem Falle auf eine weiche Stelle der Lawine zu stehen und konnte, vollkommen unversehrt, sogleich um Hilfe eilen; er selbst war von der Lawine zur Seite geschleudert worden und auch auf die Füße gefallen, aber mit solcher Wucht, daß alle Gelenke derselben verschoben wurden. Nach schsmonatlichem Schmerzenslager stand er als Krüppel auf. Er verzichtete nun auf das Heirathen, stellte auf seine Kosten für den Bruder, welcher als Rekrut abgefahrt worden sollte, einen Ersatzmann und ging, als er nach mehreren Jahren seine verkrümmten Füße wieder mit einiger Sicherheit zu gebrauchen gelernt hatte, in den Wald, um da, wenn auch nicht mehr als Holzknecht, so doch als Geimel sein Leben zu verbringen. „Jetzt" — so schloß er seine schlichte Erzählung — „habe ich eigentlich Nichts in der Welt, was mir anhänglich wäre, als das Vieh da" und dabei umfing er fast mit Zärtlichkeit den Hals der Ziege, die schon eine Zeitlang mit ihm aus der Schüssel gegessen hatte, und welcher er nun sorglich die letzten Reste der Suppe auslecken ließ. „Diese Ziege habe ich im vorigen Herbst vor dem Verhungern gerettet. Es war ihr ein herabstürzender Felsstück auf die Hinterfüße gefallen, unter welchem sie nicht loskonnte, bis ich zufällig dazu kam und sie befreite. Ich habe sie dann nach Hause getragen und gepflegt. Jetzt geht sie mir nicht mehr von der Seite; sie ißt und schlaft mit mir und versteht mich, wenn ich zu ihr rede."

Als der Mann geendigt hatte, lag etwas in seinem gefurchten Gesichte, das auffiel, wie Wehmuth und Trauer um ein verlorenes Glück. Wie öde — dachte ich bei mir — muß es in dem Herzen dieses Menschen aussehen, wenn keine andere Liebe mehr in demselben einen Wiederhall erregt, als die dankbare Anhänglichkeit eines unvernünftigen Thieres!

Noch manche Frage wäre mir nahe gewesen, aber ich fühlte es, daß ich an eine Wunde gegriffen, die, so alt sie auch sein mochte, noch nicht vernarbt war.

Ein frischer Ostwind hatte jetzt die Wolken gelichtet, freundliches Blau schimmerte zwischen denselben durch und versprach einen schönen Tag. Der Geimel setzte sich schweigend zu seiner Drehbank, um hölzerne Schüsseln zu drechseln, ich aber zog wieder bergwärts, mit einer Stimmung, als wenn mir selbst etwas Trauriges begegnet wäre.

Der Leibdiener des Grafen von Egmont.

Historische Novelle von Leopold Kordesch.

(Schluß.)

Hinter dem Marktplatze lag in einer krummen Gasse ein langes, finsteres, burgähnliches Gebäude. Im Erdgeschosse waren dessen ansehnliche Fenster mit weitausgeschweiften bauchigen Gittern versehen, und es führeten einige kleineine Stufen auf die Estrade des Einganges; das obere einzige Stockwerk wies an seinen Fenstern ebenfalls leichte Stangengitter. Das ganze Haus, alt und schwarz, sah schon von Außen so unheimlich aus, als es von Innen wirklich war, denn hier hielt der „Rath der Unruhen" oder der „Blutrath" seine Sitzungen und Berböre; von hier aus wurden die Opfer des Todes zum Richtplatze geführt.

An einem heitern Octobermorgen, der aber von seiner lachenden Freundlichkeit dem schaurigen Hause des Blutrathes leider nichts mitzutheilen vermochte, bemerkten die Nachbarn, daß der Saaldiener die Fenster des ersten Stockwerkes zeitlich öffnete und frische Luft hinein ließ, ein deutliches Zeichen, daß eine Gerichtssitzung stattfinden werde. Wirklich versammelten sich nach 8 Uhr die Richter in langer, schwarzer Tracht mit weißen Binden um den Leib. Sie begaben sich in ein mittelgroßes Gemach, der kleine Saal genannt, und nahmen schweigend ihre Plätze. Einige Minuten darauf erschien ein kleiner, unansehnlicher, mit einem Höcker versehener Mann, dessen sicherer, stolzer Gang und dessen vornehm-freundliche, klug aufgehende Miene ihn jedoch sogleich als den Präsidenten des Gerichtes bezeichneten. Es war Don Juan de Vargas, ehemaliger Secretair auf der Hochschule zu Utrecht, nunmehr ein Günstling des Herzogs von Alba und Vorsitzender beim Rathe der Unruhen.

„Doy a usted la bienvenida! Willkommen Sennores!" sagte er, seinem Sitze zugehend und mit der Handglocke schellend, die am Tische stand. „Der Verbrecher werde und hereingeführt," befahl er dem eintretenden Gerichtsdiebenten, der sich mit stummer Verbeugung entfernte. „Ihr wißt, Sennores," wandte er sich an die herumsitzenden Collegen, „daß wir heute einen besondern Criminalfall vor uns haben, wobei die geheiligte Person des hohen Herzogs selbst mit im Spiele ist. Eifer in unserer Pflicht ist daher heute um so mehr am Platze, und ich brauche ihn nicht erst zu empfehlen. Obschon mir Seine Hoheit unbegreiflicherweise selbst Mäßigung und Unparteilichkeit zu üben befahl, so wollen wir denn doch zeigen, daß ein so unerhörtes Verbrechen sich nicht etwa noch Strafsmißgelt vorspiegeln könne. Ihr, Don Sylva de Oppuno! werdet so gefällig sein, das Protocoll zu führen."

Eine lange, hagere Figur mit einem Rußknackergesicht erhob sich aus der Mitte, um den leeren Platz an der Seite des Präsidenten einzunehmen. In demselben Augenblicke gingen die Thorflügel des Gerichtssaales auf, und Niclas Petersen trat ruhig und unbefangen vor seine Richter.

Digitized by Google

Nachdem mit dem Inquisiten, wie üblich, das Nationale aufgenommen worden war, sprach Vargas mit höhnischem Lächeln: „Ihr werdet gut wissen, weßen Ihr angeklagt seid, und ich hoffe, daß Euch sowohl Euer unerhörtes Verbrechen, wie die gebührende Strafe wohl bewußt ist. Läugnen läßt sich's hier nicht, was die That betrifft, nur hinsichtlich Eueree endlosen Mitschuldigen wäre dieß möglich, aber ich hoffe, Ihr werdet der Wahrheit die Ehre geben, weil Euch Lügen nichts frommen würden und wir Mittel haben, Euch die Wahrheit aus den tiefsten Falten Eureo Innern hervorzuholen. Sagt zuerst, wie kamet Ihr in den Speisesaal des Herzogs, und was trieb Euch zu solch' geäßlicher Unthat?"

„Bevor ich auf diese und die folgenden Fragen antworte," erwiederte der Gefangene, „gebe ich meine heilige Versicherung, daß nicht Ein unwahres Wort aus meinem Munde gehen soll. Es steht dann bei Euch, meine Herren, mir zu glauben oder nicht. Da ich weder den Tod, noch die Folter fürchte — hier mein Handstumpf kann als Zeuge dienen, daß ich Schmerzen verachte — so ist es mir gleich, was man von meinen Aussagen halten will, wenn es überhaupt noch nöthig ist, daß ich verhört werde."

„Freund, Ihr wollt nur ein Diener gewesen sein, und Ihr drückt Euch so gut aus, wie es nur einem Edelmanne möglich wäre, wie kommt das?" fragte der Inquieent.

„Ich war nur der Diener des unglücklichen Grafen von Egmont, aber ich lernte in frühester Jugend Alles, was er selbst lernte. Mein edler, verewigter Herr würdigte sich herab, mir selbst so Vieles beizubringen und mich zu bilden — und war ich auch nue sein Diener, so war er mir doch mehr Freund als Herr! Ja das war er! Ich, wie sind mit einander aufgewachsen!" sprach Nicias, indem er mit der Hand sich über die nassen Augen fuhr.

„Wurdet Ihr durch den Tod des Grafen beotlos?" fragte del Rio, einer der Räthe.

„Der Prinz von Gavre war auch ein Prinz an Großmuth; er belohnte mich so, daß ich mein Beomägen nie vergessen werde," gegenredete Nicias.

„Nun denn," nahm Vargas das Wort, „wenn nicht Noth, Elend oder die Gier, Geld zu erhalten, was trieb Euch sonst zu dem bereits ronstatirten Verbrechen?"

„Der Schmerz, das Heeyleid um meinen Herrn, sonst nichts, bei dem lebendigen Gott, sonst gar nichts! Ihr werdet es mir nicht glauben und ich begreife das! Wißt Ihr denn, Ihr kalten Menschen, Ihr Maschinen des Gesetzes, was Jugendfreundschaft, was Dankbarkeit, was Dienerliebe, Dienertreue ist? Wißt Ihr, was ein Herr ist, wie Graf Egmont, der ein Engel war auf Erden? — Wißt Ihr, was es heißt, den Kopf eines solchen Herrn vom Rumpfe fallen zu sehen, mit dem Bewußtsein, daß der Kopf unschuldig fiel? — O Ihr wißt das nicht — ein treuer Hund würde mich verstehen, ja, Ihr aber nicht, Ihr nicht!" rief Nicias laut und auf innerster Seele. Die Räthe sahen sich im Kreise an. Eine solche Rede war ihnen noch nicht vorgekommen. Präsident Vargas winkte dem Inquisiten, fortzufahren und Don Sylva spitzte eilfertig wieder die Feder.

„Als ich dastand unter der Menge," fuhr Nicias fort, „die nach dem Fenstee des Herzogs hinblickte, von wo im letzten Augenblicke Gnade kommen konnte, und doch nicht kam, als der schreckliche, dumpfe Schlag auf dem Schaffot geschah — da schwur ich — ein Diener, ein Nichts gegen so viele Stärkere, daß ich den Tod des Grafen rächen wolle. Schon auf der Promenade wollte ich den Streich vollführen. Ich wollte durch trotziges Benehmen die Aufmerksamkeit des Statthalters auf mich lenken, daß er stehen geblieben wäre, und hätte ihn da niedergestoßen. Ich wurde nicht bemerkt. — Da versuchte ich in die Wohnung des Herzogs einzudringen — ebenfalls vergebens! Was blieb mir sonst übrig, als mich in Livree zu verkleiden und unter die vielen Diener zu mischen, die bei dem Gastmahle den Gästen aufwarteten? Dieß konnte nicht auffallen untee dem Troße von Lakaien, die von allen Seiten zusammenkamen. Ich stand hinter dem Stuhle des Herrn Marquis von Cetona, der, wie ich von den Dienern vernahm, von einer wichtigen Reise gekommen war und keinen Ehrendienstdienten mitgenommen hatte. Jedermann glaubte, ich sei für ihn da und er selbst mochte eben dieser Meinung sein. Er saß am obern Ende der Tafel, umweit des Herzogs. Das blutige Haupt meines Herrn schwebte beständig vor meinen Augen. Ich vermochte das Ausbeingen der Toaste, in deren Lärm ich am leichtesten mein Vorhaben ausführen konnte, kaum zu erwarten. Als der Herzog das „Hoch!" auf den König ausbrachte, stand ich schon ganz nahe hinter ihm. Ich hielt meine rechte Hand, mit der ich den Griff des Dolches erfaßt hatte, in meinem Wammß verborgen und als man des Statthalters Gesundheit trank, rau ich easch vee und führte einen so kräftigen Stoß auf dessen linke Brust, daß der Dolch am Stählernen Panzerhemde abbrach. Ich war auf diese Vorsicht des Herzogs nicht gefaßt. Wie ich den unnützen Dolch wegwarf, eben so hieb ich mir auch die unnütze Hand vom Faustgelenk. Ich warf mich selbst zum Werkzeug einer Rache auf, die — wie ich jetzt einsehe — nur Gott gehört. Das beitre Unwohe ist jetzt mein Körper auf der Welt. Ich habe mein Leben verwirkt — fern sei es von mir, es retten zu wollen! Ich betrachtete es schon als verloren, als ich in den Saal ging. Ob ich nun zu einem martervollen oder leichten Tode verurtheilt weede — mir gilt es gleich — Niemand wird mich schwach sehen, Niemand klagen hören. Ich gehe dem Tode entgegen, wie einem Freunde. Die einzige Bitte, wenn einem Verurtheilten eine solche erlaubt sein soll, ist die, daß man mit dem Vollzuge meines Urtheils nicht zögert. Sonst weiß ich nichts mehr anzugehen." —

„So? Ihr wißt also gar nichts mehr? Ihr wollt das Wichtigste, Euere Mitschuldigen, nicht angeben, wollt nicht sagen, wer Euch zum Mord gedungen? Gut! Meister Alberic in der Folterkammer soll sich bereit halten!" —

„Laßt mich dahinführen, wenn Qualen Euch vergnügen. Ihr werdet wenigstens sehen, daß ich mit Standhaftigkeit nicht prahle. Ich flehe mit meiner That vereinigt da. Der Schmerz um meinen Herrn hat meine unnütze Hand allein bewaffnet, das nue kann und werde ich sagen, so lange man mir erlaubt zu athmen."

„Fort mit ihm also!" gebot Don Vargas. Lächelnd und mit der Resignation eines Mannes, dessen Körper nichts ist gegen seinen Geist, wandte Nicias sich um, den Vortritt des Schließers erwartend. In diesem Augenblicke erschien ein Kanzeldiene des Herzogs in der Thür. „Hier ist ein Befehl Seiner Hoheit," sagte er, gab ein Schreiben ab und verließ den Saal.

„Nicht zur Folter, ins Gefängniß zurück mit dem Inquisiten!" rief der Präsident des Gerichtes der abgebenden Escorte nach, während er das schnell überflogene Schreiben dem nächsten Rathe zur Einsicht übergab. „Juro a usted! Ich schwöre bei den Gebeinen des heiligen Dominikus, daß ich den hohen Herzog, unsern Herrn, nicht mehr begreife. Lesel, Semores, und sagt dann Euere Meinung."

Das Schreiben des Herzogs machte nun die Runde am Gerichtstische. Einige der Räthe zuckten mit den Achseln, andere lächelten wie in Verwunderung, wieder andere lasen die Schrift ohne Geberdenspiel schweigend durch, bis sie wieder zu Don Vargas zurückgelangte. Sie enthielt den Befehl, der Buntrath habe die Aussage des Nicias Peteesen, die ihm übrigens bis auf weiteres ohne Anwendung der Folter abzunehmen ist, sogleich nach Beendigung des ersten Verhörs dem Herzoge selbst zuzusenden.

„Unser hochverehrter Doktor und Vorsitzender hätten uns allen bald eine sehr große Verlegenheit, wo nicht Schlimmeres an den Hals gezogen," sprach schmunzelnd nun mit feinem höhnischen Lächeln del Rio. „Wäre der Spitzbube gefoltert worden, was Räthe darans bei diesen Umständen entstehen können?"

„Nichts, was uns hätte schaden können!" antwortete de la Torre, der älteste Rath, mit dreister Stimme. „Ist im Rathe für die Folter gestimmt worden? Nein! Hat man uns um unsere Meinung dabei befragt? — Nein! — Der Herr Präsident hat hier aus eigener Machtvollkommenheit gehandelt, darum wäre die Verantwortung sein gewesen und nicht unser."

Zorn und stillverhaltene Wuth leuchteten aus dem Augen und spöttlichen Zungenspitze des kleinen, verwachsenen Männchens, das den Vorsitz führte. „Beso vos pies, senuor! Ich küsse Euch die Füße für Eurere treffliche Einwendung und Euere collegialische Gesinnung!" näselte Vargas, indem er sich vor dem Sprecher verneigte. „Ich weiß, was ich wreantworten kann, was nicht, werde aber nicht ermangeln, Euch, de la Torre, nächstens beim Herzog zum Präsidenten an meine Stelle vorzuschlagen."

Der Angredete schwieg. Da auch die Anderen wortlarg da saßen, erhob sich Vargas, erklärte die Gerichtsverhandlung für den Tag als beendet, befahl dem Schreibführer, die Akten zusammenzugeben und sie sogleich an Herzog Alba befördern zu lassen, und verließ nach einem stummen Abschiedsgruße die Versammlung, indem er stolz zur Thüre hinausschritt. —

Digitized by Google

Drei Tage behielt der Statthalter die Prozeß-Akten Petersens. Am vierten Tage versammelte sich der Blutrath im Auftrage Alba's, um das Urtheil zu fällen, da Letzterer die Aussage des Inquisiten als vollkommen zum Urtheile reif, und das weitere Inquiriren hinsichtlich der Mitheilnahme Anderer an diesem Verbrechen als nicht nothwendig erklärte. —

Niclas Petersen wurde der Rathsversammlung vorgeführt. Man las ihm sein Geständniß vor. Als er auf die Frage des Richters: ob er das Alles als wahr erkenne, es so bestätige, und ob er nichts weiter beizufügen habe, ruhig und einfach erwiderte: er wisse nichts mehr anzugeben, wurde er abgetreten gemacht, und die Richter schicken sich zur Urtheilsfassung an. Nach einer halbstündigen Berathung wurde die Saalthüre geöffnet und der Verbrecher hereingeführt. Als er das schwarze Stäbchen bemerkte, welches Don Warga's in der Hand hielt, verändrte er eben so wenig Farbe und Miene, wie gleich darauf, als ihm der Präsident mit sonnoorer Stimme sein Todesurtheil verkündete und das gebrochene Stäbchen unter die Füße warf. Das Urtheil lautete auf Schleifung zum Richtplatze, Abhauen des noch übrigen Rumpfes der rechten Hand und auf Räderung von unten nach oben.

Der Verurtheilte wurde nun in ein lichtes, jedoch dichtvergittertes Gemach gebracht und bekam Wache. Zu Mittag trug man ihm sein Essen auf, welches er mit sichtbarer Ruhe verzehrte. „Ich kann Euch nicht verdehlen," redete ihn der Kerkermeister an, „daß ich Euern Muth, Euere Entschlossenheit bewundere. Mein Gott! Ihr seht so unbesungen und ruhig aus, als ob Ihr morgen früh die Freiheit erhalten sollt, während doch — wir Ihr wißt" —

„Ich weiß, was Ihr sagen wollt; auch wird es geschehen, wie Ihr meintet, nur im andern Sinne; mein Geist wird morgen frei sein und was ich suchte, morgen werd' ich es finden," entgegnete Niclas ernst.

„Ihr habt auch Euern Richteen Achtung abgedrungen," fuhr Ersterer fort, „man spricht viel von Euch."

„Laßt es gut sein, in drei — vier Tagen wird man eines unbedeutenden Dieners vergessen. Da Ihr eben hier seid, kann ich Euch meine letzte Bitte vortragen. Ich wünschte auf heute Abend einen geistlichen Trost und Beistand. Wollt Ihr mir den besorgen?"

„Gewiß! sein ohne Sorge dafür, es wird geschehen," sagte im Abgehen der Kerkermeister, mit dem Kopfe schüttelnd, gleichsam als wollte er ausdrücken, daß ihm ein so erfolteter Verurtheilter noch nicht vorgekommen und daß er sein Benehmen nicht begreife.

Es war die Dämmerung noch nicht eingetreten, als die Thüre des Gefängnisses knarrte und der Kerkermeister eintrat. „Macht Euch bereit, mir und der Wache zum Herzog zu folgen," sagte dieser. „Ich habe den Befehl so eben erhalten."

Ohne ein Wort zu sagen, verließ Niclas den Kerker. Im Hofe stand ein Wagen bereit, in welchen der Kerkermeister und der Verurtheilte stiegen, und der sich unter Escorte von 6 Reitersoldaten sogleich in Bewegung setzte.

Man war am Palaste angekommen. Die Reiter blieben beim Wagen, der Kerkermeister aber, dem sich zwei bewaffnete Hausgardisten angeschlossen hatten, führte seinen Mann in den bereits erwähnten abseitigen Trakt, der dem Machthaber als Wohnung diente. Bald standen sie vor derselben Thüre, vor der Niclas abgewiesen worden war.

„Nehmt dem Arrestanten die Eisen ab und laßt ihn dann allein durch diese Thüre links eintreten, so befiehlt Seine Hoheit!" sprach ein Offizier, der auf die Antömmlinge gewartet zu haben schien.

Es geschah nach Befehl. So wie Niclas Petersen in das Cabinet des Herzogs Alba eintrat, traf er den Statthalter nicht fern von einem Fenster mit der einen Hand an den Arbeitstisch gelehnt stehen, der ganz mit Papieren und Rollen bedeckt war. Der Herzog hielt eine Schrift in der Hand, die er vor sich hinlegte.

„Du bist verurtheilt und sollst morgen sterben," sagte Alba, indem er dem stehen Gebliebenen, der die Anrede erwartete, einige Schritte entgegentrat.

„So ist es! Ich habe den Tod verdient und werde ihn willig erdulden."

Der Herzog ging ein Paar Mal im Gemache drähnend auf und ab, dann sagte er: „In den Verhörsakten, die ich durchgesehen habe, behauptest Du und bleibst dabei stehen, daß nur der Schmerz, das Herzleid nach Deinem Herrn, der als Rebell gefallen, Dich verleitet, den Mordversuch auf mein Leben zu wagen. Ist es so? Haßt Du den Grafen Egmont wirklich so geliebt?"

„So, daß ich für ihn tausend Leben gäbe, wenn ich ihn erwecken könnte," entgegnete Niclas.

„Der Graf war unschuldig, sagst Du?" —

„Ich werde darauf sterben, Herr Herzog. Wer ihn so gekannt wie ich, kann das aus innerster Ueberzeugung behaupten."

„Gibt es mehrere so treue, so ergebene Diener, wie Du?" fragte der Herzog, wie es schien, mit bewegter Stimme, indem er sich in einem Sessel niederließ.

„Hoheit, es würde viele geben, aber es gebricht an Herren, wie Graf Egmont einer war. Man würde in den Niederlanden vielleicht Jahrzehnte vergehens nach einem suchen, der ihm gliche," sprach der Verurtheilte weich und wehmüthig.

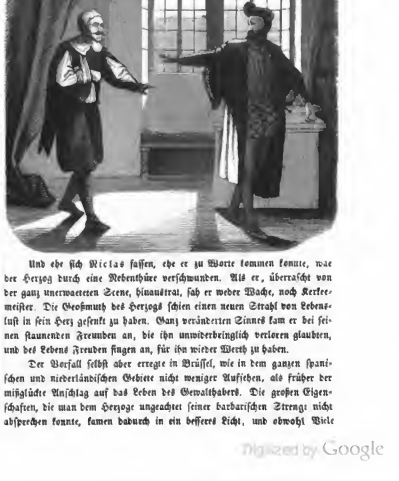
„Und würdest Du, stände es in Deiner Macht, in diesem Augenblicke noch einmal Deine Hand bewaffnen, um Deinen Herrn zu rächen?"

„Nein! der Erfolg meines Angriffs belehrt mich deutlich, daß die Rache Gott allein gehört."

„Wohlan, ich ließ Dich hierher bringen, weil Du die heutige Nacht nicht mehr im Gefängnisse bleiben sollst," sprach der Herzog barsch.

„So erwartet mich der Tod schon heute! In Gottes Namen denn!"

„Nicht der Tod erwartet Dich, Du Trotzkopf, sondern Freiheit und Leben, die ich Dir schenke", rief der Statthalter in sichtbarer Bewegung. „Man soll nicht sagen," fuhr er fort, „der Herzog Alba wüthe gegen die Treue, die eine Himmelstochter ist; man soll nicht sagen, er strafe Verbrechen, die ihren Urquell haben in der uneigennützigsten Liebe eines Dieners zu seinem Herrn. Ich bin hart, unbeugsam, allein es ist strenge Pflicht, es ist des Königs Wille. Aber ein Herz, ein menschliches Gefühl sollen mir die Niederländer nicht absprechen, wo es sich geltend machen soll und muß. Du bist frei! Zieh' hin im Frieden, aber verfluche nicht, mir zu danken, ich verzichte auf jeden Dank. Graf Egmont war um nichts, als um einen solchen Diener zu beneiden. Du verdienst daher zu leben — zieh' mit Gott!"



Und ehe sich Niclas fassen, ehe er zu Worte kommen konnte, war der Herzog durch eine Nebenthüre verschwunden. Als er, überrascht von der ganz unerwarteten Scene, hinaustrat, sah er weder Wache, noch Kerkermeister. Die Großmuth des Herzogs schien einen neuen Strahl von Lebenslust in sein Herz gesenkt zu haben. Ganz veränderten Sinnes kam er bei seinen staunenden Freunden an, die ihn unwiderbringlich verloren glaubten, und des Lebens Freuden fingen an, für ihn wieder Werth zu haben.

Der Vorfall selbst aber erregte in Brüssel, wie in dem ganzen spanischen und niederländischen Gebiete nicht wenigere Aufsehen, als früher der mißglückte Anschlag auf das Leben des Gewalthabers. Die großen Eigenschaften, die man dem Herzoge ungeachtet seiner barbarischen Strenge nicht absprechen konnte, kamen dadurch in ein besseres Licht, und obwohl Viele

Digitized by Google

wissen wollten, daß einzig und allein Reue, die ihn wegen der Hinrichtung der Grafen Egmont und Hoorn folterte, ihn bewogen habe, in dieser Sache Gnade für Recht walten zu lassen, so verfehlte diese Handlung doch nicht, ihm viele Gemüther geneigt zu machen und selbst seine unverschämtlichsten Feinde mußten das allgemein aufgenommene Sprichwort: „Er hat kein Herz“ aus dem Katalogе seiner sonstigen vielen blutigen Thaten streichen.

Das Fräulein von Wolkenstein.

Klosterlage von Ludwig Pawlitsch.

Tod edle Fräulein von Wolkenstein,
Das schwur einen heiligen Eid:
Zu wallen durch's Leben fromm und rein
Im schwarzen Nonnenkleid.

Es stieg vom hohen Ahnenschloß
Hinab in des Thales Grund,
Wo seierlich im Wiesenschooß
Ein altes Kloster stund.

„O Schwestern, graue Schwestern gut —
Ich bitt' Euch, laßt mich ein —
Gebrochen ist mein Lebensmuth,
Ich will jetzt Nonne sein!“

„Uns ist Dein Herze rein und klar,
So sei willkommen hier!
Wir schneiden Dir ab Dein schön Haar
Und reichen Dir Asche Thr!“

Das edle Fräulein übte treu
Das Klosters strenge Pflicht —
Doch ach — die Weltlust wurde neu —
Den Frieden gewann es nicht!

Ihr Aebtin mit sanften Augen trat
Die arme Gottesbraut:
„Verlaßt mir nicht Ihr'n treuen Rath —
Mein Herz, das schlägt so laut!“

„Und schlägt Dein Herz der sünd'gen Lust,
So sieh' zum Marienbild
So lange, bis in Deine Brust
Sich senket der Himmel mild.“

Die Nonne befolgte der Aebtin Wort
Und nahm nicht Speis' und Trank;
Doch, wie sie betete fort und fort,
Das Herz blieb ewig krank.

Längst sank in Träumer des Klosters Pracht,
Der Nonnen Chor verklang;
Nur Eine wandelt in stiller Nacht
Den morschen Bau entlang.

Vor einem zerfall'nen Marienbild,
Umleuchtet vom Mondenschein —
Da beter sie innig, da singt sie mild
Das Fräulein von Wolkenstein.

Wien.

Die Fledermaus.

(Die kleine Hufeisennase. Rhinolphus hippocrepis Herm.)

Von Georg Fraunfeld.

(Mit einer Abbildung im Naturhistorikrod.)

Wenn wir vorliegende, im Naturselbstrucke ausgeführte Abbildung besehen, so wird es wohl einleuchtend, daß dieser für gewisse Singzwecken einen unverkennbaren Werth hat. Es dürfte kaum eine Vervielfältigungsmethode geben, durch welche die Singthaut mit ihrem Detail mit solcher Wahrheit, mit solcher mikroskopischen Treue wiedergegeben werden könnte. Allerdings sind die knochigen Theile, die dem Drucke nicht widerstehen und durch die Pressung in der Quere zerbrechen, daß deshalb eine weniger natürliche Breite entsteht, noch ein Uebelstand, den zu beseitigen fernerem Versuchen vorbehalten bleibt. Möglichst wahr einer Art aus den Blätterrasen gewählt, um zu ersahren, wie weit in dieser Beziehung ein Gelingen möglich sei, indem für die glattschneidigen der Erfolg um so sicherer sein muß. Die Vorbildungen anderer Arten werden in Bezug der Singhaut unterschiede ergeben, die weit zu wenig beachtet wurden und höchst charakteristisch sind. Gleiche Ergebnisse dürften die Amphibien bieten, die demnächst an die Reihe kommen sollen, wenn einige Schwierigkeiten in der Anfertigung der Präparate überwunden sein werden.

Das Innerste, das die Fledermäuse durch ihre Lebensweise darbieten, ist um so größer, als diese meist unbekannt, drum mehr mit Fabeln erfüllt ist, denen einige durch ihre weite Verbreitung bemerkenswerth sind. Man dürfte unter tausenden von Personen wahrlich kaum eine finden, die nicht den Wahn theilte, daß sie sich in die Haare verwickeln, daher man vorsichtig Kinder sorgfältig meidet, Abends den Kopf zu bedecken. Man kann sich wohl leicht denken, daß die mütterliche Sorge, die Kinder vor Verblendung zu schützen, diese unschuldigen Thiere zu einer Fabel benützte, um die Vorsicht einbringlicher zu machen, und warnend ein solches Gespenst gegen die Unterlassung aufbietet, daß durch die Verjährung dann endlich zum unumstößlichen naturwissenschaftlichen Glaubensartikel ward. Wenn aber derselbe Wahn doch im Sudan, gleichwie bei deren Antipoden in den Bergen von Chili und Peru sich wiederfindet, so verdient dieß wohl zu ernstern Nachdenken. Wo aber nur irgend eine weitere Verklärung für diesen Wahn? — und Wahn müssen wir es nennen, da man auch nicht im entferntesten im Leben der Fledermäuse etwas findet, was zu einer solchen Annahme berechtigt.

Ueberhaupt ist es bei ihren unterredendlichen Nachen zu wundern, daß sie weit mehr geächtet sind, als Ratten und Mäuse, wo der nächtlichen Lebensweise wohl nicht allein zugeschrieben werden darf; und vielleicht mehr in ihrem abenteuerlichen Gang in der Wildnis ihres Benehmens gesucht werden mag. Sie sind sehr schmer in der Gefangenschaft zu erhalten, was die kleinern Arten betrifft. Die Hufeisennasen, die langschwänzigen, wie alle in der Größe unter beiden sind, selbst wenn man sie dazu bringt, Mehlwürmer anzunehmen, mit ihren schwachen Zähnen nicht im Stande, dieselben in die Länge zu zerkauen. Die größern sind so wild und bissig, daß es mir bis jetzt noch nicht gelang, eine zu zähmen. Ich erhielt vor mehreren Jahren ein Exemplar von der Speckfledermaus, die beim Fällen einer Buche durch die Erschütterung so geblendet wurde, daß sie nicht mehr fliegen konnte, somit aber ganz wohl war. Die frisch Mistwürmer ganz gut, und ich beschloß sie zwischen dem Fenster, da es schon October war, ihr Winterquartier. Die damalige warme Witterung lockte sie täglich hervor, und ich brachte es nach mehreren Wochen erst dahin, daß sie nicht wüthend um sich biß, wenn ich sie zur Fütterung herausnahm. Einen Tages ward sie abgerissen und ließ sie auf den Tische, von dem sie sich bisher nicht herabgewagt hatte. Allein bei meiner Rückkehr war sie verschwunden. Ich suchte sie lange, ohne sie zu finden, und wußte es endlich aufgeben, in der Hoffnung, daß sie gelegentlich wohl wieder zum Vorschein kommen werde. Erst nach 8 Tagen entdeckte ich sie am Fuße eines Schrankes an der Wand, wo sie die ganze Zeit sich ruhig verhalten hatte. Als ich sie hervornahm, war sie wieder so wild und bissig, wie am ersten Tage, als ich sie erhielt, und ritte mit ungeheurer Kraft an diesen verwahrten Ort wieder zurück. Die hatte diesen so lieb gewonnen, daß sie selbst, nachdem sie schon wieder unterer Tage zwischen dem Fenster gewesen war, dorthin eilte, wenn ich sie hervornahm. Endlich hatte ich es dahin gebracht, daß sie ihr Futter etwas ruhiger empfing; allein im Frühjahr, wo sie vom selbst die Singlust wieder erhielt, wurde sie weit unbändiger und biß mir mit der jungen Zähnerei wieder am Finger, so daß ich sie die Freiheit schenkte. Den glücklichen Versuch hatte ich mit Vesperilio Discolor gemacht, wovon ich die näheren Details in den Versammlungen der Freunde der Naturwissenschaften mitgetheilt habe.

Die größere Zahl der Flattermäuse ist sehr geselllig, die namentlich in ihren Schlupfwinkeln sich hart aneinander drängen, wenn sie auch dabei wenig kreischen und zanken. Wahrscheinlich treibt sie das Streben nach Wärme, die sie sich durch geselliges Zusammenleben verschaffen, denn so sahen sie sich wie Ameisen stets unangenehm laut an.

Sie fressen ausverordentlich viel, vielleicht im Verhältniß am meisten unter allen Thieren, selbst die pflanzenfressenden nicht ausgenommen, während die mit thierischer Nahrung gewöhnlich hinter hiesen zurück bleiben. So hat 60 Stehlwürmer war das gewöhnliche Abendmal für Vesperilio noctula.

Hinab in der Gefangenschaft ist ihre Lebensweise ist noch ihr Verhalten für den Winter. Während die Hufeisennasen, die langschwänzigen bestimmt über Winter bei uns verbleiben, findet man von unrinus pipistrellis, Leisleri, seine Spur mehr, daher Gloger's Angabe, der sie zu Zugthieren macht, für einige Arten zuverlässig angenommen werden kann. Die bei uns verbleibenden ziehen sich in geschützere Orte zurück, wo sie in einen Winterschlaf verfallen. Die vorliegende, so wie mehrere der Flattern daher hängen sich stets mit dem Kopfe nach unten gerichtet auf; die erstere namentlich hängt gern in Kellern, unterirdischen Gewölben, Felsenhöhlen von der überwölbten Decke ganz frei herab, wobei sie sich mit ihren Flughaut wie mit einem Mantel ganz umhüllt.

Die Kugelbi der europäischen Arten ist nicht minder bedeutend, noch blieste bei genauerer Nachforschung dieser nicht beachteten Abtheilung sich wohl noch vergrößern. Gegenwärtig kennt man über 30. Größer noch ist die Zahl der ausländischen, unter denen sich viele sehr schädliche finden, und zwar die so hochverdächtigen Blutsauger, Vampirer, und solche, die, obwohl sie unter den Raubthieren stehen, doch von Früchten leben, große Verwüstungen anrichten. Die merkwürdige Bildung der Oberhäfte des Gesichts, die unserer Hufeisennasen zeigen, nämlich jene sonderbare Zierden von Hautlappchen, die in mannigfaltigen Formen da aufliegen, findet sich bei den Blatt- und Lederaasen der wärmeren Zonen in eben solchen und noch bizarreren Gestalten wieder. Welchen Zweck sie haben, ist nicht leicht zu sagen, da sie, so weit ich sie beobachtet, in ihren Benehmen nichts äußern, was zu einer besondern Vermuthung hierüber Veranlassung gäbe. Die von Spolonzani angestellten grausamen Versuche sind in ihren Folgerungen ohne Werth, und die Beobachtungsweise nicht auf solche wissenschaftliche Höhe Art gestiegen, bringt dem Forscher über mehr Fragen Antwort, als jene martervolle Folter, deren Angstschrei man so gerne einen gewonnenen Sieg über die und verborgenen Vorgänge im thierischen Leben nennt.

Macht der Kunst.

Es spielte einst der Künstler Aull
Ich weiß nicht wo? in — Göthe's „Faust“; —
Da haben Göthe sich
Und auch — so hörte ich,
Aus Freundschaft Schiller in dem Grade umgetrieben;
Desgleichen soll man nie — so lang die Welt besteht. —
Man dachte hin und her,
Was man zu machen wär'; —
Mit ungeweihten Menschenhänden
Kann man die Dichter doch nicht wenden!
Da half nun Rath zur rechten Zeit
Aus hoher Weltvergangenheit —
Er spielte wiederholt in wenig Tagen
In Göthe's „Faust“ und hohe Helden lagen —
O seeligst Entzücken — nun wieder auf dem Rücken.

Ritter v. Weiser.

Kunstkritische Streifzüge.

Von Friedrich Dornau.

(Schluß.)

1. Hector Berlioz und Richard Wagner.

In solchen Fällen der Zwiespalten in Zager derjenigen, die alle Männer vom Fache, als Kunstästheliker und Kunstkritiker das Wort zu haben vermeinen, überrascht es und seelich, wenn wir irgendwo einem Urtheile begegnen, das den Gegenstand mit einbringlichem Lichte beleuchtet, auf dem man eine unbezwingliche Gewalt die Bestimmung gleichsam abnötigt. Als ein solches Urtheil dürfte jenes gelten, das ein früherer Gegner Richard Wagner's, der seine Oper „Lohengrin“ in Weimar hörte, über sie an die „Neue Zeitschrift für Musik“ berichtete.

Ohne die Oper „Lohengrin“ selbst gehört zu haben, ohne überhaupt die entscheidenden Werke Wagner's vollständig zu kennen, stritt es auch hin, die Schilderung jenes Aufsehen in ihrer Grundlagen als eine treffende, wahre zu erkennen; sie nimmt sich wie ein lebendiger Abriß der Musik in der Seele des Verfassers aus; sie stimmt so sehr mit allem dem überein, was über die Richtung der Wagner'schen Musik von ihm selbst und von seinen Anhängern gesagt werden ist; sie gibt ein so lebendiges, scharfumrissenes, wie aus innerster Intuition hervorgegangenes Bild, daß man gar nicht widersehen kann, an dessen Treue zu glauben. Es gibt Porträts, von denen Jedermann, ohne die dargestellte Person zu kennen, auf den ersten Blick behaupten, daß sie sprechend seien, daß die Person getroffen sein müsse, und ebenso ergeht es uns mit einzelnen biographischen Schilderungen oder treffenden Charakterisirungen einzelner Kunst. Der Inhalt des berührten Schreibens ist folgender:

Digitized by Google

„Da aber es in seiner Eigenanmuthheit gegen Alles, was Oper ist, gar nicht für möglich gehalten, daß die Musik sich dermaßen schmiegen und einer Handlung unterordnen könne, ohne sich nur bort selbst aufzugeben. Im „Lohengrin“ scheint sie nur Lichter und Schatten in das Bild zu tragen, nur Empfindungen und Scenen zu bezeichnen, zu erläutern und durchsichtig zu machen; sie gibt der Wirkung der Handlung nur größere Tragweite; sie hebt sie nur auch auf jene Warten aus, die sonst keinen Theil an dem Genusse hatten, und zieht sie den ganzen Menschen in den musikalischen Kreis. Es fällt ihr nirgend ein, sich selbstständig auszubreiten oder sich gar in traditionell abgeschlossenen Cantilenen zu bewegen; sie begleitet die Entwicklung des Geschehens, bedarf Zartes und Starkes, Verworrenes, Licht und, trotz alledem sage noch einmal, sie nachdem es Noth thut. Immer aber stehen sie mitten in einem ausgesprochenen, vollberechtigten Ganzen. Stellen wir uns nun aber auf den Standpunct der Kritik, welche die Oper consequent als Musikstück, nicht aber als jenes eigenthümliche Gebilde, als einen viel vorgewagten Organismus auffaßt, von dem nur ein Theil auf dem Tone beruht, sie ergibt sich allerdings eine auffallende Dürftigkeit. Nur einiger wesentliche Motive müssen den musikalischen Zusammenhang stiften; sie werden von einem Ende der Oper zum andern festgehalten und wie sehen sie immer denn wieder auftauchen und durchdrungen, wenn das Chaos droht und Nicht-musikalisch auch einander hatten will. Und neben diesen Grundthoren vorhanden ist, erscheint sie sich allein betrachtet als zusammenhangslose Masse, deren Schwerpunct nicht im Ganze, sondern im Instrumentale beruht. Denken Sie aber dabei von alle Welt nicht an regelrechte Instrumentalsätze, wie sie nach Beethoven's Vorgange in gewordenen sind. Bei Wagner beruhen sie auf reiner Klangwirkung, auf Netterwerfungen des Tones. Hierin ist er groß, hier haben offenbar die fleißigsten Studien zauberhafte Frucht getragen. Das ist ein wahre Wunderwelt, ein wahrer Tone-Negenbogen. Unerhörte Klang-Combinationen, aber durchaus von einer Schönheit ohne Gleichen. Der ganze Einleitung zum „Lohengrin“ ist eine Feerie und man kann selbst mit der kritischen Brille auf die Nase sich einen erträglichen Zustandes nicht erwehren. Die Nerven vibriren, aber wie?!! Ueber jene Klangcombinationen, für welche ich den ersten Begriff „Accord“ absolutlich nicht brauche, ist nun der Gesang gestellt. Er ist in eigenthümlicher, ich möchte sagen, fortwährend Intervallen gehalten um sich zuschließlich recitativisch. Nur in seltenen Fällen, wo es ein gewaltiger Affect nothwendig verlangt, schwingt er sich zum Melodie auf, was natürlich, da es ein durch keinen Widerstand verbrandtet Argument ist, seine Wirkung nicht verfehlen kann. Im Uebrigen geht die Musik durch Alles mit dem bezeichneten Charakter hin. Die Motivationen brechen keine überlieferten Regeln, keine bekannte Form, sie ist völlig bitharmabisch: volles C-Dur und dicht daneben D-Dur ist alltäglich. Von symmetrisch nachdauter rhythmischen Figuren ist keine Rede; Eins treibt das Andere vorwärts, rollt und ohne Gesellschaft Ziel . . . . Die Instrumentation ist Nebensachen und Nebensachen ist sie fast das allein Richtige, im Moment unverzüglich Nothwendige getroffen. Begreife es, wer da kann!“

Mag immerhin die Wirkung der eigenthümlichen Versuche dieser Musik in den verschiedenen Leben als eine überschwängliche erscheinen, so viel scheint unzweifelhaft zu sein, daß dasjenige, was ihr die bisherigen Erfolge verschafft hat, darin vollkommen richtig charakterisirt ist, und daß alle Wertung dieser und eben so wohl und der Gerlitzschen Musik auf falschen Voraussetzungen beruht, um daß sowohl die musikalische Erfindung, die Melodie, als auch die schöne Harmonie nicht das sind, was in diesen Werken die geringste Stelle Beachtung gefunden hat. Das hiernach der Erfolg bereits nirgend ein nachhaltiger sein, immer nur auf einen kleinen Kreis mit Vorliebe in die Absichten der Tonsetzer eingehender, sonderbarerweise Kunstfremde beschränkt bleiben wird, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Endlich aber ist jeder Widerspruch verstummt von dannen, und nun sag es auch im Concert-Saale an, rege zu werden. Unsere zwei bewährtesten Unternehmungen, die Gesellschaft der Musikfreunde und das Hellmesberger'sche Quartett, waren schnell zur Hand, ihre Programme an das Tageslicht zu bringen, und mitten hinein mit dem Neuen. Beide Vereine erfreuen sich der Begünstigung eines öffentlichen Concertes unter der Leitung des Hofopernkapellmeisters Eckert.

Zwei Concerte der Gesellschaft der Musikfreunde folgten rasch auf einander, und es konnte nur als ein Fortschritt in der Anordnung bezeichnet werden, daß neben den unvergänglich frischblühenden Meisterwerken der classischen Zeit, neben Beethoven's Heroischer Symphonie, Mozart's Concert-Symphonie (erster Satz), Mendelssohn's Sinfonie-Cantate, einer Arie und Weber's „Euryanthe“ und zwei Mendelssohn'schen Chören, auch die Wagner-Ouverture von Richard Wagner und die Flucht nach Aegypten, von Berlioz vorgeführt wurde, während eine ganz neue Production von Händel's „Esio“ an die Wunder der ältesten Kunst erinnerte. Es soll und muß es sein, wenn das Publicum einen klaren Einblick in die musikalischen Zustände und Strebungen der Gegenwart bekommen und sie gerecht würdigen soll; denn nur durch die Nebeneinanderstellung und Gegenüberstellung in allen Richtungen hervorragenden der Musik, nur durch den Vergleich kann man erkennen, was als ein Steigerung zu betrachten, als lebensfähige Entfaltung, Erweiterung und Bereicherung zu gelten hat, und was als Ringen der Ohnmacht und falschen, irrepischen Zielen anzusehen ist. Für uns Wiener ist es um so wichtiger, wenigstens im Concerte Geschichte und nur Zukunftsoper lernen zu können, als und im Opernhause handhabt jede Gelegenheit verschlossen bleibt, mit dem Ganzen eines dieser Werke vertraut zu werden. Wien, das musikalische Wien, die erste Großstadt deutscher Zunge, muß es sich gefallen lassen, aber bieß, die ganze musikalische Welt in Bewegung setzende Frage der neuen Oper seine Stimme abgeben zu können; Wien muß sowohl gegen wissen in dem aufgeregtesten Kampfe der musikalischen Kritik von ganz Deutschland, ja man hat nicht einmal nach den Gedanken gefragt, eine Oper Wagner's auf das Repertoire zu bringen.

Die Mienzi-Ouverture, ein in ihren melodischen Theilen trivialer, bloß auf äußere Effecte berechnetes Prunkstück war übrigens nicht geeignet, ein Verlangen nach weiteren Proben auf dieser Oper zu erregen; doch kann sie auch nicht als Maßstab der Beurtheilung Wagner'scher Musik dienen, da diese Oper einer früheren Epoche seines Wirkens angehört.

Auch das Bruchstück: „die Flucht nach Aegypten,“ aus dem großen Werke von Berlioz: „die Kindheit Christi,“ welches sich jüngst in Paris zwei Male nach einander mit großem Beifuge gegeben wurde, wollte dem hiesigen Publicum nicht munden, und zwar so sehr, daß bei heftige Kritik in vor Kraft einiges Aufsehen machte. Eine gewisse Bedeutung der Stillweise mitter Berlioz'scher Musik, bei aller Geschicklichkeit in der Behandlung und trotz einzelner glücklicher Effekte, als daß zu erkennen, was sie ist, als eine auf fremdem Boden treibhausartig emporgezogene frucht- und saftlose Frucht, der das Merkmal der Ursprünglichkeit fehlt.

Das Schuster'sche philharmonische Concert brachte den Freunden der Musik einen Hochgenuß; denn in hellen deutlichen Conturen trat uns das großartige Prachtgebäude der Beethoven'schen Musik-Sinfonie entgegen, um auch das reiche wundervolle Detailwerkwerk daran, mit seinen feinen Gliedern und Schatten, worin sicherer Weg übrigens der Aufführung im Ganzen noch nicht von jener höchsten Vollendung, wo einst unter Mosalin's Leitung, so war sie doch gewiß nicht fern von diesem Ideale.

Das Gleiche gilt von der Ouverture-Ouverture, und ihrem romantischen Zauber, und wenn besonders unter dem Organ des Bläserkempel die düstere Lust und wehe Klage des Mendelssohn'schen Meisterconcertes überwältigenden Nachdruck fand, so war das Adagio-Cantatt aus Mozart's „Così fan tutte“, obwohl die Ausführung eine mechanische, ohne charakteristische Färbung und Schwung war, ganz dazu geschaffen, sich an diese Werke und Sonate anzureihen Contraste mit dem mitten einschmeichelnden Zauber einer Feenerscheinung zu schmiegen.

Die Hellmesberger'schen Quartett-Soiréen erfreuten sich, wie immer und mit Recht einer lebhaften Theilnahme; denn diese kunstlerische Kunstform führt uns am sichersten zum Verständnisse der musikalischen Absichtes, des Eigenthümlichen musikalischen Ideen.

Donnerstervoll ist es, daß neben den allbekannten und immer wieder gern gehörten Meisterwerken Haydn's, Mozart's und Beethoven's auch ein und das andere der Oeffentlichkeit lange entzogene Werk hiesiger Meister an das Tageslicht gebracht wurde. So gelten wir im Zweiten Quartett von Mozart und Beethoven, das gestern Abend unter den Zuhörern bekannt war, und welches wundervolles Adagio zur Begeisterung hinriß. Dergleichen verfehlt eine Sonate für zwei Pianoforte von Mozart, von den Herren Dirzbert und Dachs vortrefflich unterstützt, umsomehr sie offenbar einer früheren Zeit angehört, wegen ihrer einfachen, knappen Motive und wegen der warmen Seelenhandes, der darin weht, eines allgemeinen sehr lebhaften Beifalls.

Auch manchen der neuesten Zeit Angehörige wurde in diesen Concert-Kichat eingebogen, und dabei mit Recht Schumann dessen Quintetten der Mehrzahl eingereimt. Unter diesen Novitäten ragte ein herrliches Concert von Schumann für Pianoforte, Violine, Viola und Violoncell hervor, welches Tonsetzer in vorzüglicher Interpretation, dem der Sinn für edlere Musik entschlossen ist; aus einem reichen geistigen Schatze spriessen hier die sinnigsten Weisen empor, die eine gediegene Kunst zu Nuren Gebilden verarbeitet. — Ein Trio des Hofopern-Kapellmeisters Eckert für Pianoforte, Violin und Cello, vom Autor selbst trefflich gespielt, ist ein recht dankbares Werk für Spieler und ziemlich ansprechend für Zuhörer, ohne jedoch besonders hervorragende Momente aufzuweisen, oder gar an die Weise der beiden Meister. Ein Trio von Zellner trieb schon präteniöser auf, und doch ist dabei das Aneignen der Form und Andrucksweise großer Vorbilder nur eine weit auffallendere Art bemerkbar. Ein Streichquartett von Gentsch endlich leidet auch unter der Mittelmäßigkeit der Erfindung, dem Werke eine Bedeutung zu geben, wozu die Begabung des Componisten nicht die Mittel bietet.

Auf die besprochenen drei großen Concerte, auf die Hellmesberger'schen Quartette noch einer von Dirzkopf veranstalteten Quartett-Soirée, auf ein immer gern gehörtes Concert des Männergesang-Vereins im großen Redouten-Saale und auf die an zwei Abenden hintereinander von dem Tonkünstler-Verein-Pensions-Institute veranstaltete Aufführung der Haydn'schen „Jahreszeiten“ unter Aumeier's Leitung, der nur eine vortrefflichere Besetzung wünschenswerth ist — war bisher der bessere Theil unserer musikalischen Genüsse beschränkt; und hauptsächlich scheinen wieder, war ein jahrelanges Taurnier des Virtuosenthums. Darin regten nuser Dirzentumpf, der in einem Wohltbätigkeitsconcert im großen Redouten-Saale sein neuestes Concert und ein neues Rondo mit bekannter Meisterschaft spielte, nur zwei Nummen von Auf empor — der Einzig Ernestine von Paris und die Phantasie Wilhelmine Clauß. Der erstere entfernte den Erwartungen nicht; drei schwach beliebte Concerte, ziemlich groß, aber tonnoch kalter Beifall krunzelnden sie Wirkung, die er hier hervorbrachte. Wenn man bloß auf Technik und auf Methode sieht, so muß man ihn immerhin den Virtuosen, wenn gleich nicht den Größten Ranges, beizählen; allein sein Spiel ist ohne Eigenthümlichkeiten, ohne Schwung, ohne Reiz.

Anders verhält es sich mit Wilhelmine Clauß; sie berührt mit ihren zarten Fingern die Tasten, und die Herren schlagen sie entgegen; die Poesie steht ihr zur Seite und bleibt mit ihren zauberreichen Augen auf das Publicum und die Kritiker heraus. Das Publicum genießt ahnungsvoll sicher, ist es zugeklärt und richtet; aber auch der Kritiker schlägt vor den Blicken der Poesie die Augen verlegen zu Boden, verschracht das Erröthen und Blassen, das ihm zur zweiten Natur geworden, verschwelgt alle die Beredsamkeit, die ihm, wo sie bereits die Sterne anschwärmen, gebt und stehn in die Schönheiten des seelenvollen Spieles ein, und sagt dann der Meist, daß sie er hier nicht mit dem gewöhnlichen Virtuosenthum, sondern mit einer begeisterten Künstlerin zu thun habe.

Da die Concertreihe, wemit sie das Wiener Publicum erfreut, noch nicht geschlossen ist, so behalten wir einen nächsten Artikel *) ein näheres Eingehen auf ihre Leistungen und auf die Eigenthümlichkeit ihres Spiels bevor.

*) Bei dem Interesse, welches die Musik darzeit in allen gebildeten Kreisen erregt, werden dies überhäuften, fast fetzisch beleuchteten Zusammenstellungen aller hochbedeutenden musikalischen Werkerscheinungen in Wien, sei es ein Concertsaale, in der Oper, oder in der Kirche, oder in der musikalischen Literatur, unausbleiblichen hergezogen werden.

Digitized by Google

Redact. d. Red.

Ein Nachtlied auf die Oper bietet kein erfreuliches Feld der Besprechung. Außer dem Mangel an Novitäten und Versuch neue Seite der Leistung dieses Theaters wieder ein schätzbarer lieben günstigen Erfolgen entgegen. Nebst der genug anständigen neuen Inscenesetzung des „Ferdinand Cortez“ von Spontini, worin Beck als Telasco und Fräulein L. Grua als Amazilli schöne Erfolge erzielten, und die Wiederaufnahme des reizenden „Fra Diavolo“ in das Repertoir, — kann nur noch die neue Ausstattung und Scenirung des „Robert“ nach der ursprünglichen Eintheilung als ein erfreuliches Lebenszeichen hervorgehoben werden. Mit dem Abgange des Fräuleins La Grua, und mit der andauernden Erkrankung des Fräulein Wildauer trat eine wahre Lähmung in dem Wirken der vor ein. Die nachsinnende vorgeführten Herr Ernst Kaiser, Frl. Cornet, Frl. Wertheimer unterstützt Fr. Dorin-Laskow, obwohl diese mit sympatischer Stimme ziemlich viel Gesangsübung, namentlich in der Coloratur verbindet, wogegen ihre Verbindung zum dramatischen Vortrage gering, ihr Spiel schlecht ist, waren in der That nicht geeignet, einen erquicklichen Umschwung in die prätirten Leistungsfähigkeit zu bringen. Ihre erste Rolle war vielleicht doch bei der Sache, die wenigen einheimischen Sängerinnen, die verfügbar waren, lernten ihre Kräfte kennen und anspannen, ihr Selbstvertrauen wurde gehoben, und der Eifer, ihrer vergrößerten Aufgabe zu genügen, gab ihnen den Schwung zum Besseren. Fräulein Liebhart, gegen die bei Publicum dem sehr geneigt war, wurde manche Lieblinge beklatscht, und Fräulein Titjens, an der früher kaum mehr als die starke, klangvolle Stimme und eine manierfreie Naturlichkeit des Vortrags hervorgehoben war, sing plötzlich an, wie die Bildsäule Pigmalions, leben zu gewinnen, ihr Gesangsbildung machte von Tag zu Tag merkbare Fortschritte, und — ihre Rolle im „Robert“ bei der Vorbelohnung dieser Oper am 9. Februar gehört, namentlich die Arie im ersten Akte, der wird sich fremig gefehlen, daß endlich die Gebrüder gebrochen ist, und ein wärmerer Seelenhauch und ihrem Gesange hervorbricht. Aber es ist nur noch ein Hauch, der nicht für tiefere Gefühle, als für gesteigerte Lebenslust empfunden ist, wie auch der Gesangsleistung nur noch eine sehr mangelhafte ist. Möge sie nicht hilfsbehen, möge sie die Hoffnungen, zu denen sie endlich zu berechtigen scheint, in Erfüllung bringen!

F. D.

Neue auswärtiger Theater.

In Florenz beabsichtigt man ein Nationaltheater zu errichten, in welchem nur italienische Originalschauspiele aufgeführt, alle Uebersetzungen und Bearbeitungen auf fremden Sprachen aber ausgeschlossen bleiben sollen.

In München und April werden Herr Dawison aus Dresden und Frl. Wildbauer aus Wien in Maing gastiren.

Clemenz Pepita macht in Baiern die besten Geschäfte.

Die berühmte Jenny Lind-Goldschmidt gab jüngst in Hamburg im Apollo-Saale ein sehr besuchtes Concert.

In Italien mußte das Theater wegen Mangel an Besuch leider geschlossen werden. Frl. Antonie Calliano aus Wien gab in Lodi noch mehre Gastvorstellungen mit dem eminentesten Erfolg. Kein Wunder! Sie war ja schon vor Jahren im dortigen Engagement ein Lieblung des Publicums.

Die Sängerin Jenny Ney erhält in London vom Unternehmer des italienischen Theaters Lumley Pfirmadonna ausgelöst für den Mai und Juni ein Honorar von 15000 ft.

In Mailand hat Verdi's Oper „Trovatore,“ die auch hier zur Aufführung bestimmt ist, bei der ersten Aufführung sehr gefallen.

Portefeuille für Literatur und Kunst.

Der großvolle Liviler Professor Emanuel Geibel in München hat am 20. Januar den Mitgliedern des dortigen Hofdoktorat sein preiswürdiges Lustspiel: „Meister Andreas“, vor welchem man sich etwas Anderes versprechen durfte, vorgelesen.

Der Verleger der Zeitschrift: „Die Biene“ zu Neutitschein in Mähren, J. M. Enders gibt im laufenden Jahre einen österreichischen Musen-Almanach heraus, dessen Redaction dem talentvollen Dichter Ludwig Hewitsch übertragen wurde. Dem Beginn erscheint nächstens wieder eine neue poetische Spende: „Blumenstrauß“.

Die k. Akademie der Musik in London verdankt ihre Entstehung einzig und allein den Bemühungen des unter und lebenden königl. großbritannischen Gesandten, Grafen Westmoorland, welcher der genannten Anstalt durch rastlose Thätigkeit Beschützer und Förderer unter den höchsten Gönnern zu verschaffen suchte. Eine vor Kurzem in London erschienene Schrift von Herrn Cagadé bebt die diesfälligen Bemühungen dieses edlen Musikfreundes und Kenners verdienter Weise hervor.

Einer der bedeutendsten deutschen Dichter der Jetztzeit, Max Waldau, starb vor Kurzem auf seinem Gute Zajezd in Preußisch-Schlesien. Sein wahrer Name war Richard Georg Spiller von Hauenschild. Seine Schriften zeichnen sich sämmtlich durch Frische, Lebendigkeit, Humor und Ironie aus.

In Dresden hortet jetzt die dramatische Production. Berthold Auerbach hat ein fünfaktiges Trauerspiel vollendet, das vor Ostern in Scene gesetzt wird. Ebenso ist ein Schauspiel in fünf Akten: „Der alte Feste,“ Julius Hammer aus seinem einigen Bühnenmitgliedern sein Drama: „Zwei Brüder“ vor. Eben so ist Heinrich mit seinem Stücke fertig, und von Otto Ludwig steht in Kürze wieder ein großartiges Drama zu erwarten.

Die Schriftstellerin Dr. Doring in Berlin (Hermann Meinberg) hält sich gegenwärtig in Brüssel auf, wo sie ein Werk über Dalmatien, welches sie bereitet, vollenden will. Sie hatte neulich die Ehre, am Hofe des Königs Leopold vorgestellt zu werden.

Oettinger befindet sich nun wieder in Leipzig, nachdem er sich einige Zeit in Brüssel aufgehalten. Ebenso ist Alexander Dumas von dort nach Paris zurückgekehrt.

Die Herausgabe der Bibliothek bedeutender Originalromane schreitet ununterbrochen vorwärts. Der neulich erschienene 3. Band enthält den ersten Theil des Romans „Tri cochore“ von P. Dumesnil.

Der Sohn des bekannten Slawisten Safarik in Prag, der dort als Professor fungirt, hat Humboldt's „Kosmos“ in's Böhmische übersetzt.

Herr Dr. Moriz Schiff in Frankfurt, ein berühmter deutscher Arzt, hat von der französischen Akademie der Wissenschaft in Paris für seine Schrift: „Untersuchungen über den Einfluß der Nerven auf die Ernährung der Knochen,“ den ersten Preis von 2000 Francs erhalten.

Auflösung der Charade in Nr. 4.

Es Mancher wohl so sicher glaubt,
Er sei in seinem Haus und Haupt;
Allein das Weibchen lächelt stets:
„Mehr wie ein Mann, bin ich als Frau.
Dagegen schützt Dich keine Ehr,
Und wenn Du auch ein Hauptmann bist!“ Fr. Eppel.

Richtig wurde die Charade gelöst von den Herren Hermann Clop, Josef Benedikt Reingruber, Karl Röder in Wien, dann von Herrn Anselm Szabowich, k. k. Lieutenant in Odenburg, der auch die Charade in Nr. 3 richtig löste.

Zwei Kernnüsse.

1.

(Vierfüßig.)

Die Erste geht nicht für die Zweite, denn sie Dritte ist zu groß und doch sind die Erste und Zweite zusammen viel kleiner, als die Zweite allein und machen keine Zweite aus. Die Zweite, Dritte und Vierte machen die Zweite mit der Ersten. — Für die Erste gehört die Erste und Zweite, und wer die Erste und Zweite macht, der ist das Ganze; wer sind die Zweite allein macht, der ist blos die Zweite, Dritte und Vierte.

2.

(Zweifüßig.)

Die Erste steht auf die Zweite, und die Zweite ebenfalls auf die Erste an. Keine kann ohne die Andere sich pflegen und nähren, denn wäre die Zweite nicht, wo bin ginge die Erste? und wäre wieder keine Erste, was thäte wohl die Zweite? Sie würde ihren Namen verlieren. Die Zweite heißt darum das Ganze, damit die Erste zur Zweiten komme.

Mosfus.

Erklärungen der Raub-Beilagen.

1. Eine Gebirgslandschaft.

(Colligraphische Zeichnung auf Papyrus.)

Wieder eine neue Druckart, durch welche der Künstler, während er zeichnet, selbst die Druckform schafft. Zugleich mag dieß Beilage zu dem Aufsatze: „Was den Alpen“ von Professor Simony recht wohl passen. Der Professor weiß zwar aus dem einsam stehenden Gebirgsbauernhause nicht die rechte Lösung. Simony beschriebene Alpenhütte der Bauleute herauszufinden, aber doch in der vorliegenden Landschaft eine harmonierende poetische Staffage zu dem bezeichneten Aufsatze erblicken.

K.

2. Die Federmaus.

(Naturgeschichtliches.)

Wir glauben den geehrten Abonnenten und Freunden unseres Blattes durch diese Kunstbeilage einer so treuen Thierabbildung besonderer Freude zu machen, und verweisen auf den gleichnamigen trefflichen Artikel im heutigen Blatte von dem tüchtigen Zoologen Oberg Heinzenfeld, der vor einigen Tagen eine naturwissenschaftliche Reise nach Egypten antrat.

3. Ein gehäkeltes Kragen-Muster.

(Originalzeichnung.)

Es wäre überflüssig, über die bis ins kleinste Detail gelungene Ausführung dieser Beilage, die den Damen eine willkommene Spende sein dürfte, sich in eine Erklärung einzulassen; anders ist es in Bezug der wirklichen Ausführung dieses Musters durch Frauenhänden. Wir geben demnach hierüber folgende praktische Erklärungen.

Es werden von der 100-Spulen-Weife 240 Maschen angeschlagen, und eine Reihe Stäbchen darüber gemacht. Dann werden diese, wie folgt: 1. Tour. 2 Stäbchen, 3 Luftmaschen, 3 Maschen auslassen, 8. Tour. Hier wird gewechselt: 2 Stäbchen, 3 Stäbchen in das Löchlein. 3. Tour. 3 Stäbchen, 3-Luftmaschen, 3 Stäbchen, 3 Luftmaschen. 4. Tour. 3 Luftmaschen, 3 Stäbchen, 3 Luftmaschen. 5. Tour. Eine ganze Reihe fester Stäbchen, in das Löchlein 3 Stäbchen. 6. Tour. Anfangs 3 Stäbchen, 6 Luftmaschen, dann 5 Maschen auslassen, 1 Stäbchen, 3 Luftmaschen, 1 Stäbchen, 15 Luftmaschen, 13 Maschen auslassen, 1 Stäbchen, 3 Luftmaschen, 1 Stäbchen. 7. Tour. Anfangs immer 3 Stäbchen, 3 Luftmaschen, 3 Stäbchen in das Löchlein, 3 Luftmaschen, 2 Stäbchen in nächste Löchlein, dann 14 Luftmaschen und 2 Stäbchen ins Löchlein. 8. Tour. 3 Stäbchen, 4 Luftmaschen, 3 Stäbchen ins Löchlein, 2 Luftmaschen, 3 Stäbchen in nächste Löchlein, 13 Luftmaschen, 3 Stäbchen u. s. f. 9. Tour. 3 Stäbchen, 2 Luftmaschen, 4 Stäbchen, 4 Stäbchen, 13 Luftmaschen, endlich 4 Stäbchen und 2 Luftmaschen. 10. Tour. Um 1 Luftmasche weniger und um 1 Stäbchen mehr, bis es sich mit 1 Luftmasche und 13 Stäbchen endet, welches dann eine Spitze bildet, die eine feste Stäbchen-Reihe verbindet. Als Spitze werden um den Kragen 5 Luftmaschen, 1 glatte Masche, 5 Luftmaschen, und 1 glatte Masche gehäkelt und bei der letzten Tour wird dann das Löchlein ausgefüllt mit 1 glatten Masche, 5 Stäbchen und noch 1 glatten Masche.

Telegraf der Redaction.

Herrn C. Dr. v. B. in W. Vorzehen Sie. Daß wir von der bewußten langen Einsendung in unserem Blatte keinen Gebrauch machen können, so gerne wir auch Ihre Meinung hören.

Herrn M. O. in W. Wie sind mit Passion der neuromantischen Literatur der Ja- und Neinsagen nur zu überaus verleidet, als daß wir auf Gedichte, die uns von ganz Fremden eingesandt werden, irgendwie reflectiren könnten. Da und Ihre Sendung ohne Brief und Adresse zugekommen, so muß sie bei der Absendung im Pulte ruhen.

Herrn A. Sch. — C. in Cz. Sie sind in unserer Kunde Anfängungen der Mißpriele können selber nicht wissen, daß wir Gedichte, welche Gegenstände der Zeitgeschichte behandeln, nicht annehmen.

Herrn B. in W. Der Aufsatz wird demnächst Aufnahme finden.

Herrn B. in W. Das Verlangte ist Laut Postcouvrirt mit Nr. 14 bereits am 8. Februar nach Mailand an Sie abgegangen.

Herrn M. W. in P. Der Aufsatz wurde bereits besorgt. Die aufgetragenen Anerkennung ist und von einem solchen Manne doppelt schmeichelhaft.

Herrn L. in G. Die Prämie wurde schon am 5. Feb. an Herrn G. in Krakau pünktlich durch die Post expedirt.

Herrn R. in T. Unsern 16. Jänner bereits an Sie expedirt.

Druck und Verlag von M. Auer. Im Auslande zu beziehen nur durch Robert Hoffmann's Buchhandlung in Leipzig. Verantw. Redacteur: Leopold Kordesch.

Digitized by Google

Stilographie

Beilage zu M. Lortzing's neuer Oper „Zar und Zimmermann“

Digitized by Google

Digitized by Google

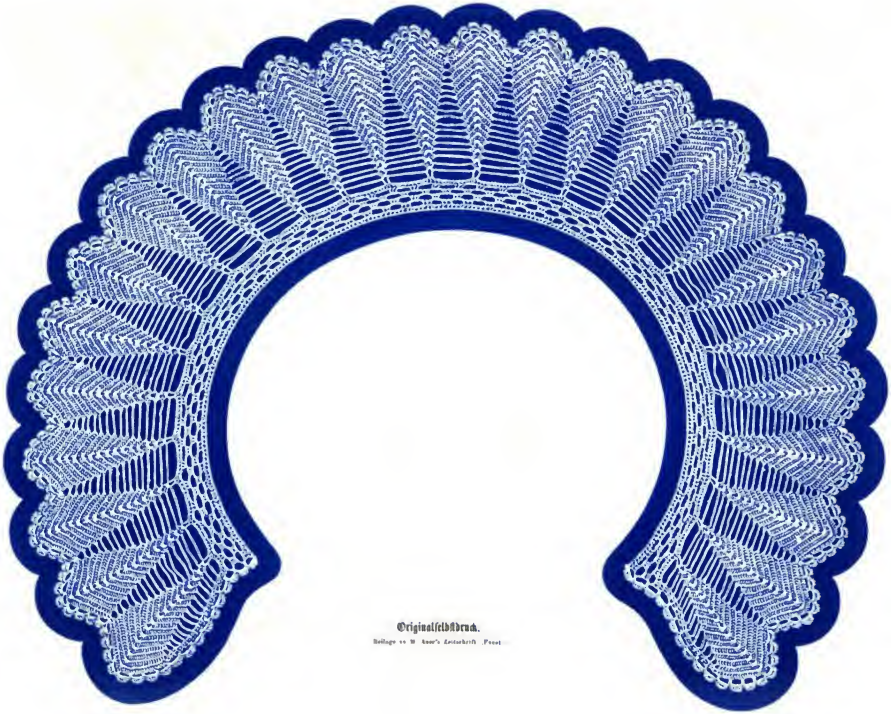
Naturselbstdruck.

Rhinolophus Hipposcrepis Herm.
Fledermaus.

Verlag von M. Arnz & Comp. Kunst-Anstalt „Faust“

Digitized by Google

Digitized by Google



Originalfeldldruck.

Beilage zu W. Baer's Leinenbuch. Frank.

Digitized by Google

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift

für Kunst, Wissenschaft, Industrie und Unterhaltung,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Numern von 24 Bogen Text und über 70 Kunstbeilagen.
Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- u. Auslandes an.
Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M.
Zustellungsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 30 kr. C. M.

Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten.
Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichfalls geliefert und billig berechnet.
Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gedruckte Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.
Redaction und Expedition: **Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 25.**

Inhalt: Nationalökonomisches. — Der Ufer des Ziele. — Gedicht. — Der Nivelai-Abend in Krain. — Das Schloß Mirelenau. — Gedicht. — Miterschein. — Eine Szene im Garte von Laxenburg. — Schloß Habsburg. — Kaiser Nikolaus und seine Söhne. — Epigramme. — Die neuen Reime des k. k. Hofburgtheaters. — Opern- und Vorort Zeitung. — Ueberblick der Wiener Bühnenspielzeit. — Revue ausländischer Theater. — Portefeuille für Literatur und Kunst. — Historische Tischmöbel. — Miscellen. — Ausstellungen. — Tagesgeld. — Feuilleton für Notizen.
Beiblatt: Beilagen. Eine Szene im Garte zu Laxenburg. (Graviert auf Stein.) — Schloß Habsburg. (Galvanographie oder Malerei auf Kupfer.)

№ 6. **II. Jahrgang. 1855.**

Pränumerations-Einladung.

Da mit der heutigen Numer das erste Quartal dieser Zeitschrift zu Ende geht, so erlauben wir zur gefälligen Fortsetzung des Abonnements und zur Pränumeration überhaupt gezienend einzuladen. Indem wir auf das bisher Geleistete und die sehr ehrenden Anerkennungen, die unserem vaterländischen Unternehmen in den stimmfähigsten Journalen des In- und Auslandes zu Theile wurden, hinweisen, bemerken wir, daß wir auch in Hinkunft keine Opfer und Kosten scheuen werden, damit unser „Faust“ sowohl in artistischer, als wissenschaftlich-literarischer Beziehung immer gediegener erscheine, um jenes Ziel zu erreichen, welches wir uns in dieser Zeitschrift gesetzt haben und das wir unablässig verfolgen wollen. Zugleich zeigen wir an, daß wir aus Anerkennung der sich täglich steigernden Theilnahme den tertlichen Theil **zeitweise um einen halben Bogen vermehren** werden ohne Erhöhung des Preises.

Verlag und Redaction des „Faust.“

Nationalökonomisches.

Von C. F. Mally.

II.

Das Baumlaub als Futtersurrogat.

Jeder rationelle Landwirth wird zugestehen müssen, daß es bei dem Bodenreichthum unseres Vaterlandes keiner außerordentlichen Mühe und Anstrengung bedarf, um den heimatlichen Viehstand auf eine solche Höhe zu bringen, daß ein Export an Schlachtvieh möglich, ja sogar nothwendig werden kann, wenn der landwirthschaftliche Erwerbszweig überhaupt und die Viehzucht insbesondere auch vom kleinen Grundbesitzer, dem eigentlichen Bauernstande, vernunft- und naturgemäß betrieben wird. Es soll damit aber nicht verstanden sein, daß man diesermegen die andern Culturszattungen beeinträchtiget, und mehr Boden dem Wiesen- und Kleebau zumendet, sondern dieses Ziel ist recht leicht mit der gegenwärtig dem Futterbaue angewiesenen Bodenfläche erreichbar, wenn ein geregeltes Fruchtwechselsistem, das ich später zur Sprache bringen will, endlich einmal allgemein bei uns wird Eingang gefunden haben. Dieser Aufsatz beschränkt sich daher nur auf die Lösung der gestellten Frage: „Wie es in futterarmen Jahren möglich ist, den angedeuteten hohen Viehstand zu erhalten, oder richtiger, unter den jetzigen Verhältnissen allgemeinen Futtermangels den Viehstand auf diese Höhe zu bringen?“

Dieses Ziel ist bei Mangel an normalem Futter durch ein Surrogat, nämlich durch Benützung des **Baumlaubes** als Horn- und Schafviehfutter leicht erreichbar, ohne daß dadurch der Feldcultur ein wesentlicher Nachtheil zugeht.

Dieses Futtersurrogat ist bis nun nur noch in höchst seltenen Fällen benützt und selbst dann meistens unzweckmäßig behandelt worden.

Es ist in der That zu wundern, wie es möglich ist, daß es nicht schon längst die verdiente Anwendung gefunden. Man hascht nach verschiedenen, oft sehr theuer zu stehen kommenden Futtersurrogaten, ohne darauf zu verfallen, sich des öfters oder dem Kopfe hängenden zu bedienen, oder mit andern Worten, man sieht den Baum vor Laub nicht.

Wer könnte es wohl in Zweifel ziehen wollen, daß das grün gewonnene Baumlaub ein sehr gutes Futter gibt? Ist es nicht Jedermann bekannt, daß das zart gebaute Seidenwürmchen seine ausschließliche Nahrung im Baumlaub findet! Welcher Landwirth kennt nicht die Gier der bei Verschmähung des besten Grases nach Baumlaub haschenden Ziege?

Digitized by Google

Das Horn- und Schafvieh läuft dem halbverwelkten Laube nach, das im Spätherbste vom Baume gefallen ist, und läßt darüber den üppigen Steppenklee stehen!

Sind dies nicht Anbeutungen genug, daß das Baumlaub dem Viehe lieber und auch zusagender ist, als ein nicht ganz rein süßes Heu? — Machen wir einen Probeversuch, z. B. bei einer Kuh, legen wir ihr auf der einen Seite ein Quantum eines nach meiner Weise gewonnenen Baumlaubes und auf der andern Seite ein Quantum Heu vor, — sie wird das Laub zuerst und ganz rein, das Heu aber erst hintennach auffressen, und von letzterem, wenn sie nicht besonders hungrig ist, darunter das ihrem Geschmacke nicht zusagende ausklauben; denn der Instinkt des Thieres ist sein eigener Arzt, und wenn man es nicht durch Hunger zwingt, wird es nie ihm schädliche Pflanzen fressen, deren jedes selbst das dem Anscheine nach schönste Heu, je nach der Beschaffenheit des Bodens doch immer mehr oder weniger enthält; während andererseits das Baumlaub ganz rein bastelt, und nur von einer gewissen Gattung Bäume viel und unvermischt fortgesetzt genossen, dem Viehe mit der Zeit schaden kann, die aus den von mir zur Futterverwendung angebeuteten Sorten ausgeschlossen bleiben.

Fragen wir nun, worin die Schuld liegen mag, daß dieses schätzbare Futter bis nun noch nicht die verdiente Anwendung gefunden, so dürften wohl Vorurtheile und eine zu ängstliche Forstreinlustspflege derselben im Allgemeinen hinderlich gewesen sein, andererseits dürfte der Grund dieser Nichtbeachtung in der völligen Unkenntniß des Landwirthes über die ebenso nährenden als unschädlichen Eigenschaften des Baumlaubes zu suchen sein; denn meines Wissens ist wohl in einigen landwirthschaftlichen Schriften vom „Baumlaub" als Futterfurrogat eine oberflächliche Erwähnung enthalten, aber nirgends ist dessen Behandlungs- und Benützungsweise ausführlich besprochen worden, und wie erfahrungsgemäß nur höchst selten ein größeres Werk in das Haus des kleinen Grundbesitzers Eingang findet, so sind auch diese kurzen Anbeutungen nie unter das Landvolk gedrungen.

Das Gleiche kann bei dem derrschaftlichen Wirthschaftspersonale vorausgesetzt werden, und gewiß hat da die Anwendung dieses Futters deßhalb keinen Anklang gefunden, weil den Wirthschaftsbeamten das theoretische Wissen über die Gewinnung, Behandlung und die Art der zweckmäßigen Aufbewahrung und Verfütterung desselben unbekannt blieb, oder weil sie es nicht der Mühe werth hielten, sich damit zu befassen. Insbesondere dürfte das Gesinde dessen Futter abhold gewesen sein, weil seine Gewinnung und Behandlung unstreitig mehr Mühe und Arbeit erfordert, als die des Heues. Außerdem trat unter den vormärzlichen Verhältnissen bei den Herrschaften selten Futtermangel ein, indem ihnen mannigfache Mittel zu Gebote standen, ihren Viehstand auch in futterarmen Jahren unverringert zu unterhalten, indeß der Bauer in solchen Zeiten, in seiner Hilflosigkeit statt durch Surrogate den Mangel an normalem Futter zu ersetzen, schnell mit dem Beile zur Hand war und seinen Viehstand dem Futtermangel zum Opfer brachte.

Die Zeit ist nun eine andere geworden. So wie der kleine, so ist jetzt auch der große Grundbesitzer zu einer rationelleren Bewirthschaftungsweise angewiesen, und da eben jetzt überall die Klage über Futtermangel laut geworden ist, so dürfte es nicht überflüssig sein, wenn ich meine Erfahrungen über die Verwendung des Baumlaubes als Viehfutter in schlichter Weise der Oeffentlichkeit übergebe und derselben den Wunsch anknüpfe, daß intelligente Oekonomen darüber zum Versuche angeregt und in der Gewinnung, Behandlung und Anwendung dieses Futtermittels dem Unerfahrenen mit gutem Beispiele vorangehen möchten.

Im Interesse des Grundeigenthümers muß es jeden gebildeten Oekonomen umangenehm berühren, wenn er in den Zeitungs-Annoncen liest, daß ungarische Grundbesitzer ganze Urwälder voll Laubholz, das Joch zu 10 fl. C. M., zum Verkaufe anbieten, wie es in neuerer Zeit öfters der Fall war. Der niedere Preis dürfte wohl nur darin zu suchen sein, daß die feilgebotenen Waldungen wegen großer Entfernung vom Wirthschaftsobste und aus Ursache schlechter Verbindungswege dem Besitzer wenig oder keinen Nutzen abwerfen! Würde nun ein so vom Wirthschaftsobste weit abgelegener Wald nach meinen Anbeutungen benützt, so müßte sich derselbe in längstens drei Jahren mehr als bezahlt machen und wäre doch Wald und Eigenthum verblieben.

Ich will nicht sagen, daß es bei großen Flächen sich gleich leicht ausführen läßt; beispielsweise sei eine Waldfläche von 30 Joch angenommen. Der Wald sei ein Urwald, daher hochstämmig; also kann die Schafweide keinen Schaden ihm zufügen; denn ohnehin hat das junge Holz noch keinen Werth und der strauchige Nachwuchs verkümmert an und für sich unter den hohen, keine Sonne durchlassenden Bäumen. Würde daher ein Theil der Bäume von seinen Aesten abgekappt und zu Laubfutter gemacht, so würde er lichter werden und einen üppigen Graswuchs auf der Bodenfläche hervorrufen.

In einem solchen Walde können 300 Stück Schafe hinreichende Sommer-Weide finden und im Winter mit dem von oben gewonnenen Laub gefüttert werden. Auch die nöthige Streu ließe sich in dem nicht gekappten Waldtheile sammeln und für das Schafvieh allenfalls an Ort und Stelle ein einfacher Stall errichten.

Zu 300 Stück Schafen wären unter gleichen Umständen 2 Hirten nothwendig, die einen Aufwand an Kost und Lohn von . . . erfordern. Die Gewinnung des Laubfutters für den Winterbedarf dürfte höchstens auf . . . . . zu stehen kommen; schlägt man noch für unvorhergesehene Nebenauslagen . . . . . hinzu, so kostet die Erhaltung dieser 300 Stück Schafe, hoch veranschlagt, jährlich	200 fl. 300 fl. 100 fl. 600 fl.
Diese 300 Schafe von halb derbedeutet und großer Race, wie solche in Ungarn einheimisch, geben pr. Stück 3 Pfd., zusammen also 900 Pfd. Wolle, welche sich mit mindestens 1 fl. pr. Pfd. verwerthet, somit einen Ertrag jährlicher . . .	900 fl.
also einen Gewinn von	300 fl.

abwirft, wodurch das Joch jährlich 10 fl. Nutzen brächte.

Hat der Besitzer keinen Fond, um die Stammherde sich anzuschaffen, so gibt es solche Händler und Schafviehhälter, die das Stammvieh gegen einen gewissen Nutzantheil hergeben. Auf diese Art hin wird sich der Ertrag wohl kleiner herausstellen, immerhin aber wird der Waldbesitzer in die Lage gesetzt sein, ohne eigenen Geldaufwand durch Zuwachs der Herde binnen 3 bis 6 Jahren sich eine eigenthümliche Herde heranzuziehen.

Nebenbei muß ich bemerken, daß es eine sehr einseitige Ansicht ist, behaupten zu wollen, daß das Horn- und Schafvieh nur mit Heu und Stroh naturgemäß zu füttern sei. Kann der Mensch, das edelste Geschöpf der Schöpfung, von so diversen Nahrungsmitteln, wie z. B. der Italiener von der Polenta, der Pole von Kartoffeln, der Karpartenbewohner von Hafer- und Buchweizenbrot fast ausschließlich leben und sich dabei einer besonderen Gesundheit und Körperkraft erfreuen; warum sollte denn nicht auch das Vieh ein anderes Futter als Heu und Stroh genießen und dabei gedeihen?

Genuß wird es auch jedes andere Futter genießen und dabei recht gut gedeihen, wenn das außergewöhnliche Futter nur auch eine dem Umfangsverhältniß desselben entsprechende Menge Nahrungsstoffe enthält. Daß dieses Verhältniß besonders günstig beim Baumlaub vorhanden ist, wird Niemand in Abrede stellen können, und sollte es auch einem rein süßen Wiesen- oder Kleeheue nachstehen, so ist es gewiß viel nahrhafter, als das beste Stroh; denn dieses enthält nur dann noch einige Nahrungstheile, wenn es in noch mehr grünem Zustande gewonnen und nicht zu lange der Luft und dem Regen ausgesetzt bleibt und nach der Einschneurung sich mäßig erhitzen und Zuckerstoff entwickeln kann. Wird dies Verfahren nicht beobachtet, so bleibt das Strohfutter bloßes Einhüllungsmittel, das zwar die Gedärme des Thieres füllt, nie aber demselben Nahrung und Kraft geben kann.

Nicht überall findet man Laubhölzer, um sie zum Futter benützen zu können, und dies ist hauptsächlich in fruchtbaren Ebenen der Fall, wo der Grund zu Feld- und Wiesenbau cultivirt und der Wald hiedurch verdrängt wurde. Fruchtbare Gegenden bedürfen ihrer aber viel weniger oder gar nicht, weil der cultivirte Boden das für den verhältnißmäßigen Viehstand nöthige und gewöhnliche Futter liefert; aber im Mittel- und Hochgebirge findet man überall mehr oder weniger Laubholzwaldungen und man muß sie als ein von der Vorsehung dahin gestelltes Ersatzmittel betrachten, gleichsam als einen Fingerzeig, daß man in solchen Gegenden das, was am Grund und Boden nicht hinlänglich wächst, am Baume finden kann, und es dürfte nicht selten manche Laubholzwaldlehne oder manches Thalgestrippe von gleichem Umfange mehr Futter abwerfen, als die beste Wiese.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Pfeil des Ziska.

Historische Mittheilung von Ludwig Bechstein.
(Mit Abbildung.)

Dauernd lebt in des Böhmerlandes Geschichte und Sage das Andenken an den gewaltigen Hussiten-Feldherrn Ziska, ja es hat sich um denselben ein völliger Sagenkreis gebildet, der aber im geschichtlichen Boden und in wahren Ereignissen wurzelt.

Als Johannes Huß in Constanz den Tod in Flammen erlitten hatte, entflammte an seinem Scheiterhaufen sich der verderbliche Rachebrand und der fanatische Eifer, jenen Märtirer seiner Ueberzeugung furchtbar zu rächen, und fand seinen Brennpunct in Johannes Ziska von Trocznow, einem Manne, von dem die Schriftsteller seines Vaterlandes sagen, daß er „ein eisernes Herz, die Seele eines Wütherichs und einen Körper voll Schreckniß" besessen habe. So zog er im Bunde mit Niklas von Hussinetz dem gesammelten Heere der Hussiten voran und durchwüthete alles Land, das ihm nicht zufiel, als Gottesgeisel. Ziska schlug das hundertausend Mann stark gegen ihn aufgeborene Kreuzheer, welches 1420 in Böhmen eingerückt war, auf dem nach ihm genannten Berge bei Suhomierzicz und jagte es aus dem Lande, und da Kaiser Siegmund das unsluge Wort gesprochen hatte, oder doch gesprochen haben sollte: „Gern gäbe ich mein Ungarn darum, wenn in Böhmen kein Böhme mehr lebte" — ein Wort, das auf den Flügeln der Verwünschung des Kaisers von Mund zu Mund durch ganz Böhmen flog, so gewann der finstre Rächer der Anbänger mehr und mehr. Drei und vierzig Klöster wurden vernichtet, ihre Schätze geraubt, Mönche und Nonnen ermordet oder verbrannt, sammt den heiligen Stätten. Aus den Steinen der zerstörten Stadt Aussin wurde die Bergveste Tabor erbaut.

Auf dem ebenfalls von einer sichern Veste gekrönten Berge Raby, den die Sage mit mannigfachen Krämen schmückt, hatten viele Flüchtlinge, geistliche wie weltliche Personen, sich und ihre Schätze geborgen und hofften dort Sicherheit. Eitle Hoffnung! Ziska erschien mit seinem Taboritenheere, der Schrecken wandelte vor ihm her, Feuer- und Wolkensäulen von brennenden Dörfern bezeichneten gleichzeitig seinen Weg und Raby ergab sich ohne Sturm. Die Burgherren, zwei Brüder, Johann und Wilhelm Schaichowsky von Riesenberg wurden, obschon sie die Feste freiwillig übergeben, gefangen fortgeführt, die Besatzung ermordet und sieben Priester wurden vor dem Schlosse lebendig verbrannt. Später entkam Wilhelm Schaichowsky von Riesenberg, kehrte nach seinem von den Taboriten verlassenen Schlosse zurück und befestigte und bemannte daselbe auf's Neue, und da Ziska abermals heranrückte, beschloß jetzt die Besatzung, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Daher Verwerfung der Uebergabe-Aufforderung, darauf ein heftiger Sturm und Zurückwerfung der stürmenden Taboriten. Ergrimmt über dieses Zurückschlagen umritt Ziska die Burg, um eine Stelle zu abermaligem Angriff zu ersehen. Ein Ritter der Besatzung von Raby, Przibik von Kocow (unterschrieben Kocowsky) sah den feindlichen Heerführer, legte einen gewichtigen Pfeil mit eisernem Bolzen auf seine Armbrust, zielte nach dem Haupte des Hussitenführers, drückte ab und der Pfeil flog hart über das einzige noch taugliche Auge Ziska's, der auf dem andern schon seit lange blind war. Unter Ziska's Streitern war ein Mann, Namens Haijis, welcher den verhängnißvollen Pfeil, der des Feldherrn Stirn verwundet hatte, an sich nahm und dessen Spitze zu sich steckte. Ziska hob die Belagerung von Raby auf und ließ in Prag die empfangene Wunde heilen, das zweite Auge aber war unwiederbringlich dahin und der gefürchtete Hussitenführer war nun stockblind.

Burg Raby aber war gerettet. Der Burgherr ließ zum Andenken dieses wichtigen Ereignisses ein großes Wandgemälde nächst dem Schloßthore ausführen. Darauf erblickte man zur Linken Ziska mit seiner Eisenkeule hoch zu Roß und in voller Rüstung, von Wappnern umgeben, doch mit aufgeschlagenem Helmflug. Gegenüber stand Ritter Przibik, vom Thurme den Pfeil entsendend. Unter diesem, von der verheerenden Macht der Zeit längst wieder hinweggetilgten Bilde sollen folgende Worte in böhmischer Sprache gestanden haben:

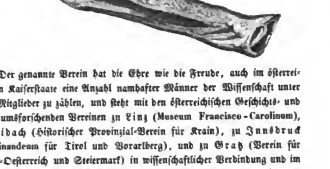
Przibik: „Bist Du es, Bruder Ziska?"

Ziska: „Ich bin es."

Przibik: „Behede Deine Blöße!"

Darunter standen dann noch einige schwache lateinische Verse.

Schloß Raby fiel in Trümmer, die Kämpfer der Vorzeit bedecken längst eingesunkene Grabesthügel, jene Pfeilspitze aber blieb erhalten und erbte im Geschlechte desjenigen Haisk's, welcher sie aufbewahrte, vom Vater auf den Sohn durch vier Jahrhunderte und gelangte endlich auf eine eigenthümliche Weise in den Besitz des Hennebergischen alterthumsforschenden Vereins zu Meiningen, der sie, wenn auch nicht als ein unumstößlich geschichtliches Denkmal, doch als einen Sagenzeugen aufbewahrt.



Der genannte Verein hat die Ehre wie die Freude, auch im österreichischen Kaiserstaate eine Anzahl namhafter Männer der Wissenschaft unter seine Mitglieder zu zählen, und steht mit den österreichischen Geschichts- und alterthumsforschenden Vereinen zu Linz (Museum Francisco-Carolinum), zu Laibach (Historischer Provinzial-Verein für Krain), zu Innsbruck (Ferdinandeum für Tirol und Vorarlberg), und zu Grätz (Verein für Inner-Oesterreich und Steiermark) in wissenschaftlicher Verbindung und im Schriftenaustausch. Nun wollte es der Zufall, daß ein zu Prag wohnendes Mitglied dieses Vereins auf einer Geschäftsreise nach dem Orte Budetschitz kam, daselbst erfuhr, daß in der Familie eines dortigen Einwohners jene Pfeilspitze seit langen Jahren aufbewahrt werde und dieselbe als ein freundliches Andenken erlangte, worauf er sie dem Hennebergischen Verein übereignete, von der Uebergebung geleitet, daß werthvolle Fundstücke besser in größeren Sammlungen erhalten werden, als in Privathänden.

Bei der Uebergabe der Pfeilspitze an Herrn C. wurde zur Beglaubigung, so weit dieselbe möglich war, ein Document in böhmischer Sprache aufgenommen, welches nachstehend auch in deutscher Uebersetzung folgt:

Jednání v obci Budětleské dne 12. Září 1854.

Přítomné při jednání jsou: Pan E..... R..... K.... z Prahy úředník u Trietského pojišťovacího ústavu.

Pan Ján Haijis držitel hospodářství Čís. 7 v Budětiscích.

Předmět jednání.

Pan Ján Haijis se vyjádřuje, že odnepaměti lidské jeho rodina v držení jednoho šípu jest, s kterým český vůdce Ján Žižka v roku 1421 při obležení hradu Raby své druhé oko ztratil.

Tato rána stala se skrze rytíře Příbíka z Kočova.

Tento šíp je od něj a od celého okolí za ten pravý držán.

Z vážnosti pro pana K..... nechává samému tento vlastenský klenot k svobodnému držení a odříkává se skrz svůj vlastnoručný podpis více právo k tomu šípu míti.

Ján Haijis. **Tomáš Wlček,**
E.... R..... K. přednosta.

Uebersetzung des böhmischen Documentes:

Verhandelt in der Gemeinde-Stube zu Budětic*) am 12. September 1854.

Gegenwärtig bei der Verhandlung sind:

1. Herr Ernst Rudolph K. aus Prag, Beamter der Triester Feuerversicherung.
2. Herr Johann Haijis, Besitzer der Realität Nr. C. 7 in Budětic.

Gegenstand der Verhandlung:

Herr Johann Haijis erklärt, daß seit undenklichen Zeiten seine Familie im Besitze einer Pfeilspitze sei, durch welche im Jahre 1421 der böhmische Heerführer Ziska bei der Belagerung der Burg Raby sein zweites Auge verlor. Der Schuß geschah durch den Ritter Přibik von Kočow.

Jene Pfeilspitze wird von ihm und der ganzen Umgegend für die bezeichnete richtige und echte gehalten.

Aus Achtung für Herrn K.... überläßt er demselben jenes vaterländische Kleinod zum freien Eigenthum und entsagt durch seine Unterschrift allen Ansprüchen auf dasselbe.

Johann Haijis. **Thomas Wlček,**
E....K.....N. Ortsvorstand.

*) Pilsener Kreis.

Digitized by Google

Engelswache.

In seiner Güte gab der Himmel
Dem Kinde, das an's Licht sich wand,
Das höchste Gut, das Herz der Mutter,
Und ihrer Liebe treue Hand.

Und wenn von Sorgen vieler Nächte
Die Mutter tief ermüdet schläft,
Dann überwachen Gottes Engel
Der Wache heiligst Geschäft.

K. A. Kaltenbrunner.

Der Nicolai-Abend in Krain.

Von Dr. J. F. Klun.

Der Vorabend des heil. Nicolaus — der fünfte December — ist in Krain ein wahres Kinderfest. Schon wochenlang früher eifert die Mutter zum Gehorsam und Fleiß die unwilligen Jungen und Mädchen an, und der Lehrer droht mit dem „Parkel," wenn die Aufgaben nicht gut gelernt, alle Schreibhefte nicht rein gehalten werden. Die letzten Tage vor dem verhängnißreichen Abend sind für die Kinder heiße Prüfungstage; da wird gelernt, gesäubert, Alles in Ordnung gebracht, damit der „heilige Nicolo" ja Alles hübsch in Ordnung findet, damit „die Engelchen ja recht viel Gutes und Schönes bringen."

Der sehnlich erwartete, aber doch gefürchtete Abend erscheint. Im hellerleuchteten Zimmer sitzen die Kinder um den großen Tisch versammelt; ein jedes hat sein Lesebüchlein, seine Schreibhefte und sonstigen Schulsachen vor sich liegen. Die Mütter, Freunde und Bekannten des Hauses, sowie die Hausleute sind zum Schutze der Kinder da, welche so viel Schönes — mitunter mit thränenfeuchten Augen — versprechen, wenn sie nur heute Abend beschützt würden. Da werden Ermahnungen ertheilt, an Vorwürfen und Drohungen fehlt es auch nicht; — der einscheinende Augenblick rückt immer näher heran. Die kleinen Herzchen pochen hörbar, dieses niedliche Lockenköpfchen wird kreideblaß, jener trotzige Bube macht sich über seine Gespielen lustig, und betheuert großsprecherisch: „ich werde doch nicht beten, — „o ich fürchte mich gar nicht, — ich weiß es ja, es sind nicht Teufel aus „der Hölle" — — und dergleichen mehr. Da klingelt ein Glöckchen mit hellem Ton, — ein Angstschrei unter den Kindern, — dann lautlose Stille, — Spannung und Aengstlichkeit auf allen Zügen der Kleinen.

Die Thüre geht auf. Zwei weißgekleidete „Engel" mit goldpapiernen Kronen auf dem Haupte, blonden Locken und langem Schleier treten klingelnd ein. Ihnen folgt der „heilige Nicolaus," eine majestätische Gestalt im bischöflichen Ornate, mit einem langen weißen Barte, den großen Krummstab in der Hand. Vor der Thüre entsteht helleres Lärmen und Poltern und Kettengerassel der Höllengeister, welche mit aller Gewalt in das Zimmer dringen und sich der bösen Kinder bemächtigen wollen. Da klopft Nicolaus mit dem Krummstab auf den Boden, Ruhe gebietend. Nach dem Gruße! „Gelobt sei Jesus Christus," beschelt Nicolaus in tiefem Baßtone: „Beten." Es falten sich die Händchen der Kinder, sie beten so andächtig und mit zitternder Stimme, wie vielleicht niemals sonst; — auch jenen großsprecherischen Trotzkopf verläßt sein rebellischer Muth, er betet zitternd und mit thränenfeuchten Augen. Aber der „Nicolo," dem der liebe Herrgott Alles von den Kindern schon früher erzählt hat, kennt auch die Großsprechereien dieses Jungen; er hält ihm dieselben vor, klopft mit dem Krummstab auf den Boden, und herein stürmen die bösen Geister „Parkel" genannt. Allgemeine Verwirrung, dazwischen Schreien und Bitten der Kinder, selbst die Erwachsenen beben zurück bei dem schreckenerregenden Anblick. Diesmal läßt der Nicolo noch Gnade widerfahren, er gebietet den Parkeln sich zu entfernen, welche unwillig und polternd sich vor der Zimmerthüre lagern. Und nun beginnt die Prüfung der Kinder.

Dieser ließt mit zitternder Stimme einen Absatz aus seinem Lesebüchlein, Angst umflort ihm die Augen, die Buchstaben scheinen auf dem Blatte herumzutanzen, niemals hat er so fehlerhaft gelesen, und die ernste Rüge des Nicolaus läßt schon Strafe befürchten, doch diesmal kommt der Junge mit der ausgestandenen Angst davon. Ein zweiter rechnet, ein dritter sagt den Katechismus auf, und so gehe es der Reihe nach fort, bis das strenge Examen beendet ist. Hierauf folgen Ermahnungen und Drohungen des Nicolo, der zum Schlusse die Engelchen beauftragt, den fleißigen, fromm und sanftmüthigen Kindern Geschenke zu geben. Die mit Früchten, Spielwaaren, Schulerequisiten u. s. w. belabenen Teller werden aufgetragen und vertheilt und ist dies vollendet, entfernt sich der ganze Zug in Achtung gebietender Stille.

Hat dagegen eines der Kinder Strafe verdient, so wird der Schluß der Handlung in der That schauerlich. Die bösen Geister stürmen ins Zimmer, der schlimme Junge wird von ihnen ergriffen, mit einer Kette gebunden oder in den Teagkorb hineingesteckt, um nach der Hölle geschleppt zu werden. Nur auf dringendes Bitten der Eltern und Lehrer und gegen die feierlichsten Versicherungen der vollständigsten Besserung verzeiht Nicolaus, — und der Arme wird von den Engeln aus den Klauen der bösen Geister befreit. Wie oft wird ihm dann noch diese Schreckensscene ins Gedächtniß gerufen, wenn er säumig oder lässig in der Pflichterfüllung ist. — Ueberhaupt dient dieser Abend an vielen Orten als ein wirksames pädagogisches Mittel, wenn auch durch die unzarte Art des Verfahrens und durch solche gewaltsame Schreckmittel schon manches Unheil herbeigeführt worden ist.

Blicken wir jetzt noch hinter die Coulissen dieses tragikomischen Erziehungsschauspiels. Hier versammeln sich mehrere Studenten, größtentheils Privatlehrer, um den Anzug für die Maskerade zurecht zu richten. An dem einen Tische werden Papierbögen zusammengeleimt, um den Vedermantel für den Nicolo zu fabriziren; Goldpapier liefert die Borduren, sowie den Stoff für die Bischofsmütze. Einen langen Stock, an dessen Ende mittelst Eisendraht die Krümmung hervorgebracht wird, umwindet man mit Silberpapier, damit er den bischöflichen Krummstab vorstelle; Flachs liefert den altergrauen Bart. In gleicher Weise werden die Kronen der Engel verfertigt. — Dort geht es an die Fabrikation der Anzüge für die Parkel, wobei das gräßlichste der Jugendfantasie noch nicht genügt. In alte Männerhüte werden Löcher für die Augen eingeschnitten, rothes Siegellack wird ringsum aufgetropft, um so das Ganze pöbelhaft zu machen, indeß baran noch 2 Dchsenhörner mit Bindfaden und in sonstiger erfindungsreicher Art befestiget werden. Dieser Hut wird dann über das ganze Gesicht herabgezogen, während ein langer Winterpelz, die rauhe Seite nach außen, den Leib, um dessen Hüfte eine schwere Eisenkette gewunden wird, umschließt; — so ist das gräulichste Ungethüm fertig. Diese Vorbereitungen nehmen mehrere Tage in Anspruch, wobei frohe Scherze und heitere Jugendlust die langen Stunden dieser Arbeit verkürzen.

Bei den Vorbereitungen zu diesem volksthümlichen Kinderfeste nimmt endlich noch der Nicolai-Markt in Laibach eine hervorragende Stelle ein, der auf dem Hauptplatze die drei Tage vor Nicolai abgehalten wird. Die erfindungsreiche Industrie der unteren Volksclassen bemächtigt sich dieses Festes in ausgedehnter Weise, wobei an abenteuerlichen Zusammenstellungen, an Produkten für die Kinderwelt ein wahrer Ueberfluß geboten wird. Aus gebörrten Pflaumen werden Rauchfangfehrer, aus Roßhaar und Pech „Parkeln" gemacht, und zum Verkaufe ausgeboten. Hier steht ein Tisch mit vielleicht hundert kleinen, papiernen Nicolo's, die Geschäfter aus Wachs modellirt; — dort Kirschstrauben, Puppen, und alle Arten von Spielzeug. Oft u. dgl. Massenbaft liegen aufgethürmt Ruthen mit vergoldeten Aepfeln, Nüssen und andern Früchten behangen, welche Karken Absatz finden. Gehe auch der eine Theil dieses Kinderschauspieles so offenkundig vor sich, so verliert doch das Ganze nichts von seiner Würdung, indem so „der heilige Nicolaus den Kindern nur zeigen lassen will, was sie erhalten, wenn sie gut und fromm sind, indeß er bei der Nacht für sie die Einkäufe macht." In der That kauft der Nicolo in Gestalt der sorgsamen Eltern und größeren Geschwister vorzugsweise nur am Abende ein, weshalb der Nicolai-Markt Abends bei dem Glanze von Hundert und Hundert Lichtern, und dem wogenden Gedränge in der That ein belebtes heiteres Bild darbietet.

Diese Sitte beginnt indeß schon in Verfall zu kommen; der Nicolai-Abend macht dem sinnigen und poetischeren Christbaum Platz, und es dürfte das Nicolai-Fest vielleicht schon bei der nächsten Generation nur noch vom Hörensagen bekannt sein.

Digitized by Google

Das Schloß Mirelemont.

Novelle von Adolf Ritter von Tschabuschnigg.

Das Hügelland, das die Grenze Belgiens mit Deutschland und Frankreich vermittelt, gehört zu den reizendsten Gegenden Europa's. Die Ausläufe der Ardennen schwingen sich in lieblichen Linien durcheinander und bilden eine Schlucht ammuthiger Thäler, deren Sohle mitunter Canäle und Flüsse bezeichnen. Der Boden ist von heller, abwechselnder Färbung, noch bunter erscheint das Grün der Wälder und Matten, und Landhäuser, Fabriken und Kirchen zeigen sich an jeder passenden Stelle.

In einem dieser Seitenthäler, mehrere Stunden von der Eisenbahn entfernt, liegt Schloß Mirelemont; das Thal verläuft vom Ufer des Stromes in sanfter Windung bis zum Stocke des Gebirges; ein Gesundbrunnen liegt an seinem Eingange, in seiner Tiefe stehen Fleisen und Waldkuppen, deren eine von Schloß Mirelemont geschmückt wird. Es gehörte einem berühmten Dinastengeschlechte, seit mehrern Jahrhunderten war es unbewohnt, bis der letzte Besitzer Graf Roderich es in einem Anflage von Laune zu seinem Aufenthalte erwählt hatte. Burg Mirelemont stand bis dahin im öden Leumunde bei den Bewohnern der Gegend. Eine Aeltermutter war dort in geheimnißvoller Weise verunglückt; hatte sie ihr Gatte umgebracht, war sie einem auswärtigen Mörder erlegen, oder hatte sie freiwillig ihr Leben geendet? — die Sage wußte es nicht mehr mit Bestimmtheit zu berichten, aber unter den Kleinodien der Familie wurde ein Postbarer Dolch aufbewahrt, der das Herzblut der Gräfin Claudia verkostet haben sollte, und laut des gräflichen Stammbaumes hatte der Mörder bald darauf sein zweited Weilager gefeiert. Er war ein gewaltthätiger Herr gewesen, und, obwohl er sich bei der Ermordung der Gräfin von dem Verdachte gereinigt haben mochte, endete er später doch auf dem Schaffote. Ein gleiches Schicksal traf einen seiner Nachfolger zu Egmonts Zeiten, Andere verunglückten auf der Jagd, und ein Paar beschlossen in trübsinniger Geistesverirrung ihr Leben. Es schien ein finsteres Verhängniß über dem Geschlechte zu walten, nur in einer Sache waren sie vom Glücke begünstigt: mochten sie ihren Reichthum vergeuden, wie sie wollten, er wuchs dennoch wieder unter ihren Händen. In frühern Zeiten waren ihnen mehre reiche Erbschaften zugefallen, im Jahrhunderte der Industrie wurden Steinkohlenlager auf ihrem Grund und Boden gefunden.

Seit Claudia's Tode hatte die Familie Mirelemont verlassen; das stolze Schloß gerieth allmälig in Verfall, wozu die Spukgeschichten beitrugen, die darüber im Munde des Volkes umliefen. Zuerst saßen Vögte dort, die gräfliche Wohnung blieb jedoch verschlossen, und nächtlicher Weile wollte man oft seltsames Geräusch und Geklirre in selber vernommen haben.

Einer der Vögte tritt einmal nächtlicher Weile nach Hause, und erblickte schon von Weitem alle Fenster des Schlosses auf das Glänzendste beleuchtet. Er vermuthete, daß während seiner Abwesenheit plötzlich der Graf auf Schloß Mirelemont angekommen sei, und trieb sein Roß zu möglicher Eile. Aber heute wollte es nicht wie gewöhnlich vorwärts gehen, wie scharf ihm sein Reiter auch die Sporen einsetzte, es sprang manchmal scheu zur Seite und schnaubte wild, als es den schmalen Thorweg hinan mußte.

Sobald der Schloßwart die kleine Eisenpforte öffnete, um den Reiter herein zu lassen, fragte dieser alsgleich nach der Herrschaft.

Man wußte nichts von ihr im Schlosse.

„Habt Ihr doch alle Fenster beleuchtet, was für ein Fest begeht Ihr denn?“

In diesem Augenblicke schlug es ein Uhr. Der Thorwart bekreuzte sich. Die Fackel in seiner Hand flackerte in der Zugluft, auch in den Thürmen und durch die Schornsteine hinaus heulte und pfiff es wie wilder Nachtwind. Darauf war es stille.

Der Wart leuchtete seinem Herrn über die finsteren Gänge. Jeder von ihnen hatte seine eigenen Gedanken, Beiden war es leichter um's Herz, da sie nun doch schon Morgenluft witterten.

Seit dieser Nacht behagte es dem Vogte nicht mehr recht auf Mirelemont, und er fühlte sich befriedigt, als er bei dem Grafen endlich durchsetzte, daß er vom Schlosse in das kleine Haus am Fuße des Hügels übersiedeln durfte, das wohnlich mitten in einer freundlichen Häusergruppe gelegen war. Er hatte der Herrschaft oft vorgestellt, daß er da unten die Wirthschaft besser beaufsichtigen und Zinse und Gaben schneller eintreiben könne, aber im Grunde vertrieb ihn nur die unheimliche Gesellschaft, die in der Burg zu hausen schien.

Seit Mirelemont unbewohnt war, und die theuere Bedachung nicht mehr eingehalten wurde, verfiel das Gebäude schneller, als man hätte vermuthen sollen. Nach einem halben Jahrhunderte fehlen Mond und Sterne schon durch die Lücken des Daches, die Oberboden der Säle wurden baufällig, die Fensterscheiben zerbrachen oder erblindeten. Nach einem Jahrhunderte stand bereits eine Ruine in der Tiefe des Ardennenthales. Aber noch behaupteten die Landleute der Umgegend, in mancher Nacht die Fenster des Schlosses erleuchtet zu sehen, und der Volksglaube erzählte dann, die Gräfin Claudia habe dort wieder einmal ein Bankett gegeben.

Um so mehr verwunderte man sich, als Graf Roderich plötzlich die Wiederherstellung des Schlosses anbefohlen hatte. Er war ein schlanker Herr von schönen Geschichtzügen, nur daß auch in seinem Gesichte sich der unheimliche Zug nicht übersehen ließ, der die Porträte seiner Ahnen kennzeichnete. Gewöhnlich lag er unter dem glatten Lächeln des Weltmannes verborgen; wenn ihn aber Zorn oder sonst eine heftige Gemüthsbewegung überkam, schlängelte es sich, wie ein gäher Blitz über die Stirne des Grafen und verkündete jedenfalls ungebändigte Leidenschaft. Da Roderich über bedeutenden Reichthum verfügen konnte, so hatte seine Laune nicht lang auf ihre Erfüllung zu warten. Er befand sich auf Reisen, als er seinem Haushofmeister die Herstellung von Mirelemont anbefahl. Es sollte sich damit, ohne Kosten zu schauen, so viel als möglich bereit werden. Der Vogt spendete das Gold mit vollen Händen; bald waren Wände und Decken des Schlosses wieder hergestellt, Maler, Tapezierer und Vergolder wurden berufen, und aus der Nähe und Ferne kamen zahllose Kisten und Ballen, um die gräfliche Wohnung mit allen Erfordernissen der Bequemlichkeit und Pracht auszustatten.

Noch einem Jahre war sie wieder ganz geziert, einen Dinasten des Reiches zwischen ihren Wänden aufzunehmen. Die Bewohner der Umgegend kamen, bevor der Graf einzog, neugierig herbei, um sich das Schloß Mirelemont im Innern anzusehen, aber — wie sehr sie auch die neue Herrlichkeit blendete — die Sage von seiner Unheimlichkeit war von dem wieder erstandenen Gebäude nicht gewichen, und die Landleute meinten achselzuckend, es sei erst zu erwarten, ob Graf Roderich ungetrübten Glück im Gespensterschlosse finden werde.

An einem schönen Herbsttage bezog er denn richtig das Schloß seiner Väter. Er hatte seinem Haushofmeister die Aufnahme neuer Dienerschaft anbefohlen, da er selbst nur einen alten Kammerdiener mit sich bringen werde. In voller Livree harrten am festgesetzten Tage Bediente und Tafeldecker, Reitknechte und Leibjäger in den geschmückten Räumen. Bei einbrechender Dunkelheit erschien denn wirklich der Wagen des Grafen; mit leichter Gewandtheit schwang sich der kräftige Herr aus demselben; er verschmähte dabei jede Hilfe, befahl aber seinem Kammerdiener, beim Aussteigen behilflich zu sein. Es geschah, und die jungen Bedienten wunderten sich, aus demselben Wagen, den der Graf inne gehabt hatte, jetzt den alternden Diener heraussteigen zu sehen. Der strenge Blick desselben ließ sie bald errathen, daß auf Kammerdschaft bei ihm nicht zu rechnen sei, und daß sie es hier mit einem alten Lieblinge ihres neuen Herrn zu thun hatten. Demgemäß richteten sie ihr Betragen ein, und behandelten den Begleiter ihres Herrn fast mit Ehrerbietung. Dieser schien die gegenseitige Stellung als geziemend anzunehmen, und befahl ihnen den zweiten Wagen am Fuße des Schloßberges mit Sichtern einzuholen. Aber der Graf war, ohne sich viel um das Schloß und seinen Vogt zu bekümmern, noch vor den Fackeln demselben entgegen gegangen.

Also der Graf kam noch in weiterer Begleitung? — Da man von einer solchen im Voraus nichts erfahren hatte, so läßt sich's denken, daß die Neugierde des Gesindes in nicht geringem Grade aufgeregt wurde. Am glücklichsten schätzten sich die zwei Bedienten, die mit den Lichtern entgegen gingen; bald ließen sich die Räder des Wagens vernehmen; nun bog er auch wirklich um die Ecke. Die Diener versuchten sobald als möglich seinen Inhalt zu erspähen, aber schon befahl ihnen der Graf mit einer Stimme, die zu schnellem Gehorchen ermunierte, voraus zu leuchten, und langsam folgte der Wagen hinter den Fackeln.

Wieder strahlten heute alle Fenster von Mirelemont in die finstere Nacht; es schien, als gäbe Gräfin Claudia wieder ein Fest in dem vorrufenen Gemäuer.

Digitized by Google

Graf Roderich dachte offenbar nicht auf derlei; er war zum Wagenschlage getreten, das Fenster öffnete sich und er ergriff zärtlich die Hand, die es niedergelassen hatte, und sprach leise, aber angelegentlich in den Wagen.

Kurze Zeit später hielt dieser vor dem Portale des Schlosses. Der Graf verrichtete selbst die kleinen Bemühungen, um ihn zu öffnen und den Personen, die darin saßen, behilflich zu sein. Die Dienerschaft, den Vogt an der Spitze, umgab ihn in ehrfurchtsvoller Gruppe und harrte begierig, in irgend einer Weise Dienste zu verrichten.

Aus dem Wagen stieg jetzt eine verschleierte Dame, die der Graf, indem er ihr galant die Hand stützte, am Thore des Schlosses, das nun das ihre sein sollte, willkommen hieß.

Ein Frauenzimmer, das der dienenden Classe angehörte, folgte mit einem Kinde, das in Decken sorgsam verhüllt war, und nur erst kurze Zeit diese Erde zu bewohnen schien.

Der Graf erinnerte sich, daß der Haushofmeister eine erwachsene Tochter besaß, und sprach seine Erwartung dahin aus, daß diese das Kind für so lange in ihre Obsorge übernehmen werde, bis die nöthigen Dienerinnen verschafft würden. Als ihr Vater dies mit einer Verbeugung bejahte, befahl der Graf der Wärterin, das Kind diesem Mädchen zu übergeben, beschenkte sie reichlich und befahl dem Kutscher, sie noch heute in die nächste Stadt zurückzuführen.

So waren denn die neuen Bewohner von Schloß Mirelement eingezogen, und zwar in einer Weise, welche verschiedene Vermuthungen, vergangene und zukünftige, errathen ließ.

Nachdem die Dame, die im Schlosse zurückgeblieben war, bei der Versorgung des Kindes nachgesehen hatte, ließ sie sich in die für sie bestimmten Gemächer begleiten. In einem Vorzimmer warf sie Reisemantel und Schleier ab, und trat nun in ihr Wohnzimmer, in welchem sie Roderich erwartete. Es war geräumig und höchst elegant ausgerüstet. In einem Alkoven hinter seidenen Vorhängen stand das Bett, der Vorderstheil des Zimmers enthielt nebst einem Paar bequemen Sitzstellen aus zusammengerückten Sofas und Ebenholzstühlen einen eleganten Schreibtisch. Im warmen Kamin prasselte lustiges Feuer, das, obwohl in dieser Jahreszeit noch nicht nöthig, doch eine eigene Behaglichkeit durch das weite Zimmer verbreitete. Alles Hausgeräthe zeigte die gewöhnliche Pracht; selbst auf die Ausschmückung der Wände wurde nicht vergessen; so viel das flackernde Kaminfeuer und die zwei Armleuchter zu sehen erlaubten, waren Familienbilder aufgehängt. Dem Kamine gegenüber hing das größte derselben, eine bleiche schöne Dame in der Tracht vergangener Jahrhunderte. Es war Gräfin Claudia. Die stolzen Züge dieses Gesichtes, die tiefsinnigen Augen desselben hätten zu jeder andern Stunde die Aufmerksamkeit der jungen Dame, für die jetzt dieser Saal bestimmt war, gefesselt; heute war sie zu sehr mit ihrer eigenen Lage und mit den Ergebnissen der Gegenwart beschäftigt.

Sobald sie eintrat, eilte sie in lebhafter Bewegung auf Roderich los und erfaßte freundlich seine Hand: „Du hast mich durch Deine sinnvollen Anordnungen und Deine Vorsorge zum tiefsten Dank verpflichtet."

„Ich fühle mich doch belohnt," erwiederte er, indem er die schöne Frau sanft an sich zog, „wenn meine Vorbereitungen Rosamundens Beifall gewinnen."

Das Gespräch drehte sich um die Vorfälle der letzten Tagreise, um die Lage und die Geschichte des Schlosses und schien mit Bestimmtheit voraussetzen zu lassen, daß sie auf selbem ihren bleibenden Aufenthalt nehmen würden. Der Graf entschuldigte sich, daß er, angezogen durch die Traulichkeit des Gemaches, ein kleines Abendessen hieher zu bringen befohlen habe, und in der That erschienen, vom Kammerdiener geführt, ein Paar Bediente mit Tragplatten und bald darauf stand nahe dem Kamine auf einem Rundtische ein einladendes Essen bereitet. Roderich machte auf das Liebenswürdigste den Wirth des Hauses, Rosamunde nahm wenig zu sich und nippte kaum vom geschliffenen Glase, in dem der Wein perlte, dennoch war eine heitere Zufriedenheit über ihr Antlitz, über ihre ganze lieblich Gestalt ausgegossen. Die Bedienten versahen schweigend und ehrerbietig ihre Dienste. Bald wurden sie entfernt, und der alte Kammerdiener trug den Rest der Speisen fort.

Im Schlosse wurde es nun stiller, aber das Paar saß noch lange kosend am Kamine, und Mitternacht war längst vorüber, als der Graf sich zu entfernen anschickte.

Er nahm einen Armleuchter und begab sich damit hinter die damastenen Gardinen. Er griff an die Wand und war befriedigt, als auf seinen Druck auf einem Metallstift eine Tapetenthür aufsprang und eine Wendeltreppe vor dem Paare lag.

„Wußte ich doch, daß sie sich hier befinden mußte," begann jetzt der Graf; „und der Chronik der Burg ersah ich, daß einst hier eine geheime Stiege in der Dicke der Mauer angebracht war, ich befahl sie wieder herzustellen, und erfreue mich jetzt, daß ich sie ohne Bethilfe aufzufinden im Stande war. Sie wird uns Beiden zu Gute kommen," fügte er nach einer kurzen Pause mit zärtlichem Lächeln hinzu, „und Roderich wird, ohne fremden Blicken zu begegnen, auf die zu seiner Rosamunde gehen können."

Nach einem Kusse trennten sie sich, und Rosamunde leuchtete dem Grafen über die Wendeltreppe und über einen schmalen Gang nach seinen Gemächern.

Zurückgekehrt in ihr Zimmer, versah sie mit Leichtigkeit die Dienste eines Kammermädchens an sich selbst und befah sich dann im Nachtgewande, indem sie mit den Wachslichtern umher leuchtete, das Gemach. Sie fand an nichts, was an ihrer Bequemlichkeit dienen könnte, den geringsten Mangel und erfreute sich an der Trefflichkeit des Geschmackes und der Auswahl. Die Ahnenbilder erschienen ihr allerdings fast als eine zu steife Brigade in ihrem Zimmer, doch schenkte sie keinem derselben mehr als einen flüchtigen Blick, nur von dem schönen Weibe dem Kamine gegenüber vermochte sie ihn nicht so schnell zu verwenden; dieses Antlitz erregte ihre Theilnahme, selbst ohne daß sie den Namen und die Schicksale der Vorgestellten kannte. Schwerlich hätte sie sich eines Schauders erwehrt, wenn ihr diese bekannt gewesen wären und sie gewußt hätte, daß gerade ihr Zimmer einst das der Gräfin Claudia war und daß die glänzenden Dielen jenes Estrich bedeckten, von dem man nach der Sage das Blut der unglücklichen Gräfin nie mehr hatte verwischen können. Eben so wenig war ihr bekannt, daß der funkelnde Dolch mit den Rubinen am Griffe, der auf der Toilette mitten unter silbernen Modergeräthe und den Riechfläschchen stand, einst Claudia's Leben geendet hatte.

In harmloser Stimmung schlüpfte die schöne Rosamunde endlich hinter den seidenen Vorhängen in ihr Bett und war bald darauf entschlummert.

Ihr Schlaf war süß und ruhig; kein böser Traum, keine Regung von Furcht beschlich sie; sie horchte nicht darauf, ob die Nachtluft durch den Schlot des Kamines sanfte und in den seidenen Gardinen knisterte, und ob, als sie sich verschoben, der blasse Mond oder das schwermüthige Angesicht Claudia's durch die Spalte ihrem Schlafe zusah.

Die Dienerschaft war am nächsten Morgen, da sich genug Gelegenheit ergab, die junge Dame unverschleiert zu betrachten, von ihrem Liebreize und ihrer Huld entzückt. Noch am selben Tage trafen auch Wärterinnen und Kammermädchen ein, wie der Graf angekündet hatte. Rosamunde waltete in Fröhlichkeit und Herzensgüte im Schlosse, hatte für Jedermann ein sanftes Wort, einen freundlichen Blick, dem Grafen gegenüber zeigte sie vollends nur Freude und Liebe. Das Kind, welches das Paar mitgebracht hatte, war ein schöner, starker Knabe von ungefähr zwei Monaten, der Graf und Rosamunde überschütteten ihn mit Zärtlichkeit. Sie schienen überhaupt sehr glücklich zu sein, und wie gewöhnlich ging ihre gute Laune auch auf die Dienerschaft über. Nur der alte Kammerdiener schien diese Stimmung nicht zu theilen. Er hatte sich schon bei seines Herren Geburt im gräflichen Hause befunden, betrachtete sich gleichsam als ein Mitglied der Familie und hatte insbesondere seit jeher an den Schicksalen Roderich's den innigsten Antheil genommen. Jetzt war er in sich gekehrt und ungerachtet der Ehrerbietung, die er seinem Herrn und der Dame bezeugte, ungeachtet der anhänglichen Vorsorge, die er, so viel er vermochte, auch dem Kinde erwies, konnte der aufmerksame Beobachter doch einen Zug von Sorge in dem alten, ehrlichen Gesichte nicht verkennen.

Der Graf bezeichnete Rosamunde als seine Gemalin, den Knaben als den Erbgrafen; es konnte also im Betragen der Dienerschaft kein Zweifel über die Stellung der jungen Dame und ihres Kindes obwalten. Im Uebrigen mochte Jedes seine eigenen Gedanken über diese Verhältnisse hegen. Man hatte auf dem Schlosse und im ganzen Lande von einer Verehelichung des Grafen, der seit ein Paar Jahren auf Reisen abwesend war, bis zu seiner Ankunft nichts vernommen; man wußte auch jetzt nicht, woher diese Gemalin gekommen sei und welcher Familie sie angehöre. Dies war offenbar

Digitized by Google

am meisten geeignet, Bedenken zu erregen, denn seit Jahrhunderten war man gewohnt, die Abnfrauen des Grafen als die Töchter der erlauchten Geschlechter nennen zu hören. Auch wurden jetzt vom gräflichen Paare Besuche weder gemacht, noch empfangen, und es schien überhaupt ein Geheimniß über der Dame zu walten, die jetzt als Frau des Grafen Gemalin erschienen war, und noch dazu seinen Erben bereits mitgebracht hatte. Für den Haushofmeister und jene Diener, die in der Gegend bekannter waren, zugefeller sich noch ein anderer bedenklicher Umstand; es war nämlich seit des Grafen früher Jugend landkundig, daß seine entfernte Base, Gräfin Claudia mit Namen, zu seiner Braut bestimmt sei. Ihr gemeinschaftlicher Vetter, der Baillí des Malthéserordens, hatte dies schon mit Roderich's Vater verabredet und dem Paare sein bedeutendes Vermögen zugesichert, so daß dann die Besitzthümer aller drei Linien des gräflichen Hauses wieder in einem Stamme vereinigt werden sollten. Mit diesen Aussichten war Roderich aufgezogen worden; man hatte ihm für Geldausgaben auch nicht die geringste Rücksicht beigebracht, denn sein eigenes ansehnliches Vermögen sollte durch diese Verbindung vielfach vermehrt werden. Als sein Vogt den Bau des Schlosses leitete, hatten nur diese Erwartungen die Bedenklichkeiten des treuen Dieners über die Verschwendung, die der Graf dabei bethätigte, beschwichtigt. Jetzt regten sie sich von Neuem und er konnte nicht ohne Sorgen des Einbruchs gedenken, den die Zerstörung des Lieblingsplanes auf den Baillí machen werde, und welcher Abbruch dem Vermögensstande seines Herrn bevorstände, wenn die Aussicht auf die reiche Erbschaft des Hagelstolzen entrückt werden sollte. Obwol sie sich nie gegenseitig verständigten, mochten ihn und den Kammerdiener gleiche Besorgnisse quälen, die alle Liebenswürdigkeit der Gemalin des Grafen nicht zu zerstreuen im Stande war.

Allmälig schien es fast, als ob ähnliche Gedanken auch diesen selbst überfielen; er wurde stiller und tiefsinniger (oder sollte der Zluch alles Irdischen, daß der Genuß die Sehnsucht anfsetzt, daß der Besitz die Reize vermindert, sich schon so bald auch an dieser Pflanze der Liebe bewährt haben?) Genug, der Graf suchte häufig Zerstreuung auf der Jagd, und, wenn diese nicht aufführbar war, so belichte er oft stundenlang auf einem dazu geschickten Pferde in den Arkavinen umher zu streifen.

Er erwies sich gegen seine Gemalin, wenn er sich bei ihr befand, nicht minder aufmerksam als sonst, er versuchte es, sich durch ihre Bemühungen erheitert zu zeigen, aber der Schmerz bei Früchtungs war von diesem Verhältnisse gewicht, die Lust und Freudigkeit aus seiner Seele genommen.

Die Gräfin sing dies offenbar nur zu bald zu bemerken an. Zuerst schol sie sich ihm zur Gesellschein auf Jagden und Waldritten, dies schien ihm jedoch kaum angenehm, und endlich wußte er unter dem Vorwande der Schonung ihrer Gesundheit ihre Begleitung in bestimmter Weise abzulehnen.

Oft, wenn Roderich lange ausblieb, saß Rosamunde in Thränen gebadet in den einsamen Gängen des Thiergartens; aber sobald sie den Hufschlag seines Rosses vernahm, beeilte sie sich, sie zu trocknen und wusch ihre Augen im Springaquelle, damit sie ihm heiter wie sonst entgegen zu treten vermochte; kein Vorwurf kam über ihre Lippen, sie bemühte sich vielmehr ihn mit Scherzen und Gespräch, mit Gesang und kleinen Ueberraschungen zu zerstreuen. Er belohnte dies mit einem dankbaren Lächeln, aber man sah, es stieg nicht aus dem Herzen herauf, sondern war nichts, als eine absichtliche Geberde.

Am meisten erheiterte ihn noch sein Kind. Wenn der schöne Knabe die kleinen Hände nach seinem Vater ausstreckte, glitt ein Zug der Befriedigung über das ernste Antlitz, und der Händedruck, mit dem er dann sein Weib manchmal an sich zog, war so freundlich, wie in den schönsten Tagen ihrer Liebe.

So hatte dies Paar auf Schloß Mirelemont schon weit über ein halbes Jahr verlebt. Auf dem Antlitze des Grafen war der finstere Zug seiner Vorfahren längst wieder sichtbar geworden, den Rosamundens Umarmungen nur für einige Zeit fortzuküssen vermocht hatten.

Es lag wie drohende Gewitterschwüle über allen Verhältnissen des Schlosses, und lange ließ der Blitz, der treffen sollte, nicht mehr auf sich warten.

Eines Tages erschien unerwartet der Baillí auf dem Schlosse. Als sich die beiden Männer entgegegen traten, wurde Graf Roderich bleich wie ein schwer Erkrankter, dem Malthéser dagegen glühte das Gesicht in Leidenschaft, aber beide wiesen sich denselben grimmigen Zug, der bei heftigen Auftritten ihrem Geschlechte seit Jahrhunderten eigen war.

Sie zogen sich in das Zimmer des Grafen zurück und ihrem Gespräche hat keines Menschen Ohr zugehört; es hatte lang gedauert und war heftig gewesen. Bis in das untere Stockwerk war der erhobene Laut ihrer Stimmen gedrungen, man vernahm den dumpfen Klang schwerer gleicher Schritte, die manchmal heftiges Stampfen mit den Füßen zu unterbrechen schien.

Nach einer Stunde eilte der Baillí aus dem Zimmer in den Hof. Sein Reittknecht mußte schnell das Pferd vorführen, und nach wenigen Augenblicken sprengten beide den Thorweg hinunter. Er hatte die Gräfin und ihr Söhnlein gar nicht gesehen.

Die Tafel, die Rosamunde unterbesten hatte decken lassen, blieb heute ganz unbesucht, sie wurde wieder abgetragen, und selbst auf die Bedienten machte der Vorgang einen peinlichen Eindruck; es sah heute zwischen all' der Pracht gar öde und trostlos aus! —

(Fortsetzung folgt.)

Die Steiermark an Oesterreichs Jubeltage, am 5. März 1855.

Was donnert über Berg und Thal
Von Oesterreich herein?
Des fernen Donners Wiederhall
Muß Glück verkündend sein!

Horch! Glockenklang so laut und klar.
Mit ihm der Jubelruf
Verkünden: daß dem Kaiserpaar
Und Gott Freude schuf.

Dem Kaiserpaar gleicht Stiria's Bild;
Die Tanne grün und kurl,
Die Rebe fegenbreich und mild,
Symbole unser Mark.

Franz Joseph Blick: Des Alpenglüh'n,
Hoch über'm Land voll Erz,
Erlken's Aug': Das Blumenblüh'n,
Zwei Schöpfungen, ein Herz.

Der Schütz auf grünem Alpenrand
Schmückt sich mit Eisenweiß,
Drum beider Farben, Steierland,
Trägst du als Ehrenpreis.

Sie zierten Deines Kaisers Ahn
Und Baierns Schmud Marie:
Sieh'n gut den spaten Enkeln an,
Denn sie erblichen nie.

Daß sie, in Oest'reichs Farbenband
Fortdauren hell und licht,
Gab Gott nun selbst ein Unterpfand,
Das Liebe doppelt flicht.

Die Liebe in dem Kaiserpaar,
Die Lieb' von Volk und Land;
Ein Angebind zu treu und wahr,
Ein Sprosse gottgesandt.

Den jeder Herz so warm umschließt,
Als wär's die Wiege sein,
Als Friedensengel freh begrüßt,
Als lichten Hoffnungsschein.

Sei frisch, den Wittelsbachern gleich.
Im Land Bayerns,
Wie Habsburg mild für Oesterreich,
Herr wie Theresia!

Kommt Sorge einst, — o freil' sie od
Recht oft in Steiermark!
Die Sorge weicht hier bald zu Grab,
Dem Lebensmuth so stark.

Und jetzo hoch das Glas empor
Mit auf'res Weines Gold:
Und Wenn', und Deutschen laut im Chor:
„Gott sei dem Sprößling hold."

„Er sei begrüßt als Elternluft,
Als Hort von Oesterreich!"
So juble jetzt Steiermark
An Ost und Sann zugleich.

Dr. Rudolf Puff.
k. k. Professor in Marburg.

Mitternacht.

Historisch-vaterländische Novelle aus dem XV. Jahrhundert von Josef Badnigg.

Motto: Lasse vom Leydel Dich fassen bei einem Haar,
Und Du bist sein Knecht ganz und gar.
Maria von U. Klajenwald.

Der Abend des Ehrisi-Himmelfahrtstages war gekommen; die Kirchenandachten waren geendet und die Dorfbewohner hielten sich in ihren Stubenräumen zu Hause auf und erzählten einander entweder Dinge aus alter Zeit, oder Lebensbeschreibungen von diesem oder jenen Heiligen, der für seinen Glauben einen schmählichen und schmerzlichen Tod erlitten hatte. Dadurch stärkten sie sich in ihren Hoffnungen auf den Himmel und verkürzten sich auf diese erbauliche Weise ihre Stunden bis zur Schlafenszeit. Wie es die Altvordern immer getban, so that es auch an diesem Tage der greise Thomas.

Thomas war ein alter, biederer Mann, nahe an die siebenzig Jahre. Er bewohnte ein kleines, mit einem hölzernen Gange umgebenes Häuschen, in dessen oberem Theile die Schlafstätte seiner Kinder war, ganz nach Art jener im Pfusterthale erbaut, wie solche seine Voreltern besaßen, die unter dem Freisinger Bischofe Erich (nach Andern Emich) im Jahre 1283 nach Oberkrain auswanderten, wo sie von den Kirchenfürsten Land und Mittel erhielten, um sich dort festsaft zu machen. So entstand das Dörfchen Frichting, in welchem nun der alte Thomas mit seiner Familie, die auf seinem Eigenerbe, zwei Töchtern und dem Sohne Josef bestand, lebte.

Diese saßen am genannten Abende um einen Tisch von Ahorn, über den zum Zeichen des großen Feiertages ein weißes mit rothen baumwollenen Streifen gestricktes Tischtuch ausgebreitet lag, und horchten einem Wanderer

Digitized by Google

aufmerksam zu, der von Ferne kommend, so Manches wußte, was den armen Dorfbewohnern neu und unbekannt war. Der Fremde, welcher an diesem Tage hier das alte schöne Gastrecht genoß, erzählte unter Anderm auch von dem Vorhandensein einer Freimannsgrube, in der sich viele Schätze befinden sollten und die jetzen Bebergten, dessen Lebenswandel nicht durch Lasterthaten befleckt war, zugänglich sei.

Verborgene Schätze suchen, war immer ein Streben des unbemittelten, abergläubigen Volkes, weil es auf eine ungewöhnliche leichte Art hoffte, sich Glücksgüter zu erwerben, um sich ein gemächliches Leben zu verschaffen; daher war es auch kein Wunder, daß diese arme Familie mit Herz und Ohr an dem Munde des Erzählers hing, welcher bei einer Flasche Meth, die fleißig im Kreise herumging, die Anwesenden mit Nachstehendem unterhielt:

„Zwei gute Tagreisen *) von hier, oder 35 Stunden von Laibach über Klagenfurt, von dort über Feldkirchen nach Himmelberg, dann über Reichenau liegt ein hoher, hochbewaldeter Berg, der die Stangenalpe heißt. Auf dieser Alpe liegt die Freimannsgrube. An Bäumen und Felsen von beiläufig 100 zu 100 Schritten befinden sich gewisse Zeichen, deren seltsame Formen den Suchenden, wenn er seinen Weg immer gegen die Sonne gewendet einschlägt, zu einer Felsenöffnung führen, oder der ein großer Lärchenbaum emporragt, dessen Aeste gerade wie mit einem Finger auf den Eingang der Höhle weisen. Vor dem Eingange liegt ein Todtenkopf und ein eiserner Ring. Ist man an diesem Orte angekommen, so stoße man den Todtenkopf mit dem rechten Fuße, der augenblicklich in die dunkle Höhlung als stummer Wegweiser hinunter kollern wird, des Ringes hingegen versichere man sich schnell, weil man, in der tiefen Grube angelangt, durch sein Blitzen trotz der dunkelsten Finsterniß alle Gegenstände wahrnehmen kann, die da im Wege liegen sollten und über die man herzhaft hinüberscheiten muß, ohne sich zur Rückkehr durch Angst oder Furcht bewegen zu lassen. Ist man einige hundert Schritte mit kühnem Muthe über alle Hindernisse in dieser Höhle vorwärts gegangen, so wird man endlich in einem großen Raume, über den sich eine hohe Felsenkuppel wölbt, des Freimanns gewahr, der in einem rothen Mantel eingehüllt an einem steinernen Tische sitzt und mit seinem breiten Schlachtschwerte in der rauhen kräftigen Hand die unterirdischen Schätze bewacht. Diese bestehen aus großen Haufen gemünzten Goldes und Silbers. An den Wänden rings herum ruhen angelehnt noch überdies zahllose Gold- und Silberstangen. Auch Edelsteine aller Art, beiläufig 37 Schritte im Umkreise, liegen hier in einzelnen Zwischenräumen aufgehäuft; diese letzteren aber geben ein solches Licht von sich, daß man ohne Hilfe des Ringes auf immer gebendet wäre und den Rückweg nicht mehr zurück finden könnte. Dadurch müßte natürlich in dieser Tiefe Zeder vor Hunger zu Grunde gehen."

„Ist der Anblick des Freimannes auch ungewöhnlich und schaudererregend, so zittere man ja nicht. Man rede ihn beherzt mit folgenden Worten an." (Wie nehmen wegen der Absurdität der sogenannten Beschwörungsformel und in Hinsicht auf die dabei vorkommende Profanirung des Heiligsten Anstand, diese Formel hier folgen zu lassen.)

„Hat Jemand diese Bannworte über den Freimann ohne Furcht und Zittern ausgesprochen, so greife er zu, was er nur zu tragen vermag und trete sofort den Rückweg an. Auf diese Art hat man sich eine glückliche Zukunft geschaffen, besonders wenn man die Frucht seiner Mühe und Anstrengung weise zu verwenden versteht."

So sprechend hatte der Redner seine Erzählung geendet. Er griff hastig nach dem irdenen mit Meth gefüllten Gefäße und trank es in einem Zuge aus. Er warf darauf einen triumfirenden Blick auf die Gruppe, welche von innerem Schauer ergriffen, bleich und sprachlos den Fremden anstarrte.

Vater Thomas unterbrach endlich das Schweigen. „Ja, es wäre alles recht," begann er, „wenn man auf eine so leichte Art sich den irdischen Himmel verschaffen könnte. Aber sagt mir, Fremdling, wäre ein solches Wagstück nicht gottlos? Der weise Sirach spricht ja klar und deutlich, daß Jener, der sich in die Gefahr begibt, auch in der Gefahr umkomme, und seine Lebenstage sich selbst muthwillig zu verkürzen, ist doch ein großes Verbrechen gegen Gott, das man nicht bieserstis, sondern erst jenseits sühnen kann."

„Wo wäre hier eine Gefahr, wenn man nach der ertheilten Weisung sich benimmt? Gott schuf alle Güter dieser Erde, daß der Mensch sie zu seinem Zwecke verwende. Sich leicht eine bessere Zukunft zu verschaffen, sich und den Menschen nützlich zu sein und dieses alles nicht wollen, heißt Gottes Gaben verschmähen, sich und seine Nebenmenschen betrüben, und für Vergebungen dieser Art wird man auch einst strenge Rechenschaft geben müssen," erwiederte der Fremde, dessen Augen wunderbar zu funkeln begannen und kaum die innere Freude verbergen konnten, daß der hingeworfene Funke so schnell Feuer gefangen habe.

„Zwei Wege und beide gegen Gottes Gebote. Das ist der ausgestreute Same des Bösen, damit der Mensch seinem sicheren Falle nicht entgehe," bemerkte kopfschüttelnd der alte Thomas, dem der Fremde bekannt zu sein schien, obschon er sich nicht entsinnen konnte, wo er ihn zuerst gesehen. Er schwieg und sann darüber nach, ohne sich näher und bestimmter hierüber aussprechen zu wollen.

Der Fremde lächelte bei dieser Bemerkung. Auch der Sohn Jobst senkte tief sinnend sein Haupt, sein Innerstes schien einen unbekannten gewaltigen Kampf zu kämpfen. So war es auch. Jobst liebte. Aber der arme Jobst, erst der einstige Besitzer einer alten Kaufche, deren Ertrag kaum eine Familie kümmerlich ernähren konnte, liebte Elsbeth, die Tochter eines reichen Bauers aus der Stadt Lad, der überdies noch Feind dem ganzen eingewanderten Tirolerstamme war, den einst der Bischof in die Wälder, um diese zu beleben, berief; ein Umstand, der Jobsens Wünsche bis jetzt unmöglich machte. Sein Inneres gewann nun neue Hoffnungen. „Habe ich nur Geld, das Uebrige wird sich schon machen." So dachte er sich im still bewegten Raume seiner wogenden Brust und sein Hoffen faßte um so tiefere Wurzel, je länger er dem kaum geborenen Gedanken nachhing.

„Ich selbst gehe, um mein Glück zu versuchen," begann der Fremde, das kurze Stillschweigen unterbrechend. „Gelingt mir mein Vorhaben, dann will ich mich in dieser Gegend niederlassen, mir ein arbeitsames Weib auswählen und ruhig leben." Dieses sprechend warf der Wortführer einen bedeutenden Blick auf Thomas älteste Tochter. Sie mochte ihn verstanden haben, denn sie schlug plötzlich von einer ungewöhnlichen Röthe überflogen die Augen beschämt zu Boden. Aber auch dem alten Thomas war Minna's Bewegung nicht entgangen. Dem armen und unbemittelten Vater konnte ja nichts erwünschter sein, als ein reicher Eidam, obwohl sich dessen Inneres gewaltsam gegen den Fremden zu sträuben begann. Sein sich indeß jedoch nicht zu verrathen, schwieg er, und schenkte den letzten Vorrath des Methes seinem Gaste ein, indem er ihm Glück und des Himmels Segen zu seinem gewagten Unternehmen wünschte.

Der Fremde dankte dafür auf die herzlichste Weise. Die Schlafensstunde war nun gekommen. Alle erhoben sich von ihren Sitzen und ließen sich an verschiedenen Stellen der Stube auf ihre Knie nieder, um das übliche Abendgebet gemeinschaftlich zu verrichten. Minna machte die Vorbeterin, wie gewöhnlich. Doch anders als sonst war an diesem Abende ihr Gebet, anders die Betonung ihrer Worte. Bald feierlich, bald wehmüthig leise, bald steigend, bald fallend schwang sich der fromme Hauch ihres Mundes zum weiten Himmel hinauf. Sie betete mit Andacht und Gefühl, wie nur Einer beten kann, der durch sein Flehen Alles, was das Herz sich wünscht und der Sinn begehrt, vom Himmel zu erlangen hofft. Das Gebet war zu Ende. Die frommen Beter standen schweigend auf und begaben sich nach genommenem Weihwasser, so wie sie die damalige alte schöne Sitte lehrte, zu ihren Schlafstellen. Auch der Fremde legte sich auf das von den beiden Haustöchtern für ihn besorgte Lager nieder und empfing von diesen den Wunsch zu einer guten Nacht. Darauf löschte Minna die vom heraußen Dippelboden an einem Drahte herabhängende Nachtlampe aus, welche bis jetzt die Stube erhellt hatte, und beide Schwestern begaben sich zur Ruhe.

Am frühen Morgen zog nun der Fremde nach dem zu sich genommenen Frühmahle, aus Milch, Käse und Brod bestehend, von den frommen Segenswünschen Aller begleitet, seines Weges fort. Die Hausleute leisteten ihm Gesellschaft weit über das Dörfchen hinaus, weil sie eben der Weg zu einem ihrer Aecker führte, und erheilten von dem Scheidenden die wärmste Versicherung, daß, wenn ihm das Schicksal günstig sein sollte, er sie bald wiedersehen wolle.

Nach diesem Vorfalle hatte sich in der Familie Vieles verändert. Minna verlor ihre Munterkeit. Sie starrte oft Stunden lang bei jeder Gelegenheit nach der Gegend hin, wo der Fremde verschwunden war. Jobst fand an den häuslichen Arbeiten kein Vergnügen mehr.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wörtlich nach dem vorhandenen Manuscripte. Anmerk. des Verf.

Digitized by Google

Eine Scene im Parke zu Lazenburg.

Mitgetheilt von Leopold Kordeck.

(Hiezu die gleichnamige Beilage Nr. 1. — Gravüre auf Stein.)

Kaiser Franz I., dieser unvergeßliche Monarch, ging einst Tages am Arme seiner durchlauchtigsten Gemalin, der Kaiserin Carolina Augusta, in dem herrlichen Parke von Lazenburg spazieren.

Unser gegenwärtiger ritterlicher Monarch, damals noch im zarten Lebensalter, befand sich, von Spielsachen verschiedener Art umgeben, vor einem Pavillon, an dessen Eingang ein ungarischer Infanterist mit Schildwache auf und ab zog. Der junge Prinz schien sich für den Wachposten zu interessiren, wie alt der Kaiser heranken, fragte er ihn, ob der Mann da wohl recht arm sein müsse, da er Schildwache stehe? Der Kaiser forderte den kleinen Enkel auf, dem Soldaten etwas zu schenken und übergab ihm zu diesem Ende eine Dukatnete. Der Prinz hielt dem im Präsentiren stehenden Posten freudig das Papier hin, allein der Mann machte, eingedenk seines Reglements, ein ernstes Gesicht und eine verneinende Kopfbewegung. Der Prinz wußte sich nicht zu helfen; fragend blickte er bald auf den lächelnd daſtehenden Kaiser, bald auf die Schildwache. Da rief ihm der Kaiser, dem Soldaten das Geld in die Patronentasche zu geben, was nicht gegen dessen Ordre sein könne. Der Prinz lief zum Posten hin, allein die Patrontasche hing zu hoch, die sich streckenden Aermchen reichten nicht hinauf. Da hob lächelnd der Monarch den erlauchten kleinen Enkel empor, die Kaiserin hub den Deckel der Patrontasche öffnen und der junge Erzherzog legte feierlenergisch die Gabe in die Patronentasche des Soldaten, nicht mehr achtend auf den ernst bejorgten Blick, den hierer von der Seite der ihm noch immer zuwendete.

Erstaunt über den Wohlthätigkeitssinn des Prinzen ging der Kaiser in Begleitung der Kaiserin weiter in den Park. Die Bemerkung des erlauchten Sprößlings, daß der Soldat wohl recht arm sein müsse, beschäftigte aber noch den andern Tages das edle, menschenfreundliche Gemüth des Kaisers. Er ließ sich durch den Hofkriegsrath über den betreffenden Infanterie-Gemeinen erkundigen und erfuhr nicht nur, daß dieser einer der braven Männer des Regimentes, sondern auch der einzige Sohn einer ganz hilflosen alten Witwe sei, die er von seiner kargen Löhnung noch Möglichkeit unterstütze. Daß ging dem Kaiser nahe und schnell war sein Entschluß, ein braver Sohn soll und muß seiner alten Mutter zuvörderst gehören," sagte der Monarch.

Wie leicht wäre es nun dem Kaiser gewesen, dieses zu bewerkstelligen! Das kleine Wort: „Er ist frei" hätte hingereicht. Allein Kaiser Franz I. war stets seiner weisen Gesetze erster Unterthan. Der Akt, den wir eben erzählen wollen, bewieß es genugsam, und stellt seine Regierungsthaten in das schönste Licht. Er ließ sogleich 600 fl. C. M. zum fämmlichen Lostand der Mannes an den Hofkriegsrath anzahlen und schickte dann den Sohn seiner Mutter. Ein so schöner Zug des Herzens ziert jeden Monarchen, wen sich vielen andern herrlichen Charakterzügen auf seinem Leben würdig anreihen läßt, beweiß, daß — wie es ihm mit seinem Wahlspruch: „Justitia regnorum fundamentum" stets Ernst war, er auch zugleich das edelste Herz besaß.

Diese schöne, eben erzählte und auch den verläßlichsten Quellen geschöpfte Scene wurde durch Peter Fendi's Meisterpinsel verewigt und befindet sich noch in den Appartements Ihrer Majestät der Kaiserin Caroline Augusta. Da dieses Bild im großen Pfacat-Format als Cravonzeichnung auf Stein sich im Verlage der k. k. Hof- und Staatsdruckerei befindet, so glauben wir besonders bei einer Gelegenheit, wo gerade die Erinnerungen an unser erlauchtes Kaiserhaus in Folge des freuden Ereignisses am 5. März d. J. in allen Gemüthern wachgerufen wurden, mit demselben in kleinerem Maßstabe den Freunden unserer „Zeuß" eine so angenehme, als passende Spende zu machen.

Schloß Habsburg.

(Hiezu die Beilage Nr. 2. — Galvanographie einer Malerei auf Kupfer.)

Dem vorstehenden Aufsatze glauben wir passend nachfolgenden sammt Abbildung anreihen zu sollen:

Schloß Habsburg liegt im Canton Aargau am Bölzbelerberge, der eigentlich mehr ein Hügel zu nennen ist, aber doch 2000 Fuß über den Spiegel des Mittelmeeres emporragt. Die fast tausendjährige Burg, Stammhaus einer glänzenden Reihe von Deutschlands Kaisern, steht halb zerfallen in ihren grauen Trümmern da und überschaut die Gegenden, welche einst von ihren ersten Bewohnern beherrscht worden sind. In den Ueberbleibseln dieses Schlosses wohnt ein Wächter, der beim Gewahrwerden von Fremdlingen eine Lärmkanone zu lösen hat. Der vierectige Wartthurm, zu welchem im Innern über 70 Stufen emporleiten, ist mit seinen 8 Schuh dicken Mauern, gleich andern alten Bauwerken, von gewaltigen, unbehauenen Steinen aufgeführt. Er mahnt an Cielopenmauern.

Im Jahre 1815 besuchte der ruhmwürdige Kaiser Franz I. auf seiner Reise durch die Schweiz und später auch der nachherige Monarch Oesterreichs, Ferdinand I. den Stammsitz der Vorfahren. Sei es Achtung für die ehrwürdige Ruine, oder für Fremdlinge, welche alljährlich, ja so sehen, hierher wallfahrten — die Regierung des Cantons ließ die nächste Umgebung verschönern und mit Schattenbäumen bepflanzen. Die Aussicht von der mäßigen Höhe ist großartig; sie erdent sich von hier bis zum schimmernden Silberbogen der Hochalpen. Im nächsten Vordergrund, zu den Füßen des Hügels, liegen die Bäder von Schinznach; eine halbe Stunde davon an der Aar in fröhlicher Landschaft erblickt man die Gebäude des Städtchens Brugg. Südwärts vom Schlosse Habsburg und von Königsfelden breitet sich eine weite Ebene aus, genannt das Birrfeld, die zu einem andern auf einer Bergkuppe gelegenen Schlosse, Namens Brauneck, wo einst die Söhne desjenigen Gesler wohnten, der von Tells Pfeil gefallen war.

In dem kolossalen Lustschlosse zu Lazenburg wird eine genaue Nachbildung dieser ehrwürdigen Ruine aufbewahrt.

Nicolaus I., Kaiser aller Reussen.

(Geboren am 6. Juli 1796, gestorben am 2. März 1855.)

(Hiezu die Beilage Nr. 3. Kaiser Nicolaus und seine Söhne. — Holzschnitt.)

Der Hintritt eines Herrschers, der über einen großen Theil der Erde mit unumschränkter Macht gebot, bleibt unter allen Verhältnissen ein großes, ernstes Ereignis. Im gegenwärtigen Momente aber wächst die Bedeutung dieses Ereignisses zu einer unermeßlichen Größe, da ist unbestreitbar, daß mit Kaiser Nicolaus I. von Rußland eine der bedeutendsten und interessantesten Persönlichkeiten der Gegenwart ins Grab sinanken, indem die schwersten politischen Fragen und die wichtigsten historischen Ereignisse mit ihm zusammenhingen. Kaiser Nicolaus I. war das neunte der zehn Kinder des Czaaren Paul I. und zwar aus seinem zweiter Ehe mit Sophie Dorothea von Württemberg. Seine erste Erziehung geschah unter den Augen und der Aufsicht seiner Mutter, was auch in Bezug auf seinen jüngeren Bruder Michael zu gelten hat. Die ältern Brüder Alexander und Constantin wurden unter der Leitung der Kaiserin Katharina für ihren künftigen Beruf herangebildet. Kaum 3 Jahre alt, mußte Nicolaus den dalamiten traurigen Tod seines erlauchten Vaters im Palaste unter seinen Wachen erleben. Sein Bruder Alexander I. kam auf den Thron und übte stets seine Persönlichkeit einen großen Einfluß auf die Angelegenheiten und Geschicke Europa's aus. Gekanntlich wohnte dieser persönlich dem Fürsten-Congresse zu Laibach im Jahre 1821 bei. Während der Kriege, mit denen Napoleon I. Europa überzog, widmete sich der Großfürst den militärischen Studien mit großem Eifer. Er vermälte sich 1817 mit der Prinzessin Charlotte, Tochter des König Wilhelm III. von Preußen. Schwester des gegenwärtigen Königs von Preußen.

Im Jahre 1825 starb Kaiser Alexander I. nach kurzem Krankenlager zu Tagaurog im südlichen Rußland. Alle Welt glaubte, der Großfürst Constantin werde die Regierung antreten, allein es fand sich ein Testament Kaiser Alexander's vor, welches verfügte, daß Nicolaus an der Stelle seines Bruders, welcher durch Vermälung mit einer polnischen Dame auf den Thron verzichtet hatte, die Krone erhalten solle. Diese Verfügung also am 24. December 1825, 23 Tage nach dem Tode Alexander's den russischen Thron und regierte seine großen Reiche 30 Jahre, indem er 58 Jahre und 3 Monate alt wurde. Kaiser Nicolaus war eine imposante Erscheinung, einer der schönsten Männer und maß nahe an 6 Fuß. Seine lebhaften blauen Augen sprühten Kraft, Energie und Feuer, und wenn auch strenge Züge und steife Haltung den Herrscher verriethen, lag in seinem ganzen Wesen doch eine gewinnende Offenheit. Gerade in dem Augenblicke, wo die Verhältnisschlagen auf dem Wege nach Wien waren, um den Frieden zu verhandeln, rief ihn der Herr der Welten nach kaum überstandener Krankheit zu sich. Friede seiner Asche!

Alexander II. Kaiser aller Reussen.

Seine Majestät, der jetzt regierende Kaiser von Rußland, Alexander II., rechtmäßiger Thronfolger Nicolaus des Ersten, wurde am 29. April (17. April alten Stiles) 1818 geboren, war bis zum erfolgten Antritte der Regierung seiner Reiche commandierender Chef des Garde- und des Grenadier-Corps, so wie oberster Chef der Militär-Akademien und Ober-Curator des Tschermy'schen Militärhospitals, Chef des Leibgarde-, Lancier- und des Erivan'schen Carabinier-Regiments, Inhaber des k. k. öfterr. 11. Uhlanen-Regiments und Chef des preußischen 3. Uhlanen-Regiments.

Seit dem April (16. April alten Stiles) 1841 vermält mit Catharina und Großfürstin Maria Alexandrowna, vorher Maximiliane Wilhelmine Augusta Sofie Marie, Tochter des Großherzogs Ludwig II. von Hessen, geboren am 8. April 1824. Nach kommen dieser Ehe sind vier Großfürsten, nämlich: Nicolaus (geb. 20. September 1843), Alexander (geb. 10. März 1845), Wladimir (geb. 22. April 1847), und Alexis (geboren 14. Jänner 1850).

Großfürst Constantin.

Großfürst Constantin wurde am 21. September 1827 geboren, ist jetzt Großadmiral, Chef des Marine-Cadetten-Corps, General-Adjutant und Commandirender der 4. Leibgarde-Infanterie-Brigade, Chef eines Husaren-Regiments, Mitglied des Rathes der Militärschulen und des Sibirischen Comités, Inhaber des k. k. öfterr. 18. Infanterie-Regiments. Er ist vermält seit 11. September 1848 mit der Großfürstin Alexandra Josefowna, früher Alexandrine Friederike Henriette, Tochter des Herzogs Josef zu Sachsen-Altenburg, geboren am 8. Juli 1830.

Großfürst Nicolaus.

Großfürst Nicolaus, gegenwärtig General-Inspector des Generalstabs, gewesener Flügeladjutant des Kaisers, Chef eines Dragoner- und eines Grenadier-, dann des ostrachan'schen Kürassierregiments, Inhaber des öfterr. k. k. Husaren-Regiments Nr. 2, dann Chef des 1. preußischen 5. Kürassierregiments, wurde am 8. August 1831 geboren. Der jüngste männliche Nachkomme Kaiser Nicolaus I. ist

Großfürst Michael,

geboren am 25. October 1832, Generalseldzeugmeister und Brigade-Commandant der reitenden Garde-Artillerie, Flügeladjutant des Kaisers, Chef eines Lanciers, eines Jägerund eines Dragoner-Regiments, so wie der 2. Artillerie-Brigade, Inhaber des k. k. öfterr. Infanterie-Regiments Nr. 26 und Chef des 1. preußischen Husaren-Regiments Nr. 4.

Epigramme.

Von H. G.

Zur Blütezeit der griechischen und römischen Literatur waren die Epigramme bei dem gebildeten griechischen und römischen Volke sehr beliebt; sie entstanden, wie schon der Name bezeichnet, unter den Griechen als kurze und scharfsinnige Ueberschriften, und gingen von diesen auf die Römer und die nachfolgenden Völker, namentlich auf die Italiener, Franzosen, Spanier und Portugiesen als Madrigal, endlich als Witz- und Sinngedichte

Digitized by Google

oder Epigramme auf die Deutschen über, und zwar hier zunächst durch Herder's Einführung des poetischen Epigramm's in seine griechische Anthologie.

Martial, der berühmteste römische Epigrammendichter, verdankt seinen Ruhm bei der Mit- und Nachwelt seinen 14 Büchern Epigramme, von denen er selbst sagt: Sunt bona, sunt quaedam mediocria, sunt mala plura. Er lebte zu Rom unter Galba's und der nachfolgenden Kaiser Regierung, und erfreute sich ihrer Freundschaft und Gunst; Domitian ernannte ihn zum Tribun, der Kaiser Nerva aber nannte ihn, wiewohl uneigentlich, seinen Virgil. Wie sehr dieser Epigrammatik in Rom überhandnahm in Achtung stand, beweist, da man bei seinen Lebzeiten seine Bildsäule aufstellen ließ; hiezu beweist aber auch, daß das römische Volk die Begebung besaß, ihn zu begreifen und zu verstehen.

Die meisten Epigramme Martio's sind ungemein scharfsinnig und treffend, voll Anmuth und attischen Salzes, manche auch, in denen er die Laster seiner Zeit bekrittelt, sehr scharf, was allerdings die Mißgünstigen und Verreften zu tadeln nicht unterließen.

Lessing und Herder haben das kleine Epigramm ihrer ganzen Aufmerksamkeit gewürdigt; dieser hat zunächst das poetische, lyrische Epigramm behandelt, Lessing aber das Sinngedicht oder Epigramm als eine interessante, ernste oder komische Reflexion in poetischer Form bezeichnet, wobei das komische oder witzige, das eigentliche Epigramm, die Erwartung spannen, und auf eine überraschende Weise durch die sogenannte Pointe befriedigen soll. Das Epigramm ist berufen, die Schwächen und Verwirrungen der Welt durch Witz auf eine Weise hinzustellen, daß selbst der mehr oder weniger Betroffene über die heitere Seite, die der Sache gegeben wird, bei gesunder Vernunft lieber lacht als schmollt.

Riekendo corrigere mores ist die Absicht des Epigramms, welches bisweilen auch nicht weiter als ein witziges Wortspiel, ohne fernere Tendenz ist; es hat nie der Person, sondern jederzeit nur die Gattung oder Art, auch Abart nach einer aufgedrungenen Weitanschauung im Sinn.

Zum witzigen Epigramme finden sich von einem Pole zum andern, und durch alle Jahrhunderte mehr oder weniger ähnliche Objecte oder Subjecte; wenn man sie jedoch genau betrachtet, so findet bieser oder jener Zug des Einzelnen, um sich mit gutem Gewissen und ungelosem Herzen eine Beziehung oder das Urtheil zu erlauben: „damit ist Dieser oder Jener gemeint." Eine derlei böswillige Beziehung oder die Unterstellung einer bösen Absicht des Epigramms möchte benjenigen, der sich dieses einem Dritten gegenüber erlaubt, selbst des bösen Willens anklagen, nicht aber auch gerabezu lächerlich machen.

1.
Er beginnt die Epigramme
Bald auf jenen, bald auf den,
Und doch könnt' der arme Schelm
Selbst gar leicht darin sich seh'n.

2.
Nicht ist so böse als es scheint,
Was Epigramm man heißt;
Der Finger sucht dazu und meint:
„Der trage sich, den's beißt."

3.
Er lieht den Frieden im Haus,
Und kömmt mit Jedermann auf,
Er sucht bei jeglichem Streite
So schnell als möglich — das Weite.

4.
Den Beobbart muß't er sich rasieren,
Dies schien ihm einmal zu genieren,
Doch that er's und mit Recht, denn 'd wor
An ihm zu nie ein — gutes Haar.

Die neuen Kräfte des k. k. Hofburgtheaters.

I. Gabillon.

Als vor etwa einem Jahre Dawison von der Hofbühne schied, konnte man allerwärts die Bemerkung hören, daß man nun nicht so bald die großartige Gestalt des Shakespeare'schen „Richard III." werde zu schauen bekommen, man sprach von der Schwierigkeit eines Ersatzes für den abgegangenen Künstler, und siehe, dieser Ersatz ist heute gefunden — er heißt Gabillon.

Die Geschichte der Wiener Hofbühne in den letzten zehn Jahren bietet eine solche Menge interessanter Details, die Ereignisse sind sich einander so rasch gefolgt, daß nur ein künstiger Historiograph dieses Theaters ein volles kritisches Resumé wird liefern können; wir haben den hinbenden Faden noch nicht erfaßt, der von der „alten Garde" zur neuen hinüberreicht. Alles, was wir thun können, beschränkt sich darauf, einzelne auftauchende Erscheinungen zu haschen und zu verfolgen. Hoffnungen und Befürchtungen für die Zukunft daran zu knüpfen, und nach dem Ersatze einer Stunde die Aufgabe eines Menschenalters, eines Jahrhunderts zu berechnen.

Eine solche einzelne, wie auch wieder, baarliebende Wasserfluche auftauchende Erscheinung ist Gabillon. Ihm war durch die Gunst des Schicksals, durch das Zusammentreffen glücklicher Umstände eine Aufgabe zu Theil geworden, von der er selbst — vielleicht — keine Ahnung hatte. Doch berechtigt die Wahrnehmung, daß er so schnell, unpräsidio, mit einem Male seine rechte Stelle gefunden, zu dem Schlusse, daß die Mittel da waren, und vielleicht wieder nur ein Zusammentreffen unglücklicher Umstände ihn so lange Zeit in Frage stellen konnte.

Mit allen Mitteln ausgerüstet, die einem mimischen Künstler mehr als das Beste sichern, erschien Gabillon auf der Hofbühne mit hoher Gestalt, sonnerer Stimme, feistiger Freiheit und feiner Bildung; sie trat er auf und — mißfiel. Die Ursache lag nicht so nahe, als man meint. Die herkömmliche Voraussetzung des Publicums, daß von jedem Schauspieler, der mit besonderen Talenten auftrat, seine Lieblingsgestalten der Schiller'schen Helden gespielt werden müssen, dann seine für erste Helden- und Liebhaberrollen wie geschaffene Figur zogen ihn unter das Don-Carlos Barret, und man wollte gar nicht begreifen, wie er den Erwartungen nicht entsprechen, wie er den Carlos nicht spielen konnte. Da fand man, daß er seine hübsche Gestalt gar nicht entwickelte, daß seine Stimme unsicher, seine Schule ungenügend sei; Sprache und Gang waren Manier, Unart, schreiender Mangel; die Nuancirung fehlte ganz; die Lippen und Lücken der Rolle Carlos', welche wir früher so oft glücklich ausgefüllt sahen, klafften uns und Vielen ganz schauerlich entgegen, und kopfschüttelnd verließen wir das Theater. Merkwürdiger Zwiespalt — wer fühlte es, daß dieser Mann da etwas taugen müsse, daß man ihn nicht bei Seite schieben könne? Wie ahnten eine Größe in ihm, und doch sollte sie so lange ihre Geltung verbergen bleiben, und wer den ein erquickenden Stoff zu fassen begann.

Nicht besser erging es ihm mit anderen Darstellungen, namentlich in jenen, welche einen Aufwand von Gefühls-Pathos und wohlsäubige Rundung des Spieles erforderten; sein eifiges Wesen ließ kalt und seine sichtliche Bemühung, nachzuahmen, steigerte nur das Mißbehagen. Er stand auf dem Puncte, die leichterworbenen gastlichen Kränze auf immer zu verlieren.

Da ging „Alexander und Darius" in die Scene. Gabillon gab den Darius. Wenn auch die Peinirung dieses Charakters den begabtesten Darsteller endlich in die Fläche führen muß, welche der Sturm hoher Fratur wohlgesetzt hat, so bieten doch seine Anfänge einem Schauspieler von Verstand Momente der Kraft und Wirksamkeit. Das tiraumenhafte erste Auftreten des Perserkönigs, sein starres, lallen, männliches Hineinragen in die weite Luft der ringe ausgebreiteten Sinnenwelt ward von Gabillon erfaßt und glücklich wiedergegeben — die Manier seines Gangs, seines Organs erschien uns zum ersten Male berechtigt, und man sagte bamals: Gabillon paßt ganz gut für Kunderollen. In diesem Ausspruche, den man noch nicht die Hülle alter seiner Konsequenzen ansah, lag das Kriterium für Gabillon's eigentliche Kraft — freilich löschte er aus seiner Rollenliste eine Menge hoher gewohnter Erscheinungen — er vernichtete ihn als Theaterheldem, um ihn als Mitglied des Künstlergreminms unseres Hofbetres wieder zu begrüßen. Ein vielgelesenes Buch über Theaterspielende sagte bald darnach, „daß Herr Gabillon, nach seiner Durchführung des Darius zu schließen, nicht ohne Begabung zu sein schient." — In der That, dieser Darius war das Beste, an das sich ein Einzelner Kammerte.

Die Tragödie hielt sich nicht lange auf dem Repertoire. Gabillon's Leistung entschwand und wieder. Wir fanden ihn auch fortwährend sehr wenig befriedigt. Gleichwohl konnte man in den ihm zugetheilten Rollen eine bessere Wärdigung seiner eigentlichen Kraft erkennen. Wir sahen ihn als Ehmann, Gloßers Sohn in „König Lear," als Ludwig XIV., König von Frankreich, im „Urbild des Tartüffe"; — als Marcantonius „Julius Cäsar"; — als Horace Darville in „Eine Frau?" — als Octavio in „Cabale und Liebe" — als „Antonius und Kleopatra" als Wilhelm Tell, Goethe's „Egmont" und „Faust". Freilich Stück fehlen in die wiedereröffnete Saison von 1854 fiel. Keine dieser Rollen brachte ihn jedoch zu jener Geltung, die er bald darnach fanden sollte. Nur Einen drang sich uns auf, und diese Wahrnehmung ist interessant genug, — daß nämlich die Direction des Hofbetres bestrebt schien, Gabillon nach und nach in Dawison's Platz einterren zu lassen. Im Publicum äußerten sich hierüber noch immer einige Zweifel — so sehr man an ihm eine gewonnen, so wenig konnte man dem Künstler seinen „Meinen Carlos" vergessen!

Am 23. September v. J. wurde auf der Hofbühne das Brechter'sche Drama „Michel Colonb" aufgeführt. Hier trat uns Gabillon entschieden als Intriguant und Bösewicht entgegen. Man ward wieder aufmerksam. Von der Maske an bis zur feinsten Nuancirung seiner Rolle war er der Typus eines Schurken. Aber leider mußte er und eine ganz gemeine Spitzbubennatur zur Anschauung bringen, die überdies das Unglück hat, am Schlusse des Stückes ihre Pointe ganz zu verlieren; es waren dem weder zu Mordanklang besonderer Farne, noch irgend einer psychologischen Momente des katastrophe gegeben, und so kam es, daß man in dem noch immer nicht die Anklänge jener Accorde, jenes Sturmes von Kraft und Studium heraushörte, wie sie später in seinem „Goligula", seinem „Richard" über uns hinbrauschten.

Bevor wir an die Besprechung seiner neuesten Leistungen gehen, die und den Künstler so vortheilhaft gemacht, die ihn und endlich ganz kennen gelehrt haben, können wir es und nicht versagen, einen nahcliegenden Vergleich zu machen und Gabillon mit jenem Manne zusammenzustellen, dessen Platz er jetzt thatsächlich inne hat, nämlich mit Dawison. Dawison's Wesen und Kunstrichtung sind jener Gabillon's, wie sich bei vielen Anklängen vermuthet, imponirend, hinreißend auf die dem Kunstgenuß geöffneten Sinne einwirkt. Künstlerisches Gewußtsein, hohe künstlerische Bildung gehen ihm Arme und Flügel. Sein scharfes, helles Organ bringt Euch bis in's Herz und fordert, daß Ihr höret; — das Mangnieren der Worte, ein feiner Nasenlaut machen seine Rede voll und pikant; so graziös wie er, bringt Niemand eine Conversations-Frage hervor, aber er kann auch heulen, wie eine Hyäne bei Mondlicht. Wer sah als Doctor in den „Ressen" und als Otto von Wittelsbach in „Treuer Diener seines Herrn" spielen, wird bekennen. Man seinem eigentümlichen, schwebenden Gange leudtet der Stolz seiner Künstlernatur, der Geist seiner Rollenfasse — es ist unmöglich, ihn in der dichtesten Gruppe zu übersehen, und in der untergeordnetsten Maske würde man diesen sich hebenden, stets zum Sprung aufgeschwollen Katzenleib herausfinden. Mit scharf gespitzten Gesichtszügen, seinen zuwiderndn Augen, dem sarkastischen Lächeln auf den Lippen ergreift er auch ein Mittelmanit, welches das Ganze jener gratulen, abenteuerlichen Theorgestalt vollendet. Genug, das ist für einen Schauspieler eine Ausstattung, die nicht stiefmütterlich genannt werden kann. Rechnet man dazu die Freiheiten seines Spieles, barchaus Frische nicht gemeiner Studien, so wird man begreifen, daß er in kurzer Zeit alle Stimmen für sich hatte.

Aber eben diese Vorzüge, eben diese ur- und übermächtige Kraft führen ihn auf der Bahn der rechten Kunst so oft hinaus, als er in derselben Traurig feiert. Lobgierigen von der Höhe seiner Kunstanschauung kennt er keinen Halt und oft bein Maß mehr — er erfeist Euch in seinem Hange und schlägt Euch Zwischenzeichen durch die Lüfte; da wird sein Künstlerewußtsein unleidlicher, verletzender Stolz, die Freiheit zum Eigenthümlich-

Digitized by Google

teil seiner Bewegung wird toller Uebermut, seine Stimme kreischt, sein Gesicht wird zur Fratze, er zerbricht seinen Pact in tausend blutige Fetzen und wirft sie Euch in's Gesicht — er misshandelt die Kunst, Euch und sich selbst — er hat aufgehört, ein Künstler zu sein, er ist der menschlichen Bekehrung des Wortes zu sein, und vor seiner dämonischen Gewalt stehen wir und verlegt ab. In so schreienden Masse hat er seinen „Mephisto“ gespielt, und theilweise litt auch „Richard“ unter diesen Händen. Wenn dieser Mann es einmal wegbahnen wird, daß er von einen bessellen Kunst, die ihn zu ihrem glücklichen Besennern zählt, sort und sort Erfolge zu empfangen hat, wenn er aufhört, seinen Siegen die Brutalität des Erobernden beizumischen, dann, aber nur dann wird er auch vollendet sein, wie kein zweiter.

Wir fragen nun: Liegt sich der Mann, welchem das Schicksal die Nachfolge in seinem Posten vergönnte, mit ihm in so vollkommene Parallele bringen, daß der Vergleich seine Härte bietet? Ich oder wird Gabillon ganz Dawison? Die Antwort lautet: Nein, aber, wir wir bewesen zu können glauben, nicht zum Nachtheile Gabillon's, der Beweis ist ganz einfach und ergibt sich aus dem Bilde der Leistungen und Fähigkeiten beider Künstler. Dawison bewegt sich neben dem Fache, welches er Gabillon hinterließ, auch noch in einem andern — nämlich im Conversationsstücke. Gabillon vermeidet nur in der Tragödie, und nur auf nur dann ist ihm jetzt geöffneten Felde. Es soll ihm nicht so viel sagen, als heißt Gabillon nicht auch dort, so selbst im Lustspiele, wo es Salonmanieren gilt, seinen Mann; wenn wir Dawison behaupten nennen, so drücken wir damit auch nur wieder einen besonderen Vorzug des Künstlers in besonderen Fache aus, wir er, seit Karn, nicht so leicht Jemanden zu Theil ward. Wir erinnern hier noch einmal an die „Krisen“. Dawison hat diese Rolle wunderbar ausgestattet und sie sind unvergeßlich gemacht. Es gehörte sein eigenstes seltsames Wesen dazu, diesen Doctor so hinzustellen, und es dürfte dem gedrehtesten Schauspieler nicht gelingen, ihm darin nachzufolgen. Möge Dawison dies für einen Wink ansehen, daß man auch ohne allen Anlauf bei solcher Gepadung Triumfe feiern müsse.

Gabillon dingegen hat sich auf seinem jetzigen Platze schon so ausgebildet, er hat durch sein Debutiren in anderen Rollen so viel gewonnen, daß wir keine andere Anforderung mehr an ihn stellen. Er hat den einen, größeren Theil Dawison's auf sich genommen; er ist ihm hierin gleich; aber er ist ihm auch überlegen: denn Gabillon hat jenes Maß bereits gefunden, daß Dawison vielleicht noch lange wird suchen müssen. Er ist nicht so vielseitig wie dieser, aber er ist fertiger in seinem Fache, und man kann sagen, daß er und zweimal überrascht habe: das Einemal durch Uebernahme der Rollen seiner Vorgängers, das andere Mal durch ihre Durchführung. Die Art und Weise, wie er seinen „Richard“ gespielt, ist der glänzendste Beweis, denn an ihm fanden wir das nicht, was wir an Dawison immer und immer wieder Uebertreibung nennen mußten.

Wir wollen nächstens die hohe, glückliche Höhe Gabillon's charakterisiren, jene, die mit seinem „Caligula“ beginnt und sind in den Stand setzt, den Künstler zum Gegenstande dieser Besprechung zu machen.

A. G.

(Fortsetzung folgt.)

Opern- und Concert-Salon.

Mit dem Verklingen des Faschings erhielt das Concertwesen einen neuen Aufschwung, und wenn alle Verheißungen in Erfüllung gehen, die und von den Straßenecken entgegenschauen, so dürfen wir und in der nächsten Zukunft über Mangel an musikalischen Anregungen der verschiedensten Art nicht beklagen.

Wilhelmine Clauß, die mit ihrem sinn- und seelenvollen Spiele sich selbst in die Earnevalszeit hineingewoben hatte und die Kreise ihrer Kunstfreunde auch in dieser Zeit bunter Zerstreuungen stärker um sich versammelte, hat soeben wieder Concert gegeben und das Publicum leider als das vorletzte angekündigt. Sollte die wilde Lustbegnügtheit, womit sie immer mehr Herzen gewinnt, nicht auch das ihrige noch länger in unseren Mauern zurückhalten?! In ihrem letzten Concerte hat sie nun zu Beethoven, Mendelssohn und Schumann auch Schubert gefellt, und gezeigt, daß sie das Gold der Poesie, wo und wie immer gestaltet es in musikalischen Gebilden vorkommt, zu erkennen und durch ihr Spiel beachten zu lassen verstehe. Wie viel hat sie und das Es-dur-Trio dieser genialen Tondichters zu Gemüthe gesührt, mit welchem wahren Leben hat sie jeden Ton belebt!

Daß dritte Gesellschafts-Concert blieb seinem Vorhaben treu, nebst bewährten Bekannten interessirende Neues zu bringen und nach Mannigfaltigkeit zu streben. Neben dem C-moll-Concerte des alten Beethoven, das Herr Dachs correct, weit, aber ohne Schwung spielte, war Mendelssohn mit einem Chore „Verleih' uns Frieden, Herr!“ — Gabe mit einer Ouverture „Nachklänge an Oslan“ — Meyerbeer mit einem „Hymnus an Frau“ und Berlioz mit seiner Ouvertüre „le Carneval Romain“ vertreten.

Gehört der Mendelssohn'sche Chor auch nicht zu den hervorragenden Leistungen des berühmten Meisters, so ist er doch das, was er sein soll und will, im vollsten Maße. Von Gade's Ouvertüre kann man dies schon nicht im vollen Sinne sagen; es sind allerdings Anklänge darin, die und in eine fremdromantische Welt versetzen und die Harfe Ossian's tönt und an manger Stelle durch die Sorge; allein das Ganze ist nicht aus einem Guße; man sieht es dem Werke an, daß es nicht vollendet in dem Geiste der Tondichters ausgeprägt war, bevor er die auskarbeitende Hand anlegte. Daher konnte auch das greifbelle und geschickt gemachte Tanzstück keinen rechten Eingang bei dem Publicum finden.

Ganz ohnmächtig aber zeigte sich das Talent Meyerbeer's gegenüber der schwierigen Aufgabe einen „Opferhymnus an den Zeus“. Wer die Weise dieses Tanzgeist kennt, wer die Mittel recht in's Auge gefaßt hat, durch die er (namentlich in seinen spätern Opern) wirkt, den wird diese Ohnmacht nicht befremden. Wie konnte Meyerbeer seine Kräfte so verlieren, um die musikalische Behandlung eines Vorwurfs zu übernehmen, der auf dem Grunde antiker Dichtung und Weltanschauung ruht?

Die Ouverture von Berlioz hat es zwar mehr auf äußerliche Knalleffekmittel abgesehen, erweckt jedoch durch scheinbigkeit und frappante Klang-Combination Interesse.

Als ein seltenes musikalisches Ereignis in Wien kann die Aufführung eines neuen Oratoriums „Johannes der Täufer“ von einem einheimischen Tonsetzer, Johann Hager, die am 1. März in den Abonnbuchen im Musikvereinssaale vor einem zahlreichen Publicum stattfand, angesehen werden.

Rufen wir „Willkommen“ jedem besseren Streben zu, das sich eine hohe und ernste Aufgabe mit Ernst und reinem Sinne stellt. Dieses bessere Streben müssen wir dem Verfasser dieses Werkes unbedingt zuerkennen. Das Vermögen ist allerdings mit dem Wollen nicht im Gleichgewichte, die schöpferische Kraft und mit die die überwältigende Begabung fehlen allerdings; allein Talent, Verstand und musikalische Bildung sprechen sich in jedem Takte aus. Im Ganzen kann man übrigens seinen musikalischen und harmonischen Durchführungen Freiheit und Ungezwungenheit nicht absprechen, und er verlegt nicht durch greife Dissonanzen oder Klangkontraste.

Das Publicum nahm die Compositian beifällig auf. Die Aufführung war von Seite des Orchesters unter Jos. Hellmesberger's Leitung eine vorzügliche, auch der Chor hielt sich wacker. Die Solopartien waren den Damen Krall und Ther. Schwarz, den Herren Erl und Standigl anvertraut. Emilie Krall, der wenigen Jahren ein belobtes Mitglied unserer Hofoperbühne, hat seither den süßen Schatz, der Stimme zum Theil eingebüßt, und im lieblichen Gesange kann sie ihre Einbuße, die sie einst so viele Herzen gewannen, wohl nicht mehr hervorbringen; allein sie ist des dramatischen Accentes mächtiger geworden, weiß ihre Stimme zum charakteristischen Ausdrucke verschiedener Seelenzustände glücklich zu benützen, und dürfte in der Oper scheine Erfolge erzielen. Fräulein Therese Schwarz war vortrefflich, ihre metallreiche, sympatisch klingende Stimme, ihr warmer, einfach edler und feierlich getragener Vortrag machten Eindruck; ihrer Erl sang methodisch-fester als gewöhnlich, doch blieb auch jenen Tone im Chorgesange unserer Bildung und tieferer Auffassung fern. Herr Standigl war wie immer der Meisterfänger, leider mit abgeschwächter und abgeblaster Stimme.

Fräulein Emma Standak, eine den Wienern wohlbekannte einheimische Diavistin, gab am dritten März ein Abendconcert im Musikvereinssaale, und trat auf diese Art mit Fräulein Wilhelmine Clauß in die Schranken. Warum that sie dies, warum stellte sie sich mit ihrem netten, eleganten, aber kalten Spiele so nahe neben das warme seelenvolle Talenten, das unter den Fingern Wilhelminens aus den Tasten strömt? Verlangt sie so sehr nach Lorbeeren, die Clauß trägt? Oder Vergnügen ist ihr Spiel zu leben. Namentlich war das Concert für drei Clavierer mit Quartett-Begleitung (11-voll) von Sebastian Bach in seiner einfachen Kraft und Lieblichkeit eine interessante Erscheinung, und bewies, daß selbst im eigentlichen Concertmesser der wahrhaft gründe und lebendkräftige Kern den Formenwechsel überdauert. Die Herren Pirkhert und Dorffel unterstützten die erste Stimme, welche von der Concertgeberin correct und maßvoll vorgetragen wurde, auf tüchtige Art.

Das Operahaus war in der letzten Zeit durch die gleichzeitige Unpäßlichkeit mehrerer seiner vorzüglichsten Mitglieder des Ballets und der Oper wieder in arge Verlegenheit gebracht.

In dieß Zeit siel das Erscheinen eines neuen, zweiactigen komischen Ballets „Der Arkut,“ das zum ersten Male vor einem halb leeren Hause vorübergieng, sammt dem angehängten Divertissement und „Don Quixote“ kaum anderthalb Stunden ausfüllte und wegen seiner Nichtigkeit, Kahlheit und pantomimenarmen Spaßlaufenheit allgemeines Mißfallen erregte.

Der Verfertigung der Meyerbeer'schen „Hugenotten“ mit Herrn Ander als „Raoul“ und Fräulein Titjens als „Valentine“ brachte endlich in das farblose Einerlei des Repertoirs wenigstens das Interesse einer neuen Besetzung. Wie schnell das verhimmte Publicum wieder aufthaut, wenn ihm in irgend einer Weise Besseres entgegenkommt, bewied der lebhafte Antheil und der höchst freigebige Beifall, den es Herrn Ander und Fräulein Titjens spendete. Der erstere wurde nach dem vierten Acte sogar mit einem Kranze bedacht. Er wußte aber auch dem Liebeswunsche in der Scene des dritten Acts einen wahrhaft leidenschaftlichen Ausdruck zu geben, und selbst die Umzugsfähigkeit seiner Stimmmittel für die nachdrücklichen betonten Stellen leidenschaftlichen Aufschwungs dadurch zu verdecken. Fräulein Titjens überwältigte zwar die Schwierigkeit ihrer Aufgabe keineswegs; allein sie bewährte in Spiel und Gesang den in letzterer Zeit bei ihr bemerkten Fortschritt abermals; sie betonte richtig und warm, und nur in jenen Stellen, wo an die eigentliche Gesangskunst größere Forderungen gestellt sind, wo es nicht blos auf den richtigen und warmen dramatischen Accent ankommt, fand ihre noch mangelhafte Gesangsbildung einer befriedigenden Steigerung entgegen.

F. D.

Ueberhilck der Wiener Bühnenzustände.

Im k. k. Hofburgtheater kam ein neues fünfactiges Drama: „Charlotte Ackermann“ von Otto Müller (nach dem gleichnamigen Romane) zur Aufführung und hatte einen nur geringen Erfolg, ein gewöhnlichst Lood der Bücke, die aus Romanen zusammengetroppelt werden. Das Schicksal der Schauspielerin Charlotte Ackermann bot dem Romanschreiber einen dankbaren Stoff, zu einem Drama verarbeitet, gewährt es jedoch kein hinreichendes Interesse. Das Stück konnte wohl nur in Hamburg, wo die Heldin des Stückes gelebt, Anklang finden, auf anderen Bühnen wird es sich schwerlich am Repertoir behaupten können. Der Preis der Darstellung gebührt Frl. Gerbach, die in der Titelpartie auftrat, und Herrn Anschütz als Schoh. Die ehrende Demonstration des Publicums zeigen den hochgeehrten Künstler Herrn Anschütz, der einen mit weißen Bandern gezierten Lorbeerkranz erhielt, als er nach seinem 70. Geburtstage zum ersten Male

Digitized by Google

wieder auftrat, war des Abends beste Würze. Die Haimschen Stücke: „Greifebild“ (mit Frl. Seebach) und „Lohn der Wildnis“ (mit Frl. Würzburg), nach längerer Zeit wieder vorgeführt, erfreuten sich in der Darstellung wohlverdienten Beifalls.

Das Theater an der Wien machte mit dem herrlichen Schicksals-Panorama des Herrn Engel sein Revirin sehr gute Geschäfte, um in der That sind diese wundervollen Kriegsgemälde der größten Theilnahme würdig. Frl. Schiller trat nach ihrer Krankheit als Therese Krones in ihrer Benefervorstellung wieder auf. Ueberfülltes Haus, Uebersluß an Beifall.

Im Carltheater ist die Reiterin Mlle Ella die Löwin der Abende, die an Kühnheit wirklich ihres Gleichen sucht und in dieser Beziehung unübertroffen dasteht. Die nun in die Scene gelegte Zauberposse: „Der Zauberspruch,“ (zum Benefice der Mlle Ella) ist äußerst ergötzlich; das Ballet bietet darin das Beste an Tänzen und sinnvollen Gruppirungen.

An der Josefstädter Bühne kommt neu: „Eine Wiener Geschichte vor hundert Jahren“ von Franz Therese Megerle. Diese Geschichte hätte auch vor 50 Jahren oder beliebig in Wien spielen können, denn auf der Charakteristik wird es und nicht klar, daß wir uns um 100 Jahre zurückgeführt sehen. Indeß ist das Stück doch mit einigem Verständniß nach einer Novelle bearbeitet. Die Witze und Lumpereien sind dabei, die Verwirrung bietet nur die und da wirksame Momente. Der dekorative Theil des Stückes aber verdient volles Lob.

Neune auswärtiger Theater.

Eine neue Oper: „Des Adlers Horst“ von Gläser, Text von C. von Hedtel, wurde im königl. Opernhause zu Berlin am 20. Februar zum ersten Male aufgeführt und gefiel außerordentlich.

In Paris trat am 24. Februar in der großen Oper eine erst 15 Jahre alte Tänzerin aus Mailand, Mamsel Beretta auf und fand ungetheilten Beifall. Sie soll alle ihre bisherigen Rivalinen verdunkelt haben.

Die Herren Steger und Staudigl werden demnächst in Krakau gastiren. Frau Gh. Birch-Pfeiffer hat ein neues Drama: „Der Traufchein“ beim k. k. Hoftheater eingereicht.

Die Herren Ritter und Marr werden als künftige Directoren des Hamburger Stadttheaters bezeichnet.

Die Schauspielerin Frl. Pajer in Pest soll ein sehr gelungenes Bollblutdebut gehabt haben, wenn sie zwei Componisten Ekel und Huber die Musik liefern. Ungarn kann vielleicht eine Birch-Pfeiffer bekommen.

Ole Bull hat in New-York ein großes Opernhaus begründet und 2000 fl. G. M. für die Composition einer National-Oper als Preis ausgeschrieben.

Meyerbeer's „Nordstern“ macht überall Furore. Es soll in London demnächst aufgeführt werden und der Componist sich vom Director Gye bedungen haben, daß der bekannte Bassist Formes die Hauptpartie singe.

In Leipzig wird ein neues Stück: „Gellert in Gohlis,“ von dem man sich viel versprecht, zur Aufführung vorbereitet.

Baron Klesheim gibt in Berlin unter großem Beifalle seine gut arrangirten Kindervorstellungen. Er wird diese Vorstellungen auch im Theater an der Wien produciren.

Portefeuille für Literatur und Kunst.

Unser genialer Landsgast Friedrich ist eben beschäftigt, das Porträt des k. k. Kammer- und Hofsperrsängers Anders zu vollenden.

Am 23. Februar starb in Göttingen Professor Gauß, die größte Zierde der dortigen Universität. Er war 1777 zu Braunschweig geboren und seit 1807 Professor der Mathematik in Göttingen. Er galt als Mathematiker weltberühmt.

Dem Marine-Maler Püttner wurde die Ehre zu Theil, daß seine beiden großen im hiesigen österreichischen Kunstverein ausgestellten Gemälde: „Der Schiffbruch von Cap Horn“ und „Moritz und den ausstralischen Südinseln“ vom allerhöchsten Hofe für die Gemäldesammlung im Belvedere angekauft wurden.

In Leipzig fand am 23. Februar die Versteigerung der berühmten Hüttner'schen Autographensammlung statt. Ein Schap von Schiller's Briefen wurde für 236 Thaler erstanden und als man den unbekannten Käufer bezüglich drängte, gab er sich als Schiller's Tochtermann, Baron von Gleichen, zu erkennen.

In London wird jetzt eine Rechenmaschine gezeigt, welche alle Rechnungen mit 15 Stellen macht und die Resultate bis zu 8 Stellen selbst druckt. Der Erfinder, Namens Scheng aus Stockholm, hat 18 Jahre an dieser Maschine gearbeitet.

Graf Pocci in München, Mitarbeiter an unserer Zeitschrift, hat einen anerkennungswerthen Schritt zu einem ernsten deutschen Schauspiel gethan, indem er das bekannte Volksmärchen vom „Grottler Tod“ dramatisirte und zwar nicht wie Tieck, um das Stück selbst zu ironisiren und die Personen zu Trägern moderner Witze und Anspielungen zu machen, sondern vielmehr, um die der Sache zu Grunde liegende Idee klar herauszugestalten. Sein Drama erinnert an Brentano und Arnim. Ob es auch nicht so fruchtend, wie diese, so ist es doch einheitlicher und klarer.

Schließlich fügen wir noch eine Statistik der österreichischen Gymnasien vom verflossenen Jahre bei: Es bestanden in Oesterreich 258 Gymnasien und 28 Realschulen. Von den deutsch-slavischen Gymnasien waren 1877 Directoren und Professoren für 18.000 Frequentanten angestellt. Das eingelaufene Schulgeld belief sich im Ganzen auf 119.029 fl., die Aufnahmstaxen auf 10.443 fl. C. M.

Historische Rückenbilder.

Die Besoldung des Scharfrichters in Basel in den Jahren 1400 bis 1500.

Die damalige Stadtordnung von Basel bestimmte den Nachrichter alle Wochen 8 Schilling, „so er nicht im Spiel ist,“ dabei Holz, etwas Nachtgeld, Haus und Hof. Hat er aber Spiel, so gibt man ihm von Rebern 1 Pfennig, von Sleben 1 Pf., vom Pfühlen 1 Pf., vom Brennen 1 Pf., vom Entkaufen 10 Schilling, vom Henken 1 Pf., von Einem zu vierteilen 2 Pf., das 4 Theile zu führen und aufzurichten 10 Schilling, vom Ertränken 10 Schilling, vom Blenden der Augen 5 Schilling, vom Obrenabschneiden 5 Schilling; eine Hand abzuschlagen 5 Schilling; Einen, der sich selbst getödtet, in ein Faß zu schlagen und in den Rhein zu werfen, 10 Schilling, die Zunge aufschneiden 5 Schilling. Das Alles war für den Nachrichter damals ein Spiel. Der Himmel bewahre und vor solchen Spielen! —

Als man zu Aachen das Grab öffnete, worin Carl der Große begraben lag, fand man sein Skelett in der Tracht der römischen Kaiser. Die verbrochene Krone bei einst so mächtigen Herrschers hatte die doppelte Krone von Deutschland und Frankreich; zur Seite lag seine Jagdtasche und neben dieser die bekannte Zopfe, jener gute Degen, worein er, wie der Mönch St. Denis sagt, dasselbe bis an die Zähne gewappnete Ritter wollten von einander gehauen; seine Füße ruheten auf dem Schilde von massivem Golde, welchen ihm Papst Leo geschenkt, und an seinem Halse hing der berühmte Talismann, der ihm so viele Siege verliehen. Dieser Talismann war ein Stückchen des wahren Kreuzes, eine Gabe der Kaiserin Irene. Die Bürger von Aachen schrauten ihn dem Kaiser Napoleon, als dieser ihre Stadt betrat, und der Gewaltige ging im Jahre 1814 die goldene Kette, woran die Reliquie in einem Smaragd hing, um dem Hals der Königin Hortensia, der nachmaligen Herzogin von Saint Leu, mit der Verschärfung, daß er sie an den Tagen seiner Siege immer selbst getragen habe.

Miscelle.

Dem Herrn Regierungsrathe von Auer wurde vom Rector der königl. Gewerbsund Handelsschule zu Fürth in Baiern, Herrn Dr. O. Berg, dieser Tage das Absahet der Mormonen, einer Secte, welche in neuerer Zeit eine förmliche Ausbehnung gewinnt, zugesendet. Das goldene Buch der Mormonen ist in diesem Absahet geschrieben. Die genannte Secte, in den Jahren 1830—34 von einem gewissen J. Smith gegründet, macht außer England auch in Schweden und Schweiz Proselyten und hält sich, aus einem der östlichen vordamerikanischen Staaten nach dem andern und zuletzt auf ihrem Hauptsitze Nauvoo in Jowa vertrieben, jetzt an der Gränze von Texas am Salt-lake auf. J. Smith gründete seine Lehre auf das sogenannte goldene Buch, das er als Fortsetzung der Offenbarung von Gott empfangen zu haben vorgab, und dieses Buch (in englischer Sprache) ist mit den Charakteren geschrieben, von welchen eine Abschrift eingelangt ist. Die Schrift wird von den Mormonen geheim gehalten, und der Deutsche, von welchem die Copie herrührt und der sich seit einigen Monaten unter den Mormonen aufhält, hat die Gelegenheit zur Copirung nur einem Zufall zu verdanken. Er ist übrigens ein ganz verlässlicher Mann und die Copie ist sicherlich getreu. Das Alphabet besindet sich in Anfertigung und wird seiner Zeit mitgetheilt werden.

Auflösung der zwei Kreuzräthsel in Nr. 5.

1. Handschuhmacher. 2. Gastwirth.

Richtige Lösungen sind uns zugekommen von den Herren Franz Oppel, Josef Würth, Carl Binder, Josef Benedikt Reingruber und Josef Schlöß in Wien.

Logogrif.

1 2 3 4 5. Trachte mich nach Kräften zu erstücken oder überhaupt zu tödten, wenn Du sergleo sein willst.

1 3 2 1 3 2. Mich findest du nur dort, wo Grausamkeit ihren Sitz aufgeschlagen.

1 3 5. Wissen die Aerzte schon keinen Rath, muß als letztes Mittel ich noch dienen.

2 3 4 5. In Deiner Nähe ist nicht gut zu weilen.

3 4 4 3. Ein viel verbreiteter weiblicher Vorname.

2 3 1 6. Ein Vogel, bei dem die Sprüchlein nicht viel gilt.

2 9 4 5. Wäre alles, so wie ich, gab's lange keine blauen Flecke mehr.

11 10 9 8 6. Wer mir verfallen, dem bleibt keine Rast mehr.

8 9 10 11. Eine hervorragende Persönlichkeit am mathematischen Horizont.

2 3 4 11. Wie viel Streit und Zank ist meinetwegen schon entstanden!

6 7 5 6. Nach mir strebt der Leidende, um dem Glücklichen komme ich allzuspät.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11. Eine schöne Provinz Mittel-Europas.

Heinrich G....

Telegraf der Redaction.

Herrn M. v. E. in G. Sie angenehm und die angesonnen zwei Landschafts-Skizzen sein möchten, ist und wird doch außer Zweifel sein. Der Zeitpunkt ihrer Erscheinens in unserer Zeitschrift zu bestimmen, können wir mit Material vielleicht versehen sind und ihre Länge vermuten Einsendungen möglichst verkürzt sein müssen.

Herrn O. G. in L. Der andere Aufsatz wird nächstens einmal Aufnahme finden.

Herrn Dr. K. in P. Herr Dr. H. in T. hat die bis jetzt erschienenen Nummern bereits erhalten. Wir erwarten täglich einen Brief von ihm.

☞ Der heutigen Numer liegt das Probeblatt der Zeitschrift „Gutenberg“ bei, auf die wir die Aufmerksamkeit des Publicums, besonders aber der Typografen und ihrer Fachgenossen hinzulenken uns erlauben.

Druck und Verlag von M. Auer. Zu Auslande zu beziehen nur durch Robert Hoffmann's Buchhandlung in Leipzig. Verantw. Redacteur: Leopold Kordesch.

Digitized by Google

Kaiser Franz I. von Oesterreich, dessen Enkel auf die Schildwache zu Luxemburg im Jahre 1853.

Beilage zu Meyers Pantheon für Kunst.

Digitized by Google

Digitized by Google

Schloss Hallsburg im Aargau.

Digitized by Google

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift

für Kunst, Wissenschaft, Industrie und Unterhaltung,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Nummern von 24 Bogen Text und über 70 Kunstbeilagen.
Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- u. Auslandes an.
Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M.
Insellungsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 30 kr. C. M.

Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten.
Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichfalls geliefert und billig berechnet.
Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gedruckene Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.
Redaction und Expedition: **Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 25.**

Inhalt: Die heilige Charwoche. — Aus den Alpen. — Kismet water. — Das Schloß Mirabeau. (Fortsetzung.) — Ballade. — Mitternacht. (Fortsetzung.) — Das Concilat in Orleanstown. — Wolfmannsfreuden. — Neuigkeiten des Musikvereinsbriefes. — Opern- und Concert-Salon. — Neues aus vorigen Theater. — Ausschreibung. — Auflösung. — Josef Kornweibe. — Erklärungen der Kunstbeilagen. — Die Zeitschrift Gutenberg. — Lesezeit der Redaction. — An die P. T. Abonnenten in den Provinzen. — Kunstbeilagen, Kreuzigung, (Nach Paolo Veronese, in Stahl gestochen von Ed. Mayer.) Artistische Beilagen, Kreuzigung, (Nach Paolo Veronese, in Stahl gestochen von Ed. Mayer.) Architekturlandschaft. (Kreidezeichnung.) — Die Londoner Weltausstellung. (Beschreibung.)

№ 7. **II. Jahrgang.** 1855.

Die heilige Charwoche.

(Mit einer Abbildung: „Die Kreuzabnahme," nach Paolo Veronese in Stahl gestochen von Ed. Mayer).

Entsprossen aus dem göttlichen Blute, das auf Golgotha floß, ganz versunken in das endlose Meer der Schmerzen und der Liebe ihres göttlichen Bräutigams, feiert die Braut Jesu Christi, die heilige Kirche, in hoher, rührender Trauer den Tod ihres Geliebten. Wie könnte sie auch nur mit Rosen die Schläfe ihrer Kinder zu krönen sich erlauben, während der Geliebte mit einer schmachvollen Dornenkrone am blutigen Haupte für sie schmerzvoll erbleicht! — Jenem berühmten Maler gleich, der, als er die großen Schmerzen einer trauervollen Matrone nicht genug mit Pinsel und Farben vorzustellen wußte, ein schwarzes Tuch über das ganze Antlitz derselben legte, dadurch bedeutend, daß diese Schmerzen wohl könnten betrachtet, aber nicht ausgesprochen werden, verhüllt die heilige Kirche ihren gekreuzigten Bräutigam, und nun ganz in das unendliche Liebesmeer ihres Geliebten sich versenkend, verliert ihr, wie vor dem Glanz der Sonne, der Glanz der Gestirne, selbst das Licht der Heiligen Gottes, und sie gedenkt jetzt in den Gebeten, die sie in den Tagszeiten ihren Priestern lehrt, selbst ihrer Heiligen nicht, öffentlich dadurch bezeugend, daß die Heiligkeit, die sie an ihren Heiligen so rührend sonst verehrt, eigentlich die Heiligkeit Jesu in Seinen Heiligen sei.

Und hat die heilige Kirche diese gegenwärtige Woche hindurch, das Leiden ihres Geliebten gleichsam wie im Symbol des alten Testamentes nur bildlich ihren Kindern vorgestellt, so führt sie in der nächstkommenden Woche, gleichsam wie im Buche des neuen Testamentes, das Leiden ihres Jesu nicht mehr bildlich, sondern wirklich den Augen ihrer Kinder vor. Daher hieß schon der vorletzte Sonntag, der Passionssonntag; daher streuet das geliebte Bild, seit jenem Sonntag schon verhüllt, Liebesschmerz in unsere Seelen; daher lassen, schon seit jener Zeit, die Priester in ihren Tagszeiten das Gedächtniß der Heiligen aus; denn nur Einer ist, an Den die heilige Kirche jetzt denken kann und will, nämlich — Jesus, der schon dem geliebten Jerusalem sich nähert, um dort durch Seinen Tod — den Tod zu tödten.

So mit geheiligten Palmen- und Oelzweigen in den Händen, geht sie, die heilige Kirche, Ihm, dem Erlöser, in ihren getreuen Kindern entgegen, und sinnvoll erschallt, nach vollendetem, feierlichem Gebäute, ein dreifacher Schlag der Priester an die verschlossenen Pforten, um anzuzeigen, daß erst, seit Jesus den Tod tödtete, die Pforten des ewigen Paradieses der gottliebenden Menschheit wieder geöffnet sein. Während der Passion halten aber die Priester die Palmenzweige in der Hand, hierdurch andeutend, während der Erzählung der schmachvollen Kreuzigung, — den Sieg des Kreuzes.

Endlich eröffnet sie, die heilige Braut Jesu, an der Mittwoche am Donnerstag und Freitag in der Charwoche, in der sogenannten Mette ihren Mund, um in Klagetönen voll Schmerz und Liebe zu überfließen. Hier deutet alles, Wort und Klang, Zeit und Ort, Beleuchtung und Geberde, bis ins kleinste, die tiefe, innige, sinn- und liebevolle Trauer der heiligen Kirche um ihren Geliebten an; daher nennt sie diese Metten Finsterniß. Man singt nicht, wie gewöhnlich chorweise; man begehrt bei den Lectionen keinen Segen; es werden diese Tage keine Lobgesänge gesungen; der gewöhnliche Anfang und das Ende des Gottesdienstes bleibt weg; alles deutet darauf, daß das Haupt, welches der Anfang und das Ende aller Dinge ist, diese Tage der Welt durch den Tod entzogen ward. Geheimnißvoll brennen auf einem hohen Leuchter dreizehn Kerzen; eine um die andere erlischt, bis auf die oberste, welche endlich hinter den Altar gestellt wird. Wer verkennt hier den Sinn dieser herzrührenden Ceremonie? — Endlich verlöschen auch die Ampeln, denn es fehlt ja Derjenige, Der das Licht der Welt ist, und Finsternis bedecket den Erdkreis und die Augen des auserwählten Volkes, während der Gott-

Digitized by Google

menſch am Kreuze Seinen Geiſt in die Hände Seines himmliſchen Vaters aufgibt. Da verſtummt auch der majeſtätiſche Klang der Glocken, und die feierliche Stille ſpricht beredter als jede Zunge, daß der Herr Jeſus todt ſei, der unſer Alles iſt, und daß ſelbſt die Zungen der getreueſten Zeugen Seiner Lehre und Seiner Wunder verſtummt ſind. Nur der harmonieloſe Schlag hölzerner Inſtrumente unterbricht, Demuth und Furcht bedeutend, die große Stille, und erinnert mit heiligem Schauer an die ſchmach- und ſchmerzvolle Kreuzigung des Einziggeliebten; deßhalb ſängt auch dieſe Tage hindurch aller Gottesdienſt erſt nach der Non an, weil eben der geliebte Herr Jeſus um die neunte Stunde für uns Sein Haupt neigte und ſtarb, ſo daß alle Ceremonien, die ſinnvollſten und herzrührendſten Ceremonien der Feier Seines Todes, gleichſam Ceremonien des größten Leichenbegängniſſes ſind.

Doch bevor noch die heilige Kirche ihre geliebten Kinder zum Grabe des Einziggeliebten in heiliger Wehmuth hinführt, ſtellt ſie ihnen noch am Gründonnerstage das größte Wunder der Liebe zur liebevollen Anbetung dar, welches die Allmacht Dreifaltigen erfand, Der da ſpricht: „Mit ewiger Liebe habe ich Euch geliebet," und der voll dieſer ewigen Liebe ausbricht: „Vater, Ich will, daß da, wo ich bin, auch jene ſeien, die Du mir gegeben haſt," dann hingieng, — für und weinte, — blutete — und ſtarb. Deßhalb feiert an dieſem Tage im Tempel Gottes nur der erſte Vorſteher das heilige Meßopfer, und in gläubiger Hoffnung, voll Liebe, empfangen aus ſeiner Hand die andern Prieſter zuerſt und dann das Volk das Brot, welches der Welt das Leben gibt.

Alles iſt hier von tiefer Bedeutung heiliger Weisheit. Der Biſchof mit zwölf Prieſtern erinnert an Jeſum und ſeine zwölf Apoſtel; das Anhauchen des Oels an die Mittheilung des heiligen Geiſtes durch Jeſum. Endlich grüßet der Biſchof ſammt ſeinen zwölf Prieſtern das heilige Oel, dadurch öffentlich und feierlich bekennend, daß dieſes Oel, wahrhaftig und lebendig durchdrungen ſei von dem heiligenden Geiſte Gottes, daß alſo hier eine wahrhaftige, lebendige Berührung der Körperwelt mit dem Gott der Liebe Statt habe.

Kaum iſt der feierliche Gottesdienſt geendet, ſo werden die Altäre aller ihrer Zierde entkleidet. Der 21. Pſalm, der dabei gebetet wird, gibt den rührenden Sinn dieſer Ceremonie: „Meine Kleider haben ſie unter ſich getheilet." Den Beſchluß macht die Feier der Fußwaſchung, und unauslöſchbar ſtammt in jeder Frommen Bruſt das ſchöne Gebot des Herrn: „Dies iſt Mein Gebot, daß ihr Euch unter einander liebet, wie Ich Euch geliebet habe."

Ganz dieſes heiligen Geiſtes der ewigen Liebe voll, eröffnet die katholiſche Kirche den Gottesdienſt am Tage des Todes ihres göttlichen Bräutigams, alſo am Charfreitage, damit, daß ſie zuerſt ganz im Staube ſich niederwerfend voll Demuth und Liebe das Myſterium der blutenden Liebe anbetet, dann mit ihren Mutteraugen die ganze Menſchheit umfaßt, und in dem glühenden Liebeswunſch: alle zu einer Heerde in einem Hirten zu vereinigen, ihre ſtammenden Gebete für alle zum allmächtigen Vater der Liebe empor ſendet, ganz Liebe, keinen richtend oder verdammend, alle nur zu beſeligen ſtrebend. Heute bringt die heilige Kirche dem himmliſchen Vater das heilige Meßopfer nicht dar, denn ihr ganzes unendliches Mutterherz iſt heute das eine, blutige Opfer verſenkt, welches der eingeborne Sohn und ewige Hohepriester Selbſt dem himmliſchen Vater heute auf Golgotha darbringt, öffentlich dadurch ihren Kindern bezeugend, daß das heilige Meßopfer ein wahres, wirkliches Opfer, nur unblutig und eigentlich das ſelbe ſei, welches ihr göttlicher Bräutigam einmal am Kreuze blutend vollbrachte.

Heute hebt alſo auch der Prieſter die heilige Hoſtie nur mit einer Hand auf, um anzuzeigen, daß das, was er heute verrichtet, kein Opfer, ſondern eine Communion ſei, welche nur unter einer Geſtalt zu geſchehen pflegt. An eben dieſem Tage der Todesfeier unſeres Herrn Jeſu beginnt der Gottesdienſt mit zwei Lectionen, eine aus dem Geſetz, die andere aus dem Propheten, um anzuzeigen, daß des Menſchen Sohn für die Juden und Heiden Sein koſtbares Blut vergoß. Die Paſſion wird aber ohne Lichter geleſen, denn der Hirt wird geſchlagen und Seine Schafe haben ſich zerſtreut; auch ſegnet der Prieſter ſich und das Buch nicht, denn der Urheber alles Segens iſt ja unſeren Augen durch Seinen Tod entriſſen; deßhalb verſtummt auch der Gruß: „Der Herr ſei mit Euch," denn eben dieſe Abweſenheit des Herrn durch Seinen Tod iſt es ja, welche heute die heilige Braut des Herrn beweinet. Heute wird bei allen Gebeten gerufen: „Laßt unſere Knie und bringen", denn ganz in Demuth aufgelöſt, ſollen wir zum Kreuze empor blicken, und heute können doch die Erdenſöhne nicht demüthig genug ſein, weil der ewige Gottesſohn am ſchmachvollen Kreuze verblutet. Endlich, ganz im Geiſte des heiligen Apoſtels, der da ſpricht: „Er iſt gehorſam geweſen bis zum Tode, ja bis zum Tode des Kreuzes, darum hat Ihn Gott erhöhet, und Ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen iſt, daß ſich im Namen Jeſu alle Knie beugen", wird der gekreuzigte Jeſus als Herr und Gott der ganzen Welt zur Anbetung vorgeſtellt. — Das bisher verhüllt geweſene Crucifix wird enthüllt, und drei Mal ertönt es: „Sehet an das Holz des Kreuzes, an dem das Heil der Welt gehangen! Kommt und laſſet es uns anbeten!" Und nun ziehet der Prieſter die Schuhe aus, und voll Demuth und Liebe küßt er das Kreuz. Den Beſchluß dieſer ſinn- und herzrührenden Ceremonien der Todesfeier unſers Herrn macht endlich Seine Grabeslegung, ganz gemäß der Weisſagung des heiligen Sehers Iſaias: „Sein Grab wird herrlich ſein."

Hat nun die heilige Kirche am Charfreitage alle ihre Kinder bei dem Grabe des göttlichen Geliebten verſammelt und liegen ſie dort, hingeſunken am Grabe, voll heilig liebender Wehmuth, ſo ruft ſie ſelbe am Charſamstage zu einer neuen weit glorreicheren Schöpfung, als die erſte, denn auf dem Tode unſers Herrn entſprang das Leben der Gnade, das freie Leben der Kinder Gottes. Daher ganz des heiligen Geiſtes voll ruft ſie zum Vater der Lichter, zu Dem, Deſſen erſtes Wort war: „Es werde Licht", um ein heiliges Licht, um ein von dem Wehen des heiligen Geiſtes erfülltes Licht, und beginnt die erſte Handlung mit der heiligen Weihe des Feuers, um ſinn- und herzvoll dadurch anzudeuten, daß alle Feuer, das in der Kirche Gottes brennt, ein heiliges Feuer ſein ſoll, gleichwie unſer Herr und Bruder Jeſus Chriſtus jenes eine wahre Licht war, das da in die Welt kam, alle Menſchen zu erleuchten und ſelig zu machen. Neu wird dies Feuer wieder geweiht, um hierdurch klar anzuzeigen, daß nunmehr Jeſus Chriſtus, das Licht der Welt, durch Seine glorreiche Auferſtehung wieder für uns ein brennendes Licht der Welt geworden ſei. Wie hoher, heiligender Bedeutung voll iſt die Oſterkerze ſammt den zu ihr gehörigen fünf Granen von Weihrauch; wer verkennt hier Chriſtum den Herrn, mit ſeinen fünf heiligen Wundmalen im verklärten Leibe nach Seiner heiligen Urſtände! Die dreifache Kerze ſammt den dreifachen Ausruf: „Das Licht Chriſti!" und die Anzündung der Oſterkerze von jenem leuchtenden Dreiangel, — alles künftiger das heiligſte Myſterium der Religion Jeſu an, und erinnert an die Worte des Nicäniſchen Glaubensbekenntniſſes: „Gott von Gott, Licht von Licht." Kaum iſt die heilige Ceremonie des Lichtes voll heiligen Sinnes geendet, ſo eröffnet die heilige Kirche ihren Mund und ſingt die Hauptprofezeiungen vom erſten Stammvater bis auf den Zeitpunct, in dem die Fülle der Zeiten und das Verlangen der ewigen Hügel kam, um hierdurch öffentlich anzudeuten: „daß das, was den Alten in den Wolken iſt gezeigt worden, nunmehr im Lichte erfüllet iſt." (1. Corinth. 10.) Deßhalb wurden auch dieſe vor Zeiten den Täuflingen vorgeleſen, welche gerade zu dieſer Zeit ihre neue Wiedergeburt erhielten. Demzufolge nimmt auch noch die heilige Kirche an dieſem Tage die heilige Weihe des Taufwaſſers vor, wohl wiſſend, daß, obwohl dieſes zur Giltigkeit der heiligen Taufe nicht nothwendig ſei, doch eben dieſe heilige Weihe die Herzen der übrigen mit den Gefühlen heiliger Ehrfurcht, Andacht und Liebe gegen jenes heilige Sacrament entflammen werde. Das Taufwaſſer wird in vier Theile getheilt, auch wird der Prieſter etwas davon gegen die vier Weltheile, gang im Sinne Deſſen, Der da ſprach: „Gehet hin in alle Welt, und prediget das Evangelium allen Creaturen, und taufet ſie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes," in Deſſen heiligen dreieinigen Namen das Waſſer auch öfters geſegnet wird. Die Oſterkerze wird hineingetaucht, um zu bezeugen, daß alle Kraft des heiligen Waſſers von Jeſu, unſerm Herrn und Seinen Verdienſten den Urſprung habe. Das Berühren des Waſſers durch die flache Hand des Prieſters erinnert an das: „und der Geiſt Gottes ſchwebte über dem Gewäſſer," deßhalb wird es auch drei Mal angehaucht und mit Oel und Chriſam beſtoſſen, um die Fülle des heiligen Geiſtes anzuzeigen, die daſſelbe durchdringen. Und damit nichts ermangle, was die Verklärung und Verherrlichung dieſer ſinn- und herzvollen Ceremonie noch vermehren könnte, ſo erbeten ſich die ſtreitende Kirche auf der Erde zu der triumfirenden im Himmel, und vereinigt ſich mit ihr durch die Litanei zu einer liebeblette, die das All umfaßt, und vom Himmel auf die Erde, und von der Erde zum Himmel reichet, um ſo, echt katholiſch der ganzen Welt öffentlich es zu bezeugen, daß ihre liebenden Mutterarme alle Gott liebenden Weſen umfangen halten, ohne alle Rückſicht der Zeiten und der Orte und alles deſſen, was vorübergeht.

Digitized by Google

So ganz mit der Liebe des Ewigen erfüllt, harret die liebende Braut des Herrn der neuen Morgenröthe, die bald über Golgotha aufgehen soll. Schon stehen die Altäre wieder in ihrem herrlichen Ornate. Das herrlichste der Opfer beginnt, zwar, noch ohne Eingang oder Introitus, weil noch das Haupt Jesus Christus im Grabe ruht, und obwohl die Kirche bereits das Fest seiner Auferstehung zu feiern anfängt, doch dieselbe seinen Aposteln noch unbekannt war. Eben deßhalb wird auch weder das Offertorium, noch das Agnus Dei gebetet, auch das Credo wird ausgelassen. Diese heilige Messe ist gleichsam erst die Vorbereitung zum großen Osterfeste. Daher selbst in dieser heiligen Messe eine, obwol kurze Vesper statt hat. Eine Vesper, um die allgemeine Freude über die herannahenden Ostern auszudrücken; eine kurze Vesper aber, um hierdurch anzudeuten, daß der Herr Jesus nur eine kurze Zeit im Grabe sein werde. Deßhalb wird auch weder in dieser Messe sein „Fleetamus genua“ gesagt, sondern kaum ertönet aus dem Munde des Priesters das „Gloria in excelsis“ zum Zeichen, daß den Täuflingen, als Neugeborenen nun der Friede gegeben sei, so erklingen auch schon die Glocken im feierlichen Geläute, und vom Altare und vom Chore herab, und aus dem Munde der Gläubigen, und aus dem bewußtlosen Klange der Glocken ertönet das fröhliche Alleluja; denn schon ist der Tod in den Sieg verschlungen, schon ist das Grab zersprengt, schon feiert das ewige Triumffest über Tod und Hölle, — Himmel und Erde! Alleluja. —

* * *

So feiert die katholische Kirche die Todesfeier ihres göttlichen Bräutigams, voll heiliger Salbung und Liebe, bis sie dem glorreichen Ueberwinder des Todes und der Hölle ihr fröhliches Alleluja jubelnd darbringt. Es ist hier nicht ein Menschengeist, der in den heiligen Gebeten, Hymnen und Ceremonien weht, nicht ein Menschenherz, das in der Fülle seiner heiligen Liebe sich kund gibt, nein, der Geist, der hier weht, wer verkennt in Ihm den Geist: „Der da schwebete über den Gewässern,“ als das sichtbare Weltall dem Nichts entstieg, wer verkennt in Ihm den Geist, der alle Zeiten und Räume und Kräfte durchweht, wer verkennet hier das alliebende Vaterherz, das alle Zeiten und Räume und Kräfte mit ewiger Weisheit und Liebe, mit ewiger Klarheit und Wärme umfangen hält, durchdringet und vergöttlichet? Nein! so alles zu verklären, so alles zu heiligen, so alles in Gott zu schauen und zu lieben, vermag nur Dasjenige, was aus Gott und mit Gott ist. Dies ist das Wesen, dies die himmlische Weisheit und Liebe des Katholicismus.

Diesem vorstehenden, im Auszuge aus der theologischen Zeitschrift: „Oelzweige“ (erster Jahrgang 1819) entlehnten zeitgemäßen Artikel glauben wir keine schönere, würdigere und passendere Kunstbeilage, als die gelungene Kreuzabnahme Christi, anfügen zu können.

Aus den Alpen.

Skizzirungen von Professor Fr. Simony.
Hiezu die Beilage: Im Dödlachgraben bei St. Wolfgang.
(Eingesendet von Kunstgegenstände u. d. Red.)

III. Ein Graben.

„Man darf sagen, daß in unseren Tagen die praktische Geologie eine der besten Schulen der Lebensweisheit und der wahren geistigen Cultur geworden ist.“
Rob. Mc. Millan's Mag. of the industrious Sciences.

In den reizenden Wolfgangsee mündet sich ein kleines Gebirgswasser, der Dödlbach genannt. Bei trockener Witterung gleitet er als krystallhelles Bächlein ruhig über das enge Bett von Fels und Kies, nach Regengüssen und plötzlicher Schneeschmelze wälzt er — ein trüber Bergstrom — Schlamm, Sand und Steine tobend und brausend in den See.

Die Umgränzungen des Baches sind zwar mannigfaltig gestaltet und geben dem Zeichner auch hie und da Stoff zu brauchbaren Studien, aber größere Partien von landschaftlichem Interesse würde der Letztere vergebens suchen. Ein enger Graben, wie es deren zahllose im Gebiete der Alpen gibt, mit bald steileren, bald sanfteren Gehängen ein Felsenbett, stellenweise in Stufen sich erhebend, über welche das Wasser in Kaskaden niederfällt, dann wieder auf längere Strecken mit buntem Kies und großen Steinblöcken überdeckt, zwischen welchen der Bach sich munter hindurchwindet, hie und da eine starre Wand oder eine rieselnde Erdlehne, dazwischen üppige Baumgruppen oder wüstes Gestrüppe sind die Gegenstände des wechselnden Bildes. Zwei Mühlen im unteren Theile des Grabens gehören zu den malerischesten Puncten desselben, die eine zwischen steile Felsen eingeklemmt und von herrlichen Buchen umschattet, die andere, ähnlich gelegen und überdieß noch durch einen kleinen Wasserfall verschönert. Den Auslauf des Baches ziert ein thurmähnliches Gastell, welches den ganzen See beherrscht.

Wie der Graben nichts Ausgezeichnetes in landschaftlicher Beziehung bietet, eben so wenig wird er interessant durch die Tradition irgend einer ungewöhnlichen Begebenheit oder Sage. In den alterthümlichen Mühlen haben nie Gespenster gehaust, es hat sich kein Mord in denselben zugetragen, ihre Geschichte ist die aller älteren Häuser; es sind Menschen in denselben geboren worden und gestorben, ganz alltägliche Leiden und Freuden, unter denen die Herzen der Betroffenen verbluten und aufjubeln, während die nächsten Menschen theilnahmlos vorüberziehen, haben die aufeinander folgenden Bewohner erlebt und werden sie noch ferner erleben, ohne daß Jemand davon Besonderes erzählen wird.

Und doch finden sich in diesem Graben in anderer Beziehung Erscheinungen, die ihm Bedeutung geben; es sind Erscheinungen, an denen der kundige Blick des Naturfreundes mit demselben Interesse verweilt, mit welchem der Archäologe zerfallene Denkmäler vergangener Jahrtausende zu deuten bemüht ist. Hier, wo kein menschlicher Mund die einfach gestaltete Bergfurche mit dem Reiz der Sage ausgeschmückt hat, werden die bunten Geschiebe des Bachbettes, die aufgehobten Felsen an dem munter dahinlaufenden Wasser zu Erzählern von Zeiten und Begebenheiten, welche unermeßlich ferne von aller Menschengeschichte liegen und die wenigstens eben so merkwürdig sind, wie der vollständige Inhalt der mühsam erforschten Reichschronik eines und des andern abhandeln gekommenen Dutzendstädtchens im Herzen unseres Weltheils.

Es sind die immer mächtiger sich entwickelnden fistkalischen Wissenschaften, welche für die gesammte Naturbetrachtung eine neue Epoche angebahnt und der geistigen Anschauung der Dinge eine Erweiterung gegeben haben, deren Umfang vor wenigen Jahrzehenden kaum geahnt werden mochte. Gegenstände, an welchen das Auge früher achtlos vorüberstreifte, da ihr äußeres Erscheinen nichts Auffälliges darbot, keine merkwürdige Eigenschaft, keine historische Thatsache, keine Mythe oder Sage ihnen Interesse verlieh, hat jetzt die Naturforschung durch die Enthüllung neuer, ungeahnter Verhältnisse in den Kreis allgemeinerer Beobachtung versetzt. Gleich dem Wechselspiele von Wolken und Sonne, welches die eintönigste Landschaft oft in ein Bild voll malerischen Reizes umstaltet, werfen auch die bunten Reflexe erster Naturerkenntniß ihr Licht auf die Dinge der Erde und verklären die unscheinbarste Erscheinung zum Wunder der Schöpfung.

Bei der landschaftlichen Betrachtung ist es vor Allem die Geologie, welche für das Detail der terrestrischen Formen, wie für die großen Gestaltungen der Erdoberfläche jenes Verständniß hervorruft, das zum höchsten Genuß der Naturanschauung zu führen vermag. Wie der Physiognome aus den Linien des Menschenantlitzes das innere Wesen, aus dem flüchtigen Muskelspiele desselben die verborgenen Bewegungen der Seele erkennt, wie für ihn eine scheinbar bedeutungslose Physiognomie zur interessantesten Studie werden kann, eben so enthüllt sich dem Geologen das Geheimniß des Erdlebens in den Formen und Linien der Erdoberfläche und landschaftlich oft ganz effektlose Contouren werden in ihrem Detail für ihn Gegenstände der anregendsten Betrachtung.

Die hügelige Thorterrasse des südwestlichen Schafberggehänges, auf welcher der Markt St. Wolfgang mit seinen malerischen Häusergruppen und der altehrwürdigen Kirche, dann das freundliche Schloß mit den schönen Gartenanlagen sich ausbreiten, ist ein wunderliches Gebilde. Zahllose Thierreste einer fernen Schöpfungsreihe bilden die Hauptmasse des ungleich dichten Gesteines. Unter demselben sind Korallen der verschiedensten Arten, dann die längst ausgestorbene Familie der Rudisten, namentlich die „versteinerten Kuhhörner“ (Hippuriten) vorzugsweise vertreten. Der Geologe zählt dieses eigenthümliche Gebilde zu den sogenannten Cosasschichten, deren ganze Aufeinanderfolge wieder als ein Glied der großen Kreideformation betrachtet wird. Unwillkührlich wird er bei der Untersuchung desselben an die Korallenbänke erinnert, welche sich gegenwärtig an den sudmarinen Gehängen kontinentaler Küstenstriche und Inseln finden und zum großen Theil selbst jetzt noch durch die großartige Thätigkeit und Vermehrung der sie belebenden Meereskthiere in einem steten Wachsen begriffen sind.

Die erwähnte Terrasse fällt fast durchgehends nicht nur steil gegen den

Digitized by Google

Seespiegel, sondern auch eben so jäh noch 15—30 Klafter unter denselben ab. Gegen ihr nordwestliches Ende zu wird sie von dem Dildbach durchbrochen und zugleich durch eine weit vorgeschobene Niederung dem See entrückt. Dieser Niederung unmittelbar gegenüber liegt eine andere noch viel größere, die breite Landzunge bei Zinkenbachs, welche beide zusammen den 800—1000 Klafter breiten See plötzlich zu einem Canal von kaum 150 Klafter verengen.

Schon bei dem oberflächlichsten Ueberblick des Seethales muß sich die Ansicht aufdrängen, daß die mehr oder minder steilen Berghänge ringsum die natürlichen und mehrgründlichen Begrenzungen des Sees und die zwei in der „Enge" einander entgegenstrebenden Landzungen erst im Laufe der Zeit durch die vorgeführten Schuttablagerungen der letztgenannten zwei Bergwässer entstanden sind, und diese Ansicht wird um so begründeter erscheinen, wenn man beachtet, wie die ungleich großen räumlichen Ausdehnungen der beiden Niederungsflächen den ungleichen Wassermengen der zugehörigen Bäche auf das genaueste entsprechen.

Wenn man den Dildbach allein ins Auge faßt, wie er an seiner Mündung — ein unbedeutender Wasserfaden — in den See verrinnt, wie bei gewöhnlichem Stand nicht das feinste Schlammtheilchen ihn trübt, scheint es wohl ungereimt, demselben eine so beträchtliche Landbildung zuzuschreiben. Man betrachte ihn aber, wenn nach strengem Winter plötzlich ein warmer Sirocco den Schnee der Berge in donnernde Lawinen und brausende Bergströme verwandelt, oder wenn ein Wolkenbruch die Wasser schwellt! Da wird der winzige Dildbach zum felsenwälzenden Giganten und an seiner Mündung bezeichnet dann deutlich genug nach jeder solchen Katastrofe ein Haufwerk frischen Schutts die neu vorgerückte Uferlinie und das neu gebildete Land.

Wie monoton und wüst erscheint solch ein chaotisches Haufwerk dem Laien jetzt in der Kunstschaft und mit welch' ganz anderem Auge sieht dagegen der Forscher dies jüngste Werk des wieder zahm gewordenen Baches an! Ihm dünkt, hier eine Sammlung aller möglichen Gesteinsarten des ganzen Thalkessels abgelagert zu sehen. Da ragt aus lichten Dolomitgrus ein dunkelgrauer Block hervor, ganz erfüllt mit Muscheln und Schnecken der Gosauschichten; daneben liegen rothe Maemorgeschiebe mit den verschiedensten Durchschnitten von Thierresten der Jurasormation. Ein blendend weißes Korallenstück liegt auf einer Platte schwarzen Mergels, lösgerissene Rasen von lebendem Moos, zum Theil mit frischen Tuff inkrustirt und so gleichsam noch lebendig schon in Stein verwandelt, mengen sich zu buntfärbigen Schieferstücken; der wirre Knäuel bergeschlemmter Wurzelstöcke umrankt einen Hippuriten und in die Höhlung eines zerbrochenen Topfes hat die wilde Laune der Fluth ein Steinfragment mit einer ganzen Familie der schönsten Lochmuscheln gebettet. Dürre Blätter, Holz- und Wurzelreste bilden mit das Gemenge des Schuttes und auch ein und das andere Kunstprodukt verendeter Thiere ist unter dem Haufwerk von Resten längst untergegangener Schöpfungstreiben begraben. So hat der entfesselte Sohn des Berges Gebilde aus Aeonen in einem Moment auf den kleinsten Raum zusammengetragen.

Einige Monden ziehen vorüber, indeß hat der See einmal sein gewöhnliches Niveau überschritten, die vom Sturme erregte Brandung und die rollenden Wellen haben den Schuttbausen geebnet, auch die Menschenhand hat das Ihrige gethan — und wieder eine kurze Zeit darauf deckt schon eine frische Vegetation den vom Bache neu aufgebauten Boden über derselben Stelle, wo vor zwei Sommern noch die Fische des See's ihr munteres Spiel getrieben.

Mag auch ein und das andere Jahr vergehen, in welchem kein berartiges, gewaltsames Ereigniß ein auffallendes Vorrücken der Uferlinie veranlaßt hat, so wirkt die ablagernde Thätigkeit des Baches, wenn auch im kleinsten Maßstabe, doch stetig fort, und der Greis, welcher mit seinem Enkel die Landzunge der Dildbachmündung umschifft, weiß diesem schon genau anzugeben, um wie viel Schritte sich seit seiner Knabenzeit der Grund hier vorgeschoben und den See verengt hat. Was aber ist die Spanne eines Menschenlebens gegen die Jahrtausende, seit welchen die Wässer der Alpen ihren Schutt in solcher Weise schon der See zuführen! *)

*) Zur Beurtheilung für Zeit und Maß der ablagernden Thätigkeit der Riesenden Gewässer mögen folgende Beispiele dienen: Port-Valay, vor etwa 3000 Jahren am Einfluß der Rhone in den Genfersee erbaut, liegt jetzt eine Viertelmeile von demselben zurück. Während eines gleichen Zeitraumes haben der Po und die Etsch ihr Delta über die uralte Seestadt Atria um nicht weniger als 3 Meilen vorgeschoben. Ravenna, noch im Mittelalter ein Hafenort, liegt jetzt eine Meile von der Küste entfernt. Die ältesten Bauwerkmale Mittel-Egyptens, z. B. der große Tempel von Luxor, sind von einer 18— 20 Fuß

An der Ausmündung des Grabens hatte der Geologe seine illustrirt begonnen, doch war für ihn das abgelagerte Schuttwerk des Wildbachs nur eine Art Vorzeichnig der Felsarten, welche dem Gebiete des letzteren angehören. Nun erst steigt er in den Rinnsal desselben aufwärts von Stufe zu Stufe, bis zu den höchsten Puncten der Wasserscheide und forscht nach den verschiedenen Mittheilungen all' der Gesteine, deren Bruchstücke er unten gefunden. Er schreitet über bunte Geschiebe und Kieslager, klettert an Felsenstufen empor, setzt über wirbelnde Wasserstrimpel und schäumende Kaskaden, windet sich zwischen riesigen Steintrümmern und widerstrebenden Buschwerk hindurch und steigt immer höher in der Oede des Grabens empor. Doch für ihn gibt es keine Oede, ja ihm reden ja die Steine und je wilder die Umgebung sich gestaltet, desto lebendiger wird es vor seinem innern Auge. Die zerrissenen Felsen mit ihren Schichten und ihren organischen Resten sind für ihn Blätter aus dem Buche der natürlichen Offenbarung des Unendlichen. Mag auch die Schrift derselben sich für ihn nicht selten zum schwer lösbaren Räthsel gestalten, dennoch durchdringt ihn die Ahnung ihres großartigen Inhalts und vor seinem Geiste tauchen, gleich riesigen Nebelbildern, aus der Tiefe einer unermeßlichen Vergangenheit all' die gewaltigen Begebenheiten des Erdlebens auf, welche den rings um ihn gelegenen Gebilden ihre Existenz gegeben haben.

Von den mancherlei interessanten geologischen Erscheinungen in dem wiegenannten Graben möge dem Leser nur eine einzige in dem hergehörigen Bilde vorgeführt werden, wo die wunderlich durchrinandergeschobenen Felsschichten von der Großartigkeit der Bewegung Zeugniß geben, in welche die übereinander gelagerten Massen bei den verschiedenen im Laufe der Zeiten stattgefundenen Hebungen und Senkungen der Gebirgstheile gebracht worden sind.

Stabat mater.

Stava la Madre in pianto
Ritta alla croce accanto,
Donde pendeva il Figlio:
L'anima sua dolente,
Contristata e gemente,
Trafitta era da un gladio.

Come in suo cuore shietta
Fu quella benedetta
Madre dell' Unigenito!
Come in sun cuor gemea
Poi che assister duves
Al grande sacrifizio!

Qual uomo, in tanto lutto
Maria vedendo, asciutto
Potria tenere il ciglio!
Chi non s'attristeria
Contemplando Maria
Col Figlio in tanto strazio!

Per colpa di sue genti
Vide Gesù in tormenti,
E dai flagelli lacero:
Vide il divin Figliuolo
In preda a immenso dunlo
Exalare lo spirito. —

Maria, fonte d'amore,
Vinto da egual dolore,
Dammi ch'io Teco lagrimi:
Fa ch'avvampi il cor mio
Amando Cristo Iddio
E ch'io gli sia gradevole.

O Madre, in mente fiuso
Del Figlio crocifisso
Sempre il pensier conservami:
Di Lui, che soffrì tanto
Per noi, l'angosce e il pianto
Fa ch'io posso dividere.

Fa che con Te prostri,
Che al Crocifisso io miri
Finchè ho di vita un alito:
Starmi alla croce accanto
Con Teco, a Te nel pianto
Associarmi desidero.

Al mio pregar, Maria,
Non Ti mostrar restia,
Laselami Teco gemere:
Della passione e morte
Del mio Signor, consorte
Fammi, acciò ch'io la speri.

Fa ch'io pur soffra e langue;
Inebriami del sangue
E del dolor del Figlio:
Perchè il foco non m'arda,
O Vergine, mi guarda
Nel giorno del giudizio. —

Mio buon Gesù, nell' ora
Estreme, per amore
Della Tua Madre salvami:
Quando la morbal salma
Tornerà terra, all' alma
Dona l'eterna gloria.

G. B. Bolis.

Anmerkung. Ein Verein von hochadeligen Musikfreunden hatte sich bewogen, am verflossenen Freitag den 20. März um 1 Uhr Nachmittags das berühmte „Stabat mater" von Rossini in der hiesigen Minoriten-Kirche unter einer sehr gewählten Zuhörerschaft feierlich aufzuführen. Da bei dieser Gelegenheit Exemplare des von Herrn G. B. Bolza in's Italienische übertragenen Textes an das Auditorium vertheilt wurden, so fanden wir uns veranlaßt, diese Uebersetzung als zeitgemäß in unser Blatt aufzunehmen.

Die Redaction.

mächtigen Schichte fester Schlammablagerungen bedeckt, die im Laufe der Zeit durch die jährlichen Ueberschwemmungen des Nils gebildet worden sind. Der Rhein, welcher bei seinem Lauf durch den Bodensee sich alle mechanischen Gemengtheile seiner Alpenzuflüsse abgesetzt hat, führt dennoch durch seine Mündungen jährlich 50—60 Millionen Kubikfuß festen Gesteins Würfel von 60 Klafter Höhe und Breite) Sand und Schlamm ins Meer zu.

Digitized by Google

Das Schloß Mirelement.

Novelle von Adolf Ritter von Tschabuschnigg.

(Fortsetzung.)

Die Gräfin hatte ihrem Gemahle gleich nach der Entfernung des Bailli das Kind gesendet, sie wollte ihn dadurch auf ihren eigenen Besuch vorbereiten. Er hatte es heute das erste Mal ohne eine Liebkosung fortgeschickt, und war, ohne die Gräfin vorher zu besuchen, bald darauf aus dem Schlosse geritten. Rosamunde blieb in bittern Thränen in ihrem Zimmer.

Der Graf gab ihr auf der Jagd keine Erklärung, aber den Vorgang mit seinem Vetter seine Aufklärung, auch sie schwieg darüber, aber seine Laune wurde nur noch finsterer und er zeigte sich überhaupt gegen Rosamunde verschlossen und einsilbig.

Auch sonstige widrige Folgen des Besuches des Malthesers ließen nicht lange auf sich waeten; mindestens schob der Haushofmeister auf dessen Rechnung, daß sich plötzlich als Gläubiger des Grafen regten, daß alte Verschreibungen, die von den Vorvordern auf den Besitzungen hafteten, ungleich mit den letzten Rechnungen über die Herstellung des Schlosses zur Zahlung angemeldet wurden. Gegen Roderich erhob sich ein völliger Sturm von Ansprüchen, die er in seinem Falle augenblicklich, und auch im Verlaufe der Zeit nur mit schweren Opfern befriedigen konnte.

So hatten sich auf Burg Mirelement zu inneree Verstimmung auch äußere Soegen gesellt und den dortigen Aufenthalt für alle Theile verbittert.

Mitten in diesen Verwirrungen hatte Graf Roderich eine seltsame Begegnung gehabt. Er war wieder ein Mal in den Wald auf die Jagd geritten, und da ihm am Vormittage des Mildred wenig gelegen war, ließ er sein Roß auf den Waldspfaden, ohne es zu lenken, umherstreifen. Plötzlich sah er hoch über sich in der Luft einen Fallen auf einen Reiher stoßen. Die Jagd mit Falken war längst abgekommen, um so mehr verwunderte es ihn, den Raubvogel mit einer Federbaube verbrämt über sich schweben zu sehen. Der Reiher versuchte umsonst zu entfliehen, noch ein Stoß, und der Falke hielt ihn fest in seinen Krallen und schoß bald darauf mit seiner Beute auf den Lüften. Neugierig, den Eigenthümer des Falken kennen zu leenen, sprengte Roderich nach der Gegend, wo sich der Vogel niedergelassen hatte. Er kam bald aus dem Dickicht auf eine Waldwiese, eine Dame im Jagdkleide hielt auf einem Rosse, am entgegengesetzten Waldsaume hielt ein Reitknecht, vor ihr im Grase lag der todte Reiher, sie selbst aber streichelte den Edelfalken, der auf ihrem linken Arme saß.

Roderich ritt zur Jägerin, sie schien den Tritt seines Rosses, das auf dem weichen Waldmoose ging, überhört zu haben; erst als er ganz nahe kam, wendete sie gegen ihn ihe Antlitz. Es war seine Base Claudia.

Beide Theile waeen überrascht, ohne die Einsamkeit des Waldes, das Vergnügen der Jagd, deren Zeugen eben Beide gewesen waeen, entfernte von ihree Zusammenkunft jede Beelegenheit und Spannung, deren es sich innerhalb der vier Wände kaum hätte erwehren können.

Claudia fand nicht mehr auf der Höhe ihre Jugend, aber ihe blondes Haar schwebte wie ein Gewölke um ihre feinen Wangen, welche die Aufregung der Jagd höher gefärbt hatte. Sie wußte geschickt ihe Anspielung auf die Zwietracht in der Familie, ja auch nue auf die Zustände, in denen sich ihe Vetter befand, zu vermeiden; sie knüpfte ihe Wiedersehen gerade dort an, wo sie sich voe mehren Jahren, fast noch an der Grenze der Kindheit verlassen hatten. Wie es sich unter Verwandten geziemt, reichte sie ihm die Hand und ließ es zu, daß sie Länger in der seinen hielt, als es vielleicht nöthig sein mochte.

Dieses Gespräch, obwohl nue gleichgiltige Sachen berührend, that Roderich wohl; sie hielten Längere Zeit zu Pferde neben einander im Walde, und als Claudia sich endlich der Nothwendigkeit des Aufbruches erinnerte, ritt Roderich eine Weile im Walde neben ihr hin, und trennte sich erst, als sich in der Ferne ihre weitere Begleitung gezeigt hatte. Es kam gae nicht die Rede darauf, wer sich bei dieser befinde und ob auch der Bailli darunter sei. Es war wohl nur ein Zufall der Angewöhnung, die sie bei Wiedersehens erwähnen ließ, als sie beim Abschiede ihrem Rosse die Spoeen gab. Sie war eine herrliche Reiterin und flog aumuthig durch das Gehege.

Roderich ritt langsam, im Sinnen verloren, gegen Schloß Mirelement.

Der Mensch ist nicht stets Herr seiner Gedanken. Oft schießen sie keck und unabweiblich durch die Kammer des Gehirns, und werfen Fragen auf, eröffnen Aussichten, die wir längst abgethan glaubten, die wir vor uns selbst verschlossen halten wollen, als läge der Schlüssel dazu im tiefsten Meere.

So befiel Roderich heute der Gedanke, wie sich wohl sein Schicksal entwickelt haben würde, wenn er Rosamunde nie kennen gelernt hätte? Er wollte ihn verjagen; vergebens, er kehrte wieder. D'rauf dachte er sich als Gatte an Claudia's Seite und die Frage knüpfte sich daran, ob er unglücklich geworden wäre? Ihre Augen waren zu schön, um sie zu besahen. Statt des Zerwürfnisses mit seinem nächsten Verwandten, dem Bailli, schwebte dessen Freundschaft in der andern Schale der Wage, — hier lagen quälende Sorgen und die Aussicht auf die völlige Zerrüttung des Vermögens, dort stand die Fülle des Reichthums, — hier bot sich nichts als eine sentimentale Idille, dort Ehre, Ansehen, ja Alles, was der stolze Sprößling eines edlen Geschlechtes anstreben und begehren konnte. Wie die Sachen jetzt standen, war dies Alles für ihn verloren, und er hatte nichts dafür zum Ersatze erhalten, als die feuchten Augen eines weichherzigen Bürgermädchens, als eine anhänglische Liebe, die in ihrem ewigen Einerlei nach den Stunden der Entzückung nur zu leicht zur Last zu werden drohte.

Roderich beßte sein Roß über Hügel und Thal, dennoch konnte er diesen Gedanken und Zweifeln nicht entrinnen.

Spät und mißmuthig kam er nach Hause.

Seit diesem Tage trieb ihn noch ein neuer Reiz in den Wald; es hoffte fast unbewußt seine Base dort wiederzusehen; war sie doch seine nahe Verwandte, einst seine bestimmte Braut und schien mit ihm doch nicht zu grollen.

Längere Zeit vermochte er sie nicht mehr zu finden, endlich gelang es ihm wieder. Abermals geschah es von ungefähr.

Dieses Zusammentreffen wiederholte sich nun öfter und absichtlich, wie es schien, und endlich traf er ein Mal auch den Bailli in ihrer Gesellschaft. Dieser zeigte sich besänftigter.

Seit dieser Zeit gingen oft Briefe zwischen Graf Roderich und seinen Verwandten, Zusammenkünfte wurden verabredet und aufgeführt, und, obwohl sie das Schloß nie besuchten, schien etwas Geheimes unter ihnen im Werke zu sein. Mochte Rosamunde dessen gewahr werden oder nicht, gewiß war, daß sie sich in die Sache nicht mischte und sie ganz zu übersehen die Miene machte. Gegen ihren Gemahl wewies sie die volle Liebe, die ihr reines Herz erfüllte.

Anders war es mit dem Grafen; zuerst schien ihn manchmal Rührung zu überfallen, wenn er das bolde Weib in ihrer Harmlosigkeit betrachtete, unsichere Hast bemächtigte sich seiner in ihrer Gegenwart, er fragte sie wiederholt, ob ihe etwas fehle und schien doch nur selbst einer Erleichterung bedürftig zu sein. Aber wie es in ähnlichen Verhältnissen oft der Fall ist, geschah auch hier; die Anblick des Weibes, das er insgeheim beleidigte und verrieth, wurde ihm endlich lästig, sein Mitleid und seine Bedenken verwandelten sich in Groll und Unfriedenheit. Er behandelte sie nun nicht selten mit Kälte, er ezgürnte sich übee ihre stummen Thränen und schob, was er selbst verschuldete, auf ihre Rechnung. Er hielt es nicht aus, sie oft zu sehen oder lange bei ihr zu bleiben. Das Zerwürfniß zwischen dem Ehepaare konnte den Dienern kein Geheimniß bleiben, und jeder von ihnen bildete sich dabei seine eigenen Gedanken.

Doch der Ausgang dieser Verwicklungen kam rasch heran. Der Graf gab ein beingendes Geschäft in der Hauptstadt vor, er verließ das Schloß, nachdem er dies seiner Gattin nur schriftlich angekündet hatte. Diese Weise des Abschiedes verletzte sie tief, dabei litt ihr Herz auch noch wie unter der Ahnung eines unbestimmten Unglückes. Nur ihe eeines Bewußtsein und der Anblick ihres Kindes vermochte sie aufrecht zu erhalten.

Aber ihe Weegefühl hatte sie diesmal nicht getäuscht. Am zweiten Tage erschien der Bailli auf dem Schlosse; er trat mit der Sicherheit eines Gebietes auf. Mit gefaßtem Anstande empfing ihn Rosamunde in ihren Gemächern. Er hatte sich gegen Heftigkeit und Wuth, auf Selbstsucht und Eigennutz gerüstet; diese schuldlose Ruhe, diese unbewußte Würde und Unbefangenheit brachte ihn beinahe aus der Fassung. Doch der Malthe ser war nicht der Mann, um seine Boeschäe leicht aufzugeben; ein langes bewegtes Leben hatte ihn verhärtet, und zu große Rücksicht auf die Qualen eines Menschen, der nicht einmal stiftmäßig war, rechnete er fast, wie die Bestrebungen gegen Thiereqälerei, unter die unpraktischen Sentimentalitäten.

Dennoch konnte er gegen das verlassene Weib in der Sicherheit ihres guten Rechtes nicht durchdringen. Sie war bereit für Roderich zu aebeiten, mit ihm zu entbehren, keine Versprechung konnte sie von ihm verlocken, keine

Digitized by Google

Drohung sie ihm abtrünnig machen. Unter allen Verhältnissen gelobte sie, bei dem Manne auszuhalten, den sie liebte und der sie wieder liebte.

Ein Lächeln, das an Spott grenzte, zog sich bei diesen Worten um die Mundwinkel des Maltheser's; statt sie mit Worten über den Irrthum ihres Herzens aufzuklären, übergab er ihr ein Bündel Briefe, die ihr Gatte in der letzten Zeit an Base Claudia geschrieben hatte. Da stand es verrathen, wie sich sein Herz in letzter Zeit von ihr abgewendet hatte, wie die Neigung für Claudia zu keimen anfing, — da stand es schwarz auf weiß, daß er Rosamunde als das einzige Hinderniß zwischen sich und seiner neuen Liebe betrachtete.

Rosamundens Thränen erstarrten zu Eis; lang starrte sie in den Papieren, denn die Worte vergaukelten oft vor ihren Blicken; endlich stellte sie die Briefe dem Bailli zurück, sie war zu Allem bereit, was er verlangte.

Er zog eine Urkunde hervor, die er vorbereitet mitgebracht hatte, — sie unterschrieb sie; er verlangte ihre Abreise vom Schlosse Mirelemont, — sie gab Befehle ihre nöthigsten Sachen zu ordnen; er bestand darauf, sie in ein fremd Land zu geleiten, um die Angelegenheit mit dem Grafen vollends zu schlichten, — sie willigte ein. Sogar auf der Trennung von ihrem Kinde bestand er, — die Hoffnung, diesem dadurch die Anerkennung der Welt und ein glänzendes Loos zu erhalten, bestimmte sie, auch in diesem Punkte nachzugeben.

Arm, viel ärmer, als sie gekommen, verließ Rosamunde im zweiten Jahre nach ihrem Einzuge wieder Schloß Mirelemont. Der Bailli nahm im Wagen den Platz an ihrer Seite ein, er behandelte sie jetzt mit rücksichtsvoller Artigkeit, die Reise schien weit zu gehen. Vor der Abfahrt hatte er dem Vogte befohlen, alle Diener wieder zu entlassen; der Graf würde vorläufig für lange Zeit nicht wieder kehren.

Und so geschah es auch in der That.

Im Lande waren die Stimmen über diese Ereignisse getheilt; Einige wollten von einer Trennung der Ehe wissen, Andere bestanden darauf, die schöne Dame auf Schloß Mirelemont sei nur die Geliebte, nicht aber die angetraute Gemalin des Grafen gewesen.

Sie selbst aber sah keines Menschen Auge mehr. Ihren Sohn ließ das Gerücht, obwohl der Graf Protestant war, in einem Jesuitenkloster erziehen.

In solcher Weise verging mehr als ein Jahr, als die Kunde in das abgelegene Ardennenthal drang, Graf Roderich habe in der Hauptstadt sich mit Base Claudia vermählt. Es überraschte die Leute eben nicht, da es erschien den meisten verständig und wohlgethan. Dieser Nachricht folgte bald ein Brief des Grafen an den Haushofmeister, der diesem anbefahl, das Schloß zu seinem Empfange bereit zu halten, da er mit der Gräfin dort wieder Hof halten werde. Die Leute wußten diesem noch beizufügen, daß der Bailli, dessen Güter an Mirelemont grenzten, diese Maßregel durchgesetzt habe, um das verwandte Paar, dem auch seine ganze Erbschaft bestimmt war, die letzten Jahre seines Lebens in seiner Nähe zu besitzen.

Noch ein Mal wurden die Räume von Burg Mirelemont belebt, seine Besitzer bewohnten es wieder und diesmal fehlte es auch nicht an vornehmer Gesellschaft von nahe und ferne. Die neue Ausstattung des Schlosses war noch kostbarer, als die frühere, die Zahl der Diener noch größer und auch an Festen und Banketten fehlte es nicht.

Man mochte es für eine Unart halten, daß die jetzige Gemalin des Grafen zu ihrem Wohnzimmer dasselbe Gemach auszuersehen beliebte, das Rosamunde bewohnt hatte; möglich war es jedoch, daß ihr die frühere Verwendung desselben gar nicht bekannt war, oder daß die große Bequemlichkeit desselben sie alle andern Rücksichten vergessen ließ.

Gar aber mit den neuen Bewohnern von Mirelemont zugleich auch Freude und Glück in das Schloß eingezogen? Diese Frage war schwer zu bejahen, die irdischen Dinge folgen überhaupt einem unbilligen Gesetze, das Alles, was man sich noch nicht zugeeignet hat, als werth und reizend erscheinen läßt, während das Erreichte den Glanz der Sehnsucht nur zu bald verlieren hat. So ging es auch hier. Schon in der Stunde, in welcher der Graf mit Claudia zum Altare trat, war die Unversöhnt zu dem Streite, den er unternahm, von ihm gewichen; er erschien ihm mindestens, wie der Bruch eines feierlich gegebenen Wortes, und ohne daß er seine Gefühle einer weiteren Untersuchung unterwarf, brannte es wie Feuer auf seiner Ehre. Die Befriedigung, die seine neue Gemalin zur Schau trug, verletzte ihn, und sein Unmuth steigerte sich noch, als er sie in den Räumen schalten sah, die Rosamunde bewohnt hatte.

Anders verhielt es sich mit Claudia; ihr Angesicht wies stolze Zuversicht, sie war zufrieden den Platz einzunehmen, zu dem sie sich von jeher berechtigt hielt. Sie vergaß es aber auch nicht, welche reiche Zugabe sie ihrem Ehegatten ins Haus brachte und daß der Besitzer von Mirelemont ohne sie und dem Bailli sich nicht länger auf dem Schlosse seiner Ahnen hätte behaupten können. Ueberhaupt war ihr Blut mit dem ganzen Hochmuthe ihres Stammes gesättigt.

Wenn die Vermittelung zweier Wesen in der Ehe schon überhaupt ein Vorgang ist, der in jedem Falle mit einiger Beschwerlichkeit verbunden ist, so trat diese bei Roderich und Claudia in gesteigertem Maße hervor, da es sich um zwei Charaktere handelte, die in gleicher Sprödhe und Unbeugsamkeit aneinander stießen, so daß in ihrem Verkehre wie von Stein und Stahl die Funken stoben. Keines wollte irgendwo nachgeben, die scharfen Ecken rieben aneinander, ohne sich abzuschleifen, ja der Riß in diesem Ehebunde klaffte weiter mit jedem Tage. Ein finsterer Ernst bemächtigte sich des Grafen, während Claudia's Laune immer herausfordernder wurde. Selbst ihre Züge gewannen allmälig den Ausdruck jener Claudia, deren Bildniß dem Kamine gegenüber in ihrem Schlafgemache stand. Diese Aehnlichkeit erfüllte den Grafen manchmal geradezu mit Abscheu und Grauen. Seine Gemalin aber gefiel sich in ihr. Ueberhaupt fand sie in dem blutigen Schicksale mancher ihrer Ahnen nur Befriedigung; es erschien ihr, als die unverläßliche Stetigkeit der Gemüthsverhältnisse, und sie war stolz darauf, daß ihr Geschlecht, wie das regierender Häuser, der Weltgeschichte so viele Opfer gebracht hatte.

Ein Ereigniß, das gewöhnlich als das sicherste Bindemittel zwischen Eheleuten angesehen wird, diente bei unserm Paare nur dazu, es noch weiter zu entzweien. Es war dies die Geburt eines Sohnes. Den ganzen Rest sanfter Gefühle, den Claudia in ihrem Herzen noch bewahrt hatte, übertrug sie auf diesen, in ihm erblickte sie den Stammhalter ihrer Familie, ihm mußte Roderich sogar den Glanz ihres geminderschaftlichen Geschlechtes abtreten, an ihm verlor er jede Bedeutung und Rücksicht in ihren Augen. Auch dem Bailli schien Roderich jetzt seinen Beruf erfüllt zu haben, und seine Neigung und Sorgfalt wendete sich ganz dem Sprößlinge eines Ehebundes zu, der sein sehr der Lieblingsplan seines Lebens gewesen war, und mit der so vieler Mühe endlich zu Stande gebracht hatte.

Desto geringerer Zuneigung gewieß der junge Graf bei seinem Vater. Mochte die ungeliebte Mutter diese Kälte auf ihn übertragen haben, oder verletzte es den Grafen, daß sein zweiter Sohn so ohne Frage als der Erbe der ganzen Familie angesehen wurde, genug: es ließ sich zwar nicht geradezu behaupten, daß er ihn haßte, aber gewiß war es, daß er ihn nicht liebte, daß sein Dasein ihm geradezu lästig war.

Einen solchen Fortgang gewannen die Verhältnisse auf Schloß Mirelemont. Bei so gemalsamen Naturen war es nicht zu verwundern, daß das Ehepaar kaum ein Jahr nach der Geburt des Kindes schlüßig verdirnert gegenüberstand, und daß der Graf endlich den Entschluß kundgab, sich auf eine längere Reise über England nach Spanien zu begeben. Die Sache wurde von seiner Gemalin und dem Bailli nicht nur ohne Gegenrede, sondern mit lauter verdeckter Befriedigung aufgenommen.

Die Zurüstungen zur Reise waren bald getroffen, auch der Zeitpunct der Trennung wurde nicht unnöthig hinausgeschoben.

Schon den Tag vor derselben erschien der Bailli auf Schloß Mirelemont, die Vorgabe, den Grafen noch einmal sehen zu wollen, gab dafür einen schicklichen Grund, die Absichtlichkeit, mit der er sich während des jetzigen Besuches soviel als möglich in seiner oder der Gräfin Gegenwart aufzuhalten bestrebt war, ließ dabei eine weitere Absicht voraussehen. Die Gräfin schien dies nicht zu bemerken, sie erwieß sich rücksichtsvoller als gewöhnlich gegen ihren Gatten, zeigte aber kein Verlangen, sich mit ihm noch ein Mal unter vier Augen zu unterhalten. Anders mochte die Stimmung des Grafen sein; er hatte wiederholt Veranlassung zu geben gesucht, den Vetter auf Augenblicke zu entfernen. Ohne daß er es ausſprach, sah man es ihm an, daß er noch eine Unterredung ohne Zeugen mit der Gräfin lebhaft wünschte. Seine Absicht wurde unter den verschiedensten Wendungen vereitelt, und da er sie geradezu nicht durchsetzen wollte, so schien er sie endlich aufzugeben.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Griespecker Trunk zu Kagerow.

Ballade von Dr. Joh. Nep. Vogl.

Wie lag die Nacht gebreitet
So stumm auf Wald und Hain,
Zu Kagerow nur ächzte
Ein Käuzchen im Gehein.

Dort saßen in der Runde
Beim fröhlichen Pokal,
Die Edlen all' von Griespeck,
Zu sechzehn an der Zahl.

Die Herren und die Frauen,
Die Töchter zart und lind,
Die Schwäger und die Söhne,
Mit Kind und Kindeskind.

Als Stammherr saß zu oberst
Am Tisch Herr Florian,
Was bat so bleich die Wange
Gefärbt dem greisen Mann?

Auf seiner Stirne lagert's
Wie Wetterwolken dicht,
Als auf den Greif des Schwertes
Gestützt, der Finstre spricht:

„Schon oft hat uns versammelt
Die Freude hier im Saal,
Wie denn' das Leid uns einigt
Nunmehr zum letztenmal."

„Denn wisst, es ist verfallen
Der Reichsacht unser Haus,
Weil wir am weißen Berge
Geklimpft im heißen Strauß."

„Weil wir den Zwang gebrochen
Mit altem Böhmenmuth,
Und für den Kelch von Tabor
Vergossen unser Blut."

„Schon mit dem nächsten Morgen
Erscheint mit seinem Troß
Der kaiserliche Herold,
Der unser'm Ahnenschloß"

„Und reißt der Griespeck Wappen
Von Kagerow herab,
Dem man zum Schimpf den Namen
Des „Kegerhofes" gab."

„Nun bleibt nichts weiter übrig,
Wie ihr wohl selbst erfeht,
Als daß wir heute halten
Zum Schluß noch ein Valet."

„Denn besser ist's, zu sterben,
Als unter Weh' und Ach,
Mit sich dahin zu schleppen
Durch's Leben solche Schmach."

D'rauf fällt er voll den Becher,
Und gießt ein Gift darein,
Und reicht der greisen Schwester
Sodann den herben Wein.

Die trinket ohne Säumen,
Und reicht den Becher dann
Dem Schwager, Hand von Proschek,
Der thut, wie sie gethan,

Und gibt ihn an Mitahe,
Die Gattin, ohne Wort,
Die nippt und läßt noch nippen
Ihr Kind, und reicht ihn fort.

So wandert er im Kreise,
Und geht von Mund zu Mund,
Bis daß der Stammherr selber
Ihn leert bis auf den Grund.

D'rauf schlägt er ihn, erschüttert,
Doch ruhig um, und spricht:
„Nun laßt die Scheegen kommen,
Und thu'n nach ihrer Pflicht."

Da findet die Matrone
Im ihren Stuhl zurück,
Dann Hab, nach auf Mitahe
Gerichtet seinen Blick.

Schon knickt auch die zusammen,
Im Arm ihr sterbend Kind,
Doch lächelnd, weil im Tode
Sie noch vereinigt sind.

D'rauf neigt der Söhne jüngster
Sein Haupt zum Tischesrand,
Als wie's ihm schwer vom Trunke,
So stützt er nach die Hand.

Im Saale aber düstert's
Die Lichter gehen aus,
Und mehr und mehr verbreitet
Sich ringsum grimm'ger Graus.

Und Einer um das Ander'e
Zurück zur Lehne sinkt,
In zwei bethränte Augen
Allein das Licht noch blinkt.

So sah, wie ein Gebilde,
Das selbst bei Sein's brannt,
Herr Florian verscheiden
Die Seinen, Haupt an Haupt.

So sah er sinnlos sinken
In ihr Gesichte bleich,
Mit Jezikhem empfunden
Den Todesgeist schleichend
Als Aasfrost des Stammes.

Und als voll Neugier schlüpfte
Hinein der Morgenstrahl,
Da saßen sechzehn Leichen
Zu Kagerow im Saal.

Anmerkung. Kagerow (Kägrchof) ist ein nunmehr zu Trümmern verfallenes Schloß bei der Stadt Krolowitz im Pilsner-Kreise, sechs Stunden von Pilsen entfernt, und gehörte dem Geschlechte der Griespecker.

In der nämlichen Stadt Florian Griespecker von Griespeck erbauten Pfarrkirche zu St. Peter und Paul in der benannten Stadt, welche ebenfalls den Griespeckern zugehörig war, also von Kaiser Ferdinand I. confiscirt und dem Kloster Plaß zugetheilt wurde, befindet sich noch gegenwärtig die Familiengruft dieses Geschlechtes, in der die wohlerhaltenen mumienhaften Reiden der letzten Griespecker, zusammen an der Zahl, aufbewahret werden.

Mitternacht.

Historisch-vaterländische Novelle aus dem XV. Jahrhundert von Josef Babuigg.

(Fortsetzung.)

Der dem Tiroler angeborne Hang nach den Bergen war auch in ihm erwacht. Tag und Nacht strich er durch Wald und Feld, ohne zu wissen warum, denn seit dem Verschwinden des Fremden träumte er von nichts, als von Kobolden und nächtlichen Geistern, mit denen er um den höchsten irdischen Besitz, um das blanke Gold und Silber verzweifelnd rang, um dann mit diesem beladen, seine Elsbeth als Hausfrau heimführen zu können.

Den besorgten Eltern machte diese Veränderung ihres Sohnes nicht wenig bange. Sie waren schwach und alt und daher außer Stande, die häuslichen Verrichtungen ohne fremde Hilfe zu besorgen.

„Mein lieber Jobst," sprach eines Tages der bekümmerte Vater zu seinem Sohne. „Was wirst uns Du dir uns was aus uns werden, wenn Du noch lange so fortfährst, müssig zu sein. Sieh', das Unkraut überwuchert unsere Saaten, das Vieh brüllt vor Hunger im Stalle, wir Alle müssen zu Grunde gehen, wenn Du uns mit Deiner jugendlichen Kraft in unseren Arbeiten nicht unterstützen willst."

„Ich kann nicht, Vater! — Gott möge sich Euer erbarmen und Euch helfen! — Auf mich rechnet vielleicht eine geraume Zeit nicht mehr. Ich kann mich in dem Weichbilde unseres Dorfes nicht mehr sehen. Will ich auch eine Arbeit beginnen, so treibt es mich fort und ich eile und renne dann wie ein wildes Thier umher, ohne Bestimmung und Zweck. Nur im dunklen Forste wird's mir wohl. Dort, wo die Wildtaube brütet, dort wo sie liebend girrt, und dort, wo sie gläubend voll heißer Liebe mit ihrem Geliebten täubelt, dort möchte auch ich überschwellend vom innern unnennbaren Gefühle die ganze Welt umarmen. Ach Vater, warum mußten unsere Vorfahren das schöne Pusterthal verlassen? Ich höre, daß das Thal von Milch und Honig überfließt. Sie haben uns den Himmel gestohlen und uns dafür die Hölle in dieser Wildniß gegeben," schloß Jobst siefbewegt, indem er unter Thränen seine Aechte auf die Schultern des ihn lieebenden Vaters legte.

„Kind, bete! — daß Dich Gott erleuchte, daß er von Dir den bösen Versuchte entferne, der Dich schadenfroh mit so verwegenen Wünschen umgarnt. Bete, so lange es noch Zeit ist! — Gott ist ja ein gütiger Vater."

„Glaube, wer es kann, ich kann es nimmermehr. Warum Einem Alles geben und dem Andern Nichts?" bemerkte Jobst bitter.

„Lästere Gott nicht! — Du begehest eine schwere Sünde, blicke um Dich. Alles was Gott gemacht, ist wohl gemacht. Auch diese Bürde, über die Du vorelig klagst, hat ihre Ursache, glaubst Du nicht? Nenne mir einen Glücklichen, so lange er noch lebt?"

„Niemand glücklich, so lange er noch lebt? — Wenn sich also dieses lebenmüde Auge schließen, wenn mich der grüne Rasen mit seinen nächtlichen Schauern decken wird, da erst werden die Blumen, die aus meinem Grabe erblühen, mit ihrem Dufte der Nachwelt mein Glück verkünden? O Vater, das ist ein trauriges Hoffen. Es befriedigt nicht mein armes Herz. Mir liegt nichts daran, ob die Welt mich nach meinem Hinscheiden glücklich nenne, wohl aber strebe ich, so lange ich lebe, glücklich zu sein, und bei Gott, mein Vater! — wenn Einer sich auf dieser Welt sein Glück zu erringen vermag, so will ich es mir erringen, um mit und Euch dadurch ein glückliches Loos zu bereiten. Mein Vorsatz ist unabänderlich und festkenfest. Gönnet mir nur Zeit, daß er reif werde. Ihr sollt euren Jobst noch glücklich sehen, oder er wird — worunter zugrunde."

Solche Wortwechsel dauerten noch einige Monate, und alle Ermahnungen und Belehrungen halfen nichts.

Plötzlich verbreitete sich die Kunde, daß jener Fremde, welcher am Himmelfahrtstage bei Thomas als Gast war, in dem Dorfe wieder gesehen wurde und daß er sich um den Kaufpreis dieser und jener Wirthschaft beanfragt habe. Die Familie des alten Thomas konnte bei dieser Nachricht nichts anderes denken, als daß der Unbekannte in seinem Unternehmen glücklich geworden sei. Jobst und seine Schwester Minna nahmen den wärmsten Antheil daran, wunderten sich jedoch nicht wenig, daß der Fremde bei seiner Rückkehr, seiner Zusage gemäß, nicht bei ihnen zugesprochen. Sie waren nahe daran zu glauben, daß der Fremde in dem Zeitraume von einigen Monaten sein gegebenes Versprechen entweder vergessen oder seine männliche Zu-

Digitized by Google

sage gebrochen habe. Plötzlich öffnete sich einst die Stubenthüre und herein trat der heiß Ersehnte. Alle drängten sich freudig um ihn und schüttelten die ihnen dargebotene Rechte kräftig und warm zum Willkommengruße und freuten sich des Wiedersehens. Die Freude erreichte noch einen höheren Grad, als der Angekommene aus einem leinenen Sack, den er auf seinen Schultern trug, mehrere Eßwaaren und Getränke herausholte, diese auf den Tisch stellte und die Anwesenden freundlich ersuchte, daran nach Belieben Theil zu nehmen. Des Tisches glatte Fläche hatte noch nie etwas Aehnliches getragen und den Bewohnern dieser Stube solche Leckerbissen noch niemals dargeboten.

Während Alle um den Tisch Platz genommen und recht guter Dinge waren, erzählte der Bestgeber sein Abenteuer in der Freimannägrube, welches ganz dem Anfangs Angegebenen entsprach. Seine Rede gewann noch mehr Glauben bei den Zuhörern, als sie auch einiger Goldstücke ansichtig wurden, die der Angekommene sich durch seine kühne Unternehmung zugeeignet haben wollte. Daß dabei der besonderen Herzhaftigkeit und des kühnen Muthes von Seite der Zuhörer zu Gunsten des Erzählers rühmlich erwähnt wurde, bedarf kaum einer Bemerkung.

Bei der Staunen und Bewunderung erregenden Erzählung des Fremden bemerkte man zwei Personen, welche auf sehr verschiedene Weise daran Theil nahmen. Während Jobst dem ganzen Hergange mit einer stummen Verblüffheit zuhörte, saß der alte Thomas niedergesunken da. Sein zu Boden gesenktes Haupt schien der Vergangenheit nachzudenken. Die mehr als zu oft wiederholten zweifelhaften Bewegungen seines Kopfes, das unschlüssige Zucken mit den Achseln deuteten entweder auf Mißtrauen in die Erzählung oder der Rückblick in die verflossene Zeit mußte Beweggründe hervorgerufen haben, die das Thomas sonderbares Benehmen rechtfertigen konnten. Da jedoch jeder mit sich selbst beschäftiget war, so bemerkte dem Anscheine nach ihn nur Einer, denn die verschiedenen Fragen von Seite der Anwesenden hatten die allgemeine Aufmerksamkeit, welche man dem Fremden schenkte, gestört.

Der Fremde war der einzige Beobachter des sonderbaren Benehmens vom alten Thomas. Wenn dessen starrer Blick zufällig dem seinen begegnete, drehte sich plötzlich das Antlitz des Gastes von einem Winkel der Stube nach dem andern. Es hatte den Anschein, als strebe dieser seine Gesichtszüge einer sorgfältigen Prüfung zu entziehen.

„Es bleibt ausgemacht. Ich will mein Glück versuchen. Wenn es hunderten vielleicht schon gelungen ist, durch ein kühnes Unternehmen sich aus der Armuth zum blühendsten Wohlstande zu erheben, so sehe ich nicht ein, warum ich allein Bedenken tragen sollte, etwas zu wagen, wo ich nichts verlieren, aber Alles gewinnen kann," rief Jobst aus seiner Betäubung erwachend, indem er das drückende Schweigen dadurch unterbrach.

Des Fremden Auge blitzte bei dieser Aeußerung von einem besonderen Feuer.

„Du glaubst ein Wagestück zu unternehmen, bei dem Du nichts verlieren, wohl aber Alles gewinnen kannst, sagst Du?" bemerkte Thomas, ernsthaft zu seinem Sohne gewendet. „Mußt Du nicht den Weg bei der Mördergrube *) vorbei? daß Du der schroffen Felsen dort vergessen, welche sich dem menschlichen Streben entgegenstellen? Denke zurück, es mögen ja kaum drei Jahre vorüber sein," setzte der Sprecher hinzu, einen eisigen Blick auf den Fremden heftend.

Die Gesichtszüge des Letzteren blieben unverändert.

„Mir, dem Ginselnen, was sollte mir die Raubrotte wollen? Mein Leben? Welchen Gewinn könnten sie sich wohl davon versprechen? Mein Aeußeres beweist ja genug, daß ich alles Reichthumes bar bin," entgegnete Jobst, ernst entschlossen, von seinem Vorsatze nicht mehr zurücktreten.

„Wenn der äußere Schein nie trügen würde, wie glücklich wäre die Welt und wie glücklich wären ihre Bewohner," schloß Thomas mit einer besonderen Betonung, sich auf den Ellbogen seiner rechten Hand stützend, während die Linke mit den auf dem Tische zerstreuten Brotsamen spielte.

Den Fremden mußte diese Bemerkung besonders aufgeregt haben, denn er warf einen furchtbaren Blick auf den Sprecher.

„Was die Lebensgefahr Eures Sohnes anbelangt, mein lieber alter Thomas, muß ich Euch die Versicherung geben, daß er durch Vermittlung meiner Freunde unbeschädigt sein Ziel erreichen wird," erwiderte der Fremde in einem sich selbst bezwingenden und begütigenden Tone, um nicht sein erschüttertes Innere zu verraten. „Rücksichtlich Eurer Feldarbeit aber seid unbesorgt, denn wenn es Euch recht ist, so will ich während der Abwesenheit Eures Sohnes Euch mit Rath und That zur Seite stehen, weil ich ohnehin wegen Ankauf einer eigenen Behausung ob der Lage und des Ortes noch ein wenig unschlüssig bin, und ich immer gehört habe, daß man Geschäfte dieser Art nie genug vorsichtig abschließen kann."

„Ja!" riefen Alle wie aus einem Munde, „helfet unserm Vater, wir werden Euch Eure Mühe bei der Verdoppelung aller unserer Kräfte so viel als möglich zu erleichtern suchen, damit der arme Jobst während dieser Zeit entweder glücklich oder — flügge, daß ist mit seinem Schicksale ausgesöhnt werde."

Jobstens Abreise war nun im kleinen Familienkreise entschieden.

Dem Fremden, der Primus hieß, ward Jobstens Geschäft anvertraut, weil dieser ohne Verzug sich anschickte, unter den frömmsten Segenswünschen die Reise anzutreten, die auch am künftigen Morgen erfolgte.

Primus unterzog sich seit dieser Zeit aller häuslichen Arbeit mit einer Gewandtheit, als wäre er von Jugend auf beim Feldbaue aufgewachsen. Sein unermüdeter Fleiß und seine rastlose Thätigkeit erwarben ihm sogar das Wohlwollen des grämlichen Hausbauers, der nach und nach sein Anfangs gegen ihn gehegtes Mißtrauen beinahe ganz aufgegeben hatte. Wo Thomas war, dort fehlte auch Primus nicht und täglich nahm das Vertrauen des Alten gegen sein neu angeworbenes Familienglied an Dauer und Festigkeit zu. Aber auch die Neigung der beiden Töchter gegen ihren Hausfreund freigerte sich immer mehr. Vater und Mutter sahen in der frohesten Erwartung einer heiteren und glücklichen Zukunft entgegen, nur hätten sie gerne ersehen, welche von den beiden Töchtern eigentlich bevorzugt werde. Doch wie sie sich auch hierin eine Klarheit zu verschaffen suchten, war doch alle ihre Mühe vergebens. Sie überließen endlich die Entscheidung der weisen Fügung Gottes, und priesen sich glücklich, daß ihr Sohn durch diesen Fremdling so gut ersetzt war und daß sich ihr Wohlstand sichtbar mehrte.

Aber nicht der Eifer des neuen Gehilfen allein trug zum Wohlstande bei.

Seit Jobstens Abreise besuchten sehr oft Fremde den Primus. Sie nahmen vom Thomas die Getreidevorräthe um theure Preise ab, versahen ihn mit andern Bedürfnissen um ein Geringes und Thomas und seine Familie befanden sich bei dieser unbegreiflichen Freigebigkeit sehr wohl.

Eine kurze Zeit verging noch und Niemand vermißte mehr den abgereisten Jobst, dessen Zukunft seit seiner Entfernung vom väterlichen Hause Allen unbekannt war.

Ein gewöhnliches Loos der Menschen!

Eines Tages verbreitete sich die Nachricht, daß der Gurker Bischof unter dem Namen Conrad V., welcher zum Nachfolger Degenhards auf den Freisinger Bischofsstuhl berufen wurde, die Stadt Lack besuchen und seinen Wohnsitz auf dem Stadtschlosse nehmen werde.

Die Herrschaft Lack war vom Kaiser Otto II. an Bischof Abraham von Freisingen mit Urkunde ddo. Heiligenstadt 23. November 974 geschenkt und mit besonderen Privilegien bedacht worden. Diese Schenkung wurde von Ottokar II., König von Böhmen, Herzog von Oesterreich, Steiermark und Kärnthen, Markgrafen von Mähren und Herrn von Krain, der March, Eger und Portenau mit Urkunde ddo. Prießka 5. November 1274 derart zu Gunsten des Freisinger Bischofs Conrad II. und seiner Nachfolger bestätiget und vermehrt, daß seit dieser Zeit die Bischöfe von Freisingen in der Stadt Lack und in allen zu der Herrschaft gehörigen Ortschaften das Landgericht, judicium provinciale, auszuüben das Recht hatten, nur mußten dafür jährlich zwölf Mark Laibacher Denarien, zur Anerkennung des Obereigenthumes, entrichtet werden. In diese Schenkung und unter den nämlichen Modalitäten willigte auch später der Kaiser Sigismund ddo. Nürnberg 24. August 1431 und Maximilian I. ddo. Biberach 12. Februar 1507. Seit diesen Zeiten pflegten die Freisinger Bischöfe alljährlich entweder zur Sommer- oder Herbstzeit dieses Lustschloß zu besuchen. Ein jeder derartige Besuch wurde von dem Landvolke dreß ersehnt, weil sich zu einer solchen Zeit ein viel regeres Leben in dem obenhin vereinsammten Städchen zeigte. Die Nachricht von der Ankunft des neuen Kirchenfürsten erweckte auch dieses Mal in allen Kreisen der Bewohner eine allgemeine Freude, somit auch in der kleinen Familie des alten Thomas, welcher ohnehin ein Unterthan der jeweiligen Bischöfe von Freisingen war.

(Fortsetzung folgt.)

*) Nun Ehrengruben.

Digitized by Google

Das Crucifix im Erlenstamm.

Mitgetheilt von Ludwig Bechstein.
(Mit xylographischer Abbildung).

Die deutsche Sage kennt eine Menge wunderbare Christusbilder und Crucifixe, von deren Entstehen oder Begegnissen eigenthümliche Kunden im Munde des Volkes leben. Der fromme Glaube heftete sich gerne an das Zeichen der Welterlösung, und hielt daſselbe in hohen Ehren, wo es immer gefunden werden mochte, so auch wurden derartige Gebilde der Kunst besonders verehrt, wenn irgend eine Sage von ihrer Auferfindung oder Auffindung oder auch ihrer Wunderwirkung an dieſelben geknüpft war, nicht minder aber fand der Glaube ſelbſt im wundersamen Streben und Schaffen der Natur einen willkommenen Anhalt. Wir führen davon einige Beiſpiele an: Das Salvatorbild zu Ehrudim offenbarte ſich im dreißigjährigen Kriege zu verſchiedenen Malen als wunderwirkend; das Gnadenbild aus dem Lärchenſtock zu Waldroß iſt nicht minder bekannt; es wurde im Stock einer Lärchentanne aufgefunden. Das hölzerne Bild des Schmerzensnamens in einem alten hohlen Baume in der Nähe von Rüdesheim am Rhein wurde Anlaß zur Gründung des Kloſters „Noth Gottes.“ — Zwei gegenüberſtehenden Felſen in Schwabenprägten ſich Herrgottstritte ein, die noch heute alſo heißen; ein Chriſtusbild der Neumünſterkirche zu Würzburg umfing mit ſeinem Arm einen Dieb, hielt ihn feſt und des Bildes Arm blieb fortan in der umfangenden Haltung.

Auf einem Felſenſtein im Fichtelgebirge ruhte, der Sage nach, Chriſtus von einer Wanderung aus und drückte ſeine ganze Geſtalt in den Stein ab, der noch bis heute der Herrgottſtein heißt. Von einem Crucifix zu Wittenberg wird berichtet, daſſelbe ſei ſo wunderbar beſchaffen, daß es ſtets einen Zoll größer erſcheine, als der, welcher vor daſſelbe hintritt, und jeder von mehren, die zugleich vor daſſelbe hintreten, ſieht es in etwas höher, denn ſeine eigene Geſtalt. Und ſo wären noch viele dergleichen Bilder anzuführen. Von der Natur in Marmorplatten gebildete Crucifixe werden in mehren Naturalien- oder Raritäten-Sammlungen gezeigt, ſo unter andern zu Kopenhagen.

Es war am 25. Juli des Jahres 1742. Der öſterreichiſche Erbfolgekrieg war in vollem Gange, obſchon die Kaiſerin Maria Thereſia am 11. Juni deſſelben Jahres den Definitivfrieden mit Preußen zu Breslau geſchloſſen hatte, den England garantirte. Oeſterreich konnte ſich nun mit ungetheilten Kräften gegen ſeine Feinde, Baiern und Franzoſen wenden, von welchen letztern bereits ein Heer von 10,000 Mann unter Horwart in Böhmen eingedrungen war. Es erfolgte darauf die Belagerung von Prag. Ein Theil der öſterreichiſchen Armee lagerte bei Mottal, und unter den commandirenden Generälen befand ſich auch einer aus der berühmten Familie der Grafen von Starhemberg, welcher ſpäter in den Reichsfürſtenſtand erhobene Georg Adam Graf von Starhemberg. Dieſer entſandte einige ſeiner Diener nach einem dem Lager nahe gelegenen Gehölz, um daſelbſt Brennholz zu ſchlagen. Einer derſelben, ein Croate, ging daran, einen altbemoosten Erlenſtock, deſſen oberer Stamm längſt abgebrochen war, abzuhauen und zu ſpalten, und führte in den zwoi abgehauenen Stock einen ſo kräftigen Hieb mit der ſcharfen Axt, daß der Stock in zwei gleiche Hälften mitten auseinander ſprang. Und ſiehe, da zeigte ſich dem überraſchten Knechte in dieſem Erlenſtamm ein wunderbares Gebilde. Auf dem röthlichen Erlenholz wurde, von der Natur hervorgebracht, ein Doppelkreuz (auch römiſches,

ſpaniſches und ungariſches Kreuz genannt), ganz ſchwarz und ziemlich roh erblickt, und an dem Kreuze, aber an deſſen oberen Armen, hing die Geſtalt des Heilands, bräunlich gefärbt, der linke Arm höher hinaufgezogen, wie der rechte, gleichſam erhaben ausgeprägt, von bräunlicher Farbe. Auf der zweiten Hälfte des Erlenſtammes erblickte man nur etwas vertieft, wie eine Form, das Kreuz. Wie durch ein Wunder war bei dem Hiebe, der den Stock geſpalten, das Crucifixbild völlig unverſehrt geblieben. Staunen und Ehrfurcht erfüllte die Krieger, in deren Mitte dieſe Merkwürdigkeit ſich kund gab; im Triumfe trugen ſie die beiden Theile des Erlenſtockes nach dem Lager, weiter und weiter verbreitete ſich die Kunde und es dauerte nicht lange, ſo fanden ſich Künſtlerhände, die das Wunderbild zeichneten und in Kupfer ſtachen und es als fliegendes Blatt ringö verbreiteten. Neben dem hier dargeſtellten treuen Abbild eines ſolchen Blattes, beſitzen wir dieſelbe Darſtellung auch noch in einer farbigen Handzeichnung, auf welchem Blatte es deutlich bemerkt iſt, daß jener Knecht des General Starhemberg ein Croate geweſen.

Was aus dem Bilde geworden, ob es aufbewahrt wurde, oder ob die Wogen des Krieges daſſelbe verſchlangen, davon haben wir keine Kunde, vielleicht weiß man in Oeſterreich mehr davon.

Digitized by Google

Extract - Schreiben aus dem Königl. Feld - Lager bey Mottal dat. 29. Julii 1742. von H. Baron Ketzelstyn an Se. Excell. Herrn - Obrist - Canzler.

Heute ist ein wunderlicher Casus geschehen, welchen ich, der ich doch kein sonderlicher Superstite bin, nicht so schlechter Ding der Natur allein zuschreiben kan.

Es hat der Graff und General Starhemberg sich ein Holtz zum brennen nacher Hauß bringen lassen, und als der Knecht einen Erlenen Stock aufgehauen, hat solcher in der Mitte auf beyden Seiten ein so vollkommenes Creutz gefunden, daß man es nicht besser schnitzen kan.

Dieses ist nun ein doppeltes Spanisches oder Ungarisch Creutz in dem Edlichen Erlenholtz ganz schwarz, und die Figur des gekreutzigten Heylandes ganz sichtbar, und unter dem Ubergrien als wie braunlicht, wordurch es von denen schwarzen distinguiret wird.

Die linke Hand ist etwas höher an dem Creutz ausgebrecht, die andere aber etwas niedriger.

Auf einer Seiten ist dieses Creutz-Zeichen etwas erhoben, auf der andern Seite aber hohl, als ob es ein Holz um ein in das andere zu legen wäre.

Und wann auch dieses Zeichen des Creutzes mitten in diesem Holtz oder dem Kern alles durch die Kunst oder die Natur gewachsen wäre, so ist doch zu verwundern, daß der Holtzhacker, so äusserlich nicht das mindeste Zeichen gefunden, das Holtz dannoch alle gespalten, daß weder ein noch das andere Creutz in dem mindesten verletzet worden, sondern beedes in einer Vollkommenheit ausgefallen ist.

Waidmannssprüche.

1.	2.
Vom Gleitzock lern' das Steigen,	Von allen Schreiern auf der Welt
Das Birschen lern' vom Fuchs.	Der Kuckuk nur am besten gefällt.
Vom Dax flüssiglichs Schweigen	Keiner, wie er, so lang und gut,
Und frischet Fassen vom Lux.	Einen wahrhaften Frühling verkünden thut.
	Fr. v. Kobell.

Zur Monografie des Matschakerhofes in Wien.

Von Moriz Hermann.

Hoch Du mein gefangen an,
Schaw, daß es nit gut Hol mag han,
Mitt schönen Spruchwort

Die Sage über das Entstehen des „Matschakerhofes" ist bereits sehr verbreitet worden. Man hielt meistens dafür, das das ungarische Wort matsak den Grund zur Benennung gegeben. Es soll nämlich zur Zeit der Belagerung Wien's durch Matthias Corvin (1485) ein Gasthaus „zur Corvin" bekannten haben, wo öfters bewaffnete Zusammenkünfte der Anhänger Corvin's ungarischen Königs stattfanden. Eine beim Thore postirte Wache habe denselben jeden sich nähernden Fremden, um jeden Verrathe vorzubeugen, durch das Wort matsak Signalisirt. Die Wiener wurden durch die oftmalige Wiederholung aufmerksam und so kam es, das man dies Haus den „Matschakerhof" nannte.

So unwahrscheinlich diese Sage auch ist, glaubte man sie dennoch bis auf die heutige Zeit und ein ziemlich heftiger Streit über diesen Gegenstand gab mir Anlaß zu einem Aufsatze über den Matschakerhof, welcher vorigs Jahr in Nr. 19 des Journals „Der Salon" gedruckt erschien.

Der wahre Thatbestand ist folgender: Es standen um das Jahr 1460 in der damaligen Hungergasse (Singerstraße), jetzt Kolowratgasse genannt, mehre kleine Häuser, welche Anfangs des XVI. Jahrhunderts abgebrochen und zu einem größeren Hause, dem sogenannten „Hof" zusammengebaut wurden. Der Besitzer der Häuser und Erbauer des Hofes hieß Hans Matschaker und kommt als Eigenthümer desselben in den sogenannten Raitzhandbüchern bereits im Jahre 1515 vor. Bis heute noch beobachtet man die Art und Weise, solche größere Bauten „Hof" zu nennen, woher auch damals schon der Name „Matschakerhof" entstand. Von frühesten Beginn durch diese Familie war aber keine Spur zu finden, obwohl ich die Genealogie des Geschlechtes der Matschaker urkundlich bis auf das Jahr 1340 zurückführen konnte. Die Monografie dieses Gebäudes führen somit erledigt zu sein. Dem war aber nicht so.

In Folge einer erwähnten Aufsatzes im „Salon", erwies mir der hochwürdige Dommherr Ludwig Starck, Pfarrer in Trentsin und trefflicher Geschichtsforscher, die Ehre, mich aufzusuchen und mir seine Ansicht über diesen Gegenstand mitzutheilen. Diese führten nun auf ein interessantes Feld, welches gründlich aufzuforschen immerhin von Wichtigkeit wäre.

Dommherr Starck hält nämlich dafür, das dieser Hof Anfangs des XIV. Jahrhunderts bereits Eigenthum des berühmten und heroischgesinnten Trentschner-Burggrafen und Palatins Matthäus Csak (spricht Tschack), gebornen 1310, aber doch ungefähr seiner Nachkommen gewesen sei. Entweder ist auf diese Art Matthäus selbst aber dessen Sohn Johann, oder auch Simon, Sohn des Michael Csak (eines Bruders des mächtigen Burggrafen Matthäus, enthauptet 1302), Besitzer eines Hauses auf diesem Platze gewesen, wo dann ein späterer Familienbesitzer anderen Namens dasselbe mit dem aus gleicher Gebäude (Hof) als das Haus seiner Ahnen den „Matschaker-Hof" (Matthäuschaferhof) genannt habe.

Diese Meinung hat sehr viel für sich, denn es befindet sich der Trentschner-Burg — wo Matthäus Csak als Burggraf lebte — nebenstehendes Gebäude ein Thurm, welcher seit undenklichen Zeiten bis auf heute „das Matschaker-Gebäude" (Matthäusschafergebäude) genannt wird, da es Matthäus Csak erbaute und bewohnte. Es handelt sich nun darum, zu eruiren, wann und wo das Palatin Matthäus Verwandten, welche seit 1310 gänzlich verschollen, geworden ist. Man brauchte bloß die Filiation der Csak bis zu dem ersten auftauchenden Matschaker, genannt Paul und im Jahre 1346 lebend. Wenn Jemand näherer Kenntniß, Urkunden und Privat-Archiven hatte, würde er zur Häuser-Geschichte Wien's einen wichtigen Beitrag liefern. Als Anhaltspunkt möge Folgendes dienen: *).

Schon im Jahre 1000 blühte das tapfere Geschlecht der Csak, so genannt von Szabolcz Perben. Obwohl es eigentlich von Csaktárcz (spricht Tschak-tárcz) abstammte, nahm es doch nach damaliger Sitte das Prädicat seines Wohnortes an, z. B. Csak von Ugod, Kisfalu, Sidow, Millak (Ujlak), Ulto, Hagymas, Galany, Marczaly u. s. w. Es wurde auch das Prädicat in den Zunamen verwandelt, z. B. Demeter Csak von Ugod-Ujvin wird Csak-Ujlaky genannt. Der Sohn erhielt den Zunamen des Vaters als Zuname, so der Sohn des Ujvin, welcher Nicolaus Ugrinyi hieß. Diese Verfahrungsart ist ein Beweis für Dunkerem Storef's Ausspruch. Der Sohn des Matthäus Csak hieß demzufolge sicher Johann Matsak (Abkürzung von Matthäuschak). Diese altehergebrachte Sitte erschwert sehr die Genealogie. Nur hiesem Grunde glauben auch die Meisten, Matthäus von Trentsin sei der Letzte seines Geschlechtes gewesen.

Im Jahre 1267 kommt Peter Csak, Burggraf von Trentsin vor, welchem 1272 Ladislaus IV. Galgocz (Freistadt) schenkte. Dieser Csak wird in den Urkunden theils Palatin, theils Trentschner-Peter genannt. Von ihm angefangen bis zum Jahre 1349 blieb Trentsin in den Händen der Familie.

Im Jahre 1272 war Stefan Sohn des Dominik und Neffe des Peter Burggraf und Oberst-Stallmeister der Königin Mutter seiner Taufpathin. — 1275 erschien ein Stefan, Sohn des Matthäus und Neffe des Peter. — 1278 war der bereits erwähnte Matthäus Csak Burggraf und in diesen Jahre kämpfte er den Sieg auf dem Marchfelde mit. Während Matthäus in Pressburg verweilte, fuerirte als Trentschner-Graf dessen Bruder Michael. Diesen fingen und enthaupteten im Jahre 1302 die Anhänger des Königs Carl Robert von Neapel, welche Csak belagerten und Trentschin, Böhmen bedrängten, welch' letzteren Matthäus Csak zu Hilfe eilte. Simon, Sohn des Michael, verfolgte bei dieser Belagerung den Neutschner-Bischof Johann und wollte ihn unter Schimpfworten mit einem Dolche ermorden, was Matthäus verhinderte. Matthäus wurde Oberst-Stallmeister des Königs, Pressburger-Graf und im Jahre 1307 Palatin. Mit Eifer betrieb er die Sache auf Seite Wenzel's gegen Otto, Herzog von Ungarn, und wohnte Einfluß der Csak im Lande hatte, bewies der Umstand, daß nicht einmal der vom Papst Benifac VIII. zum Könige vorgeschlagene Carl Robert von Neapel herbeikrichtigt wurde.

Carl Robert begann 1308 in Ungarn Landung auf dem Wahlfelde Rabos bei Pesth an; Matthäus Csak und der siebenbürgische Woywode Ladislaus — die beiden mächtigsten Herren des Reiches — kamen ihrem großen Anhange erschienen aber nicht auf demselben. Matthäus liebte zu Wenzel zu sehr, als daß er durch seine Gegenwart zur Wahl eines andern Herrschers beigetragen hätte. Er gelobte mit großem Nachdrucke seinem König Wenzel in das Land und hielt sein Wort. Er blieb in der Trentschin, ja er schmeckte ihm sogar das ganze Trentschner-Comitat, welches Matthäus bis Matschaker-Land (Abkürzung von Matthäuschakerland) nannte. Er blieb des Königs treuergebener Anhänger, als aber Wenzel die ungarische Krone völlig bestrigte und man allgemein die Grauer-Dynastie benannt hatte, entrichtete sich Matthäus darüber, schloß sich an Carl Robert an und fiel im Treffen mit Herzog Albert von Oesterreich in Wenzel's Land ein (1305).

Carl Robert belohnte Matthäus, indem er ihn in dem alten Besitzthume bestätigte und ihm noch Mißgrau und Komorn schenkte. Matthäus legte hierauf mit seinem Sohne Johann, Oberst-Kastellan von Trentschin, den Sitz des Comes in die Burg Carl Robert's. Mit der Ankunft des Königs in Ungarn begann die Einberufung eines ungeheuren Landtages nach Wetzlis, sowie gegen dessen Dauer und Einmischung; jedoch geschah dies nur, weil er nicht wußte, daß sein König ein zu festen Entschlüssen abgeneigter Monarch sein sollte. In Folge dieses Protestes wurde Matthäus in die Acht erklärt und daher nach damaliger Sitte jedem ungemacht entgesetzt. Waffengewalt mußte ihm Ruhe verschaffen. Er überzog den Neutraer-Bischof und den Gruner-Erzbischof mit Krieg und nöthigte Beide zum Frieden.

Im Jahre 1312 erhoben sich die Letzten in der Zips gegen die Stadt Kaschau und belagerten sie. Die Bedrängten wandten sich um Hilfe an Matthäus, welche er ihnen auch durch den Anführer Abda Nagy mit 1700 zuhauslichen Mannern leistete. Ihnen schloß sich Demeter, Besitzer der Burg Gecsed am König Carl zu ebenfalls eine Matthäus Wissen gegen Kaschau und so geschah es, daß Abda Nagy und Demeter den 13. Juni bei Negyeni den König angriffen. Carl behauptete wohl das Feld, erlitt aber starke Verluste. Die Gegner waren ebenfalls so erschöpft, daß sie den Kampf nicht erneuerten.

Was Matthäus anbelangte, hatte er viele Feinde, denen sein Einfluß und seine Macht ein Dorn im Auge war. Sie benutzten den Verfall bei Negyeni, um ihn bei König Carl anzuschwärzen und er sei wirklich durch große Zeit in diesen Ungnade, versöhnte sich aber bald mit ihm. Im März 1315 fiel Matthäus in Mähren ein und besetzte Olmütz und Beseic. König Johann von Böhmen eilte mit großer Heeresmacht dahin und Matthäus zog sich zurück, da er nicht vorhatte, mit diesem Könige Krieg zu führen. Johann aber überfiel die Gegend von Trentsin und hielt sie drei Monate besetzt und Wache. Matthäus bat König Carl um Hilfe und dieser vermittelte erst einen Waffenstillstand, dann einen bedauernden Frieden.

Diese Einfall der Böhmen wurde abermals benutzt, um Carl zu bewegen, Matthäus anzugreifen, umsomehr als er den Schutz der Herzoge von Oesterreich — Söhne Kaiser Albrecht I. — genoß, welche damals im Besitze des Presburger-Comitates waren. Da dieser Lehensverband selbst sogar durch eine Vermählung dauernd befestigt werden und es wurde seitens Herzog Johann seine Hertzeit von Oesterreich zur Gemalin bestimmt, welcher Umstand genügend von Matthäus Bedeutung zeigt und erkennen läßt, daß er eine arge Verunglimpfung ist, wenn man ihn für einen Räuberhauptmann hält. Gefürchtet war er wohl in Ungarn, so daß noch zehn Jahre nach seinem Ableben Kinderen sprichwörtlich für „Krampus" oder „Knecht Ruprecht" angewendet wird. Damit ist aber seine Macht gemeint; und daß er Niemanden ungerechten Schaden that, gibt sein Selbstes Urtheil den Beweis, welcher über einen ehrenerichtigen Ritter, der

*) Da in seinem diesbezüglichen Berichten über die Familie Csak und deren berühmtesten Sprossen, Palatin Matthäus, Irrthümer vorkommen, ist es nöthiger, über selbe einiges Licht verbreiten zu sprechen.

Digitized by Google

dem Herzoge Albrecht zu Hülfe zieht und bei dieser Gelegenheit die eigenen Landsleute plündert und brandschatzt, sagt:

„Thontschein der Valwe
der tael im nimmer alsô wê
wan er waere gewarnet ô."

bedeutet, ohne daß er ihm früher einen Absagebrief geschrieben hätte.

Wer ist nun natürlicher, als daß Matthäus, um die Heraus-Angelegenheiten seines Sohnes zu betreiben, in Wien seinen eigenen Herd (Obdach) hielt — und dies wahrscheinlich an der Stelle des heutigen Maschallerhofes. Die Hexengeschichte fällt wohl auch deshalb so, weil hier die Ungarn wohnten.

Der Lob Johann's soll nun das erwähnte Heiratsprojekt vernichtet haben; jedoch findet man nirgends eine sichere Nachricht hierüber. Die Herzoge von Oesterreich suchten Hilfe bei Karl, dem Gegenkaiser Ludwig den Vater mit Macht angreifen zu lähmen und gaben dafür gerne das Prestburger-Gamitat hin. So fand Matthäus von Alben verlohren da. König Karl wurde nun vermocht, den Trentschin-Grafen zu belehnen. Er belagerte im Jahre 1313 Wiegrad und Komorn, in deren Besitz er aber erst 1317 gelangte. Matthäus schloß Frieden mit Johann von Böhmen Frieden und befahl seinen Truppen, die ihm weggenommenen Städte und Flecken wieder zu erobern. Diese nahmen binnen Kurzem Tyrnau, Schintau und Neutra. Auch hier ist nöthig zu bemerken, daß Matthäus ob bei seinen Gefangenen zu schonen, als möglich bemüht und daß er eine Ferung ist, wenn man ihn des Kirchenraubes beschuldigt. Johann Bischof von Neutra, ein Neapolitaner, schweigt hierüber gänzlich und hätte gewiß seine Landsmenn gedenket, wenn etwas Wahres daran gewesen wäre. Eben so irrig ist die Beschuldigung, als hätte Matthäus durch seine Kriege die Bedrängnis der Stadtbevölkern, Andreas Zeerachius und Benedictus, verkommen lassen. Diese Letzteren bekunden sich auch im Jahre 1638 im Theme zu Neutra in einem erhobenen Sarge. Bischof Telegdy übertrug sie in demselben Jahre in den Dechanlar.

Trotz allen diesen Begebenheiten schone sich Graf Matthäus mit König Karl wieder auf's neue, erwarb sich durch Vermittlung Oesterreich und Böhmens dessen ganzes bestes Freuden, in welchem er unongefachten die ja seinem, am 9. September 1319 erfolgten Tode lebte. Er starb im hohen Alter an einem heftigen Fieber *). Der König zog seine sämmtlichen Güter ein. Die Stadt Trentschin, welche ihm des Burggrafen Bewandte **) beeinträchtigte, wurde sogleich wieder frei und erhielt vom König neue Kapitulation im Juni 1321. Die Burg war unverstört geblieben, aber die Stadt so gräulich verwüstet, daß keine Urkunde jener Zeit geretttet werden konnte. Daher die Ungewißheit über des Matthäus Nachkommen und Verwandtschaft.

Im Jahre 1333 blühte Trentschin wieder in seinem alten Glanze und war nicht unbanbar gegen das Andenken seines mächtigen Herrn Matthäus, der diese Stadt zu einem blühenden Handelsplatze gemacht hatte. Die Trentschiner liessen sein Stammwild aus Metall gießen und bewahrten es durch fünf Jahrhunderte voll Pietät in ihren Mauern. Im Jahre 1832 kam es in das Pesther-National-Museum zur Aufbewahrung.

Opern- und Concert-Salon.

Da wir auf die Vorführung interessanter Opern-Novitäten schon verzichten müssen und auch der „Nordstern" aus dem Geschäftskreise unserer Hofopernbücher weitab verschwunden ist, so müssen wir uns mit dem bereits freudigst Begrüßten, bald am 18. März d. J. endlich die lang verkündigte „Stumme von Portici" der Lebenserinnerungen Auber wieder in das Repertoire aufgenommen wurde. Acht und zwanzig Jahre sind seit der ersten Aufführung dieser Oper on Paris verschwunden und noch immer bewahrt sie die reizende Musik über alle Vergänglichkeit, wenn sie auch das frauvolle Interesse nicht wenig beitragt. Mit Recht sagt ein Pariser Kritiker bei Gelegenheit der diesjährigen Aufführung dieser Oper in Paris, daß Scribe mit diesem Libretto seine revolutionäre Sendung auf die Oper begonnen hat und daß sie weiters Vorgänge und Stücke der modernen Opernmusik, so wie ihre Anhaltspunkten zum großen Theile auf ihre Rechnung fallen.

Die Ausstattung und Inszenirung dieser wiederzerstandenen Oper war eine vorzügliche, die Aufführung auch jene der Tänze eine lebendige und zündende. Kapellmeister Eckert bewährte neuerdings seine seltene Leitungsgabe, von ihm strömte offenbar Geist und Leben in die Darstellung, Orchester und Chöre waren musterhaft, voll Kraft und Glanzens, Licht und Schatten. Die Hauptpartien waren durchwegs mit allen Mitteln ausgetheilt. Die Hauptpartie, jene des Mofanielle war in den Händen Steger's, der sein Möglichstes that, um der schwierigen, aber auch schönen und lohnenden Aufgabe ihr Recht widerfahren zu lassen. Nun stimmt seine Kehle auch wohl, wie sie kommt mit ihm verwachsen sind. Diese gewaltsame Herausforderung der Kraftfülle, dieses laute Tremolieren der Stimme — wie er diese Unarten je ganz loswerden lassen! Kann, und wie mir sein und haben wir der Hand bereits bezeigt. Sie ist mitunter leicht, wenn er in der Gesangsübung und im dramatischen Vortrage fortschreitet. Dies ist in seiner Zeit wirklich der Fall, er sang auch in der „Stummen von Portici" einzelne Stellen recht schön und wirksam und wenn der Vortrag des Schlummerliedes nicht mehr ganz gewonnen war, so mag die frühere Anstrengung der Arie daran Schuld gewesen sein. Draxler genügte in seiner minder bedeutenden Partie, Frl. Liebhart in der übrigen nur theilweise; überhaupt kommt sie mit der französischen Musik am schwersten zurecht. Frl. Wodin hat sich als Fenella große Mühe; doch ist bei ihr Alles gemacht äußerlich und macht keinen Eindruck.

An Gästen fehlte es auch in den letzten Wochen nicht — versteht sich an Probesängerinnen für ein Niemandsrosa-Engagement. Fräul. Krall vom Darmstädter- und Frau Palm vom Stuttgarter Hoftheater sangen und spielten über diese Bedeutungslosigkeit. denn Keiner von beiden gelang es, sich in die Gunst des Publikums hineinzusingen, obwohl es gewiß schien, der Ersteren als einer Wienerin, die auf der hiesigen Opernbühne ihre theatralische Laufbahn und Schule begann, Auszeichnungen, drei Hervorrufe entgegenzukommen. Beteiligendrweith wäre es, wenn an dem Mißerfolge des Fräulein Krall eine ungünstige klimatische Einwirkung Schuld getragen hätte, wenn ein vorübergehender Nebel das Licht ihrer sonst so sympathischen, jugendlich klaren Stimme getrübt hätte, beklagenswerth für die talentvolle Sängerin, die auf dieser Art auch die Unguust des Zufalls eines neuen Nebelsiegsfehlschlages an die Hofbühne verdolig habe — beklagenswerth für unsere Opernpublike, indem Frl. Krall eine sehr verwendbare Sängerin edleren Genres ist, die nur noch bedeutenden Kunst, dem Geschmacke an echtem Gesange förderlich zu sein. Frl. Krall trat als „Nachtwandlerin" und „Lucia" auf, und zeigte dardaud die gebildete, in den Geist und die Bedeutung ihrer Rollen eingehende Sängerin, konnte jedoch mit ihren Stimmmittele und ihrer Persönlichkeit in jenen Momenten nicht aufkommen, welche die Seele in tiefer Erregung, in leidenschaftlicher Bewegung durchfliegen — welche Kraft und Wahrheit, innerlichen und äußerlichen Ausdruck fordern. Dagegen weiß sie in zarteren, sinnig-elegischen Stellen durch maßvoll schönen, natürlichen und fein gebildeten Vortrag auf eine in der jetzigen Zeit der gewaltsamen manierirten Gesangsweise selten erquickliche Art.

Sollten wir eine Meinung über den Opern-Kreis aussallen, worin sie am schönsten zu wirken in der Lage sein dürfte, so würden wir vor allem die „Zerline" im „Don Juan", die „Agathe" im „Freischütz", die „Alice" im „Robert", die „Susanne" in der „Hochzeit des Figaro", der „Damina" in der „Zauberflöte" nennen.

Da Frl. Krall italienische Partien zu ihren Debuts wählte, scheint sie hierin anderer Meinung zu sein.

Der zweite Gast, Madame Palm, auch keine unbekannte Erscheinung auf unserer Opernbühne, hat dem hiesigen Publikum wie Sympathien abgewinnen gewußt. Da selber die Zeit ihrer Vorzüge verringert, an ihren Mängeln nicht gebessert hat, so konnte sie als „Lucia" unmöglich einen Erfolg erzielen. Die Aufnahme des Gastes von Seite des Publikums war so kalt, daß es mehr als bedenklich erscheint, ein Engagement sein Bewenden haben dürfte.

Die zweite Gastrolle der Frau Palm als Fides im „Prophet" hatte keinen besseren Erfolg. Die Schwäche der mittleren und die gänzliche Tonlosigkeit der tiefen Töne kund in dieser Partie ihre Wirkung benommend entgegen. Die dramatische Betonung der zarteren Stellen der Mutterliebe und des Mutterschmerzes war richtig und warm; die Momente höherer Leidenschaft gegen warm markirt und so einzelne schwierigen Gesangsstellen vortrage minderer selbst die Stimme den Dienst. Das Publikum blieb eisig kalt von Anfang bis zu Ende.

Im Concertsaale war es immer noch Wilhelmine Clauß, welche das Interesse wahrer Kunstfreunde sesselte. Ihr sinnig Concert war minder besucht, als die seltenere Vorzüge ihres Spiels und das interessante Programm es erwarten ließen. Auch die sechste und letzte Concert hatte nicht alle Räume gefüllt, obwohl es von der Art war, um alle Freunden der liebenswürdigen Künstlerin und ihrer bequemlichen Spiels den Abschied recht schwer zu machen.

Hätte Frl. Clauß auf die gewöhnliche Mode-Liebhaberei sprenalisten wollen, und blos ihren natürlichen Vorbeil im Auge gehabt, sie hat bei der geringen Theilnahme der wahren Verehrer Beethoven'scher, Schubert'scher, Mendelssohn'scher und Schumann'scher Kammermusik, gelegwiese jener des alten Bach und Händl, durch Programme, die so vorzüglich und duie Meister klingen, Concerte gegeben hätte, so hätte ganz anderer Erfolge in Wien erzielt, weit reichere Ernten an Geld und Enthusiasmus gemacht. Dieß hat insbesonder ihr letztes Concert bewiesen. Sie aber hat sie allen Freunden höherer und wahrer Musik die schönste Erinnerung an eine reine Kunstbestrebung zurückgelassen.

Das zweite filharmonische Concert wurde auf's neue schwer gestraft durch die so wahrscheinlich das letzte dieser Saisen sein wird. Haydn, der Schöpfer der Simfonie und Beethoven, der die Grenzen dieser großartigen Form der Instrumentalmusik bis zum Riesenhaften erweitert hat und mit genialer, hoher Freiheit weiter bauete, wurden bei diesem Concerte mit zwei ihrer herrlichsten Werke vertreten. Haydn mit der reizenden D-Dur Simfonie. Beethoven mit der schwungvollen Meister-Simfonie in C-Moll, jenem zweiten Sag wiederholt werden mußte. Die Ausführung der Haydn'schen Werkes war im wahren Sinne des Wortes vollendet. In der Beethoven'schen Simfonie hätten manche Gegenstöße etwas müder genommen, und durch Mäßigung dem Geiger angenehmer gemacht werden können; auch waren die Eesli im 1. Theile des Minuetto-Sages nicht lobenswerth. Im Wesentlichen jedoch kann man auch die Aufführung dieser großartigen Tongedichtes nur als eine lebens- und schwungvolle bezeichnen und freudig begrüßen.

Im vierten Gesellschaftskonzerte hörten wir das große simfonische Tongemälde von L. Spohr „die Weihe der Töne" in vier Sätzen.

Das anscheinegende Talent Spohr's, sein eiler und seiner Geist, seine Gewandtheit in der Instrumental-Tonsprache machen ihn ganz dazu geeignet, solche Tongemälde meisam aufzufassen.

Er ist sein Genüst, der durch Inspirationen überrascht, der sich in die Höhen aufschwingt aber in die Tiefen versinkt, er wandelt steil in der mittleren Region des Gemüthes, bei und mit Niemand und betrauert sich selber. Daher kommt auch seine Aehnlichkeit mit sieser eingreifend, seine Musik hat immer etwas Mildes, Leichtfaßliches, Klares.

Am Abende desselben Tages konnte man im Musikvereins-Saale den Virtuosen auf dem Kontra-Baß, Dittenbrenner, dessen Fingerfertigkeit, Flüssigkeit und Reinheit schon zu hören, ist etwas Wunderkamet. Herr Bilarani hat es dahin gebracht, sie ihr zu entlocken. Mage Geschmack daran finden, wem's beliebt!

Als eine erfreuliche Erscheinung dürfen wir es begrüßen, daß in unserer Zeit auf Oesterreich ein Theil über Musik hervorgegangen ist, daß sie Naturerscheinung der musikalischen Welt in ganz Deutschland erregt hat und von welchen den Vernehmen nach bereits eine Uebersetzung in Paris vorbereitet wird.

Der Text dieses Werkes lautet: „Von Musikalisch-Schönen. Ein Beitrag zur Revision der Aesthetik der Tonkunst von Dr. Eduard Hanslik."

Es ist im hohen Grade angezeigt, bekämpft mit logischer Schärfe manche alte und neue Irrthümer, die sich über das Wesen der Tonkunst in Aesthetik und Kritik eingedrängt haben und jede Fortschrittsmann haben zufolge einer Tendenz, die sich ungestraft von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt) und sucht vor allem die objective Erkenntnis des Musikalisch-Schönen gegenüber der subjectiven Gefühlsthätigkeit zu vermitteln. Uebrigens bekämpft der Verfasser weder auch manche Meinungen als Irrthümer, die er durch scharfsinnige Auffassung selbst zu solchen stempelt, er führt positives, wie Dan Darlegte mit überzeugendsten Mittle gegen Windmühlen an, die er für Riesen hält.

Bei manchen Stellen in dem Werke Hanslik's lamen und habe die Worte aus Goethe's „Faust" in den Sinn:

„Wer will Lebendiges will erkennen,
Sucht erst den Geist heraustzutreiben,
Dann hat er die Theile in der Hand
Fehlt leider nur das geistige Band.
Encheiresin naturae nennt's die Chemie
Spottet ihrer selbst und weiß nicht wie."

F. D.

*) Hormayr, in seinem Taschenbuche 1830 pag. 82 und 1823 pag. 202, gibt als Matthäus Todesjahr 1312 und als Ursache des Todes die Ergebung über den Aufenthaltsort seiner Bundesgenossen und Gefolgen Ernewein an. Eher erwies ich abermals die nur so oft von Geschichte kommende Unrichtigkeit von den absichtlich gelogenen Todesursachen Angaben und Behauptungen. Wer und Hormayr überzeugt, weiß nicht immer reine Conclusion. Wollte aber bemerk theil, sein Urtheil, diese Handgreiflichkeiten Wiederzu, würde doch heute fortgesetzt.

**) Um diese Verschiedenheiten handelt es sich, sondern es verschwindet, die Verbindung der Matthäus-schaften mit der Familie Matschaker angehörigen und nachgewiesen.

Neuve auswärtiger Theater.

Die Direction des polnischen Theaters in Krakau soll nach Ostern mit ihrer Gesellschaft auf einer unserer Bühnen einen Gastrollen-Cyclus eröffnen wollen. Die bedeutendsten Kräfte des bekanntlich ausgezeichneten polnischen Schauspiels in Krakau, Warschau und Lemberg sollen für das Unternehmen gewonnen sein.

Halevi componirt in Paris eine neue Oper, von der man sich viel versprecht.

Die unter dem Protectorate der Kaiserin stehende Gesellschaft für classische Musik in Paris wird am 7. März ihr 50. Concert in Petit Odeon abgeben. Es blieb nur eine Frente beisammen, das Uebrige ist ganz vernichtet.

Der französische Tenorist Roger hat sich in Berlin seinen besonderen Beifall zu erringen vermocht.

In Linz trat unlängst Fräulein Ungor, eine Schülerin der Herrn Proch als Agathe im „Freischütz“ und Valasija in „Norma“ mit viel Glück auf.

Franz Mebert, die mit uns zu hören und zu bewundern Gelegenheit haben werden, sähet am Carl Theater in Neapel fort, die glänzendsten Triumfe zu feiern.

In Triest will der dortige städtische Gesangslehrer Herr Szucio, Haydn's „Schöpfung“ im Teatro grande zur Aufführung bringen. So ein Verhalten muß man freudig begrüßen.

Neulich hatt in Venedig Antonio Cammeo, einer der trefflichsten Violinkünstler seiner Zeit, im Alter von 80 Jahren. Paganini schätzt nannte ihn „Freund und geliebten Kunstgenossen.“ Er gab vor 30 Jahren in Paris und Wien glänzende Concerte. Ein Herr Appolini liest hier seine neue Oper: „der Hebräer“ in die Scene geben, die das größte Aufsehen erregte und ungemein gefiel.

Anzeigen.

Der Herr Regierungsrath Auer, Vorstand der k. k. Hof- und Staatsdruckerei, erhielt soeben eine Anerkennung aus Paris, deren sich bisher noch kein Nichtfranzose rühmen kann. Die Gesellschaft der französischen Typografen hat ihm das Diplom einer Ehrenmitgliedes mit dem nachstehenden sehr schmeichelhaften Schreiben übermittelt. Dieses Diplom auf Pergament enthält noch die besondere Merkwürdigkeit, daß der kunstreiche Stempel mit dem Wappen der Gesellschaft keinen französischen, sondern einen deutschen Schild darbietet, gleichsam eine stille Huldigung, welche dem deutschen Urspronge der alten Buchdruckerkunst gebracht wird.

Das Eingange erwähnte französische Schreiben der Pariser Typografen-Kammer lautet in deutscher Uebersetzung wie folgt:

„Herr Director!“

„Ich habe bereits die Ehre gehabt, in meinem Namen Ihnen den Empfang der verschiedenen Druckproben anzuzeigen, welche Sie der Buchdruckerkammer zu übersenden so gütig waren. Ich bin so glücklich Ihnen heute im Namen der Kammer, deren Präsident ich zu sein die Ehre habe, den einstimmigen Dank der Gesellschaft der Pariser Buchdrucker abermalsitzen zu können.“

„Dank Ihrer Güte, ist Jeder von uns im Stande gewesen, jene herrliche Sammlung zu studiren und zu bewundern, welche der der allgemeinen Londoner Ausstellung den Ruf der kaiserlichen Wiener Staatsdruckerei auf eine so hohe Stufe gehoben hat. Der Grad von Vollendung, zu dem Sie die schon bekannten Verfahrungsarten der Typografie gebracht haben, die neuen Anwendungen, welche Sie daraus zu ziehen gewußt, indem Sie die Grenzen der Kunst durch die merkwürdige Entdeckung der Nato-Druck große oder des Naturselbstdruckes erweiterten, Alles rechtfertigt das hohe Vertrauen, welches Sie der Leitung der Staatsdruckerei verdanken, Alles hat ein Gefühl ehrerbietigen Bewunderung in uns erregt.“

„Die Buchdrucker-Genossenschaft hat Ihnen in ihrer Sitzung vom 9. October v. J. ihre Dankbarkeit bezeigen wollen, indem sie Ihnen einstimmig den Titel eines correspondirenden Ehren-Mitgliedes der Pariser Buchdrucker-Gesellschaft verlieh, wovon ich die Ehre habe, Ihnen anmit das Diplom zu übersenden.“

„Genehmigen Sie, Herr Director, meinen aufrichtigsten Dank und die Versicherung größter Hochachtung, womit ich die Ehre habe zu sein

Ihr ergebenster und gehorsamster Diener
Guirandet.“

Aber auch von England der ist Herren Auer eine sehr ehrende Anerkennung zugekommen. Im Laufe des vergan Sommers schickte die Universität zu Oxford den Criminalisten Müller, einen ihrer ausgezeichnetsten Professoren nach Wien, um sich persönlich von dem reichen Typenschatz der k. k. Staatsdruckerei zu überzeugen. So doch seine Erwartungen auch waren, er kann sie weit übertreffen. Ein Nachschen, eine Schriftprobenen-Sammlung an der Oxforder Universität abzuspringen, das dem hohen Ruhmestempel Herrn freundlich bewilligt. Professor Müller übergab das wertvolle Geschenk an den Universitätsrath und das gelehrte Collegium hat kürzlich den Zoll der Dankbarkeit und Anerkennung gegen den Leiter der k. k. Staatsdruckerei durch eine Zuschrift des Vicekanzlers M. S. Cotton in würdiger Weise dargebracht.

Auflösung des Räthsels in Nr. 6.

Brandenburg.

Richtige Lösungen haben eingesendet die Herren: Alois Binder, Franz Eppel, H. J. Hugo Fleischmann, Eduard Freiherr v. Heintzel, Kanvan, Jul. Schlöß in Wien; P. C. in Szala-Egerszeg, Fr. T. H. u. Hr. F. O. in Peterwardein u. Ritter v. Wiser in Graz.

Zwei Kreuzräthsel.

1.

(Dreisilbig.)

Die erste Silbe ist die Gelebte jedes Menschen, ja Manchen ist ihr mit wahrer Affenliebe zugethan; die zweite erglüht eigentlich unter der Sonne nicht, die meisten Erde bleuchtet, und doch ist es jedes Thieres Lust und unbedauernde, für uns einmal gewesen. Die dritte Silbe bedeutet gar nichts; bängt man ihr aber noch ein Zeichen an, so wird sie zu einem freundlichen wohlstätigen Sterne, oft auch zu einem Gotte oberindischer Völker. Die zweite und dritte Silbe mit diesem Zeichen bildet eine Bewunderungsfreene, die wir auf keiner Theaterbühne sehen können. Das Ganze ist eine Gattung Mund, die auch hierweilen, aber nicht bei uns, den Namen eines Königs trägt.

Moschus.

2.

(Zweisilbig.)

Das Erste gehört der Erde, das Zweite dem Himmel, das Ganze aber dem Meere an. Lautet die Erste französisch, so wird das Ganze zur deutschen Zeit. C.

Erklärung der Kunst-Beilagen.

1. „Die Kreuzabnahme.“

(Nach Paolo Veronese, in Stahl gestochen von Christian Mayer.)

Unter den historischen Bildern aller berühmter Meister, welche die Kreuzabnahme Christi durch ihren Pinsel verewigten, steht die „Kreuzabnahme“ Paolo Veronese's in der vordersten Reihe. Diese Gruppe von sieben Personen auf unserm Bilde ist eine so sinnvolle, geniale Conception, wie sie nur einem Meister wie Veronese vorschweben konnte, und das Bild so unbedingt erschuf, wie wenige dieser Art. Kann der hehre Schmerz der Mutter Christi deutlicher, ergreifender und wahrer aufgefaßt werden? Die höchste Liebe und die innigste Trauer ist allen Geschehen eingeprägt, die den schönen im Schooße der Mutter ruhenden Gott des Herrn umgeben. Man könnte eine dogmatische Abhandlung über diese so harmonische Kunstschöpfung Paolo Veronese's schreiben und doch kaum die hohen Schönheiten des Gemäldes alle so würdigen und besprechen, wie sie es verdienen. Möge diese Kunstbeilage also selbst für sich reden!

2. „Im Pfitzbach-Graben bei St. Wolfgang in Oberösterreich.“

(Lithographirt Probedruck von C. Krüger.)

Herr Professor Simony hat seiner in der heutigen Numer enthaltenen naturhistorischen Schilderung des Pfitzbachgrabens nächst dem Wolfgangsee in Oberösterreich eine von ihm nach der Natur aufgenommene Zeichnung beigefügt und das sonderbaren Ueberzeichnet dieselbe, welche hier durch lithografischen Kreidedruck veranschaulicht erscheint.

3. „Die Londoner Ausstellungsmedaillen.“

(Lithografirter Probedruck.)

Jedem die Pariser Ausstellung eher vor der Thür ist, noch mehr oder auf Anlaß, daß die in Nr. 3 des „Faust“ erschienenen Münchner-Medaillen in Hochprägung überall so vielen Anklang gefunden, erschließen wir uns, auch die Londoner Medaillen, ebenso sie bereits gutlichst im frühern Jahrgange des „Faust“ erschienen sind, nun auch in Hochdruck unseren Abonnenten vorzuführen. Durch die große Conteil-Medaille ist die k. k. Hof- und Staatsdruckerei in der betreffenden Gruppe ganz allein ausgezeichnet worden und hat nebstdem auch noch alle übrigen Medaillen erhalten.

Die Zeitschrift „Gutenberg.“

Der 6. Numer unserer „Faust“ haben wir ein Probeblatt unserer neu in's Leben gerufenen Zeitschrift „Gutenberg“ beigelegt, welches auf der ersten Quart-Seite den Prospect, auf der zweiten und dritten Seite Abbildungen aus den meisten Druckfächern darstellt, die sämmtlich von dem Original-Schriften abgezogen und eine Uebersicht, somit lithografisch vervielfältiget worden sind. Diese Abbildungen sind keineswegs als vollendete Muster-Abdrücke, sondern nur als Repräsentanten der graphischen Kunste in oberösterreichischer Provinzialung anzusehen, die nur durch typografische Fortschritten so weit gelungen konnten. Die Redaction ist überzeugt, daß auf diesem Wege billiger Weise, besonders bei den fein ausgeführten Medaillen, nicht zu verlangen.

Da der Verleger gleich mehre Numern des „Gutenberg“ auf ein Mal auszugeben beabsichtiget, um eine bessere Einsicht in das bearbeitete Materiale zu verschaffen, so können wir nur vorläufig den Inhalt der ersten 4 Numern, die bereits die Presse verlassen, verzeichnen.

Die erste Numer enthält ein Eingangs-Gedicht „Gutenbergs Wahlspruch“ von K. A. Kolzenbrunner, die Einleitung des Redacteurs, einen umfassenden Aufsatz über die neue Entdeckung „der Druckfähigkeit der Daguerreotypen“ nach dem kürzlich Gemeldeten eines wunderreich gelungenen Daguerre-Abdruckes, „der verlorene Sohn,“ von E. Türer und ein allegorisches Bild in einem Acte: Das polizeyliche Einium, oder der Besuch Gutenbergs im Kaiserlich Königlichen Staats-Archive, zum einen Steigraffe Franklin.

Die zweite Numer gibt einen umfassenden Bericht über die graphischen Künste bei der ersten deutschen Industrie-Ausstellung in München 1854.

Die 3. Numer bringt einen literarischen umfassenden Aufsatz über Kalligraphie (Kupferstich), worin die 11 verschiedenen Arten dieser Kunst gründlich erörtert und besprochen werden, dann Collot' Manier, dann unterhaltenden Aufsätzen finden wir die Humoresken „Schicksalsfragen“, „typographische Anekdoten“, „vermischte Nachrichten“, wo darf es nicht fagen“, „humoristisch-satirisch-typographischer Kalender für das Jahr 1855“ und „Leber nach seiner Art“. Betrachtungen eines Buchdruckers.

Die 4. Numer führt in der Erklärung der graphischen Fächer fort. Die Stiftgravüre, Filegravüre, anastatischer Druckerei, autographischer Papier und Glasdruck (Hyalographie), bilden hier die technischen Aufsätze. Der erbeiterte Theil ist durch 5 verschiedene Artikel vertreten, auch ein Gedicht an die neue Zeitschrift findet sich vor, wie eine Besprechung der neuen Rade- und Stichmaschine in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Aus dem Ganzen erhellt es, daß nicht allein Fachmännern das Neueste, sondern auch den Freunden der graphischen Künste, wie dem hoher gebildeten Publicum, welches sich für den Aufschwung derselben interessirt, viel Gemeinnützliges geboten wird.

Die Redaction.

Telegraf der Redaction.

Herrn Dr. M. B. zu K. in T. Alles sehr willkommen!

Herrn M. B. in M. Der interessanten Reisebericht wird im „Faust“ bald thunlich. Vielmahne baldigst.

Herrn J. B. in Sz. G. Die eingesendete Charade ist zu leicht gerathen.

Herrn J. N. 387. in W. Der Tagesgruß ist recht artig, aber leider dürfte auf der langen Zitterfahrt Verdrossen zugleich die Empfindung des Angenehmen verschwinden.

Herrn G. H. in W. Der beigesendete Artikel kann erst nächstens erscheinen.

Herrn K. in W. Die Räthselsprüche werden seiner Zeit Verwendung finden.

An die P. T. Abonnenten in den Provinzen.

Von einigen Seiten laufen Klagen ein, daß die Zeitschrift „Faust“ in den Provinzen nicht präcis zugestellt wird. Wir finden uns veranlaßt, hier zu erklären, daß wir an jedem Expeditionstage (am 15. im Monat) alle Exemplare, die für Auswärtige bestimmt sind, in Doppel-Numern punctlich an die k. k. Hauptleitungs-Expedition in Wien abgeben und daß die Schuld des Nichtzusammenkommen einen Exemplares weder auf unsere, noch auf Rechnung der Wiener Postbehörde geschrieben worden kann. Wir ersuchen daher, in jedem derlei Falle sich lediglich nur an die betreffenden Provinzial-Postämter zu halten und von diesen die fehlenden Blätter zu reclamiren.

Druck u. Verlag von M. Auer. In Kommission zu beziehen nur durch Robert Hoffmann's Buchhandlung in Leipzig. Verantw. Redacteur: Leopold Kordesch.

Digitized by Google

Digitized by Google

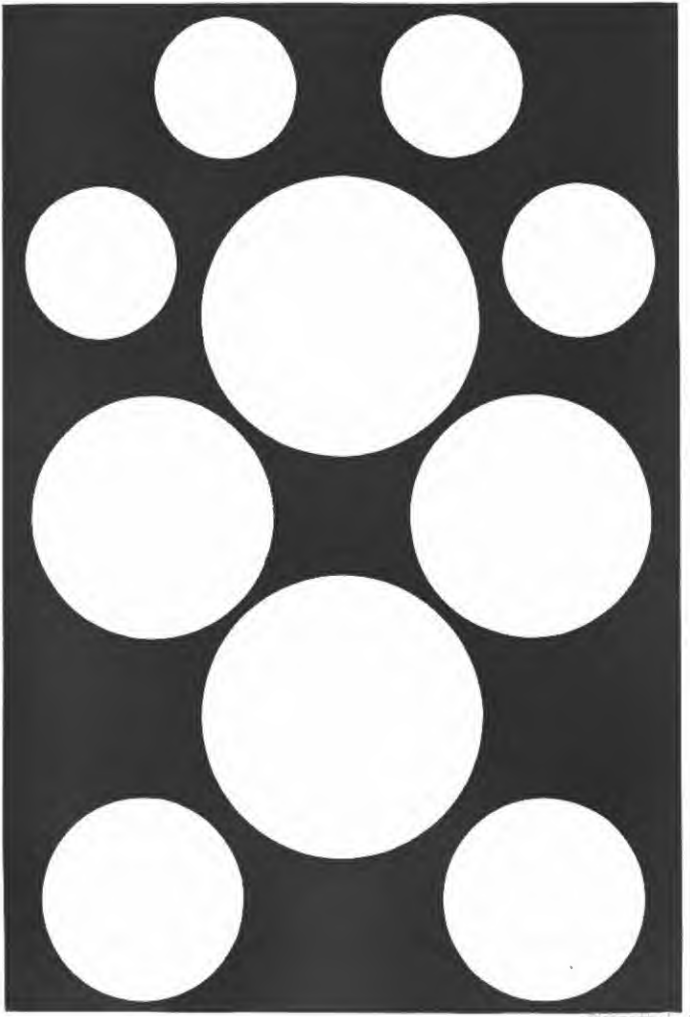
Nach d. Nat. gez. v. Friedr. Perlberg

Lith. v. E. Prager

IM DIEDLBACH-GRABEN BEI ST. WOLFGANG.
(Oberösterreich.)

Beilage zu M. Auers „Faust"

Digitized by Google



Alle fünf Londoner Welt-Ausstellungs-Münzen von 1851.

Digitized by Google

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift

für Kunst, Wissenschaft, Industrie und Unterhaltung,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Numern von 24 Bogen Text und über 70 Kunstbeilagen.
Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- u. Auslandes an.
Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M.
Zustellungsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 30 kr. C. M.

Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten.
Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichzeitig geliefert und billig berechnet.
Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gedruckte Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.
Redaction und Expedition: **Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 28.**

Inhalt: Naturwissenschaftliche Briefe über Siebenbürgen. — Südslavische Bilder. — Volkslied. — Das Schloß Mirckenau. (Fortsetzung.) — Das liebe Würmchen. — Wintermonde. (Fortsetzung.) — Nationalökonomisches. (Fortsetzung.) — Briefliches Hilfsbuch. — Ein Besuch in einem Maler-Atelier. — Hiesige Musikalien. — Literatur. — Theatralische Konferenzen. — Musik-Salon. — Miscellen. — Wissenschaftliche Aufgabe. — Auflösung des zwei Kommissäre in Nr. 7. — Erklärungen der Randbilder. — Telegraf der Redaction. — Anekdoten-Karte über Eisenbahn- und Dampfschiff-Fahrten. — An die P. T. Abonnenten in den Provinzen.
Artistische Beilagen. C. Dammel's schön. Lithographie von Kollarz, Zeichnung von von der Nüll und Mayer.) — Eine alte Frau. (Gezeichnet und in Kupfer gestochen von Ed. Gendotti.) — Idealer Landhaft mit Staffage. (Zeichnung von Molitor. Radirung in Kupfer von Mößmer.)

Nº 8. **II. Jahrgang. 1855.**

Naturwissenschaftliche Briefe über Siebenbürgen.

Von Prof. Dr. J. F. Schur.

II. Brief. Ueber Siebenbürgen im Allgemeinen.

Wenn wir von Wien aus in ziemlich südöstlicher Richtung über Preßburg, Pesth, Arad u. s. w. fortreisen, so gelangen wir endlich bei Zám an die siebenbürgische Grenze. Von Pesth aus betreten wir eine unübersehbare Ebene, von beiläufig 1400 ☐Meilen, welche die Puszta (Pusata) genannt wird, die mit der amerikanischen Llanos etwas im Einklange steht, die aber keineswegs einen so traurigen Anblick darbietet, als man gewöhnlich mit diesem Namen verbindet; sondern sie ist ein herrlicher Strich Landes, welcher theils zur Pferde- und Viehzucht, theils zum Getreidebau aller Art benutzt wird und diesem Lande so unentbehrlich als auch unerschöpflich ist. Der Reisende begegnet hier prächtigen adeligen Besitzungen, Dörfern und Höfen, die ein thätiges und wohlthätiges Leben verrathen. Unübersehbare Felder von Kukuruz oder Mais, (Zea Mays L.) so wie von Mohrenhirse, das sogenannte Besengras, (Sorghum vulgare und saccharatum Pers.), entzücken das Auge und verleihen dieser Gegend einen fremdartigen, fast amerikanischen Anstrich. Eben so überraschend ist der Anblick von zahlreichen Heerden, von schönen, edlen, fast wilden Pferden, denen noch der Zwang des Zügels und der Druck des Sattels fremd ist und die von wild und muthig dareinblickenden Hirten, Csikos, zu Pferde gehütet werden. Dieses Bild eines regen Lebens ist noch nicht geeignet, die Puszta uns als eine Wüste oder Steppe vorzustellen, weil man sonst auch die niedrigen Gegenden Deutschlands für nichts anderes halten dürfte. — Der Contrast dieser Gegend wird nur dem Reisenden so augenfällig, welcher aus einer Gebirgsgegend in diese Ebene tritt. Aber das Reisen durch einen Wald, welcher uns mehrere Tage jeder freien Aussicht beraubt, ist gewiß eben so lästig und noch ermüdender, als das auf der Puszta, wo die freie Umsicht dem Auge öfters Anhaltspunkte gewährt und nicht selten eine Fata morgana, Luftspiegelung, den Blick wie durch Zauberei festhält, wenn Bäume, Landschaften und andere Gegenstände, auf den Kopf gestellt, in der Luft schwebend erscheinen, die aber mit der sinkenden Sonne verschwinden. — So ist die Erde, wenn auch nicht vollkommen, doch schön, überall, wo der Mensch nicht hinkömmt mit seiner Cual, und der aufmerksame Naturfreund wird am Pole, wie am Aequator, im Sonnensisteme, wie in dem Stäubchen, welches an seinen Wanderschuhen haftet, die Spuren des großen Weltgeistes erkennen. — Was die Natur dem Menschen oft versagt, das sucht er sich durch Kunst zu ersetzen und so finden wir auf der Puszta den Mangel an natürlichen Wäldern durch angepflanzte ersetzt; bemerkenswerth ist es, daß hier, nebst den europäischen Waldbäumen, die Robinie, oder der gemeiniglich Akazie genannte Baum, (Robinia Pseudacacia L.,) welcher ursprünglich in Nordamerika zu Hause ist, hier außerordentlich gedeiht und das Schöne mit dem Nützlichen vereinigt, indem er sehr schnell und auf magerem Boden wächst, als Zierbaum, Brennholz und Nutzholz benützt werden kann, dessen Rinde zum Gärben, dessen Blätter aber zum Viehfutter verwendet werden können und dessen Blüten der Bienenzucht dienlich sind.

Nachdem wir uns mehr und mehr von Pesth, immer in südöstlicher Richtung entfernt haben, tauchen im Osten am Horizonte dunkle Gestalten und Streifen auf, welche sich bald wie Nebel, bald wie Wolken verändern, nach und nach aber an Form gewinnen und sich als ein mächtiger Gebirgszug offenbaren; ein Blick auf unsere Reisekarte wird uns sagen, daß dies die Hochkämme der siebenbürgischen Karpathen sein müssen. — Auch vor uns, in nicht gar großer Entfernung, treten Gebirgszüge hervor, welche wir endlich, nachdem wir die Theiß überschifft und Arad überschritten haben, erreichen. Gleichzeitig gelangen wir in das Gebiet der Maros, welcher Fluß, als

Digitized by Google

geborner Siebenbürger, den Dorthinreisenden freundlich begrüßt und seinen Landsleuten einen Abschiedsgruß zurücksendet, da er unaufhaltbar, seinem Geschicke folgend, in den Wellen der mächtigen Theiß sein Grab finden muß. — Ein treues Bild aus dem Leben manchen Menschen! —

Jetzt geht die Reise längs dem rechten Ufer des Marosflusses allmälig etwas aufwärts weiter und die reizende Gegend, die uns jetzt umfängt, ist ein Vorgeschmack der großartigen Natur, welche uns in Siebenbürgen erwartet. Der Weg schlängelt sich durch das Marosthal, welches sich bald verengt, bald erweitert und zuweilen gänzlich geschlossen erscheint, indem schroffe Granitwände sich uns entgegenstellen. Diese Wände sind sehr malerisch gestellt, der Vegetation aber meistens beraubt und nur auf ihrem Scheitel bewachsen oder bewaldet. Diese Straße war früher wegen ihrer geringen Breite sehr gefährlich zu passiren, was jedoch jetzt nicht mehr der Fall ist, da die Regierung für den Ausbau und für die Erweiterung derselben sehr viel verwenden läßt. — Je näher wir Siebenbürgen kommen, um so üppiger und mannigfaltiger wird die Vegetation und die Bergabhänge, Zäune und Gelände sind mit prächtig blühenden Gewächsen, so wie mit Schlingpflanzen malerisch bekleidet. Der wilde Hopfen, (Humulus Lupulus L.) verschönert nicht selten die Kronen mehrer Bäume zu einer natürlichen, schattenreichen Laube, zwischen denen die weißen Trugdolden und die haarig geschwänzten Früchte von der Waldrebe, (Clematis Vitalba L.) und mitunter auch die von Clematis Flamula L. hervorblicken. Ueberraschend häufig trifft man hier eine wilde Weinrebe, welche die Ulmen (Ulmus campestris L.) bis über die Kronen hinaus und auch andere Bäume und Gegenstände, Gelände und Felsenpartien umrankt und vom gewöhnlichen Weinstock verschieden zu sein scheint. Die Blätter dieser Weinrebe sind kaum behaart und gar nicht oder nur schwach drei bis fünflappig; die Beeren aber sind sehr klein, rothbraun und von süßlichem, mehr fadem Geschmack. Nicht selten verschlingen sich Hopfen und Weinrebe, gleich zwei Freunden von sehr ungleichem Werthe, zu Guirlanden, welche vom Winde bewegt von den Laubdächern herabhängen. — Bei Zám beteten wir die siebenbürgische Grenze, überschifften zwischen diesem adeligen Dorfe und Dobea die Maros und befanden uns jetzt im Westen von Siebenbürgen.

Nach dieser kurzen Andeutung über die Reise von Wien nach Siebenbürgen, wenden wir uns zum Hauptzwecke dieser Briefe.

Siebenbürgen ist der südöstlichste Vorsprung der österreichischen Monarchie und die Grenze der deutschen Gesittung und Sprache. Es gleicht in seinem Umfange einem unregelmäßigen Viereck, in seiner oberflächlichen Gestaltung aber einer Krone mit unzähligen Zacken von ungleicher Höhe, von denen die meisten kühn den Himmel anstreben und, wie mit einer gigantischen Mauer, das goldreichste Land Europa's umgürten. Es ist eine natürliche Festung im großen Maßstabe, welche nur vermittelst neun Engpässen mit den angrenzenden Ländern in Communication steht. Siebenbürgen gehört unstreitig zu den schönsten, wunderbarsten und gesegnetsten Ländern, denn hier finden wir Alles, was der Mensch zu einem ansprechlosen Leben benöthigt; ja auch über diese Bedürfnisse hinaus spendet die gute Mutter Erde ihre Gaben, aber leider ergeht sie sich nur unartige, eigenwillige Kinder, welche das empfangene Gute nicht schätzen und in einem gewissen lethargischen Zustande ihr kurzes Dasein verleben. Wenn der Reisende daher in diesem paradiesischen Lande zuweilen noch auf paradiesische Zustände stößt, so darf dies nicht befremden, da selbst die ersten Menschen im Paradiese ihr Glück nicht empfunden und schätzen konnten, wie denn überhaupt in allen jenen Ländern, wo das Clima eine leichtere Lebensweise begünstigt, die Einwohner von der Civilisation sich entfernt zu halten suchen. Allgemeine Bildung finden wir hier nur auf deutschem Boden, im Sachsenlande, dann unter den Ungarn und Szeklern, und die Unwissenheit herrscht bis jetzt vorzugsweise unter den Wallachen, welche leider die Mehrzahl der Einwohner bilden, denen aber jetzt auch die Leuchte angezündet wird.

Siebenbürgen ist ein mannigfach gruppirtes Terrain von Hochebenen, Hügeln, Bergen und Alpen, aber es kann als ein Ringgebirge angesehen werden, welches eine wellenförmige Hochebene umschließt. Es fehlt hier nicht an romantischen, pittoresken und schauerlichen Naturbildern. Liebliche Thäler und Flußgebiete wechseln harmonisch mit einander und prächtige Wasserfälle stürzen donnernd von den Gebirgen herab und entzücken sowohl durch ihre Erscheinung selbst, als auch durch den Florenreichthum, welcher in ihre feuchten Atmosfäre sich entwickelt. Seen, wenn auch nicht in großem Umfange, sind doch zahlreich vorhanden, so wie auch Teiche, von denen die Hochalpenseele einen unbeschreiblichen Reiz gewähren. Zahlreiche Flüsse, deren Quellen die erwähnten Alpenseele sind, rauschen von den Gebirgen herab und tragen zur Fruchtbarkeit Siebenbürgens sehr viel bei; seiner beraubt bleibt aber im Lande, sondern alle erlangen ihre Bedeutsamkeit erst außerhalb ihres Gebiurtslandes, gleich manchem menschlichen Landeskind. Quellen aller Art sprudeln aus der Tiefe des Bodens und vorzüglich ist der östliche Zug der Trachytgebirge reich an Mineralquellen und Säuerlingen von verschiedener Qualität, und ich kenne kein Land, wo auf einem verhältnißmäßig so kleinen Raume so unzählige Quellen nachzuweisen wären. Allein die wenigsten dieser Quellen sind bekannt und erkannt in Rücksicht ihrer medizinischen Wirkungen, und wenn auch mehre Badeorte existiren und unter ärztlicher Aufsicht stehen, so werden doch die meisten ganz empirisch benutzt. Den siebenbürgischen Mineralquellen aber steht eine Epoche bevor, wenn einst die Eisenbahnen und mit ihnen die Civilisation dorthin gelangen werden. —

Fast alle Gebirgsformationen finden wie in Siebenbürgen vertreten, und können wie die feste Erdrinde in vertikaler Richtung durchstudenen, so möchte sich und eine Musterkarte darstellen, wie sie wenige Länder würden aufweisen können. Ich werde diesen wichtigen und interessanten Gegenstand im nächsten Briefe im Zusammenhange behandeln; für jetzt sei nur so viel des Zusammenhanges wegen angedeutet, daß die Tertiärbildungen bei weitem die vorherrschendsten sind, welche in ihrem Schooße die unermeßlichen Salzlager, den unerschöpflichen Reichthum Siebenbürgens, einschließen. Auch den Gebreichthum verdankt Siebenbürgen diesem Tertiärgebirge, so wie mehre Edelsteine und sonstige werthvolle Mineralien. Nächst dieser Gebirgsart sind der Glimmerschiefer und Gneis die verbreitetsten, da die Hauptzüge unserer Gebirge aus dieser Felsart bestehen.

Kalke von verschiedener Structur und verschiedenen Formationen angehörend treten an vielen Puncten mächtig auf, so z. B. im nördlichen Siebenbürgen als Uebergangskalk, im östlichen Theile z. B. bei Kronstadt als Jura. Trachite und Porfire finden wir zusammengehangen im östlichen Siebenbürgen, wo der Büdöspeg als ein im Innern noch thätiger Vulkan anstritt, indem derselbe noch heute in bedeutender Menge schwefelige Gasarten entwickelt. — Basalt, Granit, Syenit u. s. w., so wie die meisten technisch wichtigen Erze und Metalle kommen hier vor, unter denen die drei Tellurerze, Tellurglanz, Weißtellurerz, Schrifttellurerz als mineralogische Raritäten erwähnenswerth sind, da auf der großen Erde nur Siebenbürgen zuverlässig in deren Besitz ist. Auch das Vorkommen des gediegenen Bleies ist in Siebenbürgen mit Bestimmtheit nachzuweisen.

Eben so reich wie im Mineralreich, ist Siebenbürgen auch in den beiden andern Reichen, im Pflanzen- und Thierreich vertreten, und es ist dieses Land auch in den letzteren Beziehungen als ein Punct zu betrachten, wo die Gebilde der verschiedenen Himmelsgegenden und Regionen der mannigfaltigsten Fiorengebiete Faunen und Bodenarten noch einmal auftreten, um so den Uebergang der westlichen Formen zu den östlichen zu vermitteln. Denn einige Pflanzen- und Käferarten haben in Siebenbürgen ihre östlichste, andere wieder ihre westlichste Verbreitung, und in dieser Hinsicht ist es so interessant als wichtig, dieses Land in naturwissenschaftlicher Beziehung zu studiren. Und eben so mannigfaltig, als die Gebilde der Gegenwart, zeigen sich auch die vorweltlichen die dem Schooße der Erde entwundenen Petrefakten, diese Denkmünzen der Schöpfung, deren Studium in der Neuzeit ebenfalls auch in Siebenbürgen Raum gewonnen hat.

Die geografische Lage Siebenbürgens ist insoferne nicht sicher bestimmt, als diese von den verschiedenen Autoren etwas abweichend angegeben wird. Nach den mir zu Gebote stehenden Hilfsmitteln ist die s. Länge 40° 44′ 4″, die n. Breite 45° 12″ — 47° 41″ der Längenerstreckung von der Insel Zerro. Siebenbürgen grenzt an die Wallachei, Moldau, Bukowina, Ungarn und an den Banat. Der Durchmesser von Süden nach Norden beträgt 32, der von Osten nach Westen 42 deutsche Meilen. Der Umfang beträgt 160 Meilen und der Flächeninhalt 1200 □Meilen. — Siebenbürgen erstreckt sich fast über vier geografische Längengrade, und zwei Breitengrade ohne von Süden nach Norden über einen ganzen und zwei halbe, und von Osten nach Westen über fast vier Grade. Die Breitengrade betragen in Siebenbürgen 14½, die Längengrade 10½ Meilen, was mit dem oben angegebenen Flächeninhalt ziemlich übereinstimmt. Die absolute Höhe Siebenbürgens beträgt in der niedrigsten Elevation bei Zám 560 Fuß, in der höchsten, auf dem

Digitized by Google

Negoi, 8040 Fuß, woraus sich eine Steigung oder relative Höhe von 7480 Fuß ergibt.

Siebenbürgen hat fast die Form und Größe von Böhmen und auch namentlich im Westerlande viele physiognomische Aehnlichkeit; und wie dieses letztere den nordwestlichsten Vorsprung der österreichischen Monarchie bildet, so liegt Siebenbürgen im Südosten derselben, als eine natürliche Warte. Das deutsche Mutterland hat hier seine Söhne als Hüter deutscher Gesittung, deutscher Sprache und deutscher Treue vorgeschoben, die sich aber auch ihrer Ahkunft, ihres Stammes würdig gezeigt, und seit längere als siebenhundert Jahren, trotz der fortwährenden Stürme und Kämpfe mit räuberischen Horden und barbarischen Nachbarn, sich aufrecht erhielten. — Die deutsche zähe Natur bewährte sich auch hier, denn mit dem Schwerte in den Zähnen trieben die dortigen Deutschen Wissenschaft und Gewerbe, erkämpften und erarbeiteten sich einen allgemeinen Wohlstand, wo ein anderes Volk unbedingt den Siegern zur Beute geworden wäre. Ihr echter Bürgersinn, ihre Liebe für friedliche Gewerbe und für Erhaltung ihres glücklichen Zustandes hat sich in den letzten, traurigen Epochen Siebenbürgens wahrlich bewährt. Sie besitzen alle Tugenden, aber leider auch alle Fehler der Deutschen. — Der Siebenbürger Deutsche liebt sein Vaterland leidenschaftlich und er hat gerechten Grund dazu, denn ein schöneres Land kann er nicht leicht finden.

Von welcher Seite oder Himmelsgegend der deutsche Reisende Siebenbürgen auch betreten mag, immer wird er höchst angenehm überrascht werden, sich plötzlich in ein deutsches Land versetzt zu sehen. Und ob er nach einer langen Reise aus Ungarn, aus der Wallachei, Moldau oder aus der Bukowina bad Sachsenland betritt, so wird der Eindruck gleich wohlthuend wirken, sich in freundliche deutsche Dörfer und Städte versetzt zu sehen, wenn gleich die etwas flämisch klingende sächsische Sprache oder Mundart ihn zuweilen in kleine Verlegenheiten versetzt.

Wie nun die klimatisch-geographischen Verhältnisse Siebenbürgens einen ganz eigenthümlichen Einfluß auf die dortige Existenz der drei Naturreiche ausüben, indem manche organischen Formen nach einem Sprunge von hundert und mehren Meilen hier plötzlich wieder sporadisch auftreten und diesem Gebiete einen eigenthümlichen Charakter, eine reizende Fisiognomie verleihen; so könnten wie ein eben so vielseitiges und pittoreskes Bild von den Bewohnern desselben entwerfen, wenn der Raum dieser Zeitschrift es gestatten würde. — Aus der Natur eines Landes entspringen der Charakter, die Lebensweise und die Lebensbedürfnisse der Bewohner und nach diesem Gesichtspuncte lassen sich die dortigen Zustände der Völkerschaften beurtheilen und rechtfertigen. — Siebenbürgen wird von den meisten Reisenden sehr falsch beurtheilt, je nach dem Zweck und den Fähigkeiten derselben, und so kommt es denn, daß der Eine es für ein gelobtes Land hält, wo der Wein in den Bächen fließt und man nur zu rufen darf: „Bratet euch doch!“ während der Andere es für ein Bärenland ausschreit. Es ist wahr, der Reisende begegnet hier manchen Fatalitäten und hat mit Entbehrungen und Strapazen aller Art zu kämpfen, welche jedoch meistens nur in der Unkenntniß des Landes und der derzeigen Sprachenverschiedenheit ihren Grund haben. Der fremde Naturforscher empfindet vor allen Reisenden den rohen Zustand dieses Landes schmerzlich, da derselbe vorzugsweise in solche Gegenden eindringt, wo die Cultur noch wenig Eingang gefunden, und wo man daher jeden Fremden mit Mißtrauen empfängt und mit gemeiner Gewinnsucht zu überlisten sucht; diese Uebelstände aber trifft man in allen Gegenden, welche wenig bereiset werden. Wer auf der Reise die Bequemlichkeiten seines Hauses finden will, der bleibe zu Hause. Wer die Mühe des Gebirgsteigens scheut, der verzichte auf den Genuß, welcher ihn oben erwartet; und vorzugsweise darf ich dieses den Naturfreunden, welche Siebenbürgen zu diesem Zwecke bereisen, zurufen. Die Art und Weise, wie man naturwissenschaftliche Reisen und Excursionen in Siebenbürgen mit Vortheil bewerkstelligen kann, werde ich in einem spätern Briefe auseinandersetzen.

Was die Herstammung der Benennung „Siebenbürgen“ anbetrifft, so war es mir nicht möglich etwas Bestimmtes darüber zu erfahren, da die derzeitigen Geschichtschreiber in dieser Hinsicht selbst nicht einig sind. Dieses Land heißt auf lateinisch Transsilvania, Land jenseits des Waldes, ungarisch Erdely, was dahselbe bedeutet, wallachisch Tzara ardialaszke — Die deutsche Benennung „Siebenbürgen“ leiten die Meisten von „sieben Burgen“ her, welche im Burzenlande, Kronstädter Distrikt, sich befunden haben und theilweise noch vorhanden sind, namentlich: Marienburg, Heldenburg, Schwarzburg, Törzburg, Rosenauer Burg, Brashoviahburg (Kronstadt) und Kreuzburg. Daß diese Burgen von den deutschen Ordensrittern herstammen, ist nicht zu beweiseln, wohl aber, daß von diesen Siebenbürgen seinen Namen erhalten haben sollte, da das Burzenland, in welchem diese Burgen liegen, später als das übrige Siebenbürgen cultivirt worden zu sein scheint. Den Römern scheint dieses Burzenland nicht bekannt gewesen zu sein, da dessen in ihren Schriften keine Erwähnung geschieht, während dieselben des übrigen Siebenbürgens, wo sie sehen Colonien angelegt und Salzgruben im Betriebe hatten, genügsam erwähnen.

Südslavische Bilder.

Von Dr. Blasius Freyer Klun.

II.

Kaum dem Namen nach bekannt, lebt ein rauher, kräftiger Volksstamm im südöstlichsten Theile Krains. Es sind die **Uskoken**, deren Geschichte, Sitten und Gewohnheiten das Bild eines im Urzustande lebenden, nur im Bewußtsein roher Kraftentwicklung sich stark dünkenden Volkes uns vorführen.

Der Landstrich, den sie bewohnen, wird von dem nach ihnen genannten „Uskokengebirge“ — slavisch Gorianze — bei 4 Meilen in der Länge und 2 Meilen in der Breite durchzogen, und zwar von der Heerstraße von Neustadt nach Möttling hin, über St. Georgen und Budinaf bis an die Bregana, die nahe bei Mokrij hinabfließt, dann von der Staatsoberschaft Landstraß bis an die Kulpa. In der Mitte des Gebirgszuges liegt auf einer ziemlichen Anhöhe das alte Schloß Sichelberg, ehemals Sicherberg, dann Sichelburg, in der Landessprache Schumberg genannt.

Vor fast drei Jahrhunderten hatte Erzherzog Carl zu Oesterreich, der Karsthadt zur Grenzveste organisirte, türkischen Ueberläufern aus Bosnien hier ihre Wohnsitze angewiesen; ihr Name selbst ist ein redendes historisches Denkmal, denn skokshiti, uskokshiti heißt springen, überspringen, — uskok also ein Ueberspringender, ein Ueberläufer. Auf Sichelberg wurde eine „Ober-Hauptmannschaft“ als Regierung für die Uskoken errichtet, in welcher die von dem Zitzerzien'serstifte Landstraß (Landestroß), von der Karthause Pletterjach und von dem Gute Preisel abgelösten bedeutenden Liegenschaften einverleibt, und den Ankömmlingen zur Urbarmachung übergeben wurden.

Es liegt nicht in meinem Plane, die vielen Kämpfe dieses slavischen Stammes gegen die Türken im 15. und 16. Jahrhunderte hier ausführlich zu erzählen; eine übersichtliche Darstellung wird genügen, dem Leser ein Bild des äußeren Lebens dieses Volkes vor die Augen zu bringen. Anfänglich waren es Religionsstreitigkeiten — sie bekennen sich zur griechischen Kirche, welche sie gegen ihre türkischen Unterdrücker zu Feindseligkeiten anfeuerten; später wuchs der Zwist zum tödtlichen Hasse, der sich ungeschwächt bis auf unsere Tage fortgeerbt hat. Stamm und Religion, Türkenhaß, Kampflust und Rachegier stellen sie so ziemlich in eine Kategorie mit den heutigen Montenegrinern. Nach der ersten Auswanderung aus der Türkei erhielten sie zu Anfang des 16. Jahrhunderts die Erlaubniß, sich in und um Glissa niederzulassen. Allein einerseits trieb sie der unwirthbare Boden an, auf andern Wegen ihre Nahrung zu suchen, anderseits ließ ihnen ihre wildes, kriegerwohntes Leben keine Ruhe; der Kampf war ihnen Bedürfniß, war ihre Lieblingsbeschäftigung. Diese Zeit ist reich an blutigen Fehden, an Grausamkeiten, wie an Heldenthaten. Nicht bloß gegen die Türken unternahmen sie ihre Raubzüge, sie waren auch kühne Piraten im adriatischen Meere, plünderten die Inseln, und die verwegenen, grausamen Räuberein auf den Inseln Pago und Veglia sind nicht die einzigen, von denen die Geschichte meldet. Die saß allmächtige Lagunenkönigin Venezia kam wegen der frechen Piraten in Konflikte mit der Türkei, welche durch einen eigenen Abgesandten der Republik erklären ließ, sie werde in das adriatische Meer eine Flotte senden, falls diesen räuberischen Unwesen nicht von Seite der Republik das Handwerk werde gelegt werden. Venedig wendete sich nach Wien und wünschte die Entfernung der Uskoken von der Küste; der Kaiser erklärte jedoch, auf diesen Wunsch nicht eingehen zu können, da hierdurch das Volk sogar dazu gezwungen werden könnte, in seiner Verzweiflung vom christlichen Glauben abzufallen; zudem seien die Uskoken die beste Schutzwehr gegen den Erbfeind des Christenthums, der hiedurch vom weiteren Vordringen zurückgehalten werde. Erneuerte Kämpfe der Uskoken gegen die Türken, die auf beiden Seiten mit mehr als vandalischer Grausamkeit geführt wurden,

Digitized by Google

dann die Angriffe der Uskoken auf venezianische Schiffe und ihre Besitzungen, endlich der zwischen Ferdinand und Venedig behufs ausgebrochene Krieg bewogen Oesterreich, dieses nicht zu bändigende Volk von der Küste nach dem Innern zu übersiedeln.

Nach den Archivsakten der Stände Krains ergibt sich die Epoche der ersten Ansiedlungen in Krain schon um das Jahr 1530 und 1537. Anfänglich wählte sich diese Horde selbst ihren Hauptmann, in der Folge ernannte der Landesfürst aus ihrer Mitte einen Oberhauptmann, nämlich den Dona Desyotovich. Laut Verordnung ddto. Wien 15. November 1540 wurde sodann vom Landeserwesser und Vicedom in Krain die Pfalz und Herrschaft Schelberg dem Barthelmä von Raunach als ersten Uskoken-Hauptmann übergeben. Die Verwaltung war eine militärische, dem Hauptmann war ein Lieutenant, zwölf Masolen, Wojwoden, und eben so viele Jähnriche untergeordnet, welche von der Landschaft bezahlt wurden. Die übrigen Soldaten erhielten keinen Sold, dagegen aber waren die Uskoken von allen Steuern, Contributionen und sonstigen landesüblichen Giebigkeiten befreit; auch mußten sie im Gränzerte Flun den Wachdienst versehen, welcher monatlich abgelöst wurde. Der Hauptmannschaft unterstanden noch die übrigen in Krain liegenden, von Uskoken bewohnten Ortschaften.

Unter den ihnen ertheilten Rechten und Freiheiten, die sich vorzugsweise auf die Handhabung der Justiz bezogen, ist besonders das Recht hervorzuheben, daß sie im Allgemeinen nach ihren eigenen herkömmlichen Gebräuchen beherrscht werden sollen.

Nach diesem gedrängten historischen Ueberblicke wollen wir auf die innern Zustände, auf das häusliche Leben der Uskoken, einen Blick werfen.

Der einstige Uskoke vereinigte in sich viele der Vorzüge und der Mängel des Südslaven im Allgemeinen, die sich nach und nach verstierten, wovon die Slovenen einen augenscheinlichen Beweis liefern. Wo sind heutigen Tages jene Krainer, welche Valvasor ehemals so lebhaft schilderte? Wäre nicht die Sprache, dieses einzigwahre und dauerende Bindemittel der Glieder Eines Volksstammes geblieben, die Tracht, die Sitten und Gebräuche würden es gegenwärtig kaum ahnen lassen, daß auch die Slovenen — Slaven sind. — Ehemals kennzeichnete den Uskoken sein bis zur Verwegenheit gesteigerter Muth, der in der religiösen Begeisterung und dem unerbittlichen Türkenhasse fest neue Nahrung gefunden, — Verschlossenheit, fast Mißtrauen gegen alles Fremde (ein fast bei allen slavischen Stämmen mehr oder weniger hervortretender Charakterzug), — Liebe zu seinem Stamme wie zur Familie, — Rohe Erinnerung an die thatenreiche Vergangenheit, die mit Hoffnungen auf eine größere Zukunft erfüllt. — In diesen Grundtönen stimmte übrigens mit dem Uskoken der Serbe wie der Montenegriner überein, wie wir es aus den Nationalgesängen, namentlich den serbischen, in denen sich der Südslawismus am Reinsten widerspiegelt, klar ersehen. Aus ihnen lernen wir das ganze geistige Leben dieser Stämme, so wie ihre alten Wünsche und Hoffnungen kennen. Die kräftigen Klänge, die kühne, himmelanstürmende Fantasie mit ihren gigantesken Bildern entfalten vor unserer Seele das lebendige Bild eines, wenn gleich rohen und rauhen, aber selbstbewußten, freiheitliebenden Volksstammes. Jene verfeinernde Halbbildung, welche ihr und da das warme Nationalbewußtsein mit einer blassen kosmopolitischen Färbung übertüncht, und dadurch das eigentlich Nationale erstickt, ist noch immer nicht in dem Maße hinabgedrungen zu diesen urkräftigen Gestalten, daß ihr eigentlicher Typus schon verwischt worden wäre, wie dieses bei den Slovenen leider fast durchgehends der Fall ist. Dessenungeachtet sind viele Eigenthümlichkeiten der Uskoken im Laufe der Zeiten verloren gegangen; der Verkehr mit ihren Nachbarn, so wie die geänderten staatlichen Verhältnisse haben die scharfen Kanten dieses Stammes allmälig abgeschliffen. Die Geschichte aber wird dieses Volksgemälde aufbewahren, welches manche interessante Eingelheit bietet.

Das häusliche Leben der Uskoken war vordem ein patriarchalisches. In dem Einen Hause wohnten 3, vier auch mehr verheirathete Glieder Einer Familie. Der älteste Mann und die jüngste Frau regierten, denen alle Angehörigen gehorchten. Mehr als der Ackerbau zog sie die Viehzucht, insbesondere die Schafzucht an, und der Handel damit war ein gewinnbringender. Die Sparsamkeit aber gehörte eben so wenig zu ihren Tugenden, als die Mäßigkeit. Ihr Hang zum Plündern und Rauben erstreckte sich sogar bis auf die Heirathen; daß fehlte auch hier nicht eine gewisse poetische Weise, die wir in so vielen Anschauungen und Situationen der Uskoken finden. Ward nämlich der Freier mit seiner Bewerbung abgewiesen, so versammelte er fünf, zehn auch mehr seiner Jugendgenossen, stürmte das Haus seiner Erkornen, die er raubte, und ritt mit seiner Braut bis zum nächsten Popen oder Kologer, der das Brautpaar einsegnete. Gewöhnlich währte man hierzu jene Zeit, wenn die männlichen Verwandten außer dem Hause ihren Wachdienst versahen; das übrigens bisweilen dabei auch wacker gekämpft wurde, wenn man zufällig einen Angriff erwartet hatte, ist leicht begreiflich. Diese Sitte des Jungfernraubes unterlagte indessen schon der erste Schelberger Oberhauptmann auf's Strengste, und die dabei Betretenen bestrafte er mit einer erheblichen Geldbuße. Wenn hingegen dem Freier die Braut zugesagt wurde, so kam der Devor — Brautführer — mit seinem Pferde vor das Haus, hob die Braut vor sich auf den Sattel, verhüllte ihr den ganzen Kopf mit Tüchern, damit sie den Rückweg zu ihrem elterlichen Hause nicht mehr fände, und sprengte mit ihr zur Kirche. Vor dem Popen wurde ihr die Vermummung abgenommen, die Trauung ging vor sich, wobei der Pope mit Rosen das Brautpaar bekränzte. Die Taufe wurde erst vorgenommen, wenn die Kinder etwas erwachsen waren.

Das Sinnige, Poetische, das wir so häufig in den Gebräuchen eines Volkes finden, so lange es noch frei fast im Naturzustande lebt, kontrastirt seltsam mit den Aeußerungen roher Gewalt, welche bisweilen unmittelbar jener poetischen Anschauung folgen; und doch sind beide Erscheinungen nothwendige Folgen ihrer Lebensweise. Das Leben in der freien Natur weckt und nährt die zartesten Gefühle im menschlichen Busen; die materielle Seite des Lebens, der Drang nach Wohlbefinden ruft nothwendig jene Kämpfe hervor, welche mit um so größerer Roheit geführt wurden, als die allgemeinen Humanitätsbegriffe, die Civilisation, noch wenig Eingang bei den Kämpfern gefunden haben. — Erstaunte ein Uskoke derart, daß man an seinem Aufstammen zweifelte, so mußte sich der Kranke nach stell waschen, damit er rein vor dem Richter in jener Welt erscheine. Man rröstete man den Sterbenden, erzählte ihm seine Heldenthaten, die ihn bei der Nachwelt verewigen sollten, und schilderte ihm das Jenseits in hoffnungsreichen Bildern. Auf der Reise nach jener Welt, hieß es, werden ihn die Engel begleiten und ihm seine tapferen Thaten vorerzählen. Ein Engel wird voran schweben mit dem Säbel, mit dem er so ritterlich gegen die Türken gekämpft, — andere werden die errungene Beute tragen; ein Engel werde die Schafe, ein anderer die Ziegen und Böcke, ein dritter die Pferde und Stuten, die er mit freier Hand in fremden Orten erbeutet, vor ihm herreiben. Beruhigt durch diese Tröstungen gab er seinen Geist auf. Die Leiche wurde sodann unter irgend einem Baume begraben, — Friedhöfe hatten die Uskoken nicht — nachdem man ihr vorerst ein Stückchen Brot und eine Geldmünze als Wegzehrung mitgegeben hatte. Der Grabhügel wurde mit zwei großen Steinen, einer an der Stelle des Kopfes, der andere an jener der Füße beschwert, damit der Todte nicht mehr aufstehen und im Hause „umgehen" könne. Nachdem noch der Pope vier Gulden bekommen, war die ganze Function beendet.

Starb ein Kind, so trug es die Mutter in der Wiege auf ihrem Kopfe nach dem Begräbnißplatze. Während der Leichnam eingescharrt wurde, machte die Mutter dem Tode die bittersten Vorwürfe, daß er ihr einen künftigen Helden entrissen. Dann ward sie die Wiege auf das Grab, sprang so lange auf derselben herum, bis sie zerträmmert war und brulte bazwischen heilaüg Folgendes: „Du bäßlicher, unerfättlicher Tod, hast du mir mein Kind gefressen, nun so freß auch noch die Wiege, damit du daran ersticken mögest und stopfe damit deinen Mund, daß dir alle Zähne daran brechen." Somit war dem mütterlichen Zartgefühle Genüge gethan.

Sehen wir uns zum Schlusse noch die alte Tracht dieses Volksstammes an: Die Frau trug einen langen Oberrock ohne Aermel, die Brust zierte ein buntes Tuch; auch der Unterrock war von bunter Farbe, doch waren blau und roth vorwiegend. Die Fußbedeckung war eine einfache Sohle, die über den Rist mit sich kreuzenden Riemen befestigt war. Arme Leute bereiteten sich die „Opanke" genannte Fußbekleidung aus ungefärbter Thierhaut, die mit einem Stricke an dem Fuße festgebunden war. Den Kopf umwickelte man mit einem bunten Tuche. Der Mann trug auf dem Kopfe ein kleines Käppchen, das mittelst einer Schnur unter dem Kinn befestigt wurde, damit es nicht herabfiele, einen Oberrock, enganliegende Beinkleider und Opanke an den Füßen. Der Bart wurde in der Regel nicht geschoren, dagegen das Haupthaar kurz geschnitten, mit Ausnahme eines Zopfes. Der Kologer trug einen breiträmpigen Hut und einen langen Oberrock.

Wie bereits oben erwähnt, hat sich der eigenthümliche Charakter der Uskoken in Gebräuchen und in der Tracht schon vielfältig verloren, und in nicht ferner Zeit dürfte nur noch das „Uskokengebirge" ihren Namen in der Geschichte bewahren.

Digitized by Google

Belisar.

Als einst in Stambuls Straßen die Pest wild gehaust,
Da flog von Sirions Feldern im Sturm heran gebraust
Und schlug von Thron und Kaiser die trauende Gefahr:
Justinian's großer Feldherr, der treue Belisar.

Karthagos steile Zinnen, sie trugen hoch und hehr
Ohrfom'sche Siegesbanner zu Hildrichs Ehr' und Wehr,
Und fragt ihr, wer die Stütze dem Freund des Kaisers war:
Justinian's großer Feldherr, der treue Belisar.

Zum zweiten Male rüstet sich Gelimer's Heeresmacht,
Zum zweiten Mal erliegt sie in heißer blut'ger Schlacht;
Die Länder der Vandalen beingt seinem Kaiser dar:
Justinian's großer Feldherr, der treue Belisar.

Italiens Macht gebrochen, Neapel heiß erstürmt,
Ob sich auch Fehr und Grausen in Rom entgegenhörmt:
Kämpft dort für seinen Kaiser neun Tage und ein Jahr:
Justinian's großer Feldherr, der treue Belisar.

Ravennas Thore öffnen dem Sieger sich allein,
Der Gothen Königswürde nimmt listig er zum Schein;
Doch in Ravennas Thoren verschmäht sie wunderbar:
Justinian's großer Feldherr, der treue Belisar.

Solch' felsenfeste Treue krönt Huld nicht und nicht Lohn,
Verjubelt Mißtrau'n heget noch Justin's Schwesterssohn;
Was Roses Aug' gesponnen, das nimmt mit Schmerzen wahr:
Justinian's großer Feldherr, der treue Belisar.

Da rückt vor Stambuls Mauern der Feind, der Schrecken bringt,
Es zittern Thron und Kaiser, das Volk, das ihn umringt,
Doch mit gerissten Fahnen schlägt Sieg' und Beute: Bulgar:
Justinian's großer Feldherr, der treue Belisar.

Und als nach solchen Thaten, die ruhmvoll er vollführt,
Sich in der Hauptstadt drohend Verrath und Meute rührt,
Da wird der Schuld verdächtigt der Held mit greisem Haar:
Justinian's großer Feldherr, der treue Belisar.

Der rief den Ruhm des Kaisers in drei der Welten trug,
Der einst die schwersten Streiche, die kühnsten Schlachten schlug,
In Stambuls Straßen bettelt, gebracht um's Augenpaar:
Justinian's großer Feldherr, der treue Belisar.

Wenn die Posaune dröhnet dereinst in wilder Macht,
Dann schmettert die Fanfare wie einst in blut'ger Schlacht,
Und wieder naht dem Kaiser mit seiner Heldenschaar
Justinian's großer Feldherr, der treue Belisar,

Die jener Morgen dämmert im wärmsten Sonnenlicht,
Die Auferstehungslande in alle Gräber bricht:
Träumt mild auf seinen Lorbern der ritterliche Aar,
Justinian's großer Feldherr, der treue Belisar.

Wien. Ludwig Adolf Staufe.

Das Schloß Mirelemont.

Novelle von Adolf Ritter von Tschabuschnigg.

(Fortsetzung.)

Dies Mißtrauen seines Vorhabens war nicht geeignet, die Abschiedsstunde zu verschönern, dennoch wurden die äußern Formen nicht verletzt. Die Gräfin begleitete ihn bis an den Wagen und reichte ihm zum Abschiede die Hand, die er flüchtig an die Lippen führte. Der Bailli geigte sich bis zum letzten Augenblicke freundlich und geschäftig; er bestand darauf, seinen Vetter bis zur nächsten größern Stadt zu begleiten; es gewann fast den Anschein, als ob er sich von dessen wirklicher Abreise Gewißheit verschaffen wollte.

Die Männer waren abgereist, Gräfin Claudia begleitete ihr Kind auf dem gewöhnlichen Spaziergange, zu welchem dieses alle Tage in den Thiergarten getragen wurde. Man konnte ihrem Aussehen und Betragen keine Bewegung ansehen, vielleicht erschien sie sogar etwas lebhafter, als gewöhnlich; es war für sie eben ein Tag, wie jeder andere.

Nach der Tafel zog sie sich in ihr Zimmer zurück; sie schien dort für sich allein einige Geschäfte abthun zu wollen, denn sie untersagte jede Störung, ließ sich von ihrer Kammerfrau sehr frühzeitig das Nachtkleid reichen und entfernte dann die Dienerschaft aus ihren Gemächern.

An dem Tage, von dem wir eben sprechen, fuhr ein Geschäfte, mit einem Pferde bespannt, das Seitenthal der Ardennen herein, in dessen Hintergrunde Schloß Mirelemont gelegen war. Der Miethkutscher nickte fast auf seinem Sitze, das Roß ging, wie es ihm beliebte; im Wagen aber saß eine einzelne Person, die sich in die Ecke desselben drückte, jedoch nichts desto weniger mit Anstrengung nach beiden Seiten des Thales blickte, wie sie sich allmälig im Glanze der untergehenden Sonne entwickelten.

Es sing bereits zu dämmern an, als der Wagen am Fuße des Schloßhügels ankam; sein Besitzer bezahlt zu halten und sprang bald darauf aus dem Wagen. Er bezahlte das Fahrgeld und entließ den Kutscher, indem er vorgab, den kurzen Weg bis zur Försterwohnung zu Fuße zurücklegen zu wollen, um dort liebe Freunde zu überraschen.

Der Fährmann war damit zufrieden und wendete den Wagen nach kurzem Gruße, um noch vor völliger Nacht eine Herberge zu erreichen, die er beim Hereinfahren mitten im Thale entdeckt hatte.

Der Jüngling, der den Wagen verlassen hatte, hielt eine Weile an und schien mit bewegtem Blicke das Schloß oder dich zu betrachten. Er war nicht von hohem Wuchse, sein Gesicht erschien zart, und von blassen, schönen Zügen, schwarzes Haar hing in seinen Nacken und ein feiner Schnurrbart stand auf seiner Oberlippe. Obwohl er sein zwanzigstes Jahr nicht lang überschritten haben mochte, lag es doch fast wie Kummer in seinem Gesichte, die Bitterkeit des Lebens schien ihm nicht mehr fremd zu sein. Er zeigte heftige Gemüthsbewegungen, erst nach einer Weile hatte er die nöthige Fassung gewonnen, um seinen Weg zu verfolgen. Er schritt rasch in den Thiergarten und verfolgte einen schmalen Pfad, der zum Schlosse führte. Als er den Saum des Gehäges erreicht hatte, hielt er an und sah vorsichtig umher, um sich zu überzeugen, daß ihn Niemand beobachtete.

Dann schlich er im Dunkel der Nacht über die Esplanade und verschwand gleich darauf im Schlosse. Der junge Mensch mußte sich im Innern desselben gut auskennen, denn er ging nicht gegen die große steinerne Treppe, sondern eilte über einen langen schmalen Gang. In der Hälfte desselben fuhr er an die Wand, drückte an einer Niete, die er mit Sicherheit zu finden wußte, und befand sich unmittelbar darauf auf einer gehelmen Treppe. Er verfolgte lautlos ihre Wendungen, öffnete vorsichtig mit einem zweiten Drucke auf ein Geheimniß eine Tapetenthüre an ihrem obern Ende, und trat im nächsten Augenblicke geräuschlos in den Alkoven eines prachtvollen Zimmers, wo ihn schwere seidene Vorhänge von dem eigentlichen Raume trennten. Es war mäßig erhellt; noch ein paar Schritte und der junge Mensch befand sich an einer Spalte der Gardinen und konnte das Zimmer völlig überschauen.

Im Kamine brannte Feuer und warf abwechselnd einen rothen Widerschein über die Wände, auf denen sich dabei die Athenbilder fast zu bewegen schienen. Am Schreibtische saß eine Dame und blätterte in Papieren. Dem jungen Menschen hinter dem Vorhange schlug das Herz fast hörbar, als er sie erblickte. Er hielt sich an die Pfosten des Bettes, gleichwohl war er ihre Züge aufzufassen bestrebt.

So mochte er eine Viertelstunde gelauscht haben, als er hinter sich die Treppe herauf ein Geräusch vernahm, es waren offenbar Tritte. Er hatte kaum Zeit genug, sich an die Wand zu schmiegen, als ein Mann an ihm vorübereilte und, indem er die eine Hälfte des Vorhangs aufriß, auf das Parket des Zimmers hinaustrat.

Die Dame am Schreibtische war unmerklich aufgefahren, als sie die Tritte sich nähern hörte, jetzt, da sie den Eintretenden erkannte, lehnte sie sich mit absichtlicher Nachlässigkeit wieder in den Lehnsessel zurück. Langsamen Schrittes trat er an sie heran, sie hatte das Gesicht gegen ihn gewendet, schwieg aber eine Weile, wahrscheinlich wollte sie ihm nicht durch ihre unsichere Stimme die innere Bewegung verrathen.

Jetzt hielt er nahe vor ihr; sie hatten sich Auge in Auge gefaßt.

„Sie sind es, Roderich," begann die Gräfin endlich und man merkte kaum noch ein leises Beben am Beginne ihrer Rede. „War Ihnen der Abschied zu wenig romantisch," fügte sie ohne Zögern bei und hatte ihre Fassung wieder gewonnen, „daß Sie vergeß'ne Zärtlichkeiten so schnell nachholen kommen?"

„Ich will Sie damit nicht belästigen, Madame, ich weiß, sie stehen bei Ihnen in demselben Preise, wie bei mir ihre Wiege."

„Meine Wiege kommen mir wenigstens vom Herzen, das darf ich Sie aufrichtig versichern."

„Ich bin nicht minder ehrlich als Sie, d'rum halte ich mit den Zärtlichkeiten an mich."

„Wozu länger diese Spitzfindigkeiten? Wir sind uns klar, wir lieben

Digitized by Google

uns nicht, wir — sind uns gleichgiltig, — also zur Sache: Sie sind unerwartet zurückgekehrt, womit kann ich dienen, mein Herr?“

Der junge Mensch hatte in seinem Verstecke wieder den günstigen Platz, von dem er das Zimmer überblicken konnte, eingenommen. Claudia lag in ihrem Stuhle, den Kopf rückwärts an die Lehne gelegt, ihr Gatte stand vor ihr und stützte seine rechte Hand an den Bord des Schreibtisches. Der junge Mensch horchte in größter Aufregung, es ging ihm kein Wort von ihrer Unterhaltung verloren.

„Sie haben Recht, Gräfin Claudia, zwischen uns geziemt sich mindestens Wahrheit. Also zur Sache: Ich habe Ihnen kurz vor unserer Trauung ein Papier übergeben, Sie erinnern sich wohl noch daran?“

„Wie sollte ich es vergessen haben? hatte ich den Besitz meiner Hand doch von der Ausliefernng dieser Urkunde abhängig gemacht.“

„Ich könnte der Behauptung in dieser entschiedenen Fassung eigentlich widersprechen, doch es wäre überflüssig. Wenn es der Wahrheit auch näher stände, daß ich diese stolze Hand bei so bestimmter Forderung denn doch verschmäht hätte: was liegt daran, wie sich die Sachen verhielten? Ich übergab Ihnen damals die verlangte Urkunde und komme jetzt, sie wieder zurückzufordern.“

„Ei, mein Herr, Sie wähnen sich die Stunde dazu vortrefflich, es ist Nacht und der Ballsi, mein Beschützer, ferne.“

„Ihrem Ehegatten gegenüber bedürfen Sie keines Beschützers. Hätte sich der Vetter nicht den ganzen Tag über als lästiger Zeuge in unsere Nähe gedrängt, ich hätte das Geschäft gern zu gelegnerer Zeit abgethan. Ich verlasse mein Vaterland für lange Zeit, wer weiß, ob ich je wiederkehre, ich will meine Angelegenheiten vorher geordnet wissen.“

„Sollte nicht am besten für Recht und Ordnung gesorgt bleiben, wenn Ihre Gemahlin das Dokument wie bisher verwahrt?“

„Dies zu entscheiden, überlassen Sie mir, ich verlange es zurück.“

„Mit welchem Rechte, da Sie es mir freiwillig, ohne Vorbehalt überliefert haben.“

„Ich würde nicht auf Rückstellung dringen, wenn nicht außer mir noch ein Wesen auf diese Urkunde Anspruch hätte, — ein Wesen, das in diesen Hallen keinen Vertreter besitzt, wenn nicht ich seinen Schutz übernehme.“

„Was geht mich die Dame an, zu deren Ritter Sie sich aufwerfen? Waren Sie nicht berechtigt über jene Urkunde zu verfügen, warum haben Sie Ihre Befugnisse überschritten; ich hatte mit jener Dame nie etwas zu schaffen.“

„Eben weil ich gefehlt habe, will ich es wieder gut machen. Claudia, geben Sie mir den Trauungsschein.“

„Wissen Sie wohl, Roderich, daß es in Belgien nicht viele und Ebenbürtige gibt, die, selbst mit jenem Trauungsscheine vor den Augen, seinem Inhalte Glauben zu schenken geneigt wären?“

„Aber Sie kennen die Wahrheit seines Inhalts.“

„Woher wissen Sie das? Ich habe oft gehört, daß man mit Geld sehr leicht derlei Bestätigungen erhält, auch wenn ihr Inhalt eine Lüge ist.“

„Daß in meinem Falle dies nicht eintritt, mögen Sie daran erkennen, daß ich den Schein, der diese Trauung bestätigt, so dringend zurückfordere. Obwohl sie wirklich statt hatte, wäre ich doch nicht mehr im Stande, eine zweite Urkunde darüber zu erhalten.“

„Und kann nicht auch ich diesen Trauschein verbrannt haben?“

„Das thaten Sie nicht, denn Sie haben mir gelobt, ihn zu bewahren, und Gräfin Claudia bricht nicht ihr Wort.“

„That ich es nicht, nun wohl, jetzt darf ich es, denn auch Sie verbrachen mir, ihn niemals zurück zu begehren. Sie brachen Ihr Wort zuerst; wir sind quitt!“

„Claudia, ich bitte Sie im Namen einer Schuldlosen; es ist ein Weib, das ohne diese Urkunde ihrer Ehre dieselbe für immer verlustig ist.“

„Glauben Sie, daß diese Waare auch bei Dirnen hoch im Preise steht?“

Roderich erfaßte Claudia's Arm und blaß zu Tode schüttelte er ihn heftig. Die Gräfin unterdrückte stolz jedes Zeichen des Schmerzes.

Er ließ ihn schnell wieder fahren, und fuhr sich heftig über die Augen.

„Ei sehe da,“ entgegnete sie mit zornigem Hohne, „wie weit Sie die Vertheidigung einer Dame führen kann, auch, wenn sie, wie gesagt, nur eine — Dirne ist.“

Die Gräfin hatte unterdessen den Dolch ergriffen, der als ein altes Erbstück auf ihrem Schreibtische lag, war rasch aufgesprungen und hinter den Sessel getreten.

Der Graf schleuderte einen Blick voll Wuth auf seine Gattin.

„Aufrichtig, Herr Graf, ich habe an das Märchen jener Hochzeit nie geglaubt und Ihnen diese Jugendsünde längst vergeben. In der Regel macht derlei die Herren noch in spätern Jahren interessant, bei Ihnen hat sich der poetische Glanz leider zu frühe verflüchtigt.“

„Madame, meine Person steht Ihnen gutem Einfallen jederzeit zu Diensten, aber bezeichnen Sie nicht jenes Wesen, aus dessen Armen Sie mich verlockt, dessen Tugend für Ihre Begriffe zu hoch ist.“

„Ich gestehe, die Tugend, für die Sie schwärmen, ist für mich allerdings zu sublim,“ erwiederte die Gräfin mit bebender Stimme und hielt den Dolch entschlossen in der Rechten, „ich kenne nur die Tugend meiner Standesgenossen und diese ist die Ehre. Ich zweifle nicht, daß meine Aeltermütter mit den Schwachheiten ihrer Ehegatten stets die mögliche Nachsicht hatten, auch ich bin dazu bereit, aber in unserm Stammbaume, Herr Graf, wurden gemeine Dirnen und ihre Nachkommen bisher noch nicht eingetragen. Verlassen Sie mich!“

„Nicht eher, bis Du mir den Trauschein zurückgestellt hast. Fische, wie Du willst, Schlange, aber Rosamunden's Trauschein gib mir wieder!“

„Ich sehe, ich muß die Farce für immer enden. Ich könnte nach meinen Dienern schellen, Herr Graf, aber ich vermeide gerne Aufsehen. Der bessere Ausgang liegt näher. Hier ist jenes Papier.“ Claudia nahm es mit der Hand aus den Briefschaften, die vor ihr lagen, und schwang mit der Rechten den Dolch, daß die Klinge und die Rubinen am Griffe funkelten, — „hier ist jenes Papier,“ schrie sie, „aber dort jene Flammen sollen es augenblicklich verzehren.“

Sie sprang hinter dem Schreibtische hervor, an Roderich vorüber und wollte zum Kamine eilen. Mit einem Satze war ihr Gemahl hinter ihr und hatte sie an der Hand erfaßt. Sie hatte das Papier in diesem Augenblicke eiligst in ihrem Gewande verstecki und rang wüthend mit dem starken Manne. Sie mußte unterliegen, er entriß ihr den Dolch und stieß ihn mit zornblickenden Augen. Aber eine plötzliche Bewegung befreite sie wieder aus seiner Hand, sie sprang schnell wie eine Tigerkatze gegen den Kamin, hielt das Papier über ihrem Kopfe und rief. „Dennoch soll es jetzt für immer vertilgt sein!“

Roderich konnte sie nicht völlig mehr erreichen, schon schwang sie die Urkunde gegen die Flammen, da fiel von rückwärts ein Stoß gegen ihren Leib.

Kaum wußte Roderich selbst, wie es geschehen.

Lautlos brach sie zusammen.

In demselben Augenblicke klang's auch hinter ihm wie ein Seufzer und der Fall eines schweren Körpers war vernehmbar.

Kaltes Entsetzen schüttelte Roderich's Glieder. Er zweifelte nicht, daß Claudia's Bildniß von der Wand gestürzt sei, wie Aehnliches wohl oft bei großem Familienunglücke sich nach der Sage mit Ahnenbildern begeben hat. Er blickte um nach der Stelle, die es einnahm; es hing wie sonst an der Wand und starrte theilnahmlos auf die Stelle des Mordes. (Schluß folgt.)

Das liebe Wörtchen.

Von all' den honigsüßen Worten,
Die Lieb' und Freundschaft zärtlich tauscht,
Ist Eines, das zumeist vom Herzen
Zum Herzen dringt und süß berauscht.
Es klingt so lieb, so gut, gemüthlich,
Es ist der liebe Mull-Accord.
Ja, es liegt ein eig'ner heil'ger Zauber
In diesem kleinen lieben Wort.

Es tönt von der Geliebten Lippen
Wie einer milden Engels Gruß;
Es adelt, es erhebt, begeistert,
Und süß ist's, wie der erste Kuß.
Ein Wörtchen ist es des Vertrauens,
Der heile Ton der Harmonie,
Im Liebeseinklang zweier Seelen
Ein Ton der innigsten Sympathie.

Kein Wörterbuch kann es Dir sagen,
Der schönste Vers sagt's nicht sogar.
Der Bruder aber spricht's zur Schwester
Der Freund zum Freunde treu und wahr.
Dies Wörtchen ist des Friedens Bote,
Es wiegt das Herz in sanfte Ruh'
Ein mildes Recht voll Zauberweihe —
Es ist das liebe Wörtchen: „Du!“ —

Graz. J. M. Roggerer.

Digitized by Google

Mitternacht.

Historisch-vaterländische Novelle aus dem XV. Jahrhundert von Josef Babnigg.
(Fortsetzung.)

Wie zu einem großen Feste traten in der Stadt Luck allenthalben sichtbare Verschönerungen ein. Die alten Hausmauern wurden neu übertüncht. Die hölzernen Fensterladen mit bunten Farben überstrichen und der Hauptplatz, so wie die Straße, über welche der noch nie Gesehene zu kommen hatte, mußte mit zwei Reihen grüner Bäume besetzt und der Weg selbst von allem Unrath gereinigt werden.

Der Tag der Ankunft war erschienen. Von Nah' und Ferne strömte das Landvolk festlich gekleidet zur Stadt, um den Kirchenfürsten zu sehen und seinen Segen zu empfangen. Er erschien. Eine hohe ehrwürdige Gestalt aus dem alten deutschen Geschlechte der Olden von Hebenstreite saß zu Pferde, das von goldenen Quasten strotzte und stolz sich bäumte, als wüßte es, wen es unter dem Geläute der Glocken und unter dem allgemeinen Jubel auf dem Rücken trage. Ihn umgaben zahllose Diener, deren Kleidung an Pracht der Stellung ihres hochgebietenden Herrn vollkommen entsprach. Rings herum lag das Volk auf den Knien tief zur Erde gebeugt und bekreuzte sich andächtig und schlug sich renmüthig auf die Brust, sobald der Oberhirt das dreimaliger Zeichen des heiligen Kreuzes über dasselbe machte.

Ganz vor dem Zuge ritten zwei Männer. Ihre Kleidung überstrahlte die Umgebung weit noch an Pracht und Glanz. Einer von diesen war eine oft gesehene und wie es Jedem däuchte, eine wohlbekannte Gestalt. Die Anwesenden wurden in ihrer Vermuthung noch mehr bestärkt, als sich der allgemein Bewunderte vor Mehren verneigte und sie sehr herablassend grüßte. Wer jedoch diese Erscheinung sein mochte, wußte Niemand etwas Nähered anzugeben.

In den Reihen der andächtigen Zuschauer stand auch Thomas mit seiner Familie. Auch er bemerkte diese Person. Ihm zuckte es durch Mark und Bein, als er ihrer ansichtig wurde. Die Gesichtszüge, die Haltung des Körpers, sie hatten so viel Aehnliches mit jenen seines Sohnes Jobst, aber ein schlichter Bauernsohn und das er ohne alle Bildung wie er war, im Dienste des hochwürdigen Herrn sein könnte, dieser Gedanke benahm ihm allen Muth, seine freudigen Muthmaßungen laut werden zu lassen.

Primus, der ihm zur Seite stand, beobachtete unverwandt dessen Gesichtszüge und freute sich heimlich, wie der Böse sich zu freuen pflegt, wenn die letzte Hoffnung des Sterblichen untergehenden ist.

„Ist jener Mann, der rechts dem Zuge vorreitet, nicht unser Jobst?" fragte Minna sich auf den Zehen höher erhebend, um noch einmal über das Gedränge recht zu sehen, ob sie sich nicht getäuscht hätte.

Primus, an den zunächst die Frage gerichtet war, zuckte schweigend und unschlüssig mit den Achseln. Er war wirklich Jobst. Auch er hatte seine Angehörigen bemerkt, sie freundschaftlich gegrüßt, doch die Armen verstanden der ziemlichen Entfernung wegen, die seine Gesichtszüge unkenntlich machte, nicht seinen Gruß, und solchen zu wiederholen erlaubte dem Eilenden der Augenblick nicht mehr, weil sich eben der ganze Zug nach dem Seitenwege wenden mußte, der hinauf zum Wohnsitze des Kirchenfürsten führte, vor dem eine Schaar junger weiß gekleideter Mädchen mit Blumenkränzen geschmückt stand, die mit ihren grünen Zweigen dem hohen Ankommenden den Willkommensgruß entgegen wehete und die mit reinen, hellen Stimmen eben im Chore zu singen begann: „Ecce Sacerdos magnus!" daß es ringsherum, wie von Engelsstimmen durch das Thal wiederklang.

So war der Kirchenfürst von Ferising im Jahre 1411 in seinem Wohnsitze zu Luck eingezogen, vor dem noch bis in die einbrechende Nacht das Volk wartend stand, um wo möglich noch einmal ihren milden Oberhirten zu sehen. Der fromme Wunsch wurde den still Harrenden gewährt. Der Erzhabene erschien noch einmal am hohen Balkone in seinem Ehrfurcht einflößenden Ornate mit der Mitra am Haupte und dem silbernen Krummstabe in der Linken, umgeben von einer zahlreichen Assistenz seines Clerus, und ertheilte auf feierliche Weise seinem treu ergebenen Volke den apostolischen Segen. Nach dieser heiligen Handlung zerstreuten sich die frommen Gläubigen und eilten, hocherfüllt von der Kraft des heiligen Glaubens, ihren Wohnungen zu.

Auch Thomas war mit seiner Familie nach Hause gekommen. Bald darauf trat ein stattlicher Mann in die Stube. Nach dessen Kleidung zu urtheilen, so viel man bei dem matten Lampenlichte entnehmen konnte, mußte er zu dem bischöflichen Gefolge gehören. Es war wirklich so, denn der Eingetretene war Jobst. Stumm sank er von einem Arm in den andern und ruhete endlich in Primus Armen, von dem er sich lange Zeit nicht trennen konnte.

„Tausend Dank dem Schöpfer meines Glückes," rief Jobst, das Schweigen endlich unterbrechend und drückte noch einmal Primus an seine Brust. „Albern bin ich von meiner Heimat fortgezogen, und Gottlob, klüger kehre ich zu derselben zurück," begann er von neuem, sich zu seinen Eltern und Geschwistern wendend, die in neugieriger Erwartung den Sprecher umstanden.

„Heute bin ich vom Dienste frei. Ich benütze den theuren Augenblick, um Euch wieder zu sehen und Euch in Kürze zu sagen, daß ich, statt nach der Freimannsgrube zu ziehen, mich durch Primus Freunde bewogen fand, einen Dienst bei dem neu erwählten hochwürdigen Bischofe von Freisingen, der eben einen der Landessprache Kundigen zu seinem Kammerdiener suchte, anzunehmen. Ich habe diesen Schritt niemals bereut. Mir geht es recht gut, besonders seit jenem Augenblicke, als ich einsehen lernte, daß eitle Schwärmerei zu Nichts als Noth und Elend führe. Auch meine Eltdeth habe ich gesehen. Ich habe sie gesprochen und noch immer meiner eingedenk gefunden. Glaubt mir, meine Vielgeliebten, daß dieses mein Herz doppelt erfreute. Ich bin glücklich und ich hoffe, ihr Alle seid es mit mir!"

„Mich und uns Alle freuet es gewiß, Dich glücklicher und zufriedener zu sehen. Ja, mein lieber Jobst, auch uns lächelt der gütige Himmel. Sein Segen lag seit Deiner Abreise auf unserm Dache. Wir hatten nur einen Schmerz und dieser war Deine ungewisse Zukunft. Nun ist auch dieser vorüber, denn wir wissen, daß Du gut aufgehoben bist," sprach Thomas, gerührt seinem Sohne noch einmal die biedere Rechte hinreichend.

Dieses und noch viel Aehnliches war im Laufe der Nacht gesprochen, bis sie Ruhe und Frieden bringend sich über die Glücklichen neigte und sie in ihre weichen Arme schloß.

Die Glücklichen träumten von der nahen Erfüllung ihrer Hoffnungen.

Seit diesem Vorfalle war die Freundschaft zwischen Jobst und Primus fest geschlossen. Ganz Freising glaubte auch, daß Letzterer bei dem schönen Einverständnisse, das zwischen ihm und der Familie des alten Thomas herrschte, eine seiner Töchter zur Ehe begehren werde und alle Nachbarn betrachteten Primus als einen zu ihnen Gehörigen. Sie begegneten ihm bei jeder Gelegenheit auf das Freundschaftlichste, wünschten auch ihr und da dem alten Thomas Glück zu so einem wackeren Eidame.

Thomas nahm diese Glückwünsche stillschweigend an.

Primus besuchte seinen Freund öfters in dem bischöflichen Residenzschlosse und kehrte allemal voll Lobeserhebungen über seinen Freund heim. Dieses freute Jobsts Eltern ungemein. Auch die Geschwister nahmen den wärmsten Antheil daran.

Einst ging Primus wieder zu seinem Freunde Jobst. Wenige Stunden noch bestens Abgange zog sich ein heftiges Ungewitter zusammen. Der Regen schoß in Strömen vom Himmel herab und Blitz auf Blitz durchzuckte die rabenschwarze Nacht, welchem ein Donnerschlag nach dem andern folgte. Durch diese Wuth der empörten Elemente geriethen die armen Landbewohner in Furcht und Schrecken. Es war Herbstzeit und ihr Alles lag in den zürnenden Himmels Hand. Die Mitternachtsstunde dröhnte in langsamen und dumpfen Schlägen von dem alten Kirchenthurme herab. Die Eulen und die Uhus krächzten, geäfflich anzuhören. Die ganze Natur schien bang zu erbeben, denn das Gewitter hatte zu dieser Zeit, wo die Nacht mit dem Tag um den künftigen Besitz rangen, den höchsten Punct seiner Wuth erreicht. In jedem Hause schimmerten Lichter und an jedem Herde loderte die Flamme aus gewolltem Holze, in dem frommen Glauben, die feindlichen Gewalten damit zu verreiben, die Bewohner aber waren wach und flehten den Himmel um Schonung ihrer Habe und um gnädige Abwendung jeglicher Gefahr. Sie gefunden sich, noch nie eine ähnliche Nacht erlebt zu haben. Dabei konnten sie sich aber auch nicht einer bangen Ahnung erwehren, daß in dieser Nacht etwas Gräßliches geschehen sein mußte, weil großen Ereignissen immer furchtbare Anzeichen vorzugehen pflegen. Dieses lehrte sie die altergraue Erfahrung. Mit Zittern und Zagen sahen sie dem kommenden Morgen entgegen.

Der Morgen in seiner Herbstesdracht war endlich erschienen. Niemand konnte sich jedoch bestens zu freuen, wie man sich zu freuen pflegt, wenn die Gefahr schonend vorüber gegangen. Das neu belebte Grün der Wiesen, das

Digitized by Google

Aehrenmeer der Saaten und der reiche Segen der Obstbäume erregten seine freudige Theilnahme, wie sonst, denn alle die reichen Hoffnungen des Landmannes waren durch den aufsteigenden Morgennebel wie mit einem Flore umzogen und trugen die deutlichsten Zeichen einer allgemeinen Trauer an sich. In dem Dorfe Feichting ging es nicht wie sonst an jedem Morgen buntbewegt durcheinander. Leise schlich ein Nachbar zu dem andern, erwähnte kaum vernehmbar von den Bewegungen der erbitterten Natur vergangener Nacht und schied wieder von demselben, ohne seine schwer gedrückte Brust erleichtert zu haben. Jeder irrte wie heimatlos herum, in jeder Minute fürchtend, etwas Unerhörtes zu vernehmen. Die Armen fürchteten nicht umsonst, denn die Ahnungen der Seele sind untrüglich. —

Den vielgeliebten Bischof hatte in der vergangenen Nacht der Tod ereilt. So verbreitete sich der Ruf in der Stadt Lac. Jobst kam. Bleich und zitternd warf er sich in einen alten Stuhl von Eichenholz und bedeckte mit beiden Händen sein Antlitz, als wollte er seine Augen vor einem Bilde bewahren, dessen Anblick gräßlich ist.

„Wo ist Primus?“ fragte der Angstvolle nach einigen Augenblicken der Erholung.

Niemand konnte ihm eine beruhigende Antwort geben.

„O mein Gott! er weilte eine Zeit bei mir. Die Angst und Sorge um Euch trieb ihn im grassesten Ungewitter zu Euch nach Hause. Er muß gewiß dem Unglücke unterlegen sein.“

„Ist es dran wahr, was wir kaum zu glauben vermögen, der Kirchenfürst wäre —“

„Todt!“ rief der tief ergriffene Sohn und ein Thränenstrom stürzte auf seinen Augen. „Todt,“ wiederholte er — „todt! Er hat sich selbst — erhängt!“

„Jesus Maria!“ erscholl es wie aus einem Munde.

Da trat Primus in das Gemach, sein Haar war verworren, verstört sein Antlitz. Er nahm hinter dem Tische an einer langen Bank Platz und legte den Kopf in seine hohlen Hände, unvermögend ein Wort zu sprechen.

„Nun Gottlob, daß Du gesund und ans wiedergegeben bist. Jobst und wir alle haben große Angst um deinetwillen erlitten,“ rief Minna zu ihm springend. Sie wollte ihn trösten, doch die Arme bedurfte bei dessen Anblicke selbst des Trostes.

Der Angeredete gab keinen Laut von sich. Jobst aber erzählte in abgebrochenen Sätzen: Der gute hohe Herr hatte gestern kaum sein Brevier geendet, das er jeglichen Abend, wenn er nur gesund war, zu beten pflegte, und entließ mich, der ich den Dienst hatte, ungewöhnlich früh, indem er Schlaf zu haben vorgab. Ich schied von ihm, nichts Arges vermuthend und ging nach meinem Zimmer. Mein Kamerad, Primus und ich unterhielten uns bis spät gegen Mitternacht. An das Schlafengehen war nicht zu denken, denn wer konnte sich in einer solchen Nacht sorglos der Ruhe überlassen? Ich harrte übrigens des Augenblickes, wenn ich etwa gerufen werden möchte. Der Ruf ertönte nicht und Primus schied von uns im größten Ungewitter, weil er Euch in Furcht und Zittern wußte. Wir baten ihn zwar, diese furchtbare Nacht doch bei uns zu bleiben. Umsonst. Die Sorge um Euch mußte ihn von dannen treiben.“

Ein tiefer Seufzer drängte sich aus Primus Brust.

Jobst aber fuhr in seiner Erzählung fort. „Die Sturmnacht war verschwunden, der Morgen kam und mit ihm war die Stunde schon längst verstrichen, in welcher mein hoher Gebieter sonst aufzustehen pflegte und Niemand wurde gerufen. Eine ungewöhnliche Angst bemeisterte sich meiner. Ich fürchtete, daß der fromme Kirchenfürst unwohl oder unvermögend sein möchte, nach einem seiner Diener zu begehren. Ich schlich zu seinem Schlafcabinete, horchte leise an der Thüre, ob ich kein Aechzen, oder Röcheln hören würde. Kein Laut war zu vernehmen. Da ich wußte, daß der Bischof immer bei unverschlossenen Thüren schlafe, so öffnete ich solche langsam. Sie ging ungewöhnlich schwer auf. Im Schlafzimmer angelangt, ersah ich seine Schlafstätte leer und als ich den Blick zurückwarf, bot sich mir ein furchtbarer Anblick dar — Der Unglückliche hing in seinem Nachtgewande lebtos, bleich und starr an der Thür. Ich ließ schluchzend fort, rief alle Schloßbewohner wach, wies sie nach dem Schlafzimmer des Bischofs und eilte zu Euch, um mich in Eurer Mitte meines unnennbaren Schmerzes zu entladen.“

Während dieser Erzählung hatte sich die ganze Stube von den Nachbarn gefüllt, nachdem sie Jobstens Anwesenheit wußten, ohne daß Jemand in diesem bangen Momente ihre Gegenwart bemerkte.

„Daß ging nicht mit rechten Dingen zu. Gott kann unmöglich seinen treuen Hirten, den er über seine Heerde gesetzt hatte, so verlassen, daß er selbst die Hand an sein Leben legen, und so der Macht des hölischen Geistes unterliegen würde,“ bemerkte Thomas, indem sein Blick zum Himmel gerichtet war, als wollte er von dort Gnade für den Thäter erflehen.

„Und doch ist es so geschehen,“ nahm Primus plötzlich das Wort, der bis jetzt stumm und sprachlos an dem Tische lehnte. „Ich selbst habe den unglücklich Hingeschiedenen mit meinen eigenen Augen an der Thür seines Schlafgemaches hängend gesehen. Keine Spur irgend einer Gewaltthat konnte ich an ihm bemerken. Glaubt mir, obwohl es mir schwer thut, einen harten Ausspruch machen zu müssen, der freie Entschluß liegt klar und deutlich in seinem Gesichte ausgedrückt. Glaubt mir, ich wiederhole es noch einmal und muß gegen Jedermann behaupten, daß er durch seinen eigenen Willen sein Leben geendet habe.“

„Richtet nicht, damit ihr auch nicht gerichtet werdet,“ erwiederte Thomas ernst und unwillig auf die allgubestimmte Aeußerung des Primus. „Der Tag, der alles findet, wird auch den Ueberher dieser That finden. Nur unser Gewissen lasset uns rein bewahren,“ setzte er kalt hinzu, seinen Hut nehmend, im Begriffe nach der Stadt zu gehen und sich selbst wo möglich davon die nähere Ueberzeugung zu verschaffen.

„Möge dem sein, wie ihm will! Gott sei ihm ein gnädiger Richter,“ stammelten angsterfüllt die Anwesenden und drängten sich, in ihrem Innern schaudernd, dem Thomas nach zur Stubenthüre hinaus. Sie alle fühlten sich verpflichtet, nach ihrer Einsicht, nach Recht und ihrem Gewissen dem Zweifel, welchen Thomas aufgeworfen hatte, beizustimmen.

War die Trauer bei dem Landvolke um ihren so unglücklich dahingeschiedenen Kirchenfürsten auch allgemein und ungeheuchelt, so drückte diese nicht minder die Bewohner der darüber befestigten Stadt Lac. Alle Arbeiten ruhten. Die Bürger standen in einzelnen Gruppen versammelt, bleich und freudenlos und harrten mit bangem Zittern auf den Ausspruch, welchen das abgeordnete Gericht machen würde. Die Commission war geendet. Die Thore des Schlosses wurden jedoch zum größten Erstaunen Aller verschlossen. Niemanden war ein Zutritt zu dem Verblichenen mehr gestattet. Nach diesen getroffenen Vorkehrungen schwankten stumm und sprachlos einzelnweise die Commissionsglieder den Weg zur Stadt hinab. In ihrem Antlitze glaubte Jeder das Verdammungsurtheil zu lesen. Die traurigen Gesichter logen nicht.

Die Besichtigung der Leiche hatte jede wie immer Namen habende Gewalthat außer Möglichkeit gesetzt. Der Verblichene ward als Selbstmörder erklärt und in Folge dessen durfte ihm die Ruhe in geweihter Erde, trotz seines Standes und seiner Würde nicht vergönnt werden. In dem Wäldchen des Schloßgartens wurde die Erde ausgereissen und in ihren dunklen Schlund legte man in aller Stille die Ueberreste des Unglücklichen und scharrte solche zur Nachtzeit ein. Kein Glöcklein tönte dem Hingeschiedenen nach. Niemand kündete sein Scheiden aus dieser Welt mit ein Priester gab ihm das letzte Geleite.

Freuden und Schmerzen wechseln im Leben. Sie alle kommen und vergehen. So war es auch hier der Fall.

Ein kurzer Zeitraum war verstrichen und man dachte an die traurige Begebenheit, wie an einen schweren Traum. Es ist des Menschen glücklichstes Loos, daß er für die herben Stunden der Vergangenheit ein sehr kurzes Gedächtniß, aber ein weit offeneres und lebendigeres für die verschwundenen Freuden hat.

Während dieser Zeit war Jobst wieder nach Hause gekommen und hatte sich in die alte Gewohnheit gefügt. Er war jedoch düster und noch verschlossener, wie ehevor, denn ihn hatte ja abermals seine Hoffnung arg getäuscht. Der alte Thomas hatte sich den Zustand seines Sohnes nicht so wie sonst zu Herzen genommen. Die alte Mutter und Tochter, welchen Jobstens Zukunft nicht gleichgültig war, verwunderten sich oft darüber.

Eines Abends, als die ganze Familie im vertrauten Kreise bei der Winterarbeit versammelt saß, nahm der alte Thomas seinen tiefbetrübten Sohn zutraulich bei der Hand. „Träume nicht immer Deinen finsteren Traum,“ sprach er mit einer Stimme, wie man sie selten von dem Vater zu hören gewohnt war. In Kürze halte ich für Dich um Deine Elisbet an.“

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Nationalökonomisches. *)

Von C. F. Mally.

Das Baumlaub als Futtersurrogat.

(Fortsetzung.)

Dieses schätzbare, Millionen Zentner betragende Futtermittel geht von Jahr zu Jahr unbenützt in die Verwesung über und der arme, am Saum des Waldes befindliche Landwirth kann unter dem Schatten des besten Futters von seinem Wiesengrunde kaum eine Kuh ernähren, um sich und seiner Familie die nöthige Milch zu sichern.

Nach dem futterarmen Jahre 1852 hat man im Frühjahre 1853 von allen Seiten in den Zeitungen Klagen über Futtermangel gehört, unter andern auch, daß die Futternoth in der Slowakei eine solche Höhe erreichte, daß den Grundbesitzern um die Karpathen herum kein anderes Mittel blieb, als das Stroh von den Dächern ihrer Häuser herunterzureißen, um es dem Viehe als Futter darzureichen. Sonderbarerweise ist dieses im Bereiche unermeßlicher Laubholzwaldungen vorgekommen, wo man so leicht in der Lage gewesen wäre, sein Vieh mit dem Laub einiger Bäume sorgenlos durchzuwintern. Es dürften sonach meine Andeutungen vorzüglich für solche acker- und wiesenbodenarme, aber holzreiche Gegenden von besonderem Nutzen sein, wenn sie selbe befolgen.

Die Gewinnung des Laubfutters ist, wie aus der folgenden Darstellung ersehen werden wolle, sehr einfach, doch ganz verschieden für das Hornvieh und für das Schafvieh. Auch ist sie im Großen für erstere Viehgattung schwerer, als für letztere aufführbar, daher der große Grundbesitzer, welcher beide Gattungen Vieh hält, besser thut, dieses Futter für die Schafe zu bestimmen, während der kleine Grundbesitzer aus dem Nachstehenden ersehen wird, wie leicht und mühelos er für zwei und mehrere Kühe hinlänglich genug Baumlaub für den Winterbedarf von seinem Walde gewinnen kann.

III.

Von den Bäumen, welche zur Laubfutter-Erzeugung benützt werden können, oder als Viehfutter besonders verwendbar sind.

Im Allgemeinen sind alle Gattungen von Baumlaub, wie sie immer heißen mögen, zu selbst die Fichten- und Tannennadeln, insofern sie sich noch im frischen und grünen Zustande befinden, nahrhaft und zum Viehfutter verwendbar.

Die Obstbäume und darunter die Zwetschkenbäume liefern das beste Laubfutter, das sich sowohl durch Nahrhaftigkeit vor jeder andern Sorte auszeichnet, als auch der Gesundheit des wiederkäuenden Viehes vor jeder andern Futtergattung am zusagendsten ist. Nicht ohne Grund setzt der Hase den Zwetschkenbäumen weite Strecken nach, und wenn er das Laub nicht erreichen kann, sucht er an der Rinde des Baumes zu nagen, — das Reh, wenn es einen Zwetschkenzweig erbeuchen kann, frißt mit Gier sein Laub sammt dem sogenannten heurigen Holztriebe.

An das Laub der Obstbäume reihen sich die Blätter und die jungen Ranken des Weinstockes. Zwar werden diese in den Weingegenden ziemlich allgemein im frischen Zustande an das Vieh verfüttert, jedoch meines Wissens nirgends als Winterfutter benützt, ungeachtet sie ein sehr schmackhaftes und gesundes Futter geben würden.

Hiernächst kommen die Blätter der Waldbäume in folgender Ordnung an die Reihe, wie sie eben in unseren österreichischen Kronländern einheimisch und allenthalben anzutreffen sind, und zwar die von Maulbeerbäumen, Akazien, Ahorn, Aspen, Eschen, Linden, allen Arten Buchen, Pappeln, allen Arten Weiden, Birken, Haselnußstauden, Erlen und Eichen.

Einige Gattungen werden als Straßen- und Alleebäume benützt, andere werden an Bächen, Flußufern und Flußbetten, an Teichdämmen, endlich als Rothholz oder Stockholzgetriepe und in ganzen Waldstrecken angetroffen.

Die an den Straßen und Alleen, dann die auf Ufern, Hutweiden und hin und wieder einzeln oder freistehenden, dann in Waldungen der Randbäume, tragen, weil sie ihre Aeste frei ausbreiten können, das meiste Laub. In dichten Waldungen und Gestrippen sind die Kronen der Bäume meistens nur schwach mit Laub bewachsen und können erst mittelst Durchforstung und nach einmal vorgenommener Abkappung zur reichlichen Laubproduction herangezogen werden.

*) Siehe Nr. 6 dieser Zeitschrift.

Tannen und Fichten, wiewohl ihre Nadeln im grünen Zustande zu Zeiten auch gerne von den Schafen genossen werden, sollen hier nicht eingegriffen werden, weil man sie ihnen doch nicht als gewöhnliches Futter, sondern vielmehr als Medicament vorlegen kann, auf welchen Gegenstand wir später zurückkommen.

Wenn man die Zweckmäßigkeit alles Vorhandenen berücksichtigt, so scheint es fast, daß die Baumblätter von dem Schöpfer, da sie für den Menschen nicht zur Speise dienen, bestimmt wurden, ein Nahrungsmittel dem Viehe zu sein. Nichts ist ohne Zweck da und wenn auch Tausende von Jahren und die eigentliche Ursache ihrer Vorhandenseins nicht erkennen lassen, so kommt doch einmal der Augenblick, wo man die Zweckmäßigkeit irgend eines Productes erkennt, und es kann erst nach allen Kräften ausbrutet und zu seinem Vortheile benützt, wie es mit allen bisherigen Erfindungen und Entdeckungen der Fall war.

Nehmen wir als Beispiel die Zuckerrübe. Wie so lange Zeit war es bekannt, daß sie viel Zuckerstoff enthält, ohne daß man es versucht hätte, diesen Stoff entsprechend zu gewinnen — man ließ hohes Geld für fremden Zucker ausführen, bis endlich die Nothwendigkeit zwang, Proben anzustellen, aus denen man erst den wahren Gehalt dieses früher werthlos dagestandenen Naturproductes erkennen, schätzen und anwenden lernte. Und so ist es mit tausend anderen Producten der Fall. Versucht also das Baumlaub als Viehfutter und ich bin überzeugt, daß es vom Versuch zur immer wiederkehrenden praktischen Anwendung kommt und in nicht gar langer Zeit einen ehrenden Platz unter den allgemeinen üblichen Futtergattungen einnehmen wird.

IV.

Zeitpunct zur Gewinnung des Baumlaubes.

Der Zeitpunct, während welchem das Laubfutter sowohl zur sogleichen Verwendung als Grünfutter, als auch zum Dörren für Winterfutter gewonnen werden kann und soll, erstreckt sich im Allgemeinen vom halben Juli bis halben October, mithin auf die Zeit eines vollen Wierteljahres, nach Umständen auch noch weiter, d. i. bis zum eintretenden Laubfall, und es ist dabei das Gute, daß man die Gewinnung desselben während der sich nicht verschieben lassenden Getreide- und Heuernte nach Umständen auch nach derselben vornehmen kann.

Speciell beginnt die Gewinnung des Laubfutters beim Maulbeerbaume vom Monat Mai, bei Akazien, Ahorn, Aspen, Eschen, Linden, Haselnußstauden, Pappeln und Weiden von Anfang des Monats Juli bis zu Ende October, bei allen Sorten Buchen und Birken erst im August, — bei Eichen und Erlen aber erst im September.

Bei Akazien, Ahorn, Aspen, Eschen und Linden muß man besonders darauf Rücksicht nehmen, die Zeit ihrer Blüthe nicht vorübergehen zu lassen, denn diese ist eben so wie beim Gras- und Kleeheu, hier die Zeit der Ernte. Auch wird das Laubfutter, das während der Blütezeit gewonnen wird, einen höhern Werth der Nahrhaftigkeit, so wie auch ein höheres Gewicht haben.

Dies gilt jedoch nur von einzeln stehenden Alleen oder die und da zerstreut liegenden Hecken; will man aber das Laubfutter durch Abstedung eines Theils Gestrippe oder Stockholzwaldes im Großen gewinnen, wo diese verschiedenen Baumgattungen alle durcheinander stehen, so ist die beste Zeit hiezu die von Mitte August bis Mitte September, da um diese Zeit die Blätter weder zu jung, noch zu alt, daher vollsaftig sind. Enthält aber der zur Laubfutter-Gewinnung bestimmte Waldtheil in der Mehrzahl Erlen oder Eichen, dann thut man besser, mit der Laubfutter-Ernte erst im September zu beginnen.

V.

Von der Art, wie das Laubfutter gewonnen werden soll.

Die Gewinnung des Laubfutters theilt sich nach dem Zwecke der Verfütterung in ein verschiedenes Verfahren. Will man das gewonnene Laub zum Schaffutter verwenden, so verfährt man bei dessen Gewinnung auf folgende Art:

Man wählt solche Taglöhner, welche im Besteigen der Bäume geübt sind, ohne dabei zu schwindeln. Jeder dieser Arbeiter muß mit einer kleinen, aber scharfen Holzhacke und einer derlei Baumsäge nebst einer Leiter ausgerüstet sein. Der Arbeiter, und zwar jeder für sich allein, steigt den zur Laubfuttergewinnung bestimmten Baum bis zu seiner Krone hinauf und fängt dort an, die Aeste genau am Stamme herunter zu nehmen, und zwar die

Digitized by Google

schwächern mit der Hacke, die stärkern aber mit der Handsäge. Dies Verfahren wird oben begonnen und längst dem ganzen Stamme bis nach unten fortgesetzt.

Ist der Baum schlank und schon hoch genug, so kann ihm auch die Krone abgekappt werden. Auf Allen oder freistehenden Bäumen läßt man gegen den Gipfel zu mehrere Arme von den größten Aesten aber ebenabgekappt stehen, diese belauben sich für das nächste Jahr sehr dicht und geben dann viel Futter.

Man kann den Bäumen, wie man sie in den Nutzgärten sieht, verschiedene Richtungen oder Gestalten geben. So ist z. B. bei einer Allee auf gleiche Höhe und Krone zu sehen, dieserwegen müssen bei zu hohen Bäumen die Gipfel abgeklöpft, dagegen bei den noch niedrig stehenden diese beiassen werden; dafür müssen für von ihren Seitenästen entledigt werden, damit sie einen geraden Wuchs annehmen und bald den höheren und abgeklöpften gleichkommen.

Durch ein solches Verfahren kann man die Bäume gut ziehen

Historische Rückblicke.

Als Napoleon und Josefine einige Tage in Mayence zugebracht hatten, schmeichelte sie ihrer Fantasie, eines Morgens auf einer jener kleinen Inseln des Rheins zu frühstücken, auf welcher, wie man ihnen gesagt hatte, das Landhaus der Stadthalters — die Favorite genannt — gelegen war.

Man langte an. Doch war von jenem Hause keine Spur vorhanden; es war vor 2 Jahren abgebrannt worden. Was lag daran! Die Anordnungen waren einmal getroffen; die Majestäten frühstückten so gut es gehen mochte, auf dem grünen Rasenteppich. Als sie zurückkehrten, kamen sie an einer Hütte vorüber, an deren Schwelle ein armes Weib saß. Napoleon wünschte sie, sich ihnen zu nähern und stellte einige Fragen an dieselbe, welche sie frei und mit Offenherzigkeit beantwortete, da sie weder den Kaiser noch die Kaiserin erkannte.

„Gute Frau," sagte der Kaiser unter Anderm, „warum laßt Ihr das Dach Eures Häuschens nicht ausbessern?"

„Ach, mein lieber Herr! weil wir zu arm sind; um so mehr, da mein Mann nicht immer Arbeit bekömmt und wir auch zwei Kinder zu erziehen haben."

„Was ist Euer Mann?"

„Er ist ein Drechsler; er macht Krücken und hölzerne Beine für die Bernwundeten; aber da gegenwärtig unglücklicher Weise kein Krieg ist, geht es mit der Arbeit schlecht."

Bei den Worten „hölzerne Beine und Krücken" lag ein verdrießender Schatten über das Antlitz des Helden; er bliekte Josefinen finnig an, welche ihren Arm in den ihres Gemahles legte und sanft und leise die Hand des erdrückenden Gefühles drückte, um ihm gleichsam zu verstehen zu geben, daß sie seinen Gedanken mißfände; auch sprach sie vertraut der Stille.

„Ei, ei! nicht als Krücken und hölzerne Beine zu verfertigen!" versetzte Napoleon in einem gleichgültigen Tone; „das ist ja zeit in der That ein schlechtes Gewerbe; man bedarf seiner nicht so sehr."

„Gewiß — vielleicht sind wir so herabgekommen."

„Wie viel bedürfet Ihr denn, um wieder emporzukommen?" fragte sie Josefine mit liebenswürdiger Güte.

„Ach! meine schöne Dame! ich brauchte zu viel!"

„Doch sagt," sprach Napoleon, „wie viel bedürfet Ihr?"

„Wir verdienten wenigstens" — — — und die alte Frau blickte zum Himmel und zählte an den Fingern ab, als wollte sie eine Rechnungsprobe machen; endlich sagte sie mit einem tiefen Seufzer:

„Wir brauchten nicht weniger als 14 Louisd'or, aber wir werden sie wohl in unserm Leben nicht verdienen; zu der Schuld fehlt gar so schlecht, da man sich nicht mehr schlägt und da man keine Krü . . ."

„Man bedarf aber immer Seifel, Stühle" — rief Napoleon aus, indem er der alten Frau das Wort rasch abschnitt, damit sie nicht weiter die Fatalen Gedanken unangenehmen Worte „Krücken und hölzerne Beine" wiederhole, welche Josefinen betrübt zu haben schienen. „Sagt Euerm Manne, daß er Stühle verfertige; man bedarf deren immer." Napoleon flüsterte der Kaiserin Josefine einige Worte des Dankes, der sie begleitet hatte, etwas in'Ohr und nahm dann aus dessen Händen eine Rolle von 500 Franes, die er aufbrach und zählte selbst 20 Stück Louisd'or als, die er einen nach dem andern in die Schürze der armen Frau warf, welche ihren Augen nicht trauen mochte. Josefine ging so lang es war mit großer Mühe, ihr Gleichstehen zu überzeugen, daß dies Gold nicht falsch und Alles für sie sei.

J. M. Requeral.

Literatur.

Es eben ist zu Reutlichen in Wolters bei J. N. Enderle ein Heft „Minnemorgen" von Ludwig Bowitz erschienen.

Es sind 40 Gedichte, die sich durch Zartheit und Einfachheit der Sprache, so wie durch poetischen Schwung vortheilhaft auszeichnen. Dem deutschen Verfasser und von Meranien, der Wiege seiner bewundrigen Muse, ist das Vaterland treu geblieben. Seine „Liederreich der Balladenbuch" herausgegeben werden. Daßselbe wird in sorgfältiger Auswahl eine Sammlung von Balladen, Romanzen und Sagen von allen einer Berücksichtigung werthen übereinreichen Dichtern der 19. Jahrhunderts (mehr 300 an der Zahl) enthalten. Zu diesem Liede stehe in Kurzem eine Subscription offen, welche Ende Juni geschlossen erfreuen. Es soll in 5—6 Lieferungen, je in 100 Seiten stark, in sehr eleganter Ausstattung erscheinen. L. K.

Gust. H. Schimmer. **Das alte Wien.** 4. Wien bei L. J. Zamarsky. Mit Kupferstafeln.

Das schon angekündete 7. Heft verarbeitet sich, und das interessante Werk des Heißhun und gewissenhaften Forschers, dem wir schon manches topographische und historische Werk verdanken, zurückkommen. — Bei der feuchtwährenden Neugestaltung der Residenz, die ein gänzlich verändertes Geschmack und das Bedürfniß der Raumgewinnung immer reicher und lebendiger hervorruft, verschwindet nicht selten ein altes ehrwürdiges Gebäude, das Jahrhunderte gesehen, die eine Geschichte hatten und einen eigenen Charakter an sich trugen. Mag man sie auch mit dem vorwendwurfenden, naiserweisenden Ausdrucke „alte Baracken" bezeichnen, sie waren doch sehr Vielen weil lieber, als die meisten unserer modernen Häuser, die so naßerweit in die Welt gucken und immer aufsehen, als hätten sie sich eben zufrei und einen frisch gebürsten Hutdragen umgedrehen. Die Anderten und ihre oft interessante Geschichte nicht zum geringsten zu lassen, ist der Zweck des genannten Werkes, das Abbildungen nach den seltensten älteren Originalen der größtentheils bereits gefallenen Gebäude bringt, so wie auch der alten Plätze, deren Vergleichung mit der Gegenwart gewiß Interesse bietet. Der reflektirende Text ist aus bewährten Geschichtsquellen geschöpft und liefert oft recht schätzige Notizen.

Die bis jetzt erschienenen Hefte enthalten folgende Abbildungen: 1. Wien vor 200 Jahren. 2. Der neue Markt. 3. Die Häuser vor der Stefanskirche. 4. Die alte Petersbrücke. 5. Der innere Burgplatz. 6. Der Hof Burgtheater. 7. Kloster zur Himmelspforte. 8. Der hohe Markt. 9. Der rothe Thurm. 10. Die Häuser vor der Stefanskirche. (2). 11. Die Vorwunde auf der Burgbastei. 12. Stöckl und Kloster St. Lorenz, 13 Das Zinbenthor. 14. Kloster St. Jakob. 15. Die Freiung. 16. Großes Gasthaus zum Bürgerspital. 17, 18. Kärntnerthor und Wieden. 19. Der alte Schweinsmarkt. 20. Die Seilerstätte. 21. Der Zwettlhof. 22. Die Tuchlauben. 23. Kirche St. Michael. 24. Die Alserverstadt. 25. Schotten und Renntor. 25. 26. Der Lugeck. 27. Groß. Waarsche Freithaus.

Um das Werk auch dem weniger Bemittelten zugänglich zu machen, heftet das Heft, welches alle zwei Monate erscheint, nur vierzig Kreuzer.

Alf. v. Tamartine: „Geschichte der Türkei." Deutsch von Johannes Nordmann. 8. Wien. Wallishauser 1853.

Bei der Betrachtung, welche die Türkei neuerdings in der Gegenwart gewonnen, da sie der Schauplatz ist, wo die wichtigsten Fragen unserer bei Gegenwart unserer Europa der Auflösung entgegenreifen fanden, ist es nothwendig, sich mit der Geschichte dieses Landes des Orientes überhaupt so vertraut wie möglich zu machen, nur kann wird man zu einer klaren Einsicht in die Verhältnisse gelangen können. Alfons Lamartine, der zahrelang im Orients gelebt, dort begütert war und mit den bedeutendsten Staatsmännern im vertrauten Umgange gestanden, der sich durch sein Werk „die Girondisten" einen glänzenden Namen auch als Geschichtsschreiber gemacht, hat es unternommen, eine „Geschichte der Türkei" in sechs Bänden zu liefern und hat auch hier sein ausgezeichnetes Erzählertalent zur Geltung gebracht.

Wer Lust an Schilderungen voll der lebendigsten Wahrheit, überall ein tiefes Eingehen in den Geist des Geschilderten, das klare Auge des strengen Forschers, der das Echte von dem Unechten, das Wichtige von dem nur scheinbar Gebeutenden zu sondern und in seinen Folgerungen überall das Richtige zu treffen weiß. Es ist ein Werk von hohem Interesse und besonders jetzt von großem Interesse. Für Vieles Werk war es wichtig, einen Lehrerfaser zu finden, der nicht, wie die gewöhnliche Sorte dieser Heroen, die französische Sprache so oben hin, die deutsche fast gar nicht kennt; es mag ein Mann sein, der beider Sprachen mächtig ist und in beiden classischer Studien gemacht hat. Ein solcher ist Johannes Nordmann, dessen lesenhafter, männlicher Stil und seine Ersterbener Beziehung bewährt hat, es ist der würdigste Uebersetzer Lamartines.

Das Werk in achtzehn Lieferungen und höchst anständiger Ausstattung eine um so größere Verbreitung finden, als keine andere Uebersetzung erschien und das Original seines hohen Preises wegen, da auch kein Nachdruck in Belgien daran erschien, auch Jedermann zugänglich ist. Die sind sich schon Lieferungen erschienen und bei dem Eifer des Uebersetzers ist ein rascher Fortgang zu erwarten. A. P.

Oesterreichischer Kunstverein.

Der bescheidne Raum unseres Blattes gestattet und vor der Hand leider nur eine überschlichte Skizze der monatlichen Kunst-Ausstellungen. Die Ausstellung für April kann zu von beiden gerechnet werden, die bisher stattgefunden haben. Sie enthält 65 Oelgemälde, 45 Aquarelle und Miniaturbilder und nur ein Werk plastischer Kunst. Inländische Künstler sind in 53, ausländische in 18 Nummern vertreten. Die ausländischen Werke, obschon nur 18 an der Zahl, sind weitaus seltene Meisterwerke. Wer kann A. Achenbach „Strand," Colomb „Bierwaldstätter See," Dreamps „Rochusfest," Knaus „Fahrende Heilwirth," Oppel „Blick in den Garten," Schreyer „Pferdehall," oder Hoguet „Alchimist" sehen und diesen Bildern seine Bewunderung versagen? Aber auch die einheimischen Künstler haben Tüchtiges geliefert und wir begegnen den verwandtesten Namen. Permi und Hauer, Hanak, Mahl, Rudolf Alt, Raffalt, Gauermann, Friedrich Sturm, C. Ender, Gustav Müller, Schiff, Friedländer, Decker, Reiter, Orell und Thanar haben Bilder geliefert, von denen sie vorüber in ihrem Genre keine Meisterwerke zu sehnen haben. Namentlich brachte von Hauer eine entzückende Waldandschaft: „Sommer" betitelt, und Hahl einen lieblichen Studienkopf, den man nicht genug ansehen kann.

Der Tag kommt Höbert, Rettung aus Feuergefahr" und Kollert „Heme und dem Bauernkrieg" auf die Staffel des Ersten. Ersterer ist sehr bemerkenswerth hinsichtlich Bilder von Holz, welches bereits weggenommen wurde. Wie werden im nächsten Blatte ausführlicher darüber berichten.

Musik-Salon.

Seit den letzten Mittheilungen über die Originalität in der Wiener Musikwelt haben zwei große Tonwerke, eines auf der alten classischen Zeit, eines von jüngerer Herkunft, unsere Musik-Salons verherrlicht. Haydn's „Schöpfung" und das neue, Mendelsohn's Musik zum „Oedipus in Kolonos" von Sofokles hat andere. Wer kennt nicht Haydns berühmtes Werk, einst der populärsten, das je in einer Kunst zu Tage gefördert!

Die Aufführung dieses Werkes am 1. und 2. April im Redoutensaale unter der Leitung des Vorbesserkapellmeisters Randhartinger, war eine trefflicke. Unter den Solostimmen regte Staudigel's immer gleiche Meisterschaft im Oratorium-Gesange regsam hervor. Aber auch Fräulein Krall bewies durch Fleiß und warm belebte die Schwierigkeiten ihres Parts mit Leichtigkeit. Herrn Erl's Bildung reicht für derlei Aufgaben nicht aus. Kaum gibt er eine interessanten Kunstbereicherung in allen Arien, ist die musikalische Verdeutlichung des Textes nicht seine starke Seite! Ganz anders den erhabensten Tonmeister der neuen, wie sie und in Mendelsohns Chören zur „Antigone," in seinen Musik zum „Oedipus von Kolonos" des alten Sofokles, der 405 Jahre vor Christi Geburt zum ersten Male das Licht der Welt erblickte und Sieger in zwanzig Dichter-Wettkämpfen blieb, entgegentritt.

Wer die Schwierigkeit der Aufgabe ermißt, die Mendelsohn zu lösen hatte, kann seiner Leistung nur Bewunderung zollen und auch nur er, der universell Gebildete und mit dem klassischen Alterthum innig vertraute Tondichter, vermochte sie zu lösen. Welche Ruhe und Klarheit des Ausdrucks selbst dann, wenn der Chor als individuelle Person in die Handlung eingreift, selbst dann, wenn er zu Anfragen des Einsamen, der unsinnigen Schmerz-Deklamation hingerissen wird! Und dennoch, welche ergreifende Wirkung bei dieser Ruhe — durch die alleinige Macht der kunstschönen, ehrlichen Wahrheit!

Die Aufführung war eine durchaus musterhafte, welche dem Männergesangvereine und seinem Dirigenten Siegmaier zu großer Ehre gereicht. Auch jedes Wort, das Mester Anschütz als Oedip zu sprechen hatte, war deutlich, der Vortrag der Frau Rettich als Antigone warm und edel, jener des Fräulein Würzburg und des Herr Ludwig als Ismene und Theseus meisterhaft. Der prächtige Text wurde von Herrn Gabillon vorgetragen, jedoch ohne Wirkung.

Der Pianist Andreisin kam mit dem Ruse eines zweiten Liszt, die liebliche Wilhelmine Clauß skandirte. Seine Weise gegeben zwei Concerte genügen vollkommen, um ihn als Virtuosen und Clavierspieler zu würdigen.

Im Ganzen aber ist Rubinsteins Talent noch zu wenig abgeklärt, um zu befriedigen, es wirft mehr umrasend als ausfüllend; sein Streben und die Form zu Grunde liegende wichtige Kraft steht über dem künstlerischen Vermögen und er hat sich daher, namentlich in seinen Tonsätzen, wo er höhere Intentionen verfolgt, mitunter schroffe Gegensätze nebeneinander, es fehlt der schöne Fluß, die wohlthuende Einheit, das freigegliederte Formengefüge der musikalischen Rede.

Ueber Rubinstein als Clavier-Virtuose herrscht nur eine Stimme; vollendete Technik, Kraft und Zartheit des Anschlags, Geist und Geschmack zeichnen sein Spiel gleichmäßig aus, seine Bravour ist oft staunenerregend und er spielt nur mit den Schwierigkeiten.

Außer obigen haben wir noch ein Concert der Pianistin Anna Weiß, eines der Akademie der Tonkunst im Landhausſaale und eine musikalisch-declamatorische Wohlthätigkeits-Akademie am Maria-Verkündigungstage im Kärntnertheater zu notiren.

Anna Weiß ist eine treffliche Clavierspielerin, die einen sehr guten Anschlag, viele Fertigkeit, gründliche Kraft und einen gefälligen Vortrag hat, ohne durch Eigenthümlichkeit hervorzuragen, durch Begeisterung zu begeistern. Im Concerte der Akademie der Tonkunst wurde das anwesende sehr zahlreiche Publicum durch die Leistungen der acht-

jährigen Pianistin Julie Szwedova, einer Schülerin des Fräulein Coppini, wahrhaft überraschend und mit Recht zu stürmischem Beifalle hingerissen.

Die Abkömmlinge Kärntnertheaterdirektor brachte ein buntes Gemenge von Musik und Declamation. Neben einer Arie mit „Duriolo penitente“ von Mozart, der Fräul. Tetjens sehr gut sang, nahmen sich Variationen von Proch, die Fräulein Liebhart trefflich vortrug, gar sonderbar aus. Von dem Uebrigen wollen wir nur noch des Vortrages zur Oper „Lohengrin“ von Richard Wagner als einer Novität mit dem Bemerken gedenken, daß es immerhin interessant ist, wenigstens Bruchstücke aus diesen musikalischen Zankäpfeln der Gegenwart kennen zu lernen, so lange es uns nicht gegönnt ist, sie in ihrer Ganzheit zu Gesicht zu bekommen.

Ueber die Vorgänge des Hofopernrestaurant in der letzten Woche deutscher Saison ist wenig zu berichten.

Weder eine neue Opernvorstellung, noch ein neuer Gast forderte die Kritik heraus. Frau Palm verschafft ihr Gliäd noch mit einer dritten Gastrolle als Valentine in den „Hugenotten,“ mit einer vierten als Donna in „Belisar,“ ohne damit glücklicher zu sein, als mit den früheren. Abgebläute Stimme, unzulängliche Gesangs-Bildung, unzulängliche Kraft zur wirksamen dramatischen Gestaltung außerordentlicher Situationsmomente, haben ihrer Bühnenlaufbahn als Heldendonna an einer der ersten Opernbühnen hindernd entgegen. Herr Beck als reflektirter Edelsänger, Herr Ernster als „Belisar“ unermüdlichen Beifall und wurde an diesem Abende, so wie in seiner Abschiedsrolle für diese deutsche Saison in „Armani“ mit einem prachtvollen Kranze begrüßt. Herr Steger trat zum letzten Male als „Masaniello“ in der „Stummen von Portici“ vor das Publicum, die Herren Ander und Draxler so wie die Damen Liebhart und Tetjens nahmen in der letzten deutschen Opernvorstellung, welche mit Mayerbeer's „Hugenotten“ am 31. März statt fand, Abschied. Das Haus war in allen Räumen überfüllt, der Beifall, womit das Publicum seine Lieblinge überschüttete, ein reicher und warmer. Zwischen der genannten vier Opernmitgliedern erhielt seine Kranzspende. In dem Ballete „Nadori und Bertram“ erfreuen die graziöse Tänzerin Levasseur zum letzten Male vor dem hiesigen Publicum, in der Oper „die Stumme von Portici“ nahm Fräul. Pochini als Fenella für diesmal Abschied von demselben.

Uns so wenn dem bei deutsche Oper ihrem bisherigen Schlusse zugeeilt, ohne neue Tonwerke gebracht zu haben, ohne den Genius einer schon Primadonna, einer schon primo ballerino, ohne Auffrischung zu einem neuen Leben, auf mehrfachen vorunglaubten Gastvorstellungen, auf dem einzigen Verdienste, drei alte gute Opern „Ferdinand Cortez,“ „Die Vestalin“ und „die Stumme von Portici“ neu in die Scene gesetzt zu haben.

Am 30. März old dem schwerkranken Freitage wurde Rossini's „Stabat mater“ in der Minoritenkirche aufgeführt. Die Soloschlumen waren beinahe durchaus von Schülern und Schülerinnen des ausgezeichneten italienischen Gesangmeisters Solvi aus den höchsten Ständen übernommen und auch im Uebrigen wirkten mehr, die höhren Aristokratie angehörige Personen mit. Die Aufführung war im Wesentlichen eine gute, sein schnitte. Der Solovortrag lieh durchaus die edlere Gesangsbildung erkennen, besonders schön wirkte die sympatische Sopranstimme. Ein weiterer Umstand, ein Gefühl der Andacht und Erhebung kann übrigens schwerlich der besten Aufführung von einem Werke mit sich zugehen, wenn jede religiöse Weihe, jeder innere Anschauung fehlt, bei sich von der gewöhnlichen italienischen Opernmusik nur wenig und nur in sehr wenigen oder gehaltenen Theilen unterscheidet. Rossini nun geistliche Musik! welcher Gegensatz!

Am verangegangenen Sonntage oder kamen in der Hofkapellgapelle die G-moll Messe, in der Kortkirche die berühmte Missa Papae Marcelli in A, beide von Palestrina, zur Aufführung. Werke des großen alten Stammherren der acht katholischen Kirchenmusik.

Am Ostermontage fand im Schreiberschen Clavierſalon auf der Laimgrube ein gutbesuchtes Concert statt, worin der junge Violinist Herr Blumenfeld aus Lemberg durch Vortrag zweier Concertpiecen (namentlich Carneval von Venedig) und Frl. Mahler, l. l. Hofopernsängerin, verschiedene ernstlichere, deutsche Lieder sang die „Lied im Lieb“ entzückten schön. Herr Blumenfeld berechtigt zu schönen Hoffnungen.

L. K.

Miscellen.

Die Naturforscher waren bis jetzt im Zweifel, ob der Aal auf Eiern entstände oder lebende Thiere gebäre. Ein Bauer hat unlängst ohne sein Wissen diese Frage entschieden. Er hatte einen Aal gefangen und legte ihn bis zum Gebrauche zwischen zwei große, steche Schüsseln. Man denke sich sein Erstaunen, als er denselben einige Zeit nachher von beinahe 200 kleinern Aalen umgeben fand, die weißen Fäden gleichen, und deren Länge einen, bis einen halben Zoll betrug. Eine mehr unterrichtete Person machte die Anzeige davon der Akademie zu Paris. Neuere Beobachtungen dürften nun die Sache, wenn sie sich so verhält, gleichwärtig machen und so die Naturgeschichte berichtern.

Wissenschaftliche Aufgabe.

In vorstehendes Viereck, welches in 36 gleiche Felder getheilt ist, sind die Zahlen von 1 bis inclusive 36 ohne Wiederholung oder Hinweglassung einer oder der andern in einer solchen Weise einzuschreiben, daß ihre Summen in allen horizontalen und senkrechten Colonnen einander vollkommen gleich sind.

Heinrich G. . . .

Auflösung der zwei Kennzüge in Nr. 7.

1. Schneemann (auch Faraomaus genannt). 2. Austern (Schen).

Richtige Lösungen dieser Kennzüge sind und zugekommen von den Herren: Fridolin v. Degen, Heinrich Gintl, Mayer, fürstl. Beamten, J. B. Reingruber, Josef Würth, Emil Reitner, Max Gruber, Hugo Steinmann, Anton Wilhelmy, dann von der Frau Marie von M. in Wien. Von Herrn Stefan Schreiber in Rentes lange nachträglich die Auflösung der Logogrife in Nr. 6 ein.

Erklärung der Kunst-Beilagen.

1. O'Donnell's Schild.

(Eingegeben von Kollarz. Zeichnung von van der Nüll und Mayer.)

Der eben so sinnreiche, als wortbewalle Ehrenschild, den die patriotisch-österreichische Frauen dem Obersten Max O'Donnell von Tyrconnel, Baron de Tyrone, am 18. Februar 1853 vollbrachte Rettung Sr. Majestät des Kaisers Franz Josef I. aus Mörderhand am 18. Februar d. J. feierlich verehrte, ist wohl geeignet, eine würdige Kunstbeilage zum „Fanh“ zu bieten. Da die symbolische Erklärung am Schilde selbst abgedruckt erscheint, so ist eine Wiederholung derselben im Blatte überflüssig.

2. Eine alte Frau.

(Gezeichnet und in Kupfer geschaben von Th. Vendetti.)

Wir glauben in Barbara Jellin, die im seltenen Alter von 103 Jahren vom Künstler nach der Natur gezeichnet wurde und oft am Gartenthore Wiens bei Hofwachungsceremonien in der l. l. Burg mit bethelligt war, in diesem ersten Blatte, welches nach den Oberseiteragen erscheint, keine unpassende Kunstbeilage zu bringen. Die Ausführung dieses Bildes läßt gewiß nichts zu wünschen übrig.

3. Zwei Landschaft mit Staffage.

(Zeichnung von Mottier. Radirung in Kupfer von Mähmer.)

Mähmer's Kupferradirungen haben stets vor Künstlernamen Anerkennung gefunden. Wir glauben, daß das vorliegende Blatt, mit einer so überaus romantischen Staffage, die auf das Einfühlvollsten erinnert, eben so ansprechen dürfte, als seine bereits im l. Jahrgange dieser Zeitschrift erschienenen Landschaften.

Telegraf der Redaction.

Herrn J. A. in W. Wie danken Ihnen für die Mittheilung. Ihren höchsten Gedichtes, welches die jüngst im „Fanh“ geschilderte Scene im Lorenzberger Park poetisch verarbeitet. Das zweite Gedicht wird Aufnahme finden.

Herrn H. H. in W. Sie sehen, wir eingenohm und Ihre Einsendungen sind. Wir bitten fortzufahren.

Herrn J. M. in O. In Ihr nächsten Blatte werden Sie Ihren Wunsch erfüllt sehen. Die Kunstnotizen haben wir an den betreffenden Rubriken abgetreten.

Herrn C. K. in D. Indem wir Ihnen autodankenswie die artistische Beilage: „Kaiser Nicolaus“ nachtragen, bemerken wir, daß jenen Exemplaren die Gratisbeilage irrthümlich beigelegt werden und daß die Absendung einer derselben von unserer Seite gar nicht bedingt ist. Auf den 1. Jahrgang des „Fanh“ sind die Zahlung in Ihrem Sinne angenommen worden.

In M. Auer's Verlag ist erschienen:

Auskunfts-Karte

über Eisenbahn- und Dampfschiff-Fahrten

in Taschenformat. Mit der Karte des Eisenbahnnetzes der österreichischen Monarchie und dem Plane von Wien.

Preis 6 kr. C. M.

Die Zeitschrift: „Presse“ Nr. 65 vom 21. März, sagt folgendes hierüber:

Nicht daß ist uns etwas in Praktischen vorgekommen, wie diese Auskunftskarte, sie ist an Umfang und Dünnheitheit einer Visitenkarte zu vergleichen und man glaubt nicht weiter also ein etwa so bonne, einer Tischlampe vor sich zu haben, wodurch die Unsicht Druckerei einen neuen Verlagsartikel empfiehlt. Nimmt man aber das kleine Ding zur Hand und entfaltet es, so staunt man über die Fülle topographischer Auskünfte, welche der mäßige Streif Papier birgt. Die Karte ist auf der einen Seite der Eisenbahnen und der Dampfschiffahrt, Courrierre und wie die Hülfs- und Nebenlinien des täglichen Lebens alle heißen mögen, nicht zweckmäßigeres und übersichtlicheres konnte als diese Auskunftskarte, welche zur Orientirung über Communicationen von Wien aus so lt. verfaßt wird und damit an der äußersten Grenze der Bildsamkeit gieicht den populären Unternehmungen, wie z. B. Bachmann's Taschen-Wanderbuch angelangt ist. Die Auskunftskarte wird in kurzer Zeit für Fremde und Einheimische ein unentbehrliches Bedürfniß an der Westeinlasche werden.

An die P. T. Abonnenten in den Provinzen.

Von einigen Seiten laufen Klagen ein, daß die Zeitschrift „Fanh“ in den Provinzen nicht präcis zugestellt wird. Wir finden uns veranlaßt, hier zu erklären, daß wir an jedem Expeditionstage (am 15. im Monat) alle Exemplare, die für Auswärtige bestimmt sind, in Doppel-Kouverts pünctlich an die l. k. Hauptpostämter-Expedition in Wien abgeben und daß die Schuld des Nichteinkommens eines Exemplares weder auf unsere, noch auf Rechnung der Wiener Postbehörde geschrieben werden kann. Wir ersuchen daher, in jedem derlei Falle sich lediglich nur an die betreffenden Provinzial-Postämter zu halten und von diesen die fehlenden Blätter zu reclamiren.

Druck u. Verlag von M. Auer. In Kommission zu beziehen nur durch Robert Hoffmann's Buchhandlung in Leipzig. Verantw. Redacteur: Leopold Kordesch.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Barbara Allen

Digitized by Google

Beilage zu M. Ivers's polyg. illust. Zeitschrift „Faust"

Digitized by Google

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift

für Kunst, Wissenschaft, Industrie und Unterhaltung,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erschienen jährlich 24 Nomern von 24 Bogen Text und über 70 Kunstbeilagen.
Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- u. Auslandes an. Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M.
Insertionsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 50 kr. C. M.

Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten.
Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichzeitig geliefert und billig berechnet.
Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gedrechene Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.
Redaction und Expedition: **Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 25.**

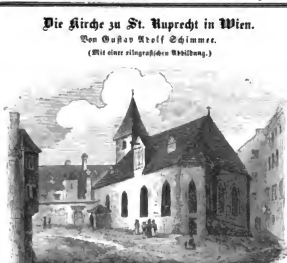
№ 9. Inhalt: Die Kirche zu St. Ruprecht in Wien. — Oesterreich. — Das Schloß Miersleenwol. (Schluß.) — An den lieben Mai. — Wintermahl. (Schluß.) — Die neuen Kästen des k. k. Hofopernhauses. (Schluß.) — Musik-Salon. — Feuerwerke. — Literatur. — Anzeigen einer Oesterreich als Eigenthümliche gehörenden Tabakfabrikat. — Oesterreichischer Kunstverein. — Wiesterkerne. — Ausstellung der wissenschaftlichen Ausgabe in Nr. 8. — Berichtigungen der Kunstbeilagen. — Telegraf der Redaction.
Artistische Beilagen. Ein Ehstland mit den Zaiten. (Kreidezeichnung von Bouvrier in Tuschdruck, nach einem Gemälde von J. Courtois in Paris. — Vorer Feodi mit seiner Mutter. (Radirung in Kupfer von V. Feodi.) — Holzschnitzerei. (Naturselbstdruck.)

II. Jahrgang. 1855.

Die Kirche zu St. Ruprecht in Wien.

Von Gustav Adolf Schimmer.

(Mit einer xilographischen Abbildung.)



Der hitzige und noch keineswegs geschlossene Streit, welcher so viele gelehrte Federn über das wahre Zeitalter des heiligen Rupert oder Ruprecht beschäftigte, berührt auch das uralte, diesem Heiligen geweihte Gotteshaus zu Wien insoferne, als die erste Entstehung desselben eine Schwankung von etwa 50 Jahren erleidet. Möge nun aber die neuere Annahme, welche den Heiligen um's Jahr 717 seine irdische Laufbahn gelegnen läßt, allgemeinen Halt gewinnen, oder die ältere, welche dies Ereigniß volle 100 Jahre früher ansetzt, durch frische Beweisgründe erhärtet werden; die eigentliche Erbauung der Ruprechtskirche kann mit Sicherheit auf das Jahr 783 in die Tage Karl's des Großen und des Erzbischofes Virgil von Salzburg gesetzt werden und nur die uralte Sage von der Errichtung einer Gruft an derselben Stelle durch Rupert's Missionäre Cunald und Gisalrich zu ihrem Bekehrungswerke bei den heidnischen Avaren bleibt einer gröbern Schwankung unterworfen. Die in der Kirche selbst angebrachte Inschrift, welche Hormayr den Tagen Friedrich's IV. entstammend angibt, nun aber nach der neuesten Restauration der Kirche völlig modern erscheint, setzt das Entstehen des Tempels durch die beiden Heiligen in das Jahr 740. Immerhin verbleibt also der Ruprechtskirche der Ruhm, die älteste Kirche Wien's zu sein.

Die erste urkundliche Erwähnung von St. Ruprecht geschieht im Stiftungsbriefe des Schottenklosters 1158, worin Herzog Heinrich Jasomirgott die Kapellen zu St. Maria am Gestade, St. Peter, St. Ruprecht und St. Pankraz innerhalb der Stadtmauern dem Schottner Pfarrsprengel unterstellt. Der schätzenswerthe Zank der Enenkel aber, welcher um 1190 bis 1250 lebte und in seinem Fürstenbuch von Oesterreich und Steyr insbesonderе auch die Schicksale seiner Vaterstadt Wien nach alten Ueberlieferungen und Klosteraufschreibungen besungen hat, berichtet über die Entstehung der Ruprechtskirche:

„Sie nâch den beiden tôr,
sal ez der liebe got gehôr,
dâ sâzen die heiseremunde trachten,
wie si eine kirchen gemachten,
dâ gert inne wurde geêret
und ein grôzez lop gemêret.
dô sprach der wîsesте under in:
„wir bereen, horrez minen sin,
wir bulden ich ez sprechen sol:
din kirche wirt nimêre alsô wol
nâm gegen den wart ûf der heide:
dâ hât si schoene augenweide“.
din rede begunde in allen
vil rehte wol gevallen.
dô ward din grunetwarte gegraben
und ouch din kirche schône erhaben
und ward gewîhet alsô hêre
in Sante Ruprechtes êre,
als si noch hiute tar bekant.
ze Wienne ward si din pfarrekgenant“.

In der That stimmt die Lage von St. Ruprecht mit der Beschreibung Enenkel's völlig überein. Sie stand nach allen Seiten frei auf der Anhöhe in dem ältesten Theile der Stadt, um welchen sich diese, später an Häusern

Digitized by Google

und Bewohner mächtig anwachsend, in immer weitern Ringen gruppierte und seitwärts der Kirche fiel der Hügel steil zum Donauufer ab, so daß am Fuße desselben die Salzschiffe landeten und der Uferlandeplatz den Namen Salzgries bekam, den er bis in unsere Tage behalten hat. Die freie Aussicht gegen die Donau und den Werd, die heutige Leopoldstadt, ist freilich schon längst durch zahlreiche Häuser verbaut, die vom Salzgriese emporsteigend und die Kirche selbst zum Theile einschließend, die Anhöhe selbst nicht so imponierend erscheinen lassen; doch bewahren die Fischerpflege und der Ruprechtsteig noch im Namen und in der Wirklichkeit die Erinnerung an die erhöhte Lage des Kirchleins. Der heilige Rupert hatte bei der Gründung des Klosters St. Peter in Salzburg auch die reichen, schon den Römern bekannten Salzbergwerke wieder aufgefunden und in Betrieb gesetzt, welcher Umstand nicht nur mit dem Aufbau des ihm geweihten Kirchleins nahe beim Landungsplatze der Salzschiffe in Verbindung gebracht wird, sondern auch Anlaß gab, das Bisthum der Heiligen selbst auf dem Panier mit einer Salzhufe in der Hand darzustellen. Es hat sich ein ähnliches Bild, halberhaben aus Holz geschnitzt, in der Kirche bis jetzt erhalten, wo es an dem zweiten Pfeiler, dem Eingange gegenüber, angebracht ist. Es kann vielleicht dem Neubau der Kirche im 15. Jahrhunderte entstammen, doch erfuhr es eine neuere, greife Uebertünchung. Ueberhaupt bewies sich die Zeche der Salzer oder Salzniederlager sorgwährend dem St. Ruprechtskirchlein gutthätig und durch die Unterstützung derselben echoß sich daselbst, mehrmals bis zum Einsturze baufällig, immer wieder von Neuem. Schon Herzog Heinrich Jasomirgott soll die von den Magyaren verwüstete Kirche zugleich mit jenen von St. Peter und Maria am Gestade um 1145 wieder hergestellt haben; nach drei Jahrhunderten war sie wieder verfallen und nun wurde der kärntnerische Ritter Georg von Auersberg, Pfleger und Ammann der landesfürstlichen Salzkammer in Braunau, ihr Wiederherstellter. Das Stift Schotten hatte die Seelsorge bei St. Ruprecht. Der Metzgerstiefter verdrängen lassen, trat dieselbe aber so wie jene bei St. Peter 1544 für die Lehensschaft über Stammersdorf an den Hof ab und das Ruprechtskirchlein wurde den Franziskanern von St. Theobald überlassen, welche darin nach der Zerstörung ihres Stammklosters am jetzigen Getreidemarkte schon seit 1533 Unterkunft gefunden hatten. Die Kirche erfuhr durch den Orden manche Umgestaltung, es wurde eine Kanzel, ein Chor und ein neuer Hochaltar aufgestellt, die erste jener Restaurierungen, wodurch der ältere Baustil der Kirche bis zur Unkenntlichkeit verändert wurde. Schon im Jahre 1545 aber siedelten die Franziskaner nach St. Nikolaus, sechs Jahre später in den Convent der Büßerinnen zu St. Hieronymus über; die Ruprechtskirche fiel an den Hof zurück und erfuhr neuerdings Wohlthaten von seinen alten Beschützern, den Salzammtmännern. Die Zinsherren in der Kirche besaßen insbesondere von Georg Nagel 1627 und Johann Bartholotti, Freiherrn von Barterfeld 1703, daß durch sie sie wieder herabgekommene Kirche restaurirt und neu geschmückt worden sei. Unter Josef II. traf auch dieses Gotteshaus das Loos, gesperrt zu werden, auf die Verwendung des Feldmarschalls Laudon aber ward sie dem aus der Kapelle des Kölnerhofes abgelehnten Hieronymitenorden übergeben und erfuhr eine neue Restauration 1788 bis 1790 durch den Referenten im Salzwesen, Wenzel Freiherrn von Retzer. Ein Votivstein im Seitenschiffe bewahrt noch jetzt das Andenken an die Wohlthätigkeit dieses Mannes und seiner Familie. Die Ordensgeistlichen starben wohl aus, der Gottesdienst aber hatte seinen ununterbrochenen Fortgang und wurde nur während der zweiten französischen Invasion unterbrochen, wo die Kirche wie jene zu Mariastiegen zu einem Magazine verwendet wurde. 1826 war das Kirchlein durch die in der Nähe vorgenommenen Bauten so gewaltig erschüttert, daß es den Einsturz drohte, doch die Pietät verschonte Gnadenbild erhielt auch diesmal das tausendjährige Denkmal frühlicher Andacht und 1829 wurde die St. Ruprechtskirche nach einer durchgreifenden Restauration neuerdings eröffnet und geweiht. Die letzte Renovation stammt vom Jahre 1834 her, wo die Kirche einen neuen Fronton erhielt, der aber die letzte Spur älterer Bauweise am Aeußern der Kirche völlig verwischte.

Die angeführten wiederholten Umbauten und Veränderungen der Ruprechtskirche sind die Ursache, daß dieselbe in ihrem heutigen Bestande ihr geschichtlich erwiesenes Alterthum nur in höchst schwachen Spuren erkennen läßt. Der äußere Bau entbehrt jeden charakteristischen Merkmales und auch im Innern haben die Uebermalung mit grellen Farben und die vielfachen Ausschmückungen im spätern Geschmacke so viel bewirkt, daß nur mehr die Haupstructur der schweren Bogen einen ältern Bau vermuthen lassen. Die kleine Kirche enthält ein Haupt- und ein Nebenschiff zur Linken, welches durch zwei Pfeiler von jenem getrennt ist; das Erstere wird für den ältern Bau und das Letztere für einen 1436 entstandenen Zubau gehalten.

Unter den in der Kirche angebrachten Gegenständen zeigt nur das einzige Taufbecken an dem zweiten Pfeiler, dem Eingange gegenüber, jetzt zum Weihbrunnkessel benützt, ein höheres Alter. Derselbe ist von rothem Salzburger Marmor und bildet auf einem einfachen Sockel ein einfaches, achteckantiges, nach unten zugerundetes Becken, an dessen Seitenflächen sechs sonderbar geschnitzelte Charaktere eingehauen sind, die schon verschieden gedeutet wurden. Der hebräische Linguist Andreas Königsberger erklärt dieselben für altchaldäische Buchstaben mit dem Sinne:

1347 unsers Herrn Erlösers.

Mit mehr Grund wohl hat der k. k. Math und geheime Archivar Josef von Knechtl in denselben nach genauer Vergleichung der alten Alphabete, darin die Buchstaben A. M. D. Y. E. M. gefunden und wie folgt gedeutet:

Anno M D (1500) in eternam memoriam.

Die Kirche enthält drei Altäre, den Hochaltar mit einem Gemälde von Rothmayer und zwei Seitenaltäre mit Gemälden von Adam Braun. Auf jenem im Nebenschiffe ist auch der Körper des heiligen Vitalis der Verehrung ausgesetzt. Die unregelmäßig angebrachten Fenster enthalten seit der neuesten Renovation Glasgemälde, jene zu beiden Seiten des Hochaltars sind 1821 von Gottlieb Mohn zierlich aufgeführt, die kleinen Glasgemälde, welche in den Mittelfeldern der Fenster des Seitenschiffes angebracht sind, sollen, wie mir versichert wurde, alte Arbeit sein.

Seit dem oben erwähnten neuesten Umbau steht die Ruprechtskirche wieder von allen Seiten frei, wie es bei ihrer ersten Erbauung der Fall war. Der kleine Platz vor derselben wird jetzt insgemein Ruprechtsplatz genannt, früher hieß er der Kienmarkt, als forum pini schon in alter Zeit vorkommend und wurde, als der jetzige Kammerhof oder Widuprettmarkt den gleichen Namen erhielt, zum Unterschiede alter Kienmarkt genannt. Der Name ist von dem Kien, dem harzigen Kerne des Nadelholzes leicht abzuleiten, der in früherer Zeit ein häufig gebrauchtes Surrogat der theuern Wachskerzen und des Oels als Beleuchtungsmittel und hierdurch einen gesuchten Handelsartikel abgab.

Das beigegebene Bildchen zeigt noch einen ziemlichen Theil des merkwürdigen alten Praghauses, das seit frühen Tagen bis zum Jahre 1826 unmittelbar an die Kirche anschloß und erst in der neuesten Zeit nach dem geschehenen Umbau der freigewordenen Fronten der Kirche gegenüber steht. Ueber den Namen des Hauses sind die Meinungen getheilt, indem Einige denselben von dem böhmischen Könige Wenzel dem Faulen, Andere von den Herren von Prag ableiten, nach einer dritten Version hat die darin untergebrachte Münzstätte dem Hause den Namen Prag- (Präg-) Haus gegeben. Jedenfalls war dasselbe ein sehr altes Gebäude, an das sich wichtige geschichtliche Erinnerungen knüpften und hatte einen viel weitern Umfang als heutzutage. Das Haus gehörte ursprünglich der nieder-österreichischen Landschaft, kommt aber schon gegen Ende des 14. Jahrhunderts als herzogliches Eigen vor, in welchem auch das Salzamt seinen Sitz hatte. Als König Wenzel von Böhmen 1402 gefangen nach Wien gebracht wurde, bewohnte er Anfangs die herzogliche Burg, nach einem halben Jahre aber wurde ihm ein besonderes Haus am Kienmarkte eingeräumt, wo ihn Herzog Wilhelm täglich besuchte, und von hieraus bewerkstelligte er am 11. November 1403 am lichten Tage seine fast wunderbare Flucht. Ein böhmischer Chronist bemerkt ausdrücklich, daß jenes Haus in Wien, worin Wenzel gefangen saß, noch heutzutage (zur Zeit des Schreibers) „Klein Prag" genannt werde. 1426 wurde dem Könige von Portugal von der Bürgerschaft Wien's ein festlicher Tanz im Praghaus veranstaltet. Das Praghaus kommt im 15. und 16. Jahrhunderte häufig in den Stadtacten vor und diese bezeugen ebenfowohl die Größe des Gebäudes, als seine Verwendung zum Salz- und Münzamte, sowie zur Herberge ausgezeichneter Gäste; mehre Aufschreibungen benennen daselbe auch den Herzogshof am Kienmarkt, welcher von Bonfin als prächtiges Gebäude erwähnt wird. 1458 wohnte Herzog Albrecht in dem Praghause und nahm in demselben Ulrich den Eybinger gefangen. Am 29. Mai 1485 empfing das alte Gebäude abermals einen felsfamen Gast, den Sohn des Ungerkönigs Mathias, Herzog Johann Corvin, welcher nach Abschluß der Uebergabsbedingungen die Stadt besuchte, eine Kirche besah und im Praghause einkrat, worauf er ein nahgelegenes Bad (der Sage nach das Hafnerbad) benützte. 1532 wies eines Jägermeisters mit Jagdhunden im Praghause gedacht, 14 Jahre später läßt Lazy den Salzamtmann (Alobarcher) mit seinem Gegenschreiber darin wohnen. Später diente es den Franziskanern zur Unterkunft und ging erst in neuester Zeit in Privathände über. Der geschehene Neubau hat wohl jede Spur des Alterthums an dem Gebäude vernichtet, immerhin aber wird die Stelle, an welche sich so interessante Erinnerungen Alt-Wien's knüpfen, eine merkwürdige bleiben.

Digitized by Google

Oesterreich.

Vaterland! Mein Oesterreich!
Die Luft hein Land auf Erden gleich.
An Schätzen Reich, an Ehr' und Macht
Steht's kräftig da In voller Pracht.
Für Treu und Recht die Bürger glüh'n,
Und Lorbeern reich dein Herr Umblüh'n.
Hoch Oesterreich! Du Segensland!

Und eines Fürsten Arm'ist du sich,
Der Nie vom Weg' des Rechtes wich,
Der, freudenvoll In der Jugend Glanz,
Am Haupte Trägt den schönsten Kranz,
Den seiner Völker Lieb' Ihm wand,
Hoch Oesterreich! Du Segensland!

Wien. J. N. Vogl.

Das Schloß Mirelemont.

Novelle von Adolf Ritter von Tschabuschnigg.

(Schluß.)

Roderich beugte sich nach seiner Gattin. Er hatte gut getroffen, der Dolch saß bis zum Griffe in Claudia's linker Seite und wies von rückwärts gerade nach dem Herzen. Sie regte sich nicht mehr; da war nichts weiter zu versuchen. Er riß den Dolch aus der Wunde und schleuderte ihn, als wär' es glühendes Eisen, weit von sich nach dem Alkoven.

Dann blieb er einen Augenblick an, ohne sich zu regen. Er schien nachzusinnen, warum sich all' das Schauerliche ereignet hatte; es fiel ihm nicht bei.

Er hatte selbst auf die Urkunde vergessen und schrieb nun langsam gegen die geheime Stiege.

Bald war er aus dem Schlosse und durch den Thiergarten. An dem Ausgange hatte er bei seiner Ankunft sein Pferd angebunden; er schwang sich jetzt darauf und ritt in die Nacht hinein.

Der Graf hatte bei seiner Entfernung eine Begegnung der Schloßbewohner nicht absichtlich vermieden; dennoch hatte ihn Niemand gesehen.

In finsterm Brüten ritt er durch das Thal, grauenvolle Bilder jagen an seinem innern Auge vorüber; zu einem Entschlusse mangelte ihm Fassung und Wille.

Dennoch fuhr er, sobald er gegen Morgen in dem Städtchen angekommen war, wo er seinen Kammerdiener mit seinem Reisegeräthe verlassen hatte, ohne Aufenthalt gleichfam wie in dunklem Triebe bis zur Hafenstadt, wo er sich einzuschiffen gedachte.

Das Schiff sollte erst nach einigen Stunden abfahren. Es war dieselbe Stadt, wohin er sich die ersten Nachrichten bestellt hatte.

Er wollte den Ereignissen ihren Lauf lassen; an eine Flucht dachte er nicht, sondern beschloß, wenn anders es ihm vom Schicksale gegönnt sein sollte, in derselben Weise und zur selben Stunde abzureisen, wie er es sich vorher vorgenommen hatte.

Es überraschte ihn kaum, als sich wenige Stunden nach ihm ein Bote aus der Heimat meldete. Mit gefaßtem Muthe ließ er ihn vor sich kommen.

Der Vogt von Mirelemont hatte ihn dem Grafen sogleich nachgesendet, als die Kammerfrau den Mord ihrer Gebieterin entdeckt hatte. Da diese sie zur gewöhnlichen Stunde durch das Glockenzeichen nicht zu sich beschied, war das Mädchen an die Thüre geschlichen, um zu horchen. Die Stille im Zimmer fiel ihr auf, sie wagte zu klopfen; Niemand antwortete, da öffnete sie die Thüre und im nächsten Augenblicke war der Mord entdeckt.

Versunken in finsteres Sinnen hörte der Graf auf die Bruchstücke einer Geschichte, deren Kern er in gräßlicher Wahrheit in der letzten Nacht selbst erlebt hatte; aber wie sehr wurde er dennoch überrascht, als der Bote beifetzte, daß man des Mörders der Gräfin bereits habhaft geworden sei. Er dorchte hoch auf und ließ sich vom Boten zwei Mal erzählen, daß der Mörder ein unbekannter junger Mensch sei, der hinter dem Vorhange des Alkoven mit dem blutigen Dolche an der Seite ohnmächtig hingestreckt gefunden worden sei. Mehr wußte der Bote nicht zu berichten, denn er hatte vor jeder weitern Entwickelung das Schloß bereits verlassen.

Mit schweren Schritten ging Graf Roderich eine lange Weile vor ihm schweigend im Zimmer auf und ab. Seine zweite Gattin war der böse Dämon seines Lebens gewesen; was galt der schnelle, kurze Todesstich gegen die langen, langsam zehenden Qualen, die sie ihm bereitet? Hatte jetzt das Schicksal seine Schuld nicht offenbar nur gering angerechnet, da es den Verdacht, so ganz ohne sein Zuthun, von ihm auf einen Andern wälzte? Sollte er, gerade er diesem Richterspruche aus den Wolken entgegen treten? Weßwegen? Wegen Claudia? Nein, — die Rechnung zwischen ihnen stand noch immer zu seinen Gunsten; — wegen jenes Unbekannten? — Auch nicht! Was hatte der sich einzuschleichen gehabt in das innerste Werkzeug verwirrter Verhältnisse? Und dann war er auch sonst unschuldig, so mochte es dem Schicksale, das ihn selbst, den Schuldigen allem Verdachte so wunderbar entrückt hatte, doch nur ein Leichtes sein, auch diesen Unbekannten zu retten. Endlich — wozu hatte ihn selbst das Geschick vielleicht noch auserlesen? Jede That der Geschichte verlangt die geeignete Hand zur Ausführung, welche wichtige war vielleicht für ihn, für den Grafen Roderich, noch vorbehalten? Der Mensch soll sich überhaupt gegen seine Bestimmung nicht auflehnen.

Dies mochten allenfalls die Gedanken sein, die das schwere Blut in den Gehirnkammern des Grafen in dieser Stunde umtrieb; vielleicht wäre er noch nicht so schnell zu einem festen Entschlusse gekommen, wenn sich nicht noch eine andere Vorstellung dazu gesellt hätte: er dachte sich die Wahrscheinlichkeit, daß jener unbekannte Mensch, auf den zuerst der Verdacht des Mordes ruhte, der Zeuge seiner That gewesen sei, daß er in Kürze vor den Richtern gegen ihn aussagen werde. Dieser Gedanke gab seinen Fiebern Schnellkraft, er ahnte, es galt ein Ringen mit ihm auf Tod und Leben.

Er fertigte den Boten mit einem kurzen Auftrage ab und begab sich bald darauf zur See.

Der Anblick that ihm wohl, wie die frische Meeresluft den Rauch aus dem Schiffe des Dampfschiffes zurück nach der Küste trieb. Hinter ihm sollte ja auch die düstere Vergangenheit bleiben, die künftige Freiheit sollte ihm aber keine Macht der Erde rauben. Jeder Mensch stehe für sich ein, mochte jener Unbekannte auch seinerseits rücksichtslos für das eigene Heil besorgt sein. Auch er mußte sein Bestes suchen und ging's nicht anders, so sollten ihn ferne Gegenden für immer der Verfolgung entziehen.

In seiner Heimat fiel es nicht auf, daß Graf Roderich nach dem blutigen Vorfalle nicht zurückkehrte, sondern die schon früher beabsichtigte Reise antrat. Nicht minder eifriger wurde aber die Untersuchung wegen des Mordes auf Schloß Mirelemont betrieben.

Sie brachte seltsame Enthüllungen an das Tageslicht.

Zuerst wurde entdeckt, daß der unbekannte Mensch, der ohnmächtig im Zimmer der Gräfin gefunden wurde, kein Mann, sondern eine Dame war. Der Schurrbart war falsch und an ekleht.

Dann ergab es sich, daß diese Dame keine andere als Rosamunde, Roderich's erste Gemahlin, war. Sie hatte dessen kein Hehl. Als Grund ihres geheimen Besuches auf dem Schlosse und ihrer Verkleidung schützte sie den Wunsch vor, sich von den Zuständen im Schlosse zu überzeugen, ihren Garten und seine neue Gemahlin unbemerkt zu beobachten und wo möglich über das Befinden ihres Sohnes irgend eine Kunde einzuziehen. Jedes Anthell, jede Mitschuld an der Ermordung der Gräfin stellte sie auf das Entschiedenste in Abrede, weigerte sich aber eben so bestimmt, den Mörder anzugeben oder irgend Näheres über den Vorgang mitzutheilen. Nachdem sie dies erklärt hatte, stellte sie allen bezüglichen Fragen unverbrüchliches Schweigen entgegen.

Damit vermochte sie aber nicht die Leute von ihrer Unschuld zu überzeugen. Die Umstände zeugten zu entschieden gegen sie. Sie war die einzige Person, deren Gegenwart am Orte der That erhoben werden konnte; noch dazu hatte sie sich in Verkleidung eingeschlichen und das Werkzeug des Mordes war an ihrer Seite gefunden worden. Abgesehen davon, daß die Triebfeder der Eifersucht und des Hasses gegen ihre Nachfolgerin im Ehebette des Grafen Roderich bei ihr nach dem natürlichen Laufe der Dinge vorausgesetzt werden konnte, mochte sie bei dem bekannten Jerwürfnisse Roderich's mit seiner zweiten Gemahlin durch deren Beseitigung ihren alten Platz an seiner Seite

Digitized by Google

rückzugewinnen hoffen. Aber selbst, wenn man derlei Absichten bei ihr nicht voraussetzen wollte, so bot die Lage der Sachen noch nähere, nicht minder schwere Verdachtgründe gegen Rosamunde. Neben der Ermordeten wurde nämlich am Boden Rosamunden's Trauschein mit Graf Roderich gefunden. Darin lag ein sicherer Beweis, daß sich die Todte in ihrer letzten Stunde gerade mit ihr beschäftigt hatte. Nur dieser konnte daran gelegen sein, die Urkunde in ihren Besitz zu bekommen, um so mehr, da erhoben wurde, daß Roderich seiner zweiten Gattin diesen Trauschein vor der Vermählung gleichsam als ein Unterpfand übergeben hatte und daß eine zweite Ausfertigung derselben unmöglich war, da die Bücher der Kirche, wo jene Trauung statt hatte, unterdessen verbrannten und der Pfarrer gestorben war. Hierdurch wurde die Wichtigkeit dieser Urkunde außerordentlich gehoben, ohne sie vermochte Rosamunde weder ihre eigene Ehre, noch das Recht ihres Sohnes zu behaupten. Der Umstand, daß sie im Zimmer des Mordes ohnmächtig aufgefunden wurde, legte dagegen kein großes Gewicht in die Wagschale, denn es war eben nichts Neues, daß ein Mörder gleich nach der That von solchem Grauen befallen wurde, daß er augenblicklich Besinnung und Kräfte verlor. Bei einer Dame von schwächlicher Körperbeschaffenheit und unbescholtenem Vorleben durfte eine solche Wirkung der ersten Bluttat um so minder in Verwunderung setzen.

Die Untersuchung war noch nicht zu Ende und die öffentliche Stimme hatte Rosamunde schon längst gerichtet. Die Richter und wem sonst in die Verhöre Einsicht gegönnt war, theilten diese Ansicht.

Die Verhandlung vor den Geschworenen brachte kein anderes Ergebniß. Es erfolgte der Spruch auf Schuldig, und nach kurzer Berathung brachen auch die Richter den Stab über sie. Rosamunde hörte das Urtheil mit Fassung und Sanftmuth an.

Aber der Präsident des Gerichtshofes hatte seinen Vortrag noch nicht beendet, als ein Mann sich durch die Zuschauer drängte, die Schranken aufriß und mit fester Haltung vor die Richter trat.

Es war Graf Roderich.

„Rosamunde ist unschuldig, ich bin der Mörder!"

Wie eine Stimme aus den Wolken hatten diese Worte alle Zuhörer erschüttert.

Rosamunde stürzte zu Roderich's Füßen und umschlang in strömenden Thränen seine Knie.

In kurzer Rede erzählte er die Umstände der That, sie waren zu überzeugend, um gegen sie einen Zweifel aufkommen zu lassen.

Erst weit von seiner Heimat, auf einem Eilande, das ihm ein sicheres Asil bot, hatte er vernommen, daß es seine erste Gattin war, die sich für ihn aufopfern wollte. In derselben Stunde trat er seine Rückreise an und eilte ohne Aufenthalt über Meer und Land.

Nachdem er seine ganze Schuld bekannt hatte, gewann sein Herz wieder Ruhe.

Noch einen Augenblick lang, einen kurzen, schnell entschwundenen, lagen die beiden Gatten einander am Herzen; auch Roderich's Augen fanden Thränen! dann gingen sie wieder auseinander, der Graf in das Gefängniß, Rosamunde in die Freiheit.

Auch die neue Faße der Untersuchung wurde bald zu Ende geführt; Roderich erhielt sein Urtheil.

In einer Abtei ihres Vaterlandes nahm Rosamunde, die katholisch geboren war, bald darauf den Schleier. Noch manche Jahre ertönte ihre sanfte Stimme bei der mitternächtlichen Hora. Sie betete viel und inbrünstig für Roderich.

Und was aus seinen zwei Knaben geworden war? Keiner von ihnen trat die Güter der Familie an. Obwohl in verschiedenen Orten, unter ganz andern Verhältnissen erzogen, starben beide bald nacheinander an der Pockenkrankheit. Das böse Blut ihres Geschlechts-Stammes schien bei ihnen in unschuldigerer Weise zum Ausbruch gekommen zu sein.

Mit ihnen erlosch die gräfliche Familie.

An den lieben Mai.

Entflogen aus dem winterlichen Grabe
In neuer Frische, neuer Jugendkraft
Tauchst Du so eben, holder Götterknabe,
In Duft und Flurenpracht auf. — Ob Freude schafft
Dein langersehntes, sieghaftes Erscheinen? —
Wie Alle grüßen Dich mit frohem Meinen! —

Sei und willkommen denn in Duft und Auen
Du Laubgekrönter! herrlich sei gepriesen!
Sie kam, die Zeit, in der wir Hütten bauen,
Die schöne Zeit, vom jungen Leng verschönt.
Nur unter linder Weste sanftem Wehen
Erklimmt Gefühl und Lieb die höchsten Höhen. —

Umspannt mit grünem Sammt sind um're Fluren
Die Bäume steh'n in herrlicher Gestalt;
Verwebet sind des Blütenes leste Spuren,
Und rasch er durch beherrschte mit Gewalt,
Wie wirs es unter Deinem Zauberstabe
Nun lächelnd aufersteh'n aus seinem Grabe! —

Verjüngt ist die Natur, die herrliche! den Rosen
Gabst scherzend Du ihr königlich Gewand,
Läßt mit Jelängerjuch sie spielend lesen
Und freundlich nicken an der Quelle Rand,
Und in der Bäume herrlich grünen Kronen
Wie da so viele Sänger gastlich wohnen!

Ja, nochmals ruf' ich Dir: „Sei uns willkommen!"
In jeder Brust baut Dir sich ein Altar.
Wer hat, wie Du von uns'rer Flur genommen,
Was starr und kalt und trüb und traurig war?
D'rum, lieber Mai, kann von den Menschen allen
Und keiner je so sehr, wie Du, gefallen.

Wien. Leopold Kordesch.

Mitternacht.

Historisch-vaterländische Novelle aus dem XV. Jahrhundert von Josef Babnigg.
(Schluß.)

Jobst athmete auf tief verschlossener Brust auf.

„Du wähnst mich mittellos? es ist nicht ganz so," sprach Thomas. „Du erinnerst Dich noch, daß wir vor beiläufig drei Jahren aufgeboten waren, das Nest bei der Mörbergrube zu vernichten. Es ist Dir auch noch erinnerlich, daß ich bei dieser Gelegenheit einem der Straußritter, mit dem wir einen harten Kampf zu bestehen hatten, in den rechten Arm mit einer Mißgabel einen Stich versetzte, der, da ich ihm die Wunde tief aufgerissen hatte, sicher durch sein ganzes Leben noch zu kennen sein wird. Nun bei dieser Gelegenheit hatte der Verwundete im Fliehen etwas Schweres fallen lassen, über welches ich, da die Nacht rabenschwarz war, zu Boden stürzte. Ihr folgtet alle dem Fliehenden eilends nach. Ich aber tastete mich auf und untersuchte die Ursache meines Falles und siehe da, ein Sack voll blanker Dukaten lag in meinen Händen." Dieses sprechend öffnete Thomas eine Diele des Fußbodens, welche sehr leicht in die andern Fußbodenbretter eingefalzt und wegen der Dunkelheit der Bank, die darüber stand, bis jetzt Niemanden aufgefallen war und zog einen in Hadern eingewickelten Sack heraus, in dem sich, wie gesagt, das blanke Gold befand.

Primus und Alle blickten, sich wundernd, nach dem so lange verschwiegenen Funde hin. Eine besondere Blässe war jedoch am Ersteren bemerkbar.

Ohne Jemanden zu beachten, erzählte nun Thomas, daß er Willens sei, da sich im Laufe dieser Jahre Niemand gemeldet habe, dem das Gold gehören würde, für seinen Sohn eine bedeutende Realität gegen dem anzukaufen, daß, falls sich in späterer Zeit der rechtmäßige Eigenthümer finden würde, Jobst oder dessen Nachfolger verpflichtet wären, obiges Kapital sammt Zinsen demselben zurückzuzahlen. Arbeit und eine gute Wirthschaft, so wie der unermüdete Fleiß, wie nicht minder die Genügsamkeit des Empfängers, wenn er unverhofft das Verlorne wieder erhalten sollte, würden wohl im Stande sein, seinem Sohne oder dessen Nachkommen für die Zukunft ein Loos zu bereiten, das sie vor Noth und Elend schützen könnte.

Alle stimmten in das kluge und billige Vorhaben des Vaters ein, der zufrieden lächelnd den Schatz auf seinen bestimmten Ort zurücklegte und denselben auf die früher beschriebene Art den Augen der Welt verborgen zu haben dachte.

Nach diesem Vorfalle waren Wochen vergangen. Im Dorfe sprach man allgemein von der baldigen Vermählung Jobstens mit Elsbeth. Eine Realität für Jobst wurde jedoch noch nicht gekauft. Die Mutter schüttelte bei dieser Wahrnehmung bedenklich den Kopf, denn sie wußte nicht, daß der

Digitized by Google

Vater wegen des Hundes noch Manches bei dem Gerichte zu schlichten hatte. Sie schwieg jedoch darüber und äußerte nur den Wunsch, am Vermählungstage ihres Jobst auch eine ihrer Töchter mit Primus glücklich zu sehen. Sie brang deßhalb bittend in diesen, sich erklären zu wollen, ob ihre Wünsche nicht vergebens wären.

Primus stutzte, ohne seinen Entschluß aussprechen zu wollen, schweigend den Kopf auf seine auf dem Eßtogen ruhende rechte Hand. — Das aufgestützte Haupt fiel am Arme herab, wodurch derselbe sichtbar wurde, und Minna, diesen erblickend, fiel in — Ohnmacht.

Mutter und Primus drängten sich zu der Bewußtlosen und bemühten sich mit Hausmitteln aller Art, sie in das Leben zurück zu rufen.

Die Mühe blieb nicht unbelohnt. Die Arme athmete bald tief auf. Ihr erster Blick, der sich dem Sonnenlichte wieder öffnete, traf Primus, der in einer Ecke der Stube stand und wie es schien, an der Wiedererwachten den wärmsten Antheil nahm.

„Kasset mich mit Primus einen Augenblick allein," lispelte Minna leise zur Mutter und kaum vernehmbar. Die Sorgenvolle verließ mit Minna's Schwester das Gemach.

„Primus," begann Minna, nachdem sich Mutter und Schwester entfernt hatten, „Primus, und blüht auf dieser Welt kein Glück mehr. Mein Hoffnungsstern ist untergegangen, und glaube mir, der Deine auch. O was gäbe ich, hätte ich den heutigen Tag nicht erlebt!"

„Komm zu Dir Minna! Du irrst gewaltig. Ich und Du, wir beide können noch glücklich sein," entgegnete Primus in einem beinahe barschen Tone.

„Nie, nie! — Komm' mir näher. Gib mir Deine Hand, Primus."

Primus legte stumm fragend seine Rechte in jene der Sprechrin.

Diese aber zog behächtig und langsam den Aermel seines Hemdes bis zur Schulter hinauf und wies nach einem ziemlich langen Bedenken mit dem Zeigefinger ihrer Linken auf eine breite, lange und verharschte Narbe seines Armes schweigend hin.

„Nun, was bekrembet Dich?"

„Dies ist die Narbe, von der mein Vater vor wenigen Meldung that. — Räuber — o vielleicht — auch Mörder!"

„Possen! — Aus Die spricht der Wahnsinn," rief der beinahe Vernichtete, sog den entblößten Arm schnell zurück und ging trotzigen Schrittes und wie es Minna dächte, mit den Zähnen knirschend, zur Stubenthür hinaus.

Da saß nun die Trostlose. Ihre Muthmaßung war zur schrecklichen Wahrheit geworden. Ein einziges „Nein" und die gelnickte Lilie hätte wieder freudig ihr Haupt erhoben. Wahre Liebe glaubt und vergeßt ja so gerne! Und der Unbarmherzige war fortgegangen und hatte nicht widersprochen. Es war für Minna ein furchtbarer Augenblick.

„Was ist geschehen?" riefste in die Stube angstvoll zurückgekehrte Mutter. „Rede Minna, was hat Dir mit Primus, daß er einem Sinnlosen gleich über die Hausflur hinausstürzte, ohne meinen Gruß zu erwidern?"

„Nichts!" bebte es vom Munde der Gefragten und sie sank unter einem Strom von Thränen auf das nahe Bettkissen hin, unvermögend Verräthern an ihrem Geliebten zu werden. Schöne, reine Liebe! Edelsinn ist deine Blüthe und ein schönes Bewußtsein deine Frucht!

Der Abend kam, die Nacht verging und Primus war nicht wieder zu sehen. Auch Jobst war verschwunden. Man rieth nach der Ursache hin und her, doch vergebens. — In Minna's Innerm aber nagte ein unbekannter Schmerz, welcher um so größer war, als er verschlossen an seinem erfaßten Opfer so lange zehrte, bis die Reine seine Gewalt nicht mehr fühlte. Minna war seitdem wahnsinnig geworden.

Minna's traurige Zustand, Primus lange Abwesenheit, und jene seines Sohnes kam endlich auch dem Vater Thomas gar zu bedenklich vor. Etwas Gräßliches ahnend, ging er nach seinem verborgenen Mammon zu sehen. Er öffnete die verborgene Diele unter der Bank, die Hadern waren da, doch das aufbewahrte Gold war, wie er nicht umsonst geahnt, verschwunden. Alles lag jetzt klar vor seiner Seele.

„Weh' mir! von Räubern und Mördern war ich umgeben," rief der Angstvolle und stürzte mit zum Himmel erhobenen Händen zu Boden. Er athmete nicht mehr. Seine Angehörigen fanden den Entseelten und die Stelle, wo sie ihn gefunden, nannte ihnen auch die furchtbare Ursache seines gähen Todes. Eine traurige Folge, welche immer das Laster, wie die lodgerissene Lawine, nach sich zieht.

Acht und zwanzig Jahre waren still verflossen, aber auch in Thomas Hause war es still und einsamer geworden. Mutter und Minna deckte bereits der kühle Rasen und die zurückgebliebene jüngste Tochter Margareth bewegte sich ziemlich noch an der Seite ihres Gatten in den beinahe öden Räumen des ererbten Häuschens und kümmerte sich nach den so vielfach erlittenen harten Schlägen wenig oder gar nichts um die Außenwelt. Auf einmal verbreitete sich der Ruf, daß dem peinlichen Gerichte zu Laibach einige Raubmörder übergeben worden seien, welche man bei Mördergruben gefangen genommen habe. Die Nachricht selbst wäre für Margareth gleichgiltig gewesen, wenn es auch nicht nebenbei gehören hätte, daß ein Kammerdiener Conrad's, des einstigen unglücklichen Bischofs von Freisingen, unter diesen wäre. Diese Nachricht riß plötzlich die beinahe vernarbten Wunden der Vergangenheit wieder auf. Ein Kammerdiener des ehemaligen Freisinger Bischofs? Wer konnte dieser Eine anders, als Margarethen's Bruder Jobst sein? Ganz Feichting gerieth darüber in Aufregung. Hatte man bisher auf Margareth auch immer mit Bedauern herab gesehen, dieser neuerliche Fall, wenn er sich erwahren sollte, erweckte ein wahrhaftes Mitleid über den so unverschuldeten Sturz einer Familie, die sich immer so rechtlich und ohne Tadel in der Erinnerung der Mitmachbarn erhalten hatte.

Was man fürchtete, war leider zur Wahrheit geworden, denn unter den eingezogenen Räubern befand sich Jobst und sein Freund Primus.

Aus den peinlichen Aussagen des Letzteren ging es hervor, daß dieser schon viele Jahre ein Genosse der Räuber war, daß er sich aus niederer Rachsucht mancher Mordthat schuldig gemacht habe, daß er vor etwa 31 Jahren von einem Aufgebote der Bauern beinahe gefangen worden wäre, wenn ihn die Dunkelheit der Nacht nicht gerettet hätte, und daß er damals nach einer erlittenen Verwundung am rechten Arme eine namhafte Summe Geldes verloren hatte, die er seinen Mitgenossen entwendete und die, so viel er in der Nacht abnehmen mußte, ein Bauer aus Feichting, Namens Thomas, sich zugeeignet haben konnte, weßwegen er auch ihm und seinem ganzen Hause eine furchtbare Rache geschworen, eine Rache, der alle als Opfer fallen sollten. Er gab ferner an, daß er diese Rache gleich ausgeführt hätte, wenn ihm nicht an der Wiedergewinnung seiner abhanden gekommenen Summe gelegen gewesen wäre, von deren gewissen Dasein er trotz aller gezeichneten Freundschaft doch keine feine Spur finden konnte. Ferner gestand er, daß er, da sich unter dieser Zeit eine neue Gelegenheit dargeboten habe, einen Raub an dem Freisinger Bischofe, welcher 5000 Goldkronen bei sich hatte, ausführen, seinen Racheplan dahin änderte, daß er Jobsten, ohne den die beabsichtete Beraubung schwer oder gar nicht möglich gewesen wäre, wegen seiner Leichtgläubigkeit und Unerfahrenheit durch das Versprechen zur Erlangung eines bedeutenden Antheiles, am leichter seine Elsbeth zu heirathen, zum Mitwisser, somit zum Mitschuldigen an dem zur Mitternacht ausgeführten Morde des Bischofs machte, wodurch er und seine ganze Familie gebrandmarkt werden mußte und so dem gewissen Untergange nicht mehr entgehen konnte. Noch einen andern Versuch wollte er an Thomas Töchtern ausführen, doch die Reinheit ihres Lebens, ihrer Tugend und ihrer Unschuld hätten ihn von seinem Vorhaben zurückgehalten, was ihm eben recht zu Statten gekommen war, weil er sonst nie zu seinem Golde gelangt wäre.

Des Elenden Geständniß, daß er am Freisinger Bischofe vor 28 Jahren den gräßlichen Mord verübt hatte, fand vor der ganzen Welt die gebührende Verachtung. Im Dorfe Feichting erinnerte man sich noch genau der Worte des alten Thomas, welcher nicht zugeben wollte, daß der Herr den obersten Hirten, den er über seine Heerde gesetzt, so vergessen könnte, daß dieser selbst Hand an sein Leben gelegt hätte. Jung und Alt eilte nach dieser Nachricht zum einsamen, von Jedem gemiedenen Schloßwäldchen der Stadt Rad und betete an dem Grabe des heil. Märtirers, den sein würdiger Nachfolger Nicodemus gleich nach erhaltener Gewißheit im Jahre 1437, den 26. August elendes anfgraben und mit allen gebührenden Ehren und unter dem Zudrange einer Masse Volkes feierlich in der Pfarrkirche beisetzen ließ, wie der unter dem Chore gesetzte Marmorstein mit seiner gothischen Schrift*) noch dem späten Wanderer zeigt, welcher dieses Gotteshaus besucht.

Die Schuldigen erlitten die Strafe des Rades. Die Menschen haben gerichtet, Gott aber hat das Urtheil gesprochen.

*) Hic jacet Dominus Conradus, Episcopus Frisingensis, per Dominum Nicodemum, successorem suum hic sepultus anno 1437.

Digitized by Google

Die neuen Kräfte des k. k. Hofburgtheaters.

I. Gabillan.

(Fortsetzung und Schluß.)

Komme man bisher auf der Coulissen der innern und äußern Mittel des Schauspielers entwehmen, daß Gabillon sein gewöhnliches Talent sei, so mußte von dem Augenblicke an, als der volle Einklang jener Mittel hergestellt war, der Künstler mit Acclamation als solcher begrüßt werden. Diesen Einklang des innerlichen Wesent und der Manieren mit der Ausstattung der Rolle sahen wir an Gabillon zuerst in Caligula. Die Zeichnung dieser Figur bietet an und für sich nichts Besonderes, und wir sie auch noch ohne Eigenthümlichkeit gespielt, so überschritt man sie leicht ganz. Gabillan hat andererseits das Verdienst, jede Rolle, die übrigens gar keine Schwierigkeiten bietet, gut Geltung gebracht zu haben. Er spielt darin sich selbst, mit all' seinen Tugenden, all' seinen Fehlern. Wie leicht ist Alles an seiner Rolle, eben weil sie keine Schwierigkeiten bietet, zu vergessen. Gabillon hat es mit dem Bewußtsein seiner Kraft und zugleich mit der ganzen Naivetät seines Wesens gespielt. Dieses krankhafte Schielen um Sichtigen, dieses Schlottern und Schleudern der Gliever und dann plötzlich wieder das Emporrecken derselben dient vortrefflich, Manieren in der Bewegung und der Führung der Glieder, wie sie unsere Künstler eigen sind, ist hehr Licht zu stellen und derselbst, künstlerisch schön zu machen. Das beben eines in sich zerfallenen Menschen ist eine Reihe von Leiden, — nirgends Zusammenhang, kein Gange. Der Darsteller eines solchen hat leichtes Spiel, als der Schauspieler im Pathos, wo fest die Harmonie des Ganzen im Auge behalten werden muß und dieser sich oft ganz zu verlassen hat. Nur muß er die Lücke mit künstlerischem Bewußtsein zum Vorschein bringen. Auch in dieser Hinsicht ist „Caligula" für Gabillon geschaffen. Die Darstellung der Traumform ist in ihrer Art ein Meisterstück und sie hat uns nicht nur vor der Rolle näher gestützt, sondern auch in das innerste Wesen des Künstlers selbst eingeführt. Ja, das ist ganz der Gabillon, wie wir ihn an Don Carlos studirt haben. Angelangt auf der Höhe einer menschlichen Empfindung, fehnt sich das ganze Wesen plötzlich nach ihrem Gegentheile; Caligula fühlt einen Augenblick das Entsetzen eines Mordes, aber im nächsten dürftet er schon wieder nach Blut. Kein sanfter Uebergang von Ursache zu Effect, von Begeisterung zum Austrauch derselben, keine wellenförmige, ebenmäßige Linie in der Zeichnung; schroff und mit tauben Gesten wirft sich das Ungeheuer in den nichtsverschlossenen geistigen Kreis der Menschen und zermalmt, was ihm in den entgegenstehet. Jungst Mißtrauen, Verdächtigen — jeder Zoten ist der Hand entschlüpft — wie mußten auf einen neuen Wendepunkt warten. Uebertragen wir diese Momente in das Leben und Wehen eines Künstlers, so können wir ermessen, wie groß die Qual Gabillons gewesen sein müsse, als er mit allen Mitteln einer „Caligula" den „Don Carlos" dicht spielen sollen, und wie er sich dagegen in „Caligula" gefallen müsse, der ihm als sein greiztes Ich entgegentritt.

Es scheint sein leichter Stretz, einen Rolle so untergeordneten Ranges zu Mitarbeit hinaufzutragen und sich dadurch wie in einem weiten Rahmen alle Elemente der Form unserer Künstlers. Wie ganz anders steht Richard gegen „Caligula" vor uns. Der rein-menschliche Thraum ist blind, grausam, sein Hahn geht aus dem Bewußtsein der Schwäche hervor, ihm ist nur Einer gewiß: daß er nämlich unter Allen, die ihn umgeben, der erbärmlichste ist — er kann nie der Held einer Tragödie werden, sein Mitleid regt sich für ihn. Richard dagegen ist klug, berechnend, seine Leidenschaft ist, daß er seine Tat um jede bewußtern kann; sein Hahn entspringt aus dem Gefühle seiner geistigen Kraft, nur er, der sich von verachtenen, kleinlichen Menschen umgeben sieht, findet sein Mitleid gerechtigt und sein Gewissen kennt keine Unruhe. Richard ist Held — Tragödienheld — und von dem Augenblicke an, als seine Mutter ihn verflucht und er nach ihrem Scheiden wankend sein Antlitz in die Hände birgt, ist er auch unsres Mitleids sicher. Gabillon hat nun mit diesem Richard eine hohe Aufgabe übernommen — er spielt einen Helden. Freilich, daß in dem Don Carlos, der zwischen zwei Magneten unbegreiflichkeit wird und endlich der höchsten tragischen Entwicklung den größten Hohn angedeihen läßt. Es steht jenes Pathos, das den Schauspieler charakterisirt und wo er auftritt, darf er ein falsches, feierlich sein. Es bedarf keines weitern Nachweises, daß Gabillon den Richard glänzend spiele. Wir finden ihn selbst in der Scene der Liebeserklärung durchaus nicht ausser seiner Sphäre, denn wenn wir darin die gewöhnlichen Gehen unserer Künstlers in ähnlichen Situationen nicht vermissen, so erklären wir und hier ganz natürlich: Ein Mensch, der jenen Augenblick von einer Empfindung zur Parabie als Verdammung herabsinken übergeht, muß sich selig darüber. Uebrigens können wir nur die eigentlich künstlerischen Momente ins Auge fassen, somit müßten die gelungenen verschiedenartigen Comödienspielereien Richard's hervorgehoben werden. Jeder Schauspieler von Routine muß dieselben treffen und er darf nur nicht zu viel thun. Ein solcher im höchsten Grade künstlerisch aufgefaßter Moment in Gabillons Spiele war aber, wie schon gesagt, die letzte Scene mit seiner Mutter, in welcher der Held aus seiner bisherigen Situation, aus seinem ganzen Wesen plötzlich herausgerissen und auf einen Augenblick als Mensch preisgegeben wird. Sein darauffolgendes Schwanken zwischen Mut nur nach geschlossener; er geht hin, den Fluch der Mutter zu erfüllen.

Ueber das Auftreten in der Schlachtscene, über den Ruf „Ein Königreich für ein Pferd" kann wohl nicht eine fruchtbare Debatte angeregt werden. Einerseits wirken sogenannte Momente auf der Bühne gar nicht, andererseits hat die Inszenesetzung bei ganzen Bildern mit solchen Schwierigkeiten zu kämpfen, daß man den künstlerischen Maßstab nicht mehr anlegen kann. Für uns ist Richard nach dem Ausspreite mit seiner Mutter todt, und wo gehent mit sein Darsteller sich schmieren, herumkaltungen, in welchem Tone er jenen Ruf geben soll. Wir erinnern uns, daß der zu pfiffig-ästhetischer Verbrengung so sehr geschickte Dawison seinen letzten Auftritt faß ins Lächerliche gezogen hat, da er hart am leinwandenen Hintergrunde vorüberschlotternd mit kallender Zunge den Ruf ganz lächerlich und nachlässig herausspreudte und verschwand. Jedenfalls müßte diese Situation, wenn sie nicht verlaren gehen soll, durch eine entsprechende Gruppe unterstützt sein. Gabillon bewegt sich zwar vortheilhafter in dieser Scene und es sind jetzt auch decorative Abänderungen angebracht worden, aber jenen genialen höfischen Effect können diese fünf Worte nicht erreichen.

Wohl kein Traum, aber viel Anerkennung wird Gabillon mit seinem „Gessler" zu Theil. Wir haben da eine ganz specielle Auffassung dieses Charakters vor uns. Die eine haben wir verkörpert im habsburgsgarnen, unvergeßlichen Wilhelm. Dieser hatte nämlich das ganze trübe Streben jener, zwischen Gewaltthätigkeiten und zweifelhaften Feudalrechte getheilten Zeit in sich zusammen und erdrückt durch sein Erscheinen jeden leisen und feenigen Gedanken. Rebenbei hatte er es auch auf die Schweizer scharf abgesehen. Die Wirkung war eine ungeheure — nicht nur die Schuyzer — das gesammte Publicum athmet doch auf, als der Pfeil in seinen Herzen flog. Aber diese Auffassung schien und nicht ganz richtig, ja sie ist im Schauspiele nicht begründet. Gessler ist der ganze Wirthsamkeit des Vogtes auf die Schaffierne concentrirt — diese hat er bis ins Kleinste ausgemalt und mir sehen z. B. Gessler nie in Mitte seiner Ritterschaft oder hausend auf seinem Schlosse, angethan mit den Vollmachten seines Herrn. Der Anlauf zu solcher Charakterzeichnung war jedenfalls zu groß. Gabillon hat die Rolle, wenn auch nicht mit gleichem Erfolge, doch richtiger, der Dichtung entsprechend, aufgefaßt. Wir sehen in ihm den ganzen andern Faden hangt die Rolle des Carlos in „Clavigo." Da haben wir es nicht mit einer abgeschlossenen und abgetragenen Thorerrform zu thun; nicht treibt und hier ein „Spitzbube" oder „Intriguant" entgegen, der seine tausend Ahnen hinter sich hat und jeden Augenblick den Bockshuß zeigt; nein, in diesem Carlos pulsirt die Bewegung der Filosofie und jenes Jahrhundert wird von dem Darsteller Carlos einen andern Carlos verlangen. Man darf nur mit gesundem Sinne zuhören und zusehen und man muß sagen: „Der Mensch hat Recht — und mitverdient ist in der ganzen Tragödie nur der Hohn, den Clavigo seinem Freunde. Daß Gabillon diesen Charakter so ganz ohne Originalität aufgefaßt, daß er seinen Carlos auf den sassinanten Theil herausgearbeitet, nicht auf dem Grumpel alter „Bösewichte," muß dem aufmerksamen Beobachter die sicherste Bürgschaft von dem Takte und Maßhalten, aber auch dem Studium unseres Künstlers sein, der nun von seiner mit schweren Tropfen bethauten Stirne die Erinnerung an die „Gbelin" wegwischen darf.

Seit diesem Gelost von Darstellungen sahen wir unsern Künstler durch das Feuer neuer Rollen gehen und wieder von andern Gestalten umgeben. Die Charakterisirung einer Gruppe, verausgesetzt, daß der Darsteller Maske und die Inszenirungen, behalten wir künftigen Tagen vor. In der Ueberzeugung, daß dann manches lautern, manches mildern, daß jetzt in schroffer Vereinzelung doch so seinem Grundsatzen Urtheile sühnen könnte und nun ein Endurtheil, daß nach dem Maßstabe der Kunst gemessen unmöglich ist und von vorübergehenden Lichtern und Schatten nicht mehr beirrt werden kann, ist es wohl jedem Ehrlichen einzig zu thun.

Gabillon gegenüber können wir nun mit ganzem Bewußtsein so viel schon zugegeben, daß er ein Künstler sei, der — Begriffe von der Kunst hat. Es ist hier — man lächle immerhin darüber — ein gewaltiger Vorzug zu einer Zeit, in welcher nach und nach der Maßstab des Schönen abhanden kommt und die Kunst in Künste aufzuarten beginnt.

A. G.

Musik - Salon.

Nach Verlauf der stillen heiligen Woche trete es sich wieder im Opernhause und im Concertsaale. Die fremde italienischer Musik haben nun die ungetrübte Ausschaft auf nur Verdi, nur Donizetti, nur Bellini, nur Raffini; keine echt deutsche Oper brodt mehr sich ingwischen einzudrängen, um die vor jeder geistigen oder Gemüthserregung zurückschaumenden Weltkinder aus ihrem behaglichen Sinnengenusse aufzureizen. Der Mimesiker Rossini mußte den Reigen mit dem „Barbier di Siviglia" eröffnen, nachdem der bisexe bestimmte „Tenorator" Verdi's gleich im Beginne der italienischen Opern-Saison an der Erkrankung Bettini's scheiterte. Auch „Rigoletto" ging noch voraus und der „Tenorator" kam demnach zu früh; denn Bettini war noch nicht hergestellt und seine Heiserkeit steigerte sich bereits im zweiten Acte so, daß der heute nicht zu Ende gespielt und vom vierten nur ein Drachtstück gegeben werden konnte. Ueber diesen ersten Tenor müssen daher die Rubrilen der Kritik einstweilen noch unausgefüllt bleiben.

Im „Barbiere" existirte bis zum Wiener Publicum bereits bekannte und reich an Schattirungen aller Art. Er war daher als „Figaro" wenn gleich kein Muster dieses Charakterbildes, doch eine angenehme, willkommene Erscheinung.

Der neue Tenor Guidatti war in Spiel und Gesang der echte Vertreter der langweiligen Mittelmäßigkeit, der neue Basso Raffi singt anständig, jedoch nicht besonders markkam und der neue Bassist Sezi lieferte als Don Basilio eine etwas zu grell gehaltene Charakterzeichnung.

Digitized by Google

„Rigoletto“ machte und mit der neuen Primadonna, Fräulein Lemiewska bekannt, die in der Partie der Gilda sich als Künstlerfingerin der modernen Schule erwies. Grelles Auftragen der dramatischen, so wie der lirischen Vortragsnüancen, grelle Gegensätze in der charakteristischen Schattirung des Ausdrucks treten überall hervor. Ihr Gesang hat etwas Gewaltsames, in ihren verschiedenen Stimmlagen ist keine Harmonie, ihre Stimme hat Kraft, aber keine Klangfülle mehr, besonders kann auch, wenn sie forcirt wird. Uebrigens behandelt sie den Mezzo-voce-Gesang mit Geschick und man kann ihr auch eine richtige Auffassung und dramatische Betonung des Charakteristischen nicht absprechen, abgesehen davon, daß ihr Auftreten immer zu sehr nach außen wirkend ist.

Der Tenor Sachero, der im Besitze einer hübschen bildungsfähigen Stimme ist, hat noch zu wenig Singen gelernt, um in einer größeren Partie mit Erfolg verwendbar zu sein.

Im „Trovatore“ debutirte die Primadonna Vendazzi, die dem hiesigen Publicum bereits aus dem vorigen Jahre bekannt ist, mit großem Erfolge. Allein auch sie ist eine echte Primadonna der Neapel; ihre Stimme hat im Wettkampfe mit der Verdischen Instrumentation bereits ihre schönste Klangfülle eingebüßt, ihr Vortrag rafft sich unter der Wucht der orchestralen Tonmassen zu den krampfhaftesten Anstrengungen auf und der gewaltsam angebrannte Accent, womit sie die Momente der Leidenschaft gibt, dringt nicht in das Innerste des Herzens, weil er nicht aus dem innersten Herzen kömmt, weil die Unwirklichkeit des Ausdrucks durch die äußeren Effectmittel erwiesen wird. Uebrigens weiß Signora Vendazzi ja durch ihren Ton zu blitzen, zu toben und zu reagen, deinnt muthmaßlich und dramatisch richtig und das Feuer. Das leidige Tremuliren hat sie mit Fräulein Lemiewska gemein. Signora Demeric war als Zigeunerin Azucena ausgezeichnet, sie liefernte ein treffliches Charakterbild im Spiel und Gesang.

Die Krone der bisherigen Novitätenwagen war „Moses“ von Rossini, der drei Male nach einander bei vollen Häusern gegeben wurde. Im „Moses“ lernten wir den Tenor Carrion, einen trefflichen Rossini-Sänger kennen; er besitzt ein weiches angenehmes Organ, sein Vortrag ist warm und von feinem Gefühle, er überwindet die großen Schwierigkeiten mit Leichtigkeit und hat eine angemessene Haltung. Er gefiel außerordentlich. Das Duett im zweiten Acte mit Everardi war der Glanzpunct der Vorstellung. Auch Everardi ist ein trefflicher Sänger, der den Rossinischen Sinn irten Gesang vollkommen beherrscht. Signor Angelini entfaltete als Moses seine machtvolle Stimme und seinen gediegenen Vortrag mit voller Wirkung.

Chor und Orchester unter der Leitung des Kapellmeisters Eckert waren ausgezeichnet.

Bei der letzten Vorstellung des „Rigoletto,“ welche durch das mit dem herzlichsten Jubel begrüßte Erscheinen Ihrer Majestät unserer allergnädigsten Kaiserin in der Hofloge verherrlicht wurde, sang Carrion den Herzog von Mantua, wodurch die Oper glänzend gehoben wurde. Sein Vortrag, namentlich bei belieben „La donna è mobile“ und im Quartette des dritten Acte erregte das Entzücken des jahlreich versammelten Publicums.

Das erste Auftreten der Sign. Medori als Elvira in „Ernani“ war ein freudiges Theaterereigniß. Das Publicum empfing seinen alten Liebling mit begeisterten Acclamationen und diese Primadonna vom echten Operngute rechtfertigte auch die ihr geschenkte Liebe im vollsten Maße. Ihre Stimme ist kraft- und klangvoll wie immer, ihr Vortrag natürlich, mehr und warm wie sonst, ihre Gesangsinnigkeit wie alte, durchschlagende und an feiner Schwierigkeit scheuende. Carrion sang den „Ernani“ vortrefflich, wie er allen singt, wenn gleich seine Stimmmittel nicht die bereichen sind, die dazu gehören, um Tiefer Partie der volle Wirkung hervorzubringen. Angelini war auch gut bei Stimme und äußerwies empfindlich, Ferri sang in seiner Weise mit Feuer und Ausdruck.

Im Concertsaale hat sich seit dem letzten Berichte nichts besonders Hervorragendes ergeben. Der Pianist Rubinstein setzte seine Concerte fort; im dritten hörten wir ihn das B-dur Trio von Beethoven, im vierten das Septuor von Hummel spielen. Welches Leben, welche geistige Wiedergabemit Beethovens herrliche Schöpfung unter den beseelten Fingern Rubinsteins erhielt, läßt sich mit Schweigen, kein Vortrag war im wahren Sinne des Wortes vollendet.

Am Chormontage brachte uns Herr Cornelius Stankowitsch mehrere Choral-Melodien der griechischen Liturgie, von ihm aus der ursprünglichen Tactlose geschickt und vierstimmig gesetzt, zu Gehör. Die Composition dieser aus Oktoechoren, Gesängen und der Liturgie des heiligen Basilius des Großen und aus Epifanie, dann aus einer Charfreitagsmesse und einer Pfingstmesselbe bestehenden Chorale zeichnet sich durch Volksthümlichkeit, einfach schöne Melodie und Harmonie und tief religiöse Innerlichkeit aus und bringt ungeachtet einer gewissen slavisch-tegischen Eintönigkeit einen erhebenden Eindruck hervor. Die Ausführung durch 40 Sänger und Sängerinnen war eine vollendete, weihevolle.

Das neue „Organo-Harmonion“ benannte Instrument, welcher der Erfinder und Verfertiger, Alexis Chrobitz, im großen Redoutensaale producirte, ist ein Tegelwerk, welches aus Cadial- und Zungenstimmen zusammengesetzt ist. Sein Hauptvorzug ist, daß die Töne leicht und deutlich anfprechen; doch ist es weder als Orgel, noch als Harmonion aufzureichnen; manche Töne klingen unangenehm scharf, seine Kraft als Orgel ist nur eine mittlere. Die Wirkung dieses Instrumentes auf das in nicht großer Anzahl versammelte Publicum war eine sehr geringe.

Den Freunden vollendet schönen Klavierspiels wird durch ein im Streicher'schen Salon stattgehabtes Privat-Concert der Miß Arabella Goddard aus London ein großer Genuß bereitet. Diese liebenswürdige junge Künstlerin bewährte sich im Vortrage, durch vollendete Technikheit, Kraft und Zartheit des Vortrags, sicherliche Ueberwindung der größten Schwierigkeiten und feinen Geschmack als wahre Meisterin. F. D.

Epigramme.

Freundschaft.

Wahre Freundschaft gleichet dem schiffbefahrenen Anker,
Nur im Sturme allein wird ihre Dauer erprobt.

Thränen.

Thränen sind der Götter einzige Wohlthat der Bedrängten:
Thränen lindern den Schmerz, Thränen erhöhen die Lust.

Selbstkenntniß.

Nimmer erkennst Du dich selbst in der Leidenschaft tobenden Stürmen,
Niemals spiegelt Du dich schiffend auf brandender Fluth.

Dr. A. Puff.

Literatur.

Heimatgrüße aus Niederösterreich. Gedichte von Ludwig Adolf Staufe. Wien, in Commission bei Eduard Hügel, 1855.

In diesem kleinen Büchelchen — vereinsamte Schwalben im Vorfrühlinge — ist recht viel des Guten und Schönen. Es läßt sich daraus schnell die Ueberzeugung gewinnen, daß man einen Poeten vor sich hat, dem die Fülle des Klanges, die Kraft des Wortes und ein richtiger Fond naturwüchsigen Gefühles verliehen ist. Unter siebenzehen Gedichten läßt sich nicht wohl eine Auswahl treffen; aber bemach können wir nicht umhin auf zwei größere hinzuweisen, nämlich: „Im Münster“ und „Frühling in Wien,“ die durch ihre ganze Haltung besondere Aufmerksamkeit erregen und von nicht gemeinem Talente zeigen.

Das Ganze der Kritik war und somit ganz leicht, nur fast zuweilen die moderne Orthographie schwer auf unser Herz.

Das Büchlein ist dem Dichter Goz. Ferri zugeeignet.

Andeutung einer Oesterreich als Ehrensache gebotenen Säkularfeier.

Oesterreich war unter den Staaten des mittlern und westlichen Europa der erste, welcher naturhistorische Entdeckungs- und Sammlerreisen veranstaltete, und zwar Reisen großartigen Maßstabes und reich an den mannigfaltigsten Ergebnissen.

Den Reigen derselben eröffnete Nikolaus von Jacquin.

Am 28. Juni 1755 betrat er von Europa kommend, eine der Antillen, und begann sofort jene vierjährigen Forscher- und Sammlerwanderungen, die namentlich für die Pflanzenkunde, im Bunde mit dem zwei Jahre vorher erschienenen Linné'schen Epochenwerk, eine neue Aera heraufführten.

Stellte es mehr als dieser thätigen Andeutung bedürfen, um allseitig den Wunsch zu erregen, daß der so nahe Säkularfeier jener dahindrechenden, eine neue Epoche begründenden Jacquin'schen Reise, der Schilderung eines ganzen Jahrhunderts wissenschaftlicher, von österreichischen Reisenden unternommener Bestrebungen, bis zur jüngstgenehten Expeditionsreise der H. H. v. Friedau und Königsbrunn, in Oesterreich nicht ungefeiert vorübergehen möge?

Noch heute, 38 Jahre nach dem Hinteritt des unterblichen Mannes, liegen seine Reisetagebücher, liegt sein mit den Grundsätzen seiner Zeit- und Forschungsgenossen geführter Briefwechsel, mit Linné, Haller, Banks, Pallas, Lavalier, mit Thunberg, Gleditsch, Scheber u. a. ungedruckt, ja leider — fast vergessen!*) —

Wäre die mit der erforderlichen Ausdauer und Sichtung vorgenommene Druckgebung dieser für die Geschichte der Naturforschung im 18. Jahrhundert und in Oesterreich unschätzbaren Nachlasses, oder auch nur die vorläufige Andeutung der künftigen Herausgabe, nicht die würdigste und angemessene Säkularfeier?

F. M. Mayer.

*) . . . . . se sublissimis historiae literariae documentis diutius oppulsi, moererent,“ bekennt es in der Gattlieb'schen Vorrede, zu den von ihm und Scheibers 1841 herausgegebenen Briefen Linnés an Jacquin.

Wie dieser Aeußerung sich nun schon vierzehn Jahre verstehen, und dennoch ist es bei dieser verewigten Verzagte geblieben.

Oesterreichischer Kunstverein.

Ausstellung (im Prvit).

Diese Ausstellung zählte 66 Oelgemälde, 49 Zeichnungen, Aquarelle und Miniaturen und ein der Plastik angehöriges Werk. Die einheimische Kunst war hierbei der Zahl nach fast vertreten und auch dem Gehalte nach beachtenswerth. Wenden wir unsere Blicke zuerst dem Fache der Historienmalerei, als dem wichtigsten, schwierigsten und in der Gegenwart am wenigsten gepflegten Zweige dieser Kunst zu, so begegnen wir einigen anregenden von Beruf zeigenden Leistungen. Das Bild des in Düsseldorf weilenden und der dortigen Schule angehörigen Wildelm Koller aus Wien: „Die Bewohner von Walsenstat unterlegen sich der beschlossenen Bus sahr der Schüze der Väter St. Bläsien, welche von dem Klosterrogt nach der Schweiz gebracht werden sollen,“ zeigt von einem schönen Talente. Die Anordnung ist sicher und effectvoll; man überschaut mit einem Blicke die ganze Handlung und es tritt ein Mittelpunct, um den sich alles Uebrige gruppirt, in der Person des Klosterrogts zu Pferde, der mit seinem herrischen Unwillen die Widerstrebenden zermalmen möchte und zwei Mönnet, der mit aufgepflanzten Armen das Wort der Mäßigung der Klosterschüze von dem Wagen vor jeder Störung zu wahren bestrebt ist, wirksam hervor. Man sieht übrigens, daß seine heftigen Leidenschaften im Spiele sind, daß man einer göttlichen Besiegung des Streites gewiß und gewärtig ist. Es ist Wahrheit im Bilde, die Charakterschrift der mitwirkenden Personen ist mannigfaltig und nur die Köpfe, auf denen sich Schärfer materielle Seelenstimmungen aufprägen, dahen etwas Manierirtes am Ausdrucke. Der Pinsel ist ziemlich fertig, die Zeichnung gut.

Von W. Wolkhardt in Düsseldorf war ein historisches Genrebild „Die Grafin Hefferdorf bittet vergebens um das Leben ihres Gemahls,“ Scene aus dem deutschen Bauernkriege, ausgestellt. Auch an diesem Bilde ist die leicht überschaubliche Anordnung zu loben; jedoch ist sie viel zu theatralisch, um mit der vollen Macht einfacher Wahrheit zu wirken. Die schöne Gräfin im Vordergrunde, von dem Henker knieend, im prachtvollen Rittergewande, ist ihrem Schmerzausdrucke, ihrer ganzen Haltung nach auf das

Digitized by Google

Gefallen berechnet. Uebrigens ist der Vortrag in diesem Bilde ausgezeichnet. Der Künstler versteht zu malen, die Köpfe sind voll Ausdruck und das Ganze ist bis in jede Einzelnheit mit Fleiß und Sorgfalt ausgeführt. Ein Drittes großes, dem historischen Fache im weiteren Sinne zuzuzählendes Gemälde ist von Carl Hübner in Düsseldorf, und stellt eine „Rettung aus Feuergefahr" dar. Das Bild ist mit großer Geschicklichkeit componirt und ausgeführt. Die Hauptpersonen im Vordergrunde, welche an dem Acte der Rettung auf der Gefahr mitwirkend oder leidend betheiligt sind, bilden eine lebendige Gruppe, die durch scharfe Gegensätze der in den Einzelnen ausgedrückten Seelenstimmungen erhöhte Wirksamkeit erhält. Es ist nicht zu leugnen, daß hierbei einige Absichtlichkeit mitwirke, was der neuen Schule überhaupt eigen ist; jedoch macht das Ganze Effekt. Der Hintergrund ist sehr reich an Figuren in bewegter Handlung, die sich theilweise von der großen Hauptgruppe nicht deutlich genug verschmolzen absondern. Die religiöse Malerei war leider sehr wenig und sehr schwach vertreten; denn von Gemälden wie das Altarbild „Maria Heimsuchung" von Franz Schams aus Wien, in Rom, für die Kirche in Auretobal bei Wagram bestimmt, kann das für C'Vese in Ungarn bestimmte Altarbild „Die Himmelfahrt der heiligen Maria" von Moriz Thaun in Wien, läßt sich weiter nichts sagen, als daß diese Anfänger in der Kunst des Malens, denen nicht einmal der Sinn für die Farbe auch recht aufgegangen ist, es gut gemeint haben und eine religiöse Empfindung aus ihren Darstellungen, namentlich aus dem letztgenannten Bilde, erschien.

Von Genre-Bildern verdienen „Bettelnde Bauernkinder" von Georg Decker wegen des lebhaften charakteristischen Ausdrucks und des Gegensatzes zwischen den Kindern, worin sie gekleidet sind und ihrem kecklichen Aussehen mit einem ironischen Rückstande verbleiben in den Geschäftigen, dann „der Alchimist" von Charles Hoguet in Paris, ein durch seine Ruhe und den Contrast bei in einem Buche versunkenen regsamen Alchymisten mit der auf eine ermüdliche Thätigkeit hinweisenden Ueberfülle von Flaschen, Retorten und Apparaten aller Art höchst wirksames, sehr gut gemaltes Bild, dann „Mordmord auf dem berüchtigsten Kriege." „Ehrlicher Tausch ist kein Schelmenstück," von F. M. Pfeifer in München, ein trefflich charakteristisches Stück, hervorgehoben zu werden. Rollers „Erwartung" ist höchst manierirt, Waldmüllers „Rothverlauf eines Kalbs" noch mehr. Waldmüller zeigt deutlich, wie eine übertriebene Naturnachahmungstheorie zur Manier, zu steifer zur Korrektheit führt. Eduard Ender's in Wien „Rudolf II. und Tycho de Brahe am Grabstein zu Prag, ist nicht ohne Verdienst; nur stehen die Figuren, wenn gleich in sichtbarer geistiger Wechselbeziehung, doch äußerlich zu sehr isolirt, um einen wahrhaft lebendigen Eindruck hervorbringen zu können. Achenbach's (Andreas) „Fischerrettungsrung am Strande zu Scheveningen," L. M. Carson's in Düsseldorf, „Norwegische Fischer im Sagne Fiord bei Mundbleichung" sind vortreffliche Bilder. Unter den Landschaften ragen des genialen Calame „Am Vierwaldstädter See," in ihrer großartigen Naturwahrheit voll Poesie und Stimmung, eine Oberthalslandschaft von Dreampf in Paris, worin mit wenigen kühnen Zügen ein großer Effekt erzielt ist, Hand Gude's „Gewitterlandschaft," ein Bild voll Kraft nach Art Ruysdael's, Hansch's „Partie bei Meringen im Haslithale," ein wahrhaft reizendes Bild voll Wärme und reichem Naturleben, von Haone's „Waldlandschaft," Gurlitt's „Aus dem Albanergebirge" hervor, denen sich noch manche andere würdig anschließen.

Unter den Porträten zeichneten sich jene Rahl's durch ein kräftiges Kolorit, und sein weiblicher Charakterkopf durch großes Lebensgefühl und Ausdruck aus, unter den Thierbildern waren Verschan's „Pferde in einem Stall," unter den Aquarellen Rudolf Alt's „Innere Ansichten des alten Schlosses Rosenberg in Böhmen" wegen der durch sich selbst sprechenden Treue der Auffassung und ungemeinen Sauberkeit der Ausführung bemerkenswerth. Die Gruppe in Bronce „Ein Hund bei einem todten Reh" von Haben (Schaden in München, zeichnet sich durch naturwahren Ausdruck aus. Eine spätere in dieß Monatsausstellung gekommene, lebensgroße Statue aus Gips, die Pannonia darstellend, ist zum seiner Bedeutung.

Bilder-Ausstellung des August Schöffl im Volksgarten.

In der zweiten Hälfte des Monats April waren Bilder aus dem Orient, von August Schöffl nach der Wirklichkeit gemalt, darunter ein großes Gemälde, den Hof von Lahore darstellend, im Volksgarten-Gebäude aufgestellt.

Das letztgenannte umfangreiche Gemälde, welches mehr als 50 herrvorretenden Hauptfiguren zahlreiche Gruppen, Leibwache und Wächter, Pferde und Elefanten enthält, ist eine Darstellung des letzten Hoffestes unter König Rundschid-Sing, welcher die Huldigung der Großen und der hohen Würdenträger seiner Reich empfängt, die allgemein sich an dem Gesichtsausdruck eines jeden Figur kund stellt, und in Darstellung von Geschenken in Gold und Silber besteht. Die Hauptpersonen dieses reich ausgestatteten, in wohlgeordneten Gruppen lichtvoll entwickelten Bildes sind durchschnittene Porträts. Daßelbe gewährt als ein treuer Stich indischen Lebens, worin nicht bloß jede Aeußerlichkeit, die reichen Kostüme der verschiedenen Art, die buntgläzenden Gebäude der Elefanten, der Schirm oder dem Haupte des Fürsten, die prachtvoll geschmückten Pferde, sondern auch die Fissegnomie der Personen das echte orientalische Gepräge an sich tragen, und in dem letzteren namentlich auch eine lebensvolle Mannigfaltigkeit des Ausdrucks herrscht, hohe Interesse. Das Kolorit ist blendend.

Unter den übrigen Bildern ragen jener, wo einige Thugs (Menschenwürger) auf Zeichen der in Mitten des Bildes stehenden Hauptmannin erwarten, um einige Reisende, die sich ihnen anbefangen angeschlossen haben, zu ermorden, und ein Gasa in Bagdad, wo Türken und Araber ihren Kef halten, durch treffliche Gruppirung der Personen und lebendig charakteristischen Ausdruck der Seelenzustände hervor. Namentlich ist das letztere Bild von großer Wahrheit, während in einigen Figuren des ersteren der Ausdruck an das Karrikirte streift. Die Porträte des Maharadscha Sahir-Sing, des Groß-Mogals von Delli und Mohamed Shir mögen Ansichten von Calcutta, Benares, Bombay sind ansehende Brigaden. Hohe Kunstanforderungen muß man allerdings bei Seite lassen.

F. D.

Pfefferkörner.

Ueber die Composition der Oper „Thannhäuser."

An das Höchste streift —
Was kein Mensch begreift!!!

Der Fechter von Ravenna.

Was dem Publikum
Thuvonetha spricht,
Bewundert der Deutsche,
Befolgt's aber nicht. —

Carl Freiherr von Braun.

Auflösung der wissenschaftlichen Aufgabe in Nr. 8.

Zählt man in den sechs einzelnen Quadraten, die ich mit a bezeichnet habe, die Summe, so findet man überall 111. Eine gleiche Summe findet man in allen horizontalen Colonnen, die ich mit b, bei Ueberblick dalber, bezeichnet habe. Die Auflösung dürfte den Vorzug haben, weil eine systematischer Ordnung darin zu ersehen ist.

Heinrich Gintl.

a	a	a	a	a	a	
31	32	33	4	5	6	b
28	29	30	9	8	7	b
18	17	16	22	14	24	b
21	20	19	15	23	13	b
12	11	10	25	26	27	b
1	2	3	36	35	34	b

Richtige Lösungen der wissenschaftlichen Aufgabe in Nr. 8 sind auch zugekommen von den Herren: Anton Malinsky, L. k. Ingenieur, G. Mayer, fürstl. Bramter, C. Dostal, Jos. Wirth, Franz Zellinek, Eduard Weilenböck, J. N. Adler, G. Steinbach, F. Ritschl, Ed. Sch.. Carl Binder und F. Musy in Wien, dann von Herrn Dr. R**** in Marburg, Jgnaz Stulik, Weltpriester zu St. Stefan ob Leoben, und Herrn F. S. in Szalo-Tarczczel.

Erklärung der Kunst-Beilagen.

1. Ein Edelknabe mit dem Falken.

(Kreidezeichnung von Bourgue in Düsseldorf nach einem Gemälde von L. Couture in Paris.)

Wie glauben, daß unter den bisherigen lithografischen Kunstbeilagen des „Faust" dieses vom Mitherausgeber gezeichnete Bild eine der ersten Stellen verdient. Ob die Bitterzeit des Mittelalters, an die Zeit der Gottfalkenjagd erinnernd und sie verständnißinnig, weckt der anmuthige Knabe den auf seinem rechten Hand sitzenden Falken in so lebendiger und treuer Darstellung, daß dieser Gemeinbild Jedermann ansprechen dürfte.

2. Peter Fendi und seine Mutter.

(Radirung in Kupfer von P. Fendi.)

Dieses von genanntem Künstler im Jahre 1824 aufgenommene Bild, auf dem er selbst an der Seite seiner Mutter, vom Heimarkt in die Stadt gehend, dargestellt erscheint, ist recht geeignet, dem Beschauer, indem es ihn um 36 Jahre zurückführt, einen Theil des Hausmarktes in seiner damaligen, nun ganz veränderten Gestalt zu vergegenwärtigen.

3. Holzdurchschnitte.

(Naturselbstdruck.)

Schon die Nummer 24 der ersten Jahrgangs dieser Zeitschrift brachte ein Bild von 12 Holzdurchschnitten verschiedener Bäume im Naturselbstdruck. Indem wir hier ein zweites Bild von 12 Durchschnitten anderer Holzgattungen folgen lassen, verweisen wir auf den in Nr. 24 desselben Jahrgangs abgedruckten Artikel: „Holzdurchschnitte," worin Holzarten ausführlich beschrieben werden und das Studium derselben klar und faßlich dargestellt erscheint.

K.

Telegraf der Redaction.

Herrn P.! in L. Ihr Aufsatz culturhistorischen Inhaltes ist vortrefflich, allein sein Interesse knüpft sich an ein unorganisirtes Ereignis, das wir bedauern, denselben im „Faust" wenigstens vor Monatsheft nicht aufnehmen zu können, in welchen Sie ihn bestimmt vor meinen Lüpzeiten ebdenen lassen.

Herrn Dr. V. in W. Im nächsten Blatte wieder ein Debut.

Herrn J. M. R. in G. Novellen in Briefform haben, wenn sie auch sonst gut geschrieben sind, ihre Schicksal längst verloren. Wir erwarten daher etwas Zeitgemäßeres im genannten Fache.

Herrn Sr. St. in W. Wie gedenken bei längst mehr anwachsenden Stoffes wegen. Scherz- und Witzblatt oder das Abendsonnen, bedeutend zu beschränken.

Herrn L. K. in M. Es gelingt nicht immer „Come pierre dans coupe" zu machen, daher auch man schon mit „einen Wurfe" zufrieden sein.

Druck u. Verlag von M. Auer. Zu Zustande zu beziehen nur durch Robert Hoffmann's Buchhandlung in Leipzig. Verantw. Redacteur: Leopold Kordesch.

Der heutigen Numer liegt M. Auer's Verlags-Anzeige bei.

Digitized by Google

Gemalt von T. Couture in Paris. Lith. Beilage zu Maurer's Faust.

Ein Edelknabe mit einem Falken

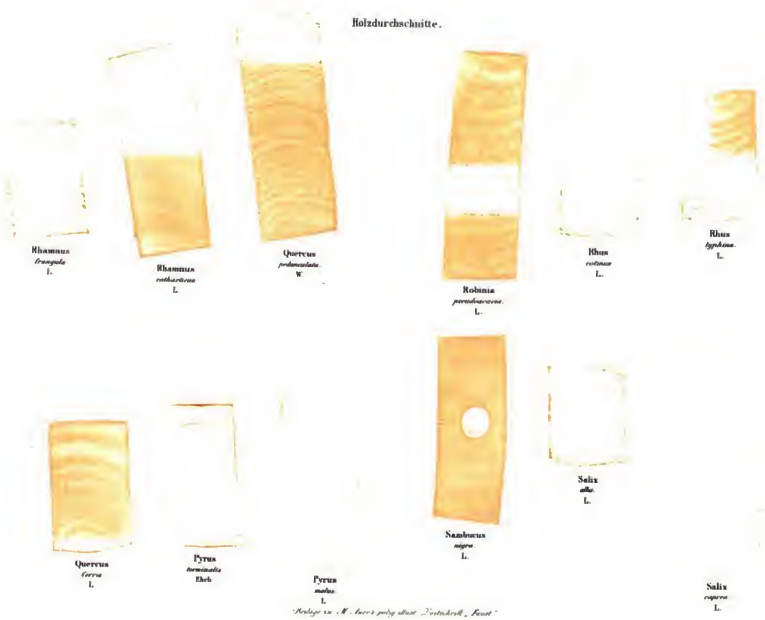
Digitized by Google

Digitized by Google

Peter Gabl und seine Mutter am Wege vom Heumarkt in die Stadt.

Digitized by Google

Holzdurchschnitte.



Verlage v. M. Lurz's polyt. Kunst-Institut, Fürth.

Digitized by Google

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift

für Kunst, Wissenschaft, Industrie und Unterhaltung,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Numern von 24 Bogen Text und über 70 Kunstbeilagen.
Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- u. Auslandes an. Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. 5. W.
Insertionsgebühr 30 kr. — Für Nebersee wird Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 50 kr. 5. W.

Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten.
Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichzeitig geliefert und billig berechnet.
Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gedruckene Petitzeile beträgt 5 kr. 5. W.
Redaction und Expedition: **Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 25.**

N° 10. Inhalt: Die Bahn über den Semmering. — Jedermann. (Fortsetzung.) — Die schöne Wein. — Aus mich. — Epigramme. — Mostl Zalon. — Oesterreichischer Kunstverein. — Literatur. — Historische Curiositäten. — Die Bier-Anstalt zu Hall in Oberösterreich. — Erklärungen der Kunstbeilagen. — Lesezeit der Redaction.
Artistische Beilagen. Wien und dessen Umgebung. (Lithographischer Farbendruck.) — Moderne Reitzeitgemälde. (Photogravüre von J. Sonnert.)
Saboret Zidl. (Holzschnitt.)

II. Jahrgang. 1855.

Die Bahn über den Semmering.

Von L. Deml.

Die Schwierigkeiten des mitteleuropäischen Handels-Verkehrs über die norischen Alpen am Semmering sind durch die Eisenbahn über denselben besiegt, überwunden und für Jahrhunderte beseitigt. Eine neue Aera für den Eisenbahnbau seit Einführung der Locomotive ist damit eröffnet. Die Terrainaufnahme, der Erd- und Dammbau, der Brückenbau, der Bergbau, die Hüttenkunde, der Maschinenbau, die Wissenschaft der Technik überhaupt hat gewonnen und ist vervollkommnet, vor Allem aber ist dem hemmenden Vorurtheil, welches um kleiner Hindernisse willen leider nur zu oft die Ausführung großer Unternehmungen und Interessen hindert, für immer ein glänzendes Ziel gesetzt.

Schlagender Beweis setzt schon ist die Rückweisung auf die Linz-Budweiser-Bahn, welche ohne den Semmeringbau zweifelsohne verkümmert und versauert wäre, wie sie es seit ihrem Anfang war.

Der Semmering, muthmaßlich lange schon v. Chr. Geb. in der celtischen Zeit, nach der Eroberung durch die Römer 14 Jahre v. Chr. Geb. aber gewiß, war während ihrer ganzen 400jährigen Herrschaft und nach Rom, zur Zeit der großen Völkerwanderungen eine großartige Völkerpassage ins norische Donauland. Durch's ganze Mittelalter hindurch bis zu den Kreuzzügen und den steirischen Herzogen, von denen Ottokar VI. um die Mitte des 12. Jahrhunderts das Hofbiß, heute Dorf Spital und Stationsplatz nächst Mürzzuschlag unterhalb des Semmering erbaute, zog man auf Saum- und Fußwegen in gerader Richtung hinüber. Erst im 18. Jahrhunderte baute Kaiser Karl VI. die alte carolinische Straße 1738, und ein volles Jahrhundert später 1840 Kaiser Ferdinand der Gütige die neue ferdinandeische, breit, trefflich geebnet und gut unterhalten, bis auch diese den heutigen Bedürfnissen nicht mehr genügend, dem nunmehr vollendeten Prachtbau der wundervollen Berg- und Felsenbahn über den Semmering den Platz überlassen mußte.

An diesem uralten Gebirgsübergang mag die Zeit Manches in demselben Verhältniß geändert haben, wie sich die Cultur Alt-Roms zu jener des 19. Jahrhunderts geändert hat.

Am Bahnhofe in Gloggnitz bemerkt man sogleich, daß man in der Nähe eines Passes ist. Ueberall reges frisches Leben, Postillons, schwere Fuhrleute, Equipagen, leichtes Fuhrwerk, dazwischen Drängen, Rufen und Treiben der Conducteure, Aufseher, Packer, Träger, Bettler, Diener, Bahnleute und Passagiere nach jenseits und diesseits des Berges.

Von Gloggnitz führt man längs der Wienerstraße um den Ausläufer des Semmering am Abfalterberg herum, in die wildschöne Felsenschlucht von Schottwien. Den Paß selbst beherrscht hoch auf zahlen, pralligen Felsen des Heubachgrats ernst und gebieterisch über die Einfahrt in die schauerliche Bergkluft der Adlitzgraben ins Thal und Land herunterstarrend die alte Veste Clamm, zu welcher ein schmaler ziemlich beschwerlicher Fußsteig und eine nicht minder beschwerliche Fahrstraße hinaufführen.

Clamm gegenüber, am Ende der Schlucht, liegt der Markt Schottwien am Fuße des Semmering, am Eingang des großen europäischen Heerweges, welcher mitten durch majestätische Bergmassen und Hochwälder auf seinem breiten Kalkrücken den Handel und Verkehr zwischen Süd und Nord vermittelnd hinzieht.

Besonders angenehm ist der Eindruck nach einem warmen Regen, wenn die Luft sehr heiter und rein ist und eine schöne Fernsicht in das österreichische Flachland gewährt, welches gleich einem Panorama vor dem Blick sich immer mehr und mehr ausdehnt.

Digitized by Google

Der einsame Naturfreund verfolgt von Schottwien am besten den Fußweg längs der Leitung des Telegrafendrahtes, auf welchem man früher bei der Pirramide anlangt, als zu Wagen längs der neuen Heerstraße.

Das Hirten- und Alpenleben in seiner ganzen Idylle, das harmlose, gemüthliche, erwärmende, tritt uns überall freundlich entgegen.

Munterer Knabenspiele auf den Wiesengründen, der Schalmei Töne auf den Höhen, in den Triften der Rinder und Schafe blöckende und brüllende Heerden, treibend und springend in fröhlicher Lust, in den Lüften die Sprache des Frohsinns, des Scherzes und der Klage im Schwirren der Lerche, im Rufe des Gudguk, im wilden Kreischen des Raubvogels, dazwischen Töne ferner Menschenstimmen und dann wieder Hufschlag, Rossgewieher, Wagengerassel, Peitschenknall und Hundegebell.

Und — wie immer höher steigend, desto stiller und fierlicher die Sprache der Natur in den Wäldern, Bergen und Felsen, im Säuseln der Lüfte, im Rieseln der Quellen, im Plätschern der Wässer, im Brausen der Winde, im Toben des Wasserstroms, und dazwischen die Sprache der Mühe und der Arbeit, die dumpfen Schläge der Axt, das Rechzen riesiger Stämme, — und abermals Lärmen und Treiben reisender Caravanen und Transporte die Wege hinauf und hinunter, rechts und links zwischen Tannen, Föhren und Lauhholz vorbei an der jodelnden Sennerin und den niedlichen Waldhütten und Sommerhäuschen und die Schaar fröhlicher Kinder, jubelnd im Morgenroth des ersten Sonnenstrahls! —

Also steigt man die Ausläufer der Kampalpe, zur rechten die Abhänge des hohen Göstrig, zur linken in weiten Bogen und Windungen terassenförmig aufwärts zum Mitterngraben, zur Mitternbrücke bis am Fuß des Jungfernwaldes und des Sonnenwendsteins, wo man endlich unter dem Eindruck höchst malerischer Naturscenen nächst dem Gasthof „zum Erzherzog Johann" an der Grenzscheide zwischen Oesterreich und Steiermark, den höchsten Uebergangs- und Brennpunkt aller Fuß-, Saum-, und Heerwege die Pirramide erreicht.

Im schroffen Gegensatz zu der alten Verkehrslinie, die mit dem 17. Juli 1854 nur noch der Idylle und der Geschichte anheimfällt, wendet sich nunmehr die allgemeine Aufmerksamkeit der neuen Bahn zu.

Die südliche Staatsbahn vom Bahnhof außer der Linie am Belvedere längs dem Wienerberg zwischen der „Spinnerin am Kreuz" und den Linien Wiens bei Ober-Meidling, Schönbrunn, Hiping und Hetzendorf im weiten Bogen auslaufend, umfaßt bis zum Semmering die schöne, vielfach mit alten und neuen Chausseen durchschnittene, mit Städten und Marktflecken, Dörfern, Landhäusern, Maiereien, alten Schlössern und Burgruinen, Bädern und Heilquellen besäete, mit waldreichen Bergen und malerischen Thälern voll grüner Weinhügel und Obstgärten bekränzte, wohlhabende, industriereiche und stark bevölkerte Gegend zwischen Wien, Mödling und Laxenburg, bis Baden und Wr.-Neustadt.

Von Wr.-Neustadt wendet sie sich in die Nähe des Schneeberges und steigt bei sichtbar stärker anschwellendem Boden rasch und rascher zwischen angenehmen Hügeln und Bergen an dem lebhaften Fabriksorte Neunkirchen vorbei, durch das lanbreiche Schwarzathal nach dem Bahnhof von Gloggnitz, von wo nunmehr der ganz eigenthümliche, der Natur aller bisher gebauten Eisenbahnen des gesammten Continents ganz entgegengesetzte, äußerst kühne Gebirgsübergang über den Paß Semmering mittelst Dampf beginnt.

Die ganze 5¼ Meilen oder 11 Stunden lange Bahnstrecke zieht sich nächst Gloggnitz sanft erhebend in rascher Wendung um den Silberberg herum, bleibend an der Schwarza durchs Reichenauer Thal bis zu dem prächtigen Wasbuet nächst Peyerbach. (1 Meil.)

Dort in gleich rascher Retour-Wendung plötzlich sehr stark aufsteigend, umkreist sie die Gebirge jenseits der Schwarza in der Höhe von 120—150' springt am Höllengraben durch den ersten Tunnel nach der Station Eichberg (¾ Meil.), bis sie abermals sich wendend, ganz durch Felsen gebauen auf schwindelnder Höhe und durch 3 Tunnels brechend, die Station Clamm, (1¼ Meil.) nächst Schottwien erreicht.

Hinter Clamm aus dem 5. Tunnel herausspringend, eilt sie inmitten pittoreskter Felsenpartien und malerischer Naturscenen voll Klüfte und prallliger Bergwände und Spitzen abermals durch 10 Tunnels, bart an sehr gefährlichen Stellen vorbei, Gamperlhöhe, Greiensee, Weinzettelwand, zur Station Breitenstein (¾ Meil.), und von dort weiter über die Spießwand, Krauselgraben, Bollerwand, kalte Rinne fort zur untern Adlitz, wo sie im tiefsten Hintergrund in rapider Wendung, 100° Radius die kleinste Krümmung auf Eisenbahnen, den untern Adlitzgraben von einem Ufer zum andern, unter einem einzigen steinernen Bogen äußerst kühn bergan steigend, d. i. die untere Adlitzbrücke, überseht; — dann bald nach links, bald nach rechts umbiegend und je weiter, je höher die gewaltigen Bergrücken am Weberkogl, Wolfsberg und Rastnerkogel und die wilden Schluchten des obern Adlitzgrabens, am Doppelreitgraben, Mitten- und Heimbachgraben abwechselnd durch Tunnels und Viaducte, Gallerien und Erdansschüttungen mit riesigen Stützmauern überfteigt, bis sie endlich 46 Klafter unter der Pirramide den höchsten Punct des Gebirges erreicht und in dem letzten und größten aller Tunnels 750° Länge, die Wasserscheide des Semmering durchschneidet, — und nunmehr stark abfallend und mit Naturhindernissen nur noch schwach ringend, über Spital (1 Meil.) im Bahnhof von Mürzzuschlag (4¼ Meil.) einmündet.

Hinter Peyerbach beginnt die Bahn in einer bisher ungewöhnlichen Steigung für die Dampftraft, 1:40, ihren imposanten Gebirgszug und zugleich den Kampf mit dem bereits mehr oder minder mächtig widerstrebenden Terrain.

Doch erhebt sich der eigentliche Cielvpenbau erst zwischen Clamm und den Einsattlungen der untern und obern Adlitz bis zum großen Tunnel unter der Pirramide, 3 Stunden Länge.

Die erste, 2 Stunden lange, rechts von Schottwien über der Brücke am Fuß der Veste Clamm auslaufende Hochgebirgsklust bis zur kalten Rinne und der kühnen Adlitzbrücke, ist der untere Adlitzgraben.

Anfangs sehr enge, je höher, desto weiter, aber überreich an wildschön erhabenen Naturgebilden, schwebt hier die Bahn terassenförmig in einer Höhe von 400 Klaftern über dem Meere, gleichsam zwischen Himmel, Wald, Fels und Abgrund.

Es ist eine Hochgebirgsgallerie über zerklufteten, pralligen Fels und Abgrund, über wilde Bergschluchten, graues, kahles, zackiges Gestein, chaotische Trümmer und wilder grünen frischen Thalgrund, mit urbarem Wald und Feld, durchbrochen und besiegt durch gewaltige Erdeinschnitte und finstere Tunnels gehoben, gesprengt und geschnitten durch Fels, Holm, Erde und Sand, und schaurig erhabene, gleichsam in Wolken schwebende Felsengallerie auf schwindeliger Höhe, und gleich kühne, als malerisch schöne Viaducte, Brücken, Durchlässe, hohe Wand- und Stützmauern, Terrassen und mächtigen Erdanschutt, dazwischen Kohlenmeiler, Kalköfen, Ziegelbrennereien, Holzschläge ꝛc.

Unter den eben so merkwürdigen und schwierigen Bau-Objecten ist der Tunnel am Semmering das größte und kostspieligste.

Dieser riesige und zugleich schwierigste Bau am Semmering, so wie die Wunder an der Weinzettelwand sind das Meisterwerk der Gebr. Klein und mit eben so viel Umsicht, als Präcision ausgeführt.

Die Mitte des Tunnels ist von Außen durch eine Pirramide angezeigt. Nach der Längenrichtung stehen tegelförmige Erdhaufen, Halden, die Eingangspunete zu den 10 Schachten des Tunnels je nach ihrem Endzweck Mund-, Förder-, Ventilations-, Hauptschacht genannt. Der tiefste ist 72°. Jeder Schacht 2° breit, 4'hoch, wurde durch 100 Mann gehoben; im Ganzen waren über 1000 Arbeiter beschäftigt. Die Förderung geschah durch Dampf, der Tunnel selbst ist eine tonnenartige Höhlung 5° hoch, 5° breit, mit einer ebenfalls tonnenartigen oft 3, 4 auch 5fachen Wölbung von gut ausgebrannten Ziegeln. Die einfallenden Gewässer sind durch Canäle abgeleitet.

Außer dem Semmering-Tunnel ist der Wolfsberger-Tunnel der merk würdigste. Er ist größtentheils durch mobilirenden Boden (Rutschboden) gebohrt und erforderte eben so viel Aufwand an Kunst, als Ausmerksamkeit, Fleiß und Ausdauer. Die Förderung geschah durch Pferde.

Unter den Viaducten ist der von Peyerbach der malerisch schönste und vom Eindruck großartigste, jener über den Jägergraben gleich hinter Clamm der wildschönste, der über die kalte Rinne der schaurig-erhabenste und jener über die untere Adlitz der schwierigste und zugleich kühnste.

Letztere zwei sind die Prachtwerke der Tallachini'schen Banten und stehen jenen am großen Tunnel würdig zur Seite.

Und alle diese Arbeit des rüstigen Bergknappen, des Zimmermanns, des Steinmetzes, des Maurers, des schweißgebadeten Taglöhners, des Ingenieurs, des sorgenden Bauherrn, — die Arbeit des Spatens, des Meißels, der Axt, des Pulvers, des Hammers und der Kelle, — dieß alles und noch viel, viel mehr und lebendiger und frischer, rasch und rascher überflügelt weit, weit der Dampf.

Digitized by Google

Da stehen sie, die stolzen Zeugen menschlicher Denkkraft. Vor Allem die herrliche, alles beseligende Bavaria von Maffei in München; Tender und Locomotive zusammen 14 Räder, durch einfache Kuppelung zum Bremser verbunden.

Und die zweite im Siege, der Fleiß Belgiens, die herrliche Maschine Seraing, zwei Maschinen einfach verbunden, 4 und 4 Räder gekuppelt.

Und die dritte und vierte im Erfolg, des eigenen Vaterlandes Stolz, die Maschine W. Neustadt, ein Kessel, rechts und links ein Tender, mit 4 Cylindern, 4 und 4 Räder gekuppelt, — und die Maschine Gloggnitz, eine gewöhnliche Locomotive mit ovalem Kessel, in der Mitte 2 Heizungen, 8 Räder gekuppelt.

Und außer diesen noch viele Dampfriesen unermüdlich thätig auf dem Wege des Fortschritts und der Vervollkommnung.

Mit ihnen ziehen von den lichten pralligen Höhen die schrillenden Töne der Dampfpfeife durch die rings erregten Luftwellen der erstaunten Alpenwelt, welche nach einem Cyclus von Jahrtausenden auf das neue, frische Leben gleichsam verjüngt herumerschaut.

Welcher Art je nach der Individualität des Eindruck einer so durchaus großartigen Scenerie auch immerhin sein mag, der Gedanke: dieses seelenlose Gestein, diese rohe, wenn gleich gewaltige Natur in ihrer Urkraft bekämpft, bewältigt, besiegt zu haben, — dieser Gedanke allein ist es nicht, der uns unwillkührlich beherrscht, denn solches interessante Menschenwerk und noch großartigere mochte lange vor uns von den ewigen Alten in Indien und Egipten, in Griechenland und Rom ausgeführt und vollbracht worden sein.

Was uns bewußt oder unbewußt weit mehr bewegt, was uns erfrischend anweht, erwärmt, stärkt, hineißt, begeistert, das ist die Sonnenglut jener gewaltigen Idee und der ungebrochenen Kraft des Geistes, es ist die hohe Macht des Willens, das Schwierigste zu besiegen.

Während die Gegenwart dieses geniale Fait accompli politischer Nothwendigkeit anstaunt und bewundert, ist der kühne, hoch auffstrebende Geist des Jahrhunderts noch fein stolzes Werk befriedigt.

Dieser großartige Eisenbahnbau, dieses Riesenkind der Cultur des 19. Jahrhunderts, dieses reiche Vermächtniß für künftige Geschlechter, das laute Zeugniß österreichischer Intelligenz und Thatkraft, kostete circa 5 Millionen pr. Meile, wurde 1842 von der Regierung angeregt, 1843 trapirt, 1848 in vermehrtem Angriff genommen, 1850 energisch betrieben und 1854 endlich vollendet.

Die Linie Wien-Semmering bildet die strategisch-kürzeste Verbindung zwischen Triest, Wien und Nord-Deutschland und ist für Mittel-Europa und speciell für Oesterreich ungemein wichtig, wegen den handelspolitischen und merkantilen Interessen in den lebendigen industriereichen Thälern der Mürz und der Mur durch die lebensfrische Steiermark bis Kärnthen, Krain und die Seestädte der Adria.

In der ganzen Unermeßlichkeit ihrer Bedeutung aber erscheint die Semmering-Bahn erst im ernsten Hinblick auf den fortwährend zunehmenden Aufschwung des österreichischen Handels zu Land und zur See und zu dem bis zur Stunde unberechenbaren Umschwung alles Verkehrs nach Vollendung der Karstbahn.

Federwild.

Als Fortsetzung der Naturgeschichte der Feder. Von Dr. J. R. S.***

Das harmonische Zusammenwirken sämmtlicher Federn des Vogels vermittelt den wunderbaren Flug desselben.

Eine Hauptrolle spielen hiebei die großen Contur-Federn der Flügel und des Schwanzes. Die Verkämmerung oder künstliche Verkürzung derselben würde den geschicktesten Luftsegler zum Fluge unfähig machen, obwohl er sich bei dem Verluste eines Theiles seiner übrigen Gefiederd zur Noth noch immerhin im Luftelemente fortzubewegen im Stande sein würde.

Der Flug des Vogels ist aber eben so wunderbar, als mannigfaltig. Langsam und majestätisch kreiset der Aar mit kaum wahrnehmbarem Flügelschlage über den höchsten Bergesspitzen. Er scheint sich um das Getriebe tief unten wenig zu bekümmern und gleicht mit seinem räthselhaften Fluge bis zu den ungemessensten, ätherreinen Höhen fast wieder einem, im unendlichen Weltenraume frei schwebenden, sich selbstständig bewegenden Weltkörper.

Seine kleineren Geschlechtsverwandten tummeln sich indessen zwischen Wäldern und Fluren jagend und raubend umher, bald im langausgedehnten geraden Zuge pfeilschnell dahinbrausend, bald wie fest gebannet an einem Puncte, rittelnd die Beute unter sich erspähend und sie im senkrechten Stoße erfassend. Die Finken, Bachstelzen und Spechte überschiffen die baumlosen Flächen von Forst zu Forst, in regelmäßigen Wellenlinien sich auf und absenkend, während das gesellige Geschlecht der Krähen und Raben, der Tauben, Gänse und Anderer mit monotonem Flügelschlage schnurgerade die Luft durchfliehen.

Die Lerche erhebt sich aus dem wogenden Kornfelde singend fast in senkrechter Linie hoch in die Lüfte und fällt nach vollendetem Liede gleich einem Steine wieder zur braunen Furche nieder, wo sie von der entzückten Braut oder der sorglichen Hausfrau erwartet wird. Die Schwalben wissen mit ihren langen spitzigen Flügeln alle möglichen Schwenkungen und Wendungen schnell und geschickt auszuführen und fügen sich unwerdrossen und nie ermüdend in alle Launen des von ihnen verfolgten Insectes, bis sie es im Fluge erhaschen. Die düsteren Mauerschwalben stürzen sich vom erhöhten Standorte aus schwirrend in das weite Luftelement, schwarze Pfeilen in den hellen Abendhimmel langausgiebend, die sich zeitweise verwirren, aber eben so schnell, wie vom Luftzuge geordnet, zu dem Ausgangspunete des Fluges zurückspinnen.

Eben so geschickt gebärdet sich das Möwenvolk, und wehe dem Fischlein, das es wagt, sich mit dem silberglänzenden Rücken der Wasserfläche zu nähern; schon eilteil die spähende Feindin über ihm und im Nu hat die Luftgeborene sich ihre Beute auf dem Wasserelemente hervorgeholt. Die kleine Wasserschnepfe beginnt ihre Flucht in einer, den Jäger verwirrenden Zickzacklinie, während die aufgeschreckte Wachtel im regelmäßigen Zuge mit mühsamem und schnellen Flügelschlage sich aus der Nähe ihres Verfolgers fortzummelt.

Manche Vogelarten lassen im Fluge ein Geräusch vernehmen, das bei Enten und Tauben wie ein Pfeifen, bei Hühnerartigen wie ein Schnurren, bei Schwänen und anderen großen Vögeln wie ein Sausen, und bei den Schellenten wie ein Klingeln sich ausnimmt. Den leisesten Flug unter Allen haben die nächtlichen Raubvögel, die Eulen, Ziegenmelker u. dgl.

Auch in der Dauer des Fluges offenbart sich eine wunderbare Mannigfaltigkeit. Es gibt Vögel, welche den ganzen Tag über nicht anzuruhen scheinen, während andere nur kurze Strecken zu durchfliegen im Stande sind. Der Fregattvogel wurde von Schiffern in offener See, oft 400 Meilen weit vom Lande, angetroffen, obwohl er nie schwimmend gesehen wurde und sich mit seinen langen spitzigen Flügeln auch schwerlich auf dem ebenen Meere zu erheben im Stande sein dürfte. Bekanntlich ziehen unsere Sommervögel bei Annäherung der kalten Jahreszeit dem fernen Süden zu, und kaum versehen es die bei uns nur kleine Strecken durchflatternden Wachteln vorterrestlich unaufgehalten bis an die Küsten Afrika's fortzufliegen.

Der Alles erfassende Mensch hat es noch nicht dahin gebracht, den Vögeln ihr Fluggeheimniß abzulernen und noch beschämt der winzige Zaunkönig mit seinem Fluge die schwerfälligen Bemühungen des geschicktesten Aeronauten.

Ueber den Flug der Vögel hat der erst jüngst verstorbene verdienstvolle J. J. Prechtl ein vortreffliches Werk hinterlassen, aus welchem wir die Ueberzeugung gewinnen möchten, daß es der Mechanik wohl schwerlich je gelingen dürfte, einen, alle Bedingungen erfüllenden Flugapparat auszusinnen.

Ich habe oben ausgesprochen, daß der Adler in seinem isolirten Fluge, hoch über alle Gipfel und Spitzen der Erdengebirge, gleichsam wieder einen eigenen Weltkörper für sich darzustellen scheine. So gewagt diese bildliche Bezeichnung des „Sonnenvogels" auch erscheinen mag, so kann doch nicht geläugnet werden, daß gewisse Analogien hiezu brechtigen und daß dieselbe und überhaupt alle Federträger für die Verkümmerung ihrer Organisation, die theils ausschließend, theils vorzugsweise auf ihren Wägen leben, jedenfalls wieder als eine eigene Welt, als ein Mikrokosmus betrachtet werden können.

Wie erhaben mag sich der winzige Parasite dünken, wenn ihn die ätherreine Luft, in welcher seine Welt ruhig dahinkreiset, aus dem Federnwalde hervorleuft und er nunmehr von der äußersten Fahnenspitze liegend einer Contursebene, wie von einem Observatorium, die außer ihm liegenden Welten betrachtet und unterscheidet! Er hat die Bahnen seines Planeten nicht gemessen, und sein Genießen stört nicht das schwerfällige Gewicht der Alles zerlegenden und erwägenden Wissenschaft, nicht das herbe Gefühl des räsonierenden Erkennens, seine Aufgabe ist die, welche Zedlitz so herrlich den befreiten Tasso erfüllen läßt, es ist ein: „Schauen, schauen . . ."

Digitized by Google

Ich will es in den nachfolgenden Zeilen versuchen, einige Umrisse über die Verhältnisse dieser glücklichen Parasiten, die in ihren Federwädern ein eigenthümliches Federvolk darstellen, zu geben, obwohl ich bedürfte, daß die zartfühlendsten meiner Leser sich nur mit einer gewissen Resignation über das Vorurtheil hinwegzusetzen haben werden, welches von den schmarotzenden Kleingeschöpfen nur mit Abscheu und einem Sit venia zu reden gestattet.

Eine sehr zahlreiche Gruppe von Schmarotzern, die sich am Vogelleibe herumtreiben, gehört in die Abtheilung der spinnenartigen Thiere. Es sind dies die achtfüßigen Milben mit ihren zahllosen Geschlechtern, die auf den verschiedenen Vogelarten vertheilt eine überaus große Mannigfaltigkeit von Formen darbieten.

Durch ihre Kleinheit werden die meisten von ihnen dem Blicke des Beobachters entzogen und es ist zu ihrer näheren Betrachtung die Anwendung des Mikroskopes unerläßlich erforderlich. Sie entstehen alle aus Eiern, die an den Federspulen oder an den Dunenstrahlen abgelegt werden und aus denen sich nach kürzerer oder längerer Frist die kleinen beweglichen Larven entwickeln, die den Alten bereits ganz und gar ähnlich sehen und sich von ihnen nur durch den Mangel eines Fußpaares unterscheiden, das sie erst nach mehrmaliger Häutung erhalten, worauf sie als vollkommene Milben mit 8 Füßen erscheinen. Ihr Leib besteht aus einem ungeringelten Hautsack, von dem sich das Bruststück kaum abtrennt und an welchem jedersseits die sehr unvollkommenen Füße wie Fleischhöcker angehängt sind. In dem winzigen Kopfe befindet sich ein ganz vortrefflicher Saugapparat.

Das Milbenvolk ist nicht nur am Vogelleibe, sondern allenthalben verbreitet. Es sendet seine gefräßigen Coborten an Pflanzen, Thiere, ja selbst an die kleinsten Insecten, bewölkert unbemahrte Speisevorräthe und fehlt nur selten an altem Käse oder dumpfig gewordenem Mehle. Selbst den Menschen verschont es unter gewissen Verhältnissen und Umständen mit seinem gefährlichen Besuche nicht und es hat dieserfalls das Geschlecht der Krätzmilben (Sarcoptes) in den medicinischen Annalen eine traurige Berühmtheit erlangt. Einige Arten zeichnen sich durch sehr intensive Farben aus und leicht dürfte auch dem Laien die brennendrothe Milbe, welche wie zum Schmucke oft an Käfern oder Fliegen angefogen getroffen wird, schon aufgefallen sein. Die auf dem Vogelbalge lebenden Milbenarten sind durchaus keine Blutsauger. Sie nähren sich von den um die Federn und Hautdrüsen des Vogels befindlichen Substanzen, belästigen aber nichts destoweniger ihre armen Ernährer durch ihre beständigen Angriffe oft derart, daß diese nicht selten bei allzugroßem Ueberhandnehmen dieser Schmarotzer abmagern und zu Grunde gehen. Eine Ausnahme von ihnen macht die Zecke (Zrober), welche sich mit ihrem sägeartigen Rüssel in den Leib einbohrt und demselben allerdings Blut entzieht.

Eine zweite Hauptgruppe von Parasiten gehört zu den eigentlichen Insecten.

Der bereits erwähnte Nitzsch hat die Thierinsecten überhaupt in drei verschiedene Insectenordnungen untergebracht, während die älteren Systematiker und namentlich der große Linné, die Flügellosen unter ihnen in die ganz unnatürlich begränzte Ordnung der Aptera zusammengewürfelt hatte.

Die natürliche Familie der „Pelzfresser" (Mallophaga) ist sehr zweckmäßig der Ordnung der „Schieden" (Orthopterae) angereiht. Die Pelzfresser charakterisiren sich durch einen flachen, schildförmigen Kopf, einen vollständigen Freßapparat, mehrgliedrige Fühler, zweitheiliges Bruststück und 9—10 ringligen Hinterleib, so wie durch sechs zweigliedrige, meist zangenförmige Unterfüße und den Mangel der Flügel. Sie leben alle beständig auf warmblutigen Thieren und nähren sich vom Pelze derselben und niemals vom Blute.

Von ihnen wurde das Geschlecht der Federlinge (Philopterus) und Haftfüße (Liotheum) bisher nur auf Vögeln, die Haarlinge (Trichodectes) und Sprenkelfüße (Gyropus) nur auf vierfüßigen Thieren gefunden.

Die Hauptnahrung der auf dem Vogelbalge lebenden Mallophagen besteht in den zartesten Federstrahlen, die sie benagen. Sie sind daher als wahre Feinde der Federnträger zu betrachten. Die „Federlinge" tummeln sich zwischen den Dunen und Federspulen der Conturfedern munter und bedeute herum und scheinen sich daselbst so wohl zu befinden, daß sie nur selten auf der Oberfläche der Federn erscheinen, während die „Haftfüße" ganz leicht und neugierig über die den Vogel berührende Hand des Menschen hurtig dahin laufen, eine Eigenschaft, wodurch die beiden, ganz naturgemäß charakterisirten Geschlechter auch von den Laien leicht unterschieden werden können. Fast jede Vogelart beherbergt ein oder mehrere Arten von Mallophagen, die derselben ganz eigenthümlich sind und anderwärts nicht getroffen werden. Am meisten scheinen die hühnerartigen Vögel von denselben belästigt, obwohl sie fast an keinem Vogel ganz fehlen.

Die Schönheit dieser winzigen, nur durch das Mikroskop deutlich erkennbaren Geschöpfe ist im Stande die größte Bewunderung, anzuregen und läßt den entzückten Beschauer leicht vergessen, daß es eben nur Parias der Insectenwelt sind, die er eben betrachtet. Der auf Krähen nicht seltene schwarzgefleckte Federling mag für diese Behauptung als Beleg dienen. Eine größere Menge solcher Geschöpfe kann in dem über diese Thiere herausgegebenen Prachtwerke des Engländers H. Denny ganz bequem in herrlichen Abbildungen betrachtet werden.

Aus der Ordnung der wanzenartigen Insecten (Hemipters) sind von Schmarotzern auf dem Vogelbalge bisher noch keine Repräsentanten aufgefunden worden. Es ist daher ganz unbegründet, die urteilsmäßige Behauptung aufzustellen, als seien auch die Vögel den zudringlichen Angriffen des verächtlichen Geschlechtes Pediculus — ausgesetzt, was ich zum Frommen des buntgefiederten Luftvolkes mit besonderem Accente hier anzuführen mich veranlaßt sehe.

Höchst interessant ihrer natürlichen Eigenschaften und ihres eigenthümlichen Verhaltens am Vogelleibe wegen, sind die zur Ordnung der Zweiflügler (Diptera) gehörigen Schmarotzerinsecten. Im Larvenzustande sind wohl viele der zweiflügligen Insecten Schmarotzer und sie erfüllen in dieser Eigenschaft, womit sie dem allzugroßen Ueberhandnehmen gewisser Thiergeschlechter und insbesondere vederfressender Schmetterlingsraupen entgegenwirken, im Haushalte der Natur hochwichtige Zwecke; als Schmarotzer an Vögeln ist doch nur eine einzige Fliegenart bisher bekannt geworden. Leon Dufour, ein geachteter Naturforscher Frankreichs, fand im Juni 1844 unter den Flügeln einer jungen Rauchschwalbe eine Menge kleiner weißlicher Fliegenmaden, in deren Eingeweiden er Blut vorfand, das diese sonderbaren Schmarotzer ihren Wirthen abzapften. Dabei schienen die Schwalben selbst nicht im mindesten zu leiden, denn sie gedeihen trotz ihrer angedeutenen Gäste auf's vortrefflichste.

Die fertigen Maden verwandelten sich in eine kastanienbraune Tonnenpuppe, aus welcher in kurzer Zeit die vollkommene Fliege — die goldgrün glänzende Aasfliege (Lucilia dispar) zum Vorschein kam. Die „echten" Schmarotzerfliegen beheiligen das Vogelgeschlecht nur im vollkommenen Zustande. Es bilden diese wieder eine eigene Gruppe unter sämmtlichen Zweiflüglern, welche sich durch einen von den Uebrigen sehr abweichenden Organismus, hauptsächlich aber dadurch von allen andern Fliegen unterscheiden, daß sie weder Eier noch Larven wie diese, sondern vollständige Puppen gebären, weshalb sie von den Systematikern Pupipara genannt werden. Die Natur hat an den Gränzen der einzelnen Thiergeschlechter allenthalben Ausnahmen und Uebergänge hingestellt, welche den schematisirenden Naturforscher nicht selten in die größte Verwirrung zu versetzen im Stande sind. Die Pupiparen, welche sich über die vier normalen Fasen der Insectenmetamorfose so leicht hinwegsetzen, können als eine solche Ausnahme bezeichnet werden.

Die vollkommenen Schmarotzerfliegen oder „Zecken", wie sie von Nitzsch genannt werden, durchrennen mit unglaublicher Schnelligkeit alle Reviere und Forste des Vogelbalges. Sie scheinen sich ihrer ziemlich großen Flügel nur zu bedienen, um ihren Standort zuweilen zu verlassen und auf einen blutreicheren, passenderen Planeten überzusiedeln. Ihr ganzes Aussehen ist lederartig, der Kopf klein mit mäßig großen Augen, die Füße mit langen schwarzen Krallen und der glänzende Tobrax mit zwei Flügeln von verschiedener Bildung versehen. Die auf Schwalben lebenden Zecken haben schmale, zugespitzte Flügel, welche denen ihrer Wirthe im Allgemeinen nicht unähnlich sehen. Die Zecken leben vom Blute und sind insbesondere jungen Vögeln, auf denen sie sich gerne aufhalten, sehr lästig und gefährlich. Nicht selten entstehen sie, wenn man ihre Ernährer ergreift und dann wählen sie wohl als Zufluchtsort, in Ermangelung eines schicklicheren, zuweilen auch die Kopfhaare des Menschen, aus denen sie kaum schwer zu vertreiben sind.

An jungen Staaren und an Raben wurde eine den höheren Abtheilungen der Fliegenordnung angehörige Schmarotzerart (Carnus) aufgefunden, über deren eigenthümliche und ganz ausnahmsweise Bestimmung erst weitere Aufklärungen gewonnen werden müssen. Bei dieser sind die Flügel verkümmert und sie scheint sich daher von ihrem Planeten niemals trennen zu können.

Digitized by Google

Mit dieser sind die Hauptformen des in den Federwäldern vorstehenden ganz eigenthümlichen Federwildes erschöpft und es erübrigt mir nur noch anzufügen, daß die vom Vogelleibe getrennten Federn noch vielfache Feinde haben, worunter das verderblichste Geschlecht der Schaben (Tinea) die Hauptrolle einzunehmen scheint, wenn ihm dieser Ruhm nicht durch den schreibseligen Literaten etwa Streitig gemacht werden möchte, der Legionen stumpfgeschriebener Kiele um sich aufgehäuft sieht, an denen auch die vorterefflichste Klinge eine scheriphertige Spitze nicht mehr herauszumodelliren im Stande sein würde und die daher sammt und sonders als Federnleiher zu betrachten sein werden.

Die zehnte Muse.

Eine einfache Erzählung von J. F. Castelli.

An einem schönen Septembertage verließ ich das kleine Städtchen F . . . um mich nach dem Dörfchen Weidenau zu begeben, welches ich seiner romantischen Lage im Gebirge wegen, seit meiner Jugend vor allen liebte. Ich wählte zu diesem Ausflluge einen Einspänner, welcher täglich den Botendienst vom Dörfchen nach dem Städtchen und wieder zurück verrichtet.

Ich befand mich ganz allein auf dem Steirerwägelchen, ein Bauernbursche saß auf dem Kutschbock und leitete einen elenden Gaul, genannt Waldl, der ging, wie es ihm eben beliebte und weder auf den Zuruf, noch auf die Hiebe seines Leiters achtete.

Mir mißfiel unser langsames Vorwärtskommen nicht, das Wetter war schön, und die herrliche Natur entzückte mich. Eine halbe Stunde mochte ich in eine Art von Träumereien versunken sein, als ich heftig daraus aufgeschüttelt wurde. Waldl hatte uns auf ebenem Wege in einen Straßengraben geworfen.

Ich sprang aus dem Wagen, fest entschlossen, den Kutscher derb auszuschelten, aber seine Verwirrung entwaffnete mich. Er stand mit niedergeschlagenen Augen, mit vor Scham gerötheter Stirne schweigend vor mir, indem er verlegen seinen breiten Hut in den Händen herum drehte. Er war ein junger Bursche von beiläufig 20 Jahren, sein sanftes Gesicht und seine demüthige Stellung rührten mich.

„Glücklicher Weise," sagte ich, „sind wir mit dem Schrecken davon gekommen, aber wo hattest Du denn Deinen Kopf?"

Er hefftete zwei große Augen, mit Thränen gefüllt, auf mich.

„Nun," sagte ich, „es ist ja kein großes Unglück, laß uns nur jetzt den Karren aus dem Graben bringen."

Und nachdem der Wagen wieder stand, hielt der Bursche seine Hände bittend zu mir empor und sprach: „Ich bitte, nehmen Sie, gnädiger Herr, das

Leitseil und meine Peitsche, und fahren Sie allein fort. Sie können den Weg nach Weidenau nicht verfehlen; denn er geht ganz gerade hin, und nur noch wenige Schritte und Sie werden schon den Kirchthurm sehen, und der Waldl, der sonst ein gutes Thier ist, wird auch von selbst bei dem besten Wirthshause halten. Es ist nur eines im Dorfe, das von meinem Herrn, und wenn man Sie fragt, wo der Peter ist" —

Er unterbrach sich, und ich sah zwei große Thränen über seine Wangen rollen.

„Nun, was soll ich antworten?" fragte ich.

„Sagen Sie, der Peter hat sich in den Fluß gestürzt, damit einmal ein Ende ist."

Mit diesen Worten wollte er sich entfernen, um seinen verzweifelten Plan auszuführen, ich hielt ihn zurück und suchte seinen Entschluß zu bekämpfen.

„Sei doch vernünftig, es wird doch nicht das Einzige sein, was Dir übrig bleibt."

„Ja, es ist das Einzige, gnädiger Herr," erwiederte er. „O! das dauert schon sehr lang; wenn ich bis jetzt gewartet habe, so geschah es nur, weil ich ein feiger Kerl bin. Gestern noch wollte ich mir eine Kugel durch's Gehirn schießen, aber ich hatte Furcht. Ich bin sehr unglücklich, ich glaube nicht, daß es auf der Erde ein beklagenswertheres Geschöpf gibt, als mich."

Er hatte sich auf einen Stein gesetzt und schluchzte laut, indem er sein Gesicht unter seine Hände verbarg.

Ich näherte mich ihm und sprach mitleidsvoll: „Sage mir, was Dir fehlt, es gibt kein Uebel ohne Hilfsmittel."

„Für mich gibts keines, nun habe ich seit acht Tagen schon zum fünften Male umgeworfen. Sie haben mich gefragt, wo ich den Kopf habe. Ich weiß es nicht. Ich mache nichts als Dummheiten, wenn mein Herr erfährt, daß ich auch heute wieder umgeworfen habe, so wird er mich fortjagen."

„Wie soll er es aber erfahren, wenn Du es ihm nicht selbst sagst."

„Das heißt, Sie wollen mich nicht verklagen, gnädiger Herr, ich danke Ihnen, aber was hilft's? — ich fange morgen wieder an, es ist heftet, es ist gleich aus, ich habe nun einmal das Leben satt und sehne mich nach Ruhe."

Ich hatte große Mühe, ihn zu beruhigen und ihn zu vermögen, den Kutschbock wieder zu besteigen, auf dem ich mich neben ihm setzte. Mach und nach brachte ich es dahin, daß er mir die Ursache seines Kummers mittheilte.

„Gnädiger Herr!" sagte Peter, „das ist eine ganz lange Geschichte. Ich bin eine arme Waise und habe meine Eltern nie gekannt. Herr und Frau Soldner nahmen mich auf und erzogen mich mit ihren beiden Töchtern, wovon die ältere in meinem Alter ist. Herr Soldner ist Gastwirth „beim grünen Laubfrosch" in Weidenau. Ein braver Mann, der nur etwas von seiner Frau unterjocht wird, welche immer glaubt, sie sei zu etwas Besserem geboren, als zu einer Dorfwirthin. Uebrigens auch eine gute Frau, ich kann ihr nichts Uebles nachsagen. Ich war wie das dritte Kind im Hause. Ich aß mit der Familie über Tisch, ich ging am Sonntag mit ihnen in die Messe und nach meiner Kleidung hätte man mich für den Bruder der beiden Mädchen halten können. Beide liebten mich, und ich liebte auch Beide. Wir wuchsen so mit einander unter demselben Dach auf. Ich vergaß nicht, daß ich Alles der Güte dieser Familie danke, und suchte mich nützlich zu machen und das Brot zu verdienen, das ich aß. Da Herr Soldner eine Fuhrgelegenheit zwischen dem Dorfe und der Stadt errichtete, so bat ich ihn, mich dabei zu verwenden. Obwohl ich erst 12 Jahre alt war, so willigte mein Herr doch ein, und ich kann versichern, daß er es bis zur letzten Zeit nicht zu bereuen hatte. Sollten Euer Gnaden wohl glauben, daß ich auf einige Meilen in der Runde als der geschickteste Kutscher bekannt war? — Sie lächeln, aber es ist die reine Wahrheit. Man interessirte sich für mich, weil ich noch ein Kind war. Meine Reisenden hatten mich lieb, und ich bekam von vielen doppeltes Trinkgeld. Damals hüteten Sie mich sehen sollen, wie ich die Peitsche in der Hand, auf meinem Bock saß wie ein König auf seinem Thron. Mein Waldl hatte Flügel und wir fuhren in zwei Stunden von Weidenau nach der Stadt. Zurück ging's noch geschwinder, denn ich war gewiß, daß mir meine beiden Schwestern entgegen gingen. Wenn wir einander vom Weiten erblickten, so schwenkten wir schon die Taschtücher in der Luft, und wenn mein Wagen leer war, so setzten sich beide Mädchen hinein, und ich führte sie im Triumf nach Hause. An großen Festtagen führte ich sie in die Stadt und kaufte ihnen von meinem Ersparten ein Kreuzelchen, ein Häubchen oder sonst etwas Hübsches. Ich glaubte sie beide gleich zu lieben, aber da ich mit Marien lustiger, bei Helenen aber mehr scheu und zurückhaltend war, so kam mir's doch vor, als ob ich Helenen weniger liebte wie Marien. Jetzt hören Sie, wie seltsam das Ding kam: Eines Tages entdeckte ich gerade das Gegentheil. Als ich Abends im Herbste nach Hause fuhr, kamen mir die Mädchen nicht wie sonst entgegen. Ich fuhr traurig ins Dorf. Nachdem ich meinen Waldl in den Stall und den Wagen in den Schuppen gebracht hatte, ging ich in's Haus. Ich fand die ganze Familie in dem Zimmer der Frau versammelt. Marie und ihre Mutter

Digitized by Google

saßen am Tische, zur Rechten lehnte der Herr Pfarrer am Kamin und schien zu überlegen, zur Linken hielt Helene ihr Sacktuch vor die Augen und weinte. Als ich die Thüre öffnete, sah ich mit einem Blicke dies alles und hörte, wie eben Frau Soldner sagte: „Gott will es so, sein Wille geschehe!“ Ich trat gleich zu Helenen, es war zum ersten Male, daß ich sie so weinen sah. Ich begriff sogleich, daß es sich um etwas Wichtiges handle. Ich faßte ihre beiden Hände und sagte: „Warum weinst Du? Wer hat Dir etwas zu Leide gethan? Sage mir nur seinen Namen und ich bringe ihn um.“ Darauf schluchzte Helene noch stärker. Ich ward ganz niedergeschmettert und von diesem Augenblicke wurde es mir klar in meinem armen Herzen. Ich wendete mich zu den Anwesenden und rief: „Was ist hier geschehen? Warum weint Helene?“ Ich erfuhr dann Alles, bevor ich es Ihnen aber mittheile, muß ich Ihnen sagen, daß Helene immer ein ganz außerordentliches Mädchen war. Schon mit zehn Jahren war sie zum Verwundern gescheidt. Herr Schnellfeld, ein Freund des Hauses, der einst Tanzmeister war, sich aber jetzt hierher zurückgezogen hat, wo er von seinen Renten lebt, lieh ihr immer Bücher und sie las so fleißig, daß sie mit zehn Jahren schon mehr wußte, als Andere mit sechzig. Sie kannte einen gewissen Alexander und Cäsar so gut als ich den Herrn Pfarrer kenne. Sie sagte verschiedene Geschichten in Reimen auswendig her, das es eine Lust war zuzuhören. Dazu kommt noch, daß sie gar so wunderschön war und Die kennen sich denken, daß ein solches Kind der Stolz und der Augapfel ihrer Aeltern wurde. Man sprach auch weit und breit von ihr, und nannte sie nur „das Wundermädchen vom grünen Laubfrosch.“ Das ist unser Wirthshausschild. Man besuchte auch unser Wirthshaus häufiger als je, blos um das Mädchen zu sehen, zu hören und zu bewundern. Das war mir alles gleichgiltig, nur erschrack ich darüber, daß man immer wiederholte, sie habe so außerordentlich viel Verstand; denn ich hörte oft, daß gescheidte Kinder nicht alt werden. Ach Gott, es ist auch so, Helene ist todt — todt für den armen Peter.“

Der brave Bursche trocknete sich mit seinem Sacktuche die Augen und fuhr dann nach einem kurzen Stillschweigen fort:

„In der Nähe wohnt eine hohe Dame, eine Gräfin, auf ihrem Schlosse, welche von Helenen gehört hatte und sie kennen zu lernen wünschte. Gott verzeih' es ihr! Man brachte ihr das junge Mädchen und sie war entzückt über ihre Schönheit und ihren Geist. Bis daher ging noch alles gut. Aber eines Tages, es war derselbe fatale Tag, von dem ich Euer Gnaden früher sagte, kam die hohe Dame selbst nach Weidenau und ihr schöner Wagen hielt an unserem Wirthshause. Herr Soldner hatte eben Helenen gebolt für ein Paar Fuhrleute. Als er aber in seiner Gasstube eine Dame mit einem Federhut und einem Sammtmantel erscheinen sah, glaubte der gute Mann, der an solche Besuche nicht gewohnt war, eine Königin zu sehen. Helene lief herbei und führte ihre Beschützerin in das Zimmer ihrer Mutter. Die Gräfin erklärte, was sie hierher führe. Sie sagte der Frau Soldner, daß sie einen wahren Schatz an ihrer Tochter habe, und daß sie sich gegen den Himmel versündige, wenn sie das Geschenk, welches er ihr gegeben, hier in der Verborgenheit verkümmern lasse. Sie bot sich an, sich um Helenen anzunehmen und sie für's Erste, auf ihre Kosten, in ein nahes Erziehungsinstitut für junge Fräuleins zu geben. Dann ging sie und ließ die ganze Familie in einer großen Aufregung zurück. Man rief den Herrn Pfarrer zur Berathschlagung. Da trat ich ein, um mein Todesurtheil zu hören. Ich wollte auch reden, aber man befahl mir zu schweigen. Helene weinte und weigerte sich, ihr väterliches Haus zu verlassen, ihre Thränen nützten nichts. Auch der Pfarrer sagte: „Der Wille Gottes geschehe!“

„Acht Tage nachher verließ Helene Weidenau. Am Abende vor ihrer Abreise trat ich sie im Garten. Wir waren allein. Ich trat zu ihr und sprach mit unterdrückter Stimme: „Helene! Du gehst also wirklich fort?“ Bei diesen Worten brach auch Helene in Thränen aus und sprach: „Willst Du mir wollends das Herz brechen, Peter?“ Sie sank in meine Arme, ich trug sie auf eine Bank, und da, neben einander sitzend und unsere Hände in einander geschlungen, schwuren wir uns ewige Liebe. Sie zog einen kleinen Ring von ihrem Finger, den ihr die Gräfin gegeben hatte, und gab mir ihn als ein Unterpfand ihrer Treue. Ich antwortete: „Ich habe Dir nichts zu geben, als mein Leben und dies gehört ohnehin Dir.“ Am nächsten Morgen trennten wir uns, ach! ich sollte sie nicht mehr sehen; denn sie ist es nicht mehr, die ich wieder sah, es ist nicht meine Helene. Von jener Helene, welche ich kannte, hat diese, welche Sie sehen werden, nichts mehr, als meine Liebe.“

Nachdem Peter sich neuerdings die Augen getrocknet hatte, fuhr er fort:

„Ihre Abwesenheit dauerte drei Jahre. Ich wandte diese Zeit an, um mich ihrer würdig zu machen. Ich wollte nicht, daß sie bei ihrer Zurückkunft über meine Unwissenheit erröthen sollte. Jeden Abend, wenn ich meinem Waldi sein Futter gegeben und seine Streu gemacht hatte, ging ich zu Herrn Schnellfeld und nahm bei ihm Unterricht im Schreiben, dann wenn ich nach Hause kam in meine Kammer, las ich bis Mitternacht, ja oft bis zum Morgen alle Bücher, welche Helene zurückgelassen hatte: Ich pfropfte das Alles in meinen Kopf hinein und ich weiß wahrhaftig nicht, wie es zuging, daß ich nicht närrisch geworden bin. Ich schlief nicht mehr, ich aß nicht mehr, all' mein Geld verwendete ich auf Bücher. Eines Tages kaufte ich den ganzen Kram eines Herumträgers; es befanden sich darunter 40 Kalender, aber keiner vom gegenwärtigen Jahre. All' das fraß ich in mich hinein und, wenn ich nicht ein Gelehrter wurde, so war ich ein sehr dummer Mensch.“

„Nun, und endlich kam Helene zurück?“ fragte ich auf das Ende begierig.

„Erst schrieb sie uns öfters, und da ich täglich in die Stadt fahre, so nahm ich die Briefe an ihre Mutter mit; denn sie schrieb immer nur an ihre Mutter. Ach! was waren das für Briefe, gnädiger Herr! Wenn ich einen trug, so legte ich ihn auf mein Herz und fühlte mich leicht wie ein Vogel. Ich sang auf dem ganzen Wege, zog den Brief manchmal heraus und küßte die Adresse und das Siegel. Frau Soldner las uns die Briefe vor, und wir weinten vor Bewunderung. Sollen Sie glauben, daß Helene ihrer Mutter zum Geburtstage sogar ein Lied in Reimen schickte, welches sie selbst verfaßt und mit kleinen Rosen verziert, die sie selbst gemalt hatte? Herr und Frau Soldner waren außer sich vor Freude und Stolz. Man rief Herrn Schnellfeld, der sich auf so Etwas versteht, und er sagte, das Lied sei ungeheuer schön, er wolle die Musik dazu machen und dann das Ganze nach der Residenz schicken, um es mit dem Namen und dem Porträt Helenens drucken zu lassen. Frau Soldner umarmte Herrn Schnellfeld. Ich aber war traurig. Ich ging in den Garten und setzte mich auf die Bank, wo mir Helene den Ring gegeben hatte. Ich fing zu weinen an, ohne daß ich wußte, warum? — Ich blieb bis spät in die Nacht da. Am andern Morgen sagte ich zu mir selbst: „Da Helene Lieder macht, so will ich auch welche machen,“ und ich machte mich sogleich an's Werk. Ich kann sagen, ich habe Blut geschwitzt, bis ich solche Wörter fand, die sich reimen; aber endlich ging's doch und ich habe ein Lied von 30 Strofen gemacht, welches ich Euer Gnaden vorlagen will, wenn Sie es erlauben; denn ich möchte wohl Ihr Urtheil darüber erfahren.“

(Fortsetzung folgt.)

Rufe mich!

Du hast die Liebe wach gerufen,
Ein Zauberlicht leicht von Sinn,
Nun tauchen auf die losen Flammen
Und jüngeln sengend an dir hin.

Du wolltest dich am Glück'n ergetzen
Im Kinderspiele tändelhaft,
Und kannst nicht die Männerliebe,
Des Männerherzens hohe Kraft.

Nun steht du bang in all' dem Treiben,
Unwohl befangt dein Angesicht,
Und wie du strebst und wie du ringest,
Du kennst das Wort der Bannung nicht.

Die Liebe will dich überfluthen,
Sie bringt verheerend auf dich ein;
Es wird umsonst dein heißes Flehen,
Umsonst dein Ruf nach Rettung sein.

Was sachst du forschend in der Ferne?
Die Hilfe kommt allein von mir;
So bringe dich dem Meister, Lehrling,
Und rufe mich, ich komm' zu dir.

Ich werde schirmend da die teilen,
Die volle Brust mit Kraft bewehrt;
Du fandst die Ruh' wieder finden,
Doch brechend wird mein Herz verzehrt.

Wien. Alexander Panizzi.

Digitized by Google

Epigramme.

Der Mensch.

Die Welt so groß, der Mensch so klein:
Und Weltgeschieht will er sein?
Und hat bei seinem Weltentraum
Für Eine Wahrheit oft nicht Raum! —

Moderne Kritik.

Ein Preisgesang voll Lobel
Ein Donner ohne Blitz,
Ein Lobdrief ohne Witz
Ein Epostlon ohne Witz. Dr. Rudolf Puff.

Musik-Salon.

Die Concert-Saison neigt sich zu Ende und in den letzten Tagen des April sah man schon keine Concert-Ankündigung mehr an den Straßenecken hängen. Kudinstein ist es, der sie mit seinem fünften und Abschiedsconcerte eigentlich abschließen hat. Zwar hatte sich noch ein wunderkleiner Singvogel auf seinem Durchzuge durch Wien zu einem Abendständchen im Musikvereinssaale niedergelassen. Dieser Wandervogel, den Wien bereits kennen gelernt hatte, ist er eben flügge geworden war, ist Frau Tuczek-Herrenburg. Seither war sie durch mehre Jahre in einer guten Schule, in jener der Berliner Hofbühnen, der Berliner Kritik, Künstler und Concertsaal ist eine gründlichste Feuerprobe für den Ruf dramatischer Sängerinnen. Frau Tuczek ist ein Liebling der Berliner, er hat sinnig an der Seite Wagner's als „Gretine" im „Fra Diavolo," als „Lucia," Triumphe gefeiert und kennt auch manchen Lorbeer, der in Berlin in Ehren den Wienern seinen Glanzgang gefunden. Sie hat eine gute, in der Tiefe noch vollkönnte Stimme; aber diese Stimme ist schon etwas spröde und will sich nicht mehr zu allen jenen Freiheiten verstehen, die sie vorzeitigst bedingen. Auch das dritte Concert der Zöglinge der Akademie der Tonkunst, welches am 27. d. M. im großen Landhaussaale stattfand, verdient Erwähnung. Es wäre ungerecht, die Leistungen der Akademie im Allgemeinen nach einem Concerte zu beurtheilen und die nicht eine strengere Unterscheidung zu wünschen, damit sie ihre nur die Begründung einer geeigneten Oeffentlichkeit gerichteten Absichten durchgreifend in's Leben setzen könne. Auch niemal zeigte die Aufführung der Ober, namentlich bei großartigen Doppelchors „Miserieordias Domini" von Durante, der Schüler Schulung in Gesangsfähigkeit. Von den Solos Vorträgen läßt sich freilich nur ein von Fräulein Barzaga und Herrn Bertani vorgetragenes Duett aus Nicolai's „Heimkehr" als eine wirklich treffliche Leistung hervorheben.

Am 6. Mai kam noch ein Concert-Nachtrag zu Tage. Moritz Wiest, Schwester der berühmten Klara Wiek-Schumann, lieh sich im Streichgelehrten Klavier-Salon auf der Landstraße hören und bewährte sich als eine tüchtige Schule hervorragende, tüchtige Pianistin. Sie spielt sehr correct und deutlich, hat einen vorzerrlichen Anschlag, die nöthige Kraft in beiden Händen und einen durchgebildeten, verschärften, eleganten Vortrag. Von der Oper sind seit dem Auftreten der Marie Wilt, Frau Materna, die Uebernahme der Rolle des Grafen Almaviva im „Barbiere" durch Carrion, das erste Auftreten des telegraphisch herbeigerufenen Kabbellisten Rappa in „Lucrezia Borgia," das Mitwirkenden des jenerischen Tenoristen Lassalle als „Masaniello" im „Trovatore" und die Aufführung der Oper „Le Traviata" von Verdi, ohnerer Ereignisse zu verzeichnen.

Carrion war als Almaviva ganz das, was man von ihm erwarten konnte; er war der Brennpunct der Darstellung, in dem alles Leben zusammenfloß, von dem alle Wärme ausgingen schien. Sein Gang war voll Lebhaftigkeit, Schwung und freier, kräftiger Gregie, lieberhaupt ging die Oper vortrefflich zusammen; es schien, als ob der neue ebenbürtige Mitkämpfer um den Preis alle übrigen elevrfist hätte. — Roppa kennte mit seiner angenehmen, sympathischen Stimme und seiner zwar correcten und routinirten, aber geist- und seelenlosen Vortragsweise seinen günstigen Eindruck hervorbringen. Medevi sang die Rosine.

Die ist seine tragische Begabung für das Gebiet des Gesangs, es fehlt ihr die schöpferische Fantasie, um sich in die außerordentlichen, nie selbst erlebten Seelenzustände hineinversetzen zu können; es fehlt ihr die Macht der Seele, um solche Zustände mit dem Accente der Wahrheit und voller Begeisterung in Töne zu ergießen, lieblosend war ihre Darstellung im Ganzen einer verständige, der Gesang in allen Stellen, wo sie sich wichtige nur nicht durch ein gewaltsamer Herausstiegen der Töne einen falschen Nachdruck erzielen wollte, schön und wohlklingend. Detassini's Leistung wäre eine mittelmäßige, wenn nicht der Verfall seiner Stimme in allen, wo mehr der Gesang als die Declamation vorherrscht, hinderlich im Wege stände. Sign. Borghi-Mamo zeigte als Maffeo-Orsini wieder die gewandte und durchgebildete Gesangsfähigkeit. Im „Trovatore" feierte Bettini als Manrico einen wahren Triumf. Er wurde von dem Publicum mit Beifall überschüttet, und es ist den zwei ersten Acten, sang dann im dritten mit der Vollkraft seines herrlichen Organs und wußte im vierten und tiefer Seelenlage anzuklingen.

Ein neues Ballet, worauf große eigentlich nur mit Titel „Melite" neu ist, verschaffte uns die Bekanntschaft der vielgerühmten Fräulein Valleina Peiera. Daß erfindungsarme und vielfach überorganisirte Product erhielt sich nur durch ein Paar höchst Einzelnheiten. Tänze, namentlich die „Arragonaise," die reiche Entfaltung und einige überaus schöne Pas der Signora Peiera über dem Wasser. Diese Tänzerin verdient allerdings die Bezeichnung einer ersten; sie tanzt mit höchster Sicherheit und Leichtigkeit, mit reinem Anhalte und leichter Schwingung. — Um auch einen lebhaften Eindruck hervorzubringen, fehlt ihr die persönliche Anmuth, die Seelensprache der Mienen und Geberden.

Am 4. Mai ging endlich die erste neue Oper „Le Traviata" von Verdi über die Bretter. Verdi's neueste Erzeugniß des musicalischen Maestro ist bereits in dem meisten größeren Städten Italiens mit ganz verschiedenen Resultaten. Der Erfolg scheint überall zwischen Gunst und Ungunst und in der Regel genau die erstere, wenn sie siegte, erst bei den höheren Vorstellungen die Oberhand. Für Wien hätte man der Oper noch den Vortheil des ersten Abends lassen sollen, um ihren Stand im Opern-Repertoir zu gewinnen, Wie sich ist aber auch diese Musik, wie flach und leer mit Ausnahme weniger Momente! wie kömmt der Tonsetzer immer wieder auf die alten Fragen und melodischen Gemeinplätze zurück, die in seiner Form in seinem „Ernani," seinem „Nabuccodonosor," seinem „Trovatore" figurirten! Signora Bendazzi sang ihren schwierigen Part theilweise, wo sie nicht die grellen Brodschen Forden mit übertrieben Nachdruck hervorkehrte, recht wirksam. Signor Carrion hatte seine bedeutenden Gelegenheit, seine Vorzüge glänzen zu lassen. Signor Ferri sang gemäßigter als sonst. Im „Don Padovale," der am 6. Mai zum ersten Male in dieser Stagione gegeben wurde, zeichnete sich der Buffo Nelli durch ein naturtreues, mitunter recht fein nuancirtes Spiel und durch entsprechenden Vortrag im Gesange aus. Die trefflichen Leistungen der Medevi als Norina und der Tedassini als Dottore Malatesta sind vom vorigen Jahre her bekannt. Der Tenor Quintili-Leoni wieder auf eine entsetzliche Art, und sang auch heute so matt und schlecht als möglich.

F. D.

Oesterreichischer Kunstverein.

(Ausstellung im Mai).

In der biedermeierlichen Ausstellung, welche ein plastisches Werk, 53 Oelgemälde, dann 13 Aquarelle, Zeichnungen und Miniaturen zählt und mit wenigen Ausnahmen nur Werke inländischer Künstler in sich faßt, begegnen wir außer den bereits im Monate April ausgestellten und in dieser Blättern bereits besprochenen zwei Bildern: „Rettung aus Feuersgefahr" von Karl Hübner und W. Keller's: „Scene aus dem deutschen Bauernkriege 1624", nur noch drei, diesem Gebiete der Malerkunst angehörigen Bemalden. Das größte im Umfange und interessanteste ist der Aufgabe in W. H. Knoll's in Berlin: „Die Königin Elisabeth von England übergibt dem Dawison das Todesurtheil der Maria Stuart." Leider kann man an diesem Bilde nur die saftige und gesichte Ausführung des Nebenwerks loben. Fast, in der Auffassung des ganzen, erschütternden Momente und der Spiegelung desselben in den Gesichten der von ihm beherrschten Personen hat es dem Maler an allem Bewußtsein gefehlt. Das ist keine Königin, am wenigsten eine Königin Elisabeth, die einem ihrer Diener ein solches Document ihrer Herrscherwillens übergibt.

Das zweite Bild dieser Gattung: „Drusus begegnet auf seinem Zuge gegen die Sueven der Cheruskerin Veleda, die ihm seinen baldigen Tod weissagt," ist von Eugen Kuhn. Auch in diesem Gemälde kann man nicht mehr und nicht weniger als eine commonirte Theaterscene erkennen. Der Künstler hat sich an eine Aufgabe gemacht, die offenbar über seine Kräfte ging, obschon ihm Talent nicht abzusprechen ist.

Das dritte Bild endlich ist von August Mauter in Wien und stellt „Hagen von Frohnet und die ihm weissagenden Meerweiber" aus dem Nibelungenliede dar. Wer solche Gegenstände wählt, dem muß die Poesie zur Seite stehen, der muß mit eingehender Vertrautheit mit dem Gegenstande begabt sein. Man vermißt an diesem mittelmäßigen Bilde alles, was ihm einen Reiz verleihen könnte. Der Gesichtsausdruck der hervorragenden der Meerweiber hat etwas unwirkend Weinerliches, das jede eingehende Stimmung in das Mißbehagliche der Lage von vornherein abschneidet, indem es sich weder auf der Natur dieser mythischen Wesen, noch auf der Situation selbst erklären läßt.

Als freiwillige Bilder sind zu nennen: Franz Platter sen's und Josef Teryek in Rom). Die Erstlösung der drei, drei Könige zu Bethlehem" und ein Basisgemälde von Mich Di ez in Steier: „Die Mutter Gottes mit dem Kinde" verfehlten. In Platter's Bilde ist Talent nicht zu verkennen; allein es fehlt ihm noch die höhere Weihe; seine Gestalten sind noch sehr manierirt, nicht auf eigener innerer Anschauung und Empfindung hervorgegangen. Das Basisgemälde ist zu matt, zu blendend; es scheint ganz flache, theils sinnliche Nachbildung der alten Weise ähnlicher religiöser Darstellungen.

Unter den Landschaften sagt Oswald Achenbach: „Aus der Campagna bei Rom", durch die sich empfindsame Auffassung und eine gute Stimmung in der vorgeführten Naturscene, deren. Man vermisst sich bei der Anschauung ganz in dem Gegenstande; dicht und Luft, die belebenden Prinzipien jeder Landschaft, sind meisterhaft behandelt.

Aber auch das heimische Landschaft-Artist Stein, „Cap Circello bei Terracina" ist ein trefflicher Stift von großem Effecte, wenn starke Farbengegensätze auf interessante Art harmonisch vermittelt erscheinen. Dieses Bild gibt Zeugniß, daß der Künstler vor zwei Jahren von Seiner Majestät, unserem Allergnädigsten Kaiser gewährte Reise-Unterstützung auf dem Standpunkte, auf welchem er sich befand, nicht zu Abenteuern gedrungen, zum noch nothwig bewegten Talente brauche. Die Früchte dieser Reise sind schon jetzt unverkennbar.

Thomas Enders „Cathel Gadhelos mit dem Albaner-See" ist in der bekannten Weise der Künstlerin mit großem Detail-Fleiße und treuer Auffassung der äußerlichen Natur gemalt; allein die Wiedergabe der Naturstimmung auf der Seele des Künstlers fehlt dem Bilde.

In Kaller's aus Zürich „Mittagsstunde unter Abornen" ist das Landschaftliche der minder ansprechende Theil; dagegen sind die in verschiedenen Gruppen und Stellungen vertheilten Figuren, Kühe und Ziegen, namentlich die ersteren im Vordergrunde angebrachten zwei Kühe an der Tränke, mit großer Naturwahrheit und Lebendigkeit im Ausdrucke wiedergegeben.

Auch Hartlieb in Wien: „Aus dem Salzburgerleye bei Rojate" ist ein gutes Bild, desgleichen sind Plattner's zwei Landschaften aus Südsteiermarks, Holanska's und Rowpach's Leistungen in diesem Fache nennenswerth. Ein kleines Bild von Joh. Fischbach in Salzburg, „Des Jägers Abschiedsehen" gewinnt bei längerer Betrachtung, so ist Schönheit von dem Bildchen.

Hyazinth von Mansi: „Feuerwild und Fische" ist vortrefflich, so wie auch Karl Pischinger's, „Ein sonnenter Hund" und A. Friedrich's „Englisch Vollblut-Stute mit Fohlen" von guter Auffassung der thierischen Eigenthümlichkeit zeugen. Auch Tarenus „Fasane" und „Schildkröte" sind nennenswerth.

Hainenlaner's großes Genre-Bild: „Jede im Examen", stellt die Gemüthserfassung einer Prüfungs vor dechungirischer Verstimmung und den verschiedenartigen charakteristischen Ausdruck in den Gesichtszügen der Mitglieder der Prüfungs-Jury auf eine recht wirksame, naturtreue Weise dar.

Unter den Porträts ist jenes des Herrn Baron Gobel in Lebensgröße von Karl Berrenrogen, Lafitte's „mannlichst Porträt" ein sehr forechender Kopf, Gust's Porträt des l. l. Kammersängers Dobaffini ein frappanter Aehnlichkeit, und Dickers „weiblicher Charakterkopf" von lebendigem Ausdrucke.

Auch ein Paar kleiner Bildchen, wie Keller's „Blumenlese im Flieder" und Böse „Kinder," Studienstopfe, zeigen Talent.

Ein Bild von Melchior Fristof in Wien: „Marie am Königssee" sollte keinen Eingang in eine Kunstausstellung finden. Unter den Aquarellen befindet sich manches Gute; namentlich zeichnen sich wieder Rudolf Alt's „Flügelaltar der Kirche zu St. Wolfgang" durch eine wundervolle Deutlichkeit und Sauberkeit der Ausführung die in das kleinste Detail ging.

Joh. Rotter's in Wien Holzschnitzwerke, eine Zugabese darstellend, zeigt von Geschicklichkeit.

Literatur.

Dem Herausgeber des „Katholischen Familien-Kalenders," Herrn Karl Mally, ist die Literatur Anerkennung zu Theil geworden, daß ihm vom General der Gesellschaft Jesu, dem hochwürdigsten Herrn Peter Beckx in Rom die schriftliche Anerkennung des in dem Kalender befindeten frommen Eifers zur Wiederbelebung des Glaubens und der religiösen Gesinnung mit der Versicherung zu empfangen, daß der hochwürdigste Herr General gern die Gelegenheit benützen werde, den Familien-Kalender durch die Priester der Gesellschaft den Gläubigen empfehlen zu lassen.

Gleiches anerkennend über diesen Kalender hat sich auch der große Kirchenlämpfer, der hochwürdigste Herr Erzbischof Hermann von Vicari in Freiburg im Breisgau thune Baden, in einem schmeichelhaften Schreiben an den Verfasser ausgesprochen und auch diese Ihre Majestät die Kaiserin Elisabeth durch die allergnädigste Annahme eines Exemplars den ausgezeichnetsten Beifall geboten.

Digitized by Google

Da dieser Kalender anerkennt im Inlande in 16 Diöcesen kirchenämtlich empfohlen wurde, so entbeht er nun jeder weiteren Empfehlung und wir glauben unsere Leser auf diesen Kalender um so mehr aufmerksam machen zu sollen, als er künftighin Jahr mit herrlichen Illustrationen aufgehalten erscheinen und in jeder Beziehung einen hervorragenden Rang in der Kalenderliteratur einnehmen wird.

Der Sagenreiste; „Passsiflore" von Dr. Johann Nep. Vogl, erfreut sich in dem Auslande einer immer größeren Verbreitung und hierfür sowohl seines Gehaltes, als seiner prachtvollen Ausstattung wegen jedem Familienkreise anempfohlen werden.

Die „Kölnische Zeitung" sagt hierüber: „Der gemüthliche überreichliche Romanzenbichter Johann Nep. Vogl hat einen Sagenreichen: „Passsiflore" gedichtet, der sich durch große Innigkeit und Form-Vollendung auszeichnet. Schon in der frühesten Zeit schloß sich an das Leben der Gläubigen neben der Wahrheit der kanonischen Evangelien eine reiche Dichtung in apokryphischen Schriften an. Bald wird die alte Kirche namentlich auf die vielen Verbilder des Kreuzestodes Christi hin, sie fand das Zeichen des Kreuzes in der ganzen Natur eingetrieft; die Zeyd am Schiffe, das Gerüthe des Landmannes, die Werkzeuge des Handwerkes, die Gestalt des Menschen, wenn er die Hände zum Gebet ausbreitet — das Alles trage die Form des Kreuzes an sich und weise auf den gekreuzigten Herrn hin. Auch im Munde unseres Volkes bildete sich in Bezug auf den Kreuzestod eine Reihe von Sagen, wie von der Passsiflore, Trauerweide, „Zitterespapel u. s. w. Herr Vogl hat das Verdienst, diese Sagen gesammelt und in ungemeinreizender poetischer Form in ebigem Werke wieder gegeben zu haben, welches sich zugleich durch geschmackvollen Druck und durch sinnige Bilder von Künstlerhand empfiehlt."

Auf gleiche Weise sprechen sich die norddeutschen Organe Deutschlands über „die Passsiflore" aus, zum Beweise nur noch eine Aeußerung der „Blätter für Volkswohl" von Lang über dieselbe:

„Die Passsiflore" ist eine köstliche Gabe zu Festgeschenken für fromm denkende und fühlende Gemüther. Die prachtvolle Ausstattung im reinen Druck des Textes und mit sehr schönen Holzschnitten, welche den Text erläutern und vervollständigen begleiten, fesselt vor Allem. Die Texte der Sagen selbst ist nicht minder ansprechend. Es sind ihrer acht, sie handeln von der Passsiflore, der Trauerweide ꝛc. ꝛc. In ihrer vieler Sagen ist sehr sinnreich auf ein Moment im Leiden des Herrn Bezug genommen. Die Diction ist der Gegenstand des Gegenstandes angemessen, rein und fließend, der Versbau natürlich. Das Versfallen macht dem dramatischen Dichter von der Verlagshandlung gleichermaßen große Ehre und dürfte zu allgemeiner Verbreitung zu empfehlen sein."

Wir stimmen diesen Urtheilen des Auslandes gerne und aus vollem Herzen bei.

Historische Lückenbüßer.

(Der Teb für's Vaterland durch einen Trunk.) Maximilian Graf von Baiern hatte im Jahre 1646 die Stadt Frankfurt am Main eingenommen. Es war ein barbarischer Kampf und viel Blut vergossen worden, darum wollte Maximilian plündern lassen. Die Eilen des Rathes, der Bürgermeister an der Spitze, baten fußfällig um Schonung der Stadt. Da ergriff der Graf, ein guter Zecher, einen Becher, in welchen etliche Maß gingen, hieß ihn dem Bürgermeister gefüllt entgegen und sprach: „Sofern du ihn mit einem Trunke leerest, soll die Stadt verschont bleiben, so wahr ich lebe!" Der Bürgermeister kehte abermals um Zurücknahme dieser harten Bede. „Der Becher ist mein Tod!" verscherte er. Doch Maximilian war unerbittlich. „Entweder den Becher ausgetrunken oder Frankfurt geplündert!" rief er entschieden. Die Liebe zu seiner Vaterstadt überwog jedes Bedenken, der Bürgermeister legte den Becher an den Mund und trank ihn bis auf den letzten Tropfen aus. Im nächsten Augenblick aber lieg er den Becher fallen — und sank todt zu Boden.

(Lobrauz eines Papstes) Papst Pius VI. besuchte einst die zu Rom auf seine Kosten errichtete Malerschule. Ein junger Mensch, den er schon seit langer Zeit hier gesehen und ihn nach immer auf dem nämlichen Platze gefunden hatte, zog seine Aufmerksamkeit auf sich; es muß, dachte er bei sich selbst, diesem Menschen entweder an Kraft, oder an Geschicklichkeit zu der Kunst fehlen, weil er noch immer hier sitzt und nicht in die höhere Classe der Kunstjünglinge vorgerückt ist. Der Papst ging auf den Jüngling zu, nahm das Gemälde zu betrachten, das dieser zeigt eben zu beendigen im Begriff war. Der Papst erstaunte nicht wenig, ein Gemälde zu erblicken, das einem alten erfahrnen Meister in der Kunst alle Ehre gemacht haben würde. „Ich hab deine Arbeit, mein Sohn!" fragte der Papst. — „Ja," war der Jünglinge Antwort. — „Und wie lernest ed denn, daß Du noch hier sitzst, ohne mitausgehoben und unter zwei Zwölf der höheren Institutes gesetzt zu sein?" — Der Jüngling wurde verlegen, wollte nicht heraus mit der Sprache, endlich sagte furchtsam die Ursache. Der Papst befahl ihm offen zu reden. — „Ich bin" — hier stockte er wieder verlegen — „Nun Dubist?" fragte Pius, „was denn?" — „Ein Protestant," erwiderte der junge Mensch zaghaft. — „Da aber nur römisch-katholische Christen in das höhere Institut aufgenommen werden, so bleibt diese Thüre auf ewig für mich verschlossen." — „Wenn es weiter nichts ist, als das," versetzte Pius mit Milde und Gegenfahrt, „das soll kein Hinderniß Deines Fleißes und Talentes sein." Darauf nahm er den Jüngling bei der Hand, führte ihn selbst in jenes Institut ein und sagte: „Von nun an sollst Du ganz auf meine Kosten und meiner Gnade unterrichtet und erhalten werden." Ein edles Beispiel eines Papstes.

Die Bade-Anstalt zu Hall in Oberösterreich.

Die Zeit der Bäder ist herangekommen. Indem wir uns berufen glauben, auf das Nützliche namentlich in unseren Vaterlande aufmerksam zu machen, so bringen wir hier die Abbildung einer Bade-Anstalt in Oesterich, die so eben (am 20. Mai) eröffnet werden soll und allgemeiner Beachtung und Empfehlung verdient, indem bekanntlich ihre natürliche Solde alle übrigen bisher bekannten an Jod- und Bromgehalt überragt und sich namentlich bei Leiden der Drüsen- und Lymphdrüsensucht auf das vortheilhafteste bewährt. Das Haller Jodwasser hat sich bereits einen bedeutenden Ruf erworben.

Erklärung der Kunst-Beilagen.

1. Wien und dessen Umgebung.

(Typographischer Farbendruck.)

In einer Zeit, wo die Lust für Landpartien wieder erwacht ist, wo der Wiener sich hinaussehnt aus der staubigen Atmosphäre der vielbewegten Residenz, dürfte ein treu aufgenommener und sorgfältig ausgeführter Plan der Umgebung Wien's seine anpassende Kampfbeilage einer Zeitschrift bilden, die jetzt bemüht ist, das Zeitgemäße nach Möglichkeit zu berücksichtigen.

2. Moderne Weltgeschicklichkeit.

(Lithographie von J. Benkert.)

Wir wollen auch in dieser Beilage in der freien Natur und bewegen und den Freunden der „Faun" in einer humoristisch gehaltenen Scene ein Bild aus dem Alpenleben vorzuführen. Der Künstler, unser leider zu früh verstorbener Mitarbeiter, J. Benkert, hat den Moment gut aufgefaßt. Man sieht dem mit allen möglichen Kraxelbeilage versehenen Maler, der auf eine originelle Weise auf dem Nacken einer breitspurigen Alpkuh sitzt, die Angst unverkennbar an. Sein Aufschwingen an den Hals seiner wenigen Tragerin, die zugemachten Augen, nun den Abgrund nicht sehen zu dürfen, und die spöttische Miene der Bergfrau charakterisiren diese Gruppirung in trefflicher Weise.

3. Jadorf Jschl.

(Holzschnitt.)

Die Aussicht eines Bades, welche die vornehme Welt bereits seine Wanderung begonnen und welches sich seit den letzten Jahren einer immer steigenden Beliebtheit mit Recht erfreut und allgemeinen die allerschönen Mitglieder unserer geliebten Herrscherfamilie vereinigt, scheint nicht minder am Platze sein. Da die prächtige Villa Sr. Majestät des Kaisers in diesem Curorte so eben vollendet worden ist, so darf es sich erwarten, daß Jschl sich noch mehrere Jahre der höchsten Gnade erfreuen dürfte.

Telegraf der Redaction.

Herrn O. J. in W. Ihr Artikel konnte leider bisher noch nicht an die Reihe kommen. Stehe ein jährlich Geschenken noch kein Interesse beizeichnigen? —

Herrn U. v. H. in W. Geschichte und abermals Geschichte! — Wohin endlich mit der Unmasse von poetischen Ergüssen, die uns ganz ungebeten von allen Seiten zufliessen?

Herrn Dr. K. in T. Ihnen eigenen, so wie den Beitrag des Herrn Dr. J. mit Vergnügen empfangen. Beste wiederkommen.

Herrn H. in W. N. Ja soll einlangende Aufsätzungen können nicht mehr berücksichtigt werden.

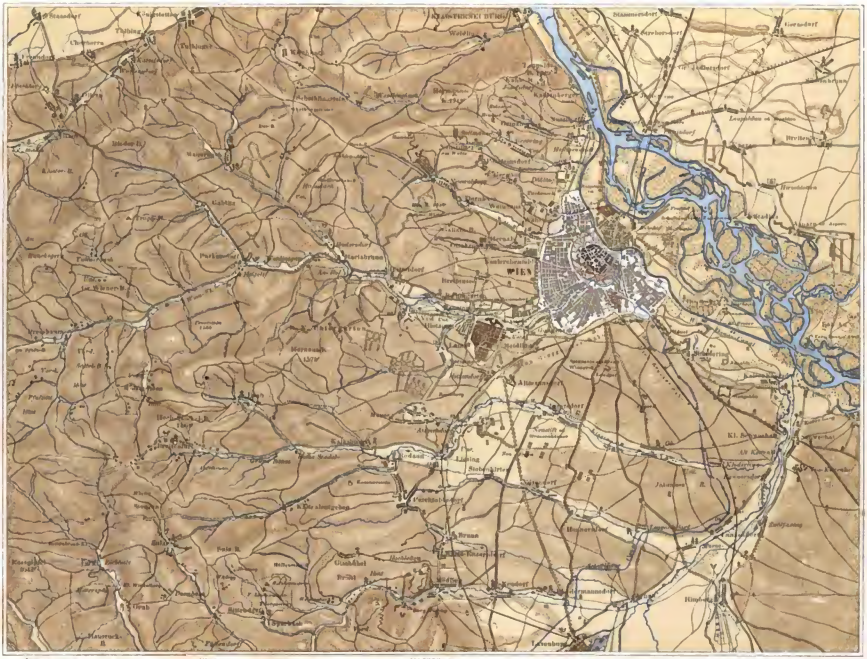
Herrn Dr. J. P. in W. Taten Sie einmal etwas vom Stapel laufen. Der Schriftstoff hat es schon nicht langen.

Herrn J. M. K. in G. Es wird einer Antwort entgegengesehen.

Druck u. Verlag von M. Auer. Zu Jahrgang zu beziehen nur durch Robert Hoffmann's Buchhandlung in Leipzig. Verantw. Redacteur: Leopold Kordesch.

Digitized by Google

Wien und dessen Umgebung.



Typographische Beilage zu H. Lowe's Lehrbuch „Feuer".

Digitized by Google

Reserche v. Lud. v. Benkert

Moderne Reisegelegenheit.

Beilage zu M. Auers „Faust"

Digitized by Google

Digitized by Google

Ischl.

Allegorische Beilage zu M. Auer's Zeitschrift „Land".

Digitized by Google

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift

für Kunst, Wissenschaft, Industrie und Unterhaltung,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Numern von 24 Bogen Text und über 70 Kunstbeilagen.
Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- u. Auslandes an. Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M.
Insbesitzungsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 30 kr. C. M.

Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten.
Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichzeitig geliefert und billig berechnet.
Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gedruckte Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.
Redaction und Expedition: **Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 25.**

N° 11. Inhalt: Aus den Alpen. — Die jodute Musi. (Fortsetzung.) — Die Mammouts. — Ein Mal-Traum im Kasperlen. — Der Meteorstaub. — Der Wasserschaum. — Letternschneider Kunstneum. — Musik-Salon. — Historische Kuriosität. — Karl Rahl. (Biographie.) — Erklärungen der Kunstbeilagen. — Beilagen der Redaction.
Artistische Beilagen. Der Ritt zur Jagd. (Radirung in Kupfer.) — Rahl. (Gedenkbild in Kupfer von Christian Mayer.) — Alpen.

II. Jahrgang. 1855.

Aus den Alpen.

Reiseskizzen von Professor Friedrich Simony.

IV. Auf dem Hallstätter See.

Weh! Fortwährende Winde hatten
Aus der Fernen Einsiedelei,
Gar dein schlummernd Kindeslallen
Als Gigantenlachen dahin!
Anast. Grün. Spaziergang.

Zum vierzigsten Mal hatte ich heute schon Differenzialthermometer und Sonde in den See gesenkt, um dessen Temperatur in seinen verschiedenen Tiefen zu ermitteln.

So belehrend für mich das Ergebniß dieser Untersuchungen auch sein mußte*), so war doch die Operation selbst eine ziemlich langweilige und insbesondere das Emporwinden des schweren Apparates aus größeren Tiefen auch eine höchst ermüdende Arbeit.

Obgleich meine Kräfte schon ziemlich zur Neige gingen, konnte ich mich indeß doch nicht entschließen, diesmal die Messungen vor Abend abzubrechen, da dieselben von einer Windstille begünstigt wurden, wie sie in so später Jahreszeit nur selten vorkommt.

Es war einer jener melancholischen Novembertage, an welchem das Entschlummern der Natur nicht blos durch das leise fallende Laub der Bäume, durch die von Blumen entkleideten Wiesen sich kundgibt, sondern wo auch die Luft gleich einem ermüdeten Wanderer regungslos auf der Erde liegt und die matten Sonnenstrahlen den fahlen Dunst nicht mehr zu zerstreuen vermögen, welcher das Blau des Himmels schleierartig verhüllt. Ueber die Häupter der Alpen, die so majestätisch und ernst auf den dunkeln See herabschauen, hatte der frühe Gebirgswinter schon seine Schneedecke gebreitet; von den schmalen Stufen der Bergwände war der kurze Vegetationsanflug verschwunden und aus dem entblätterten Ahgewirre der Buchen- und Lärchwäldern, welche im Sommer den Alpenlandschaften eine unbeschreibliche Frische verleihen, ragten jetzt die schwarzen Tannen und Fichten in ihrer ganzen ungemilderten Düsterheit empor.

Inmitten dieser absterbenden Natur war der See — diese breite, dafür aber auch einzige Straße von Hallstatt — ein Bild reger Lebendigkeit. Große und kleine Fahrzeuge kreuzten da nach allen Richtungen uns schnitten ihre lange nachhaltenden Spuren in den schwarzen Spiegel ein. Hart am westlichen Ufer bewegte sich kaum merkbar eine ungeheure Scheibe von dicht aneinander gedrängten, schwimmenden Holzblöcken gegen das Salzsudwerk hin*); mitten auf der Wasserfläche trieben Fischer mit Schwebnetzen ihr ergiebiges Handwerk. Ein scheinbar ganz unbemannter Kahn schwamm wie festgebannt in einer beschatteten Bucht — in demselben lauerte liegend ein Jäger auf Wildenten, die sich immer mehr dem gefährlichen Fahrzeug näherten. Mit Salz beladene Schiffe fuhren abwärts gegen Steeg, während ihnen ent-

*) Die interessantesten Resultate dieser Temperaturmessungen werden in einer spätern Numer dieser Aufsätze besprochen werden.

*) Das durch die Gebirgsflüsse in die Seen getriftete Brennholz wird an den Mündungen der ersteren mit dem sogenannten Holzbogen aufgefangen. Dieser besteht aus 30 bis 100, auch wohl noch mehr neben einander gebundenen, etwa 9 Klafter langen Balken, die durch kurze Kettenglieder aneinander gebängt sind, und dessen beide Enden an den entgegengesetzten Seiten der Mündung des Leitwasserer so befestigt werden, daß sich vor derselben ein schwimmender Bogen bildet, welchen die in den See geschwemmten Drehlinge (die noch ungespaltenen Holzblöcke) nicht überschreiten können. Ist der Bogen zum größeren Theile angefüllt, so werden seine beiden Enden zusammengeschlossen und dieser schwimmende Holzkreis dann durch einen Schleppzahn weiter geschafft. Auf dem letzteren befindet sich eine Winde mit einem 30—50 Klafter langen Seil, dessen äußeres Ende an den Holzbug befestigt wird. Hierauf fährt der Schleppzahn langs des Seeranbes so weit von dem Bogen ab, als es die Länge des von der Winde abzurollenden Seiles zuläßt. Ist das Seil zu Ende, so wird das Fahrzeug an einer passenden Stelle des Ufers festgebalten und dann durch Aufwinden des Seiles der schwimmende Holzkreis herangezogen. In solcher Weise werden durch den Bogen auf einmal 40—50 Klafter Brennholz zu dem Aufzugplatz gesteuert, wo die Blöcke dann aus dem Wasser gezogen, gespalten und zum Trocknen aufgeschichtet werden.

Digitized by Google

gegen eine mit den verschiedensten Lebensmitteln überfrachtete Plätte schwerfällig dem Markte zusteuerte. Aus der Luke führte ein großes Boot von den Riderealpen heimkehrende Sennerinnen mit ihrer bekrönten Herde nach Oberfee, und berühmt von Grub trieben schwimmende Hügel von Heu und Reißigstren gegen Hallstatt. Leichtere Fahrzeuge trugen geschäftige Menschen von Ufer zu Ufer, und in mehr als einem Schiffchen schaukelten sich unbewachte Kinder über dem furchtbaren Wasserabgrund und übten ihre schwachen Arme in der hier unerläßlichen Fertigkeit des Ruderns.

An mir glitt ein mit Tannenreis und bunten Wimpeln aufgeputzter Kahn vorüber. Darinnen saß ein Weib mit einem schlafenden Kinde. Am Steuer stand ein junger Mann im Sonntagsstaat, mit fröhlichem Gesichte; die zwei andern Ruder wurden von einem bejahrten Paare gehandhabt. Im Hinterdeg des Schiffes kauerte das Bild erlöschenden Lebens, ein uraltes Mütterchen, welches schlicht für die kalte Luft nicht weniger empfindlich war, wie die buntb Hüllen sorgsam geschützte Menschenknospe.

„Wohin?“ rief ich dem mir wohlbekannten Steuermanne zu. „Meinen Erstgebornen zur Taufe führen,“ war die kurze Antwort, aber an den wenigen Worten hing ein ganzer, weiter Himmel voll Freude, der in allen andern Geschtern des Schiffleins wiederstrahlte. Das festlich geschmückte Fahrzeug mit seinen vier Generationen zog weiter gegen Hallstatt und verschwand bald in einen einigen, lichten Punct, zwei auseinander laufende Wellenlinien hinter sich zurücklassend, welche zuerst silberglänzend und scharf begränzt, sich in die schwarzgrüne Flath zeichneten, dann aber immer unmerklicher werdende Striche bildeten, bis auch diese sich in der weiten Fläche verwischten. Mir kamen die zwei hivergirenden Wellenlinien, welche der Kahn mit dem jungen Weltbürger hinter sich nachzog, wie ein Simbol des Menschendaseins vor, welches auf dem engen, aber emig sonnigen Tummelplatz der Kindheit glänzend und flimmernd beginnt, dann aber in seinem Verlaufe mit seinen Strebungen immer weiter auseinanderfahrend, sich mehr und mehr verflacht, bis es zuletzt im großen Strome des allgemeinen Lebens spurlos vereinnt.

Da kaum die zweite Nachmittagsstunde verflossen war, beschloß ich, noch in dem südlichsten Theile des Sees eine Anzahl Messungen vorzunehmen. Ich nahm meinen Standpunct in der Nähe des Hirschbrunnens, von wo aus man das Seethal fast nach seiner ganzen Länge überschauen kann.

Während ich da die Unterfuchungen fortsetzte, begann der Himmel sein früheres Aussehen zu verändern. In dem fahlen Dunstschleier, der noch kurz vorher die Luft so einförmig durchzogen, entstanden strahlenförmig von Norden auslaufende Risse, durch welche anfangs ein trübes Blau hereinschimmerte, bald aber flockenartigs Gewölke sichtbar wurde, das sich immer dichter hallte und mit wachsender Schnelligkeit gegen Süden zog. Im tiefsten Horizonte, da wo das felsenumgürtete Seethal seinen Ausgang nimmt und wo niedrigere Berge stehen, tauchte über dem Erdsaume eine dunkle Wolkenmasse auf, deren oberer Rand von einem matt beleuchteten Streifen gesäumt war. Nach kaum einer Viertelstunde war sie schon zu einer Wand angewachsen, von welcher sich zeitweise einzelne Stücke ablösten und über die hinteren Wege hereinbrachen. Die Atmosfäre ringsum war noch unbewegsich, nur momentan streifte ein leichtes Kühlchen über des Sees Fläche und prickelte kleine, schimmernde Wellchen auf, die jedoch schnell wieder verschwanden.

„Wir bekommen Sturm und zwar noch früher, als mir Hallstatt erreichen können,“ rief mein Steuermann und zeigte auf die Wolkenwand, welche plötzlich durch eine breite horizontale Spalte in zwei Theile gerissen erschien: „Das ist eine Windnath, wie ich noch nicht viele gesehen und die nichts Gutes bedeutet.“

Ich hatte die Tücke des Hallstätter Sees zu oft erprobt, um nicht die Ansicht des Schiffers zu theilen, daß es rathsam sei, möglichst bald das Trockne zu suchen. Schnell wurde der Meßapparat aus der Tiefe gewunden und dem nächsten Ufer zugesteuert. In kurzer Zeit war dasselbe erreicht, das Fahrzeug aus dem Wasser gezogen, das Thermometer in Sichrheit gebracht. Dann stieg ich mit meinen Leuten eine Strecke in dem Gehänge über den Hirschbrunn aufwärts, um von einem höheren Puncte die Dinge überschauen zu können, die da kommen sollten.

Auf dem Hallstätter Kirchthurm schlug die dritte Stunde. Die Glockenschläge erklangen in ungewöhnlich langgezogenen, vibrirenden Tönen, als wenn jeder derselben aus einer unendlichen Reihe gebrochener Schallwellen bestünde. Der See, dessen dunkler Spiegel durch den schwarzen Wolkenhinvergrund ein wahrhaft unheimliches Aussehen hatte, und der noch vor Kurzem ein Bild bewegten Lebens geboten, war plötzlich zur öden, lautosen Wasserwüste umgewandelt. Nur ein einziges von Hallstatt abfahrendes Schiffchen schien die warnende Windnath nicht zu bemerken, oder dem nahenden Sturme zu trotzen. Doch plötzlich hält es still, die Schiffer scheinen unschlüssig zu sein, ob sie umkehren oder weiter fahren sollen. Meine Leute verfolgen mit Besorgniß jede Bewegung des gebrechlichen Fahrzeugs, ich suche mit Hilfe des Fernrohres die Zahl der Ruderer in demselben zu erkennen. Es ist die Taufgesellschaft mit dem Kinde, das jetzt vielleicht eben so ruhig wie vor einer Stunde über dem nahen Grabe all' der vielen Menschen schlummert, die der unerfättliche See seit Jahrhunderten verschlungen *). Noch wenigen Augenblicken macht der Kahn wieder eine rasche Wendung gegen Ober-Traun, vier Ruder greifen mit doppelt raschem Tempo in das Wasser, und wie ein fliehender Schwan schießt jetzt das Schiff über die Wasserfläche dahin.

Indeß hat dichte Gewittermacht die nördlichen Berge bedeckt. Wolken, bald grau, bald schwarz wallen dort auf, die durcheinander wogenden Massen wälzen sich immer näher und näher; immer deutlicher wird in ihnen das Toben des Sturmes. Um mich herum herrscht noch dieselbe Ruhe wie bisher, aber sie wirkt jetzt eigenthümlich beängstigend; sie gleicht dem Stillestehen des Herzschlages, wenn der Geist plötzlich vom Schrecken des Todes, von der Ahnung irgend etwas Entsetzlichen erfaßt wird. Allmählig beginnt ein dumpfes Sausen, welches bald wächst, bald wieder schwächer wird; doch ertönt es nicht neben, nicht vor mir, sondern in großer Höhe. Es ist das erste Anprallen der erschütterten Luft an den südlichen Alpenwänden. Die schimmernden Streifen, welche schon früher die obsgleiche Wasserfläche momentan bedeckt hatten, werden häufiger, bald zucken sie gleich Blitzen über dem See, bald fahren sie nach Art der Wasserhosnen in wilden Zickzackfprüngen umher und zeichnen den Weg der hereinbrechenden Luftstöße. Die Wolkenwand im Hintergrunde durchsieht ein breiter, bogenförmiger Riß, dessen Ränder sich fortwährend verschieben und bald schließen, bald wieder auseinander klaffen. Endlich senkt sich eine dunkelgraue Regencourtine aus dem Riß hernieder, hinter welcher alles spurlos verschwindet. Der obere Theil der Wolkenwand aber wächst immer höher an und wird immer bewegter. Eine wunderlich geballte Masse reißt sich von derselben los, prallt am nördlichen Abhang des Fahlecks an und wird über dessen Felsenspitzen emporgeschoben; ihr folgt eine zweite, die sich in größerer Tiefe um die waldgefäumte Klippe schlingt. Das Brausen wird stärker, auch tönt es nicht mehr bloß in der Höhe des Gebirges, es scheint gleichzeitig vom unteren Theil des Sees herauszukommen. Bis zu diesem Moment hatte ich das einsame Fahrzeug nicht aus den Augen gelassen — jetzt unschlüssig es die südliche Landspitze von Grub und war auf dem Rückwege der Gefahr. Ich wünschte dem kleinen Weltbürger ein gleich sicheres Geleite durch alle künftigen Stürme seines Lebens, wie bei dieser ersten Fahrt, wo liebende Arme für ihn das Steuer führten.

Zum letztenmal wirft die Sonne einige wässerige Strahlen durch das Gebirgsthal herein und verstirbt dann in anwachsendem Gewölke. Schnell wandelt sich die Tagesbelle zur Dämmerung um. Ein wildzweifer Streif wird auf dem unteren See sichtbar, er rückt langsam vor, wird immer breiter und breiter, immer bestimmter in seinen Theilen; endlich erkennt das Auge ihn als eine den ganzen See quer überbrückende Woge. Aber weit vor ihr wälzen sich schon die vom nahenden Orkan gepreßten Luftmassen über den See, drücken mit unermeßlicher Kraft auf dessen Spiegel, drängen ihn nach allen Richtungen auseinander und werfen urplötzlich die scheinbar unbewegte Wassermasse in klafterhoher Brandung über die Ufer **). Doch war dieß nur der erste Anlauf, die Brandung verstummt, der See im Vordergrund ebnet sich wieder, aber der vorerwähnte Wellenstreif hat schon Hallstatt erreicht und hinter ihm herrscht ein unabsehbares Gewimmel schaumbedeckter Wogen. Aus dem formlosen Hintergrund, wo Luft und Wasser in Eins verschmolzen zu sein scheinen, winden sich grauweiße Nebelbänder los, sie schweben in wellenförmiger Bewegung an den Abstürzen des Sarsteins hin, überfliegen die Platte der Burgau und stürzen gleich gespenstigen Schlangenungethümen in's Thal von Ober-Traun herein. Wieder erhebt der letzte noch wellenlose gebliebene Theil des Seespiegels, er beginnt zu schwanken und zu wogen; zum zweiten Mal, doch ungleich gewaltiger wirft sich die erschütterte Wassermasse in Schaum zerstiebend an die erdröhnenden Felsen. Und wieder sinkt das entfesselte Element in Ruhe zurück, als wollte es sich von dem betäubenden Anfall erholen, doch währt die Ruhe nur mehr Sekunden, denn die aus Norden stetig vorrückende Sturmwoge hat nun das oberste Ende des Sees erreicht und hinter ihr der drängen sie wild durchrinnander fahrenden Wellen heran, bedeckt mit Schaum, Sägespänen, Drehlingen und umgestürzten Kähnen.

*) Im Frühjahr 1823 sind bei einem einzigen Sturm 39 Menschen ertrunken.

**) Eine solche plötzlich eintretende Brandung des sonst scheinbar unbewegten Wasserspiegel wird von den Einwohnern dem „Grundwind“ d. h. einem aus unterseeischen Schlünden losbrechenden Sturme zugeschrieben. Die wahre Ursache dieser ziemlich seltenen Erscheinung sind stets sehr einfache entfesselte Luftmassen, welche gleichmäßig auf größere Flächen des See's drücken. Eben so pflanzen sich in langgestreckten Seen, ähnlich wie auf dem Meere, die Wellenbewegungen von sturmerregten Orten oft in fernzelegene Theile des See's fort, wo gar kein Sturm herrscht.

Digitized by Google

Jetzt ist auch nm und herum der Sturm losgebrochen. Sinnverwirrendes Getöse ertönt überall, wohin das Ohr nur immer sich wenden mag. Der Wald ächzt und stöhnt, die Wasser toben und brausen, aus allen Schluchten heult der Orkan; das Echo der Berge verhundertfacht noch den Lärm der kämpfenden Elemente. Plötzlich trübt sich die Luft, der Gesichtskreis wird enger und enger, bald werden auch die nächsten Gegenstände undeutlich; ein gewaltiger Windstoß saust an und vorüber, darauf ist Alles verschwunden — Millionen Schneeflocken tanzen in der Luft und weben sich zu einem undurchdringlichen Schleier.

Ich eile mit meinen Gefährten, einen Felsüberhang aufzusuchen, welcher hinlänglichen Schutz vor der Gewalt des Orkans zu bieten geeigner wäre, ohne uns den Anblick des Verlaufes dieser großartigen Naturerscheinung zu verkümmern.

Und wieder ändert die Scene. Ein Windstoß, heftiger und andauernder als alle früheren, verweht das Schneegestöber und öffnet die Aussicht über das Seethal. Aber welch' ein Gemälde bietet sich jetzt dar! Das Gewitter scheint vollständig in den untern See zu tauchen. Wolken rollen links vom hohen Plassen, rechts vom Sarstein in's Thal herab. Da streift eine fliegende Nebelmasse dicht über die wallenden Fluthen hin, dort wälzt sich ein neues Wolkenungethüm wie von unsichtbaren Eisstokarmen gehoben über dämmende Wände empor. Nächtliche Dunkelheit bricht herein; die schaumbedeckten Wellenkämme, der über den See hinjagende Wasserstaub und die flatternden Nebel sind die hellsten Stellen in dem tichtosen Bilde. Die Wucht des Gewittess scheint den See aus seinem Beete zu drängen, denn immer höher steigen dessen Wogen, immer furchtbarer donnert die Brandung an das trümmerbedeckte Gestade.

Mit einemmale scheint die schwarze Wolkenmauer im Hintergrunde stille zu stehen, dann sich noch höher aufzurichten — noch ein Moment — jetzt ist sie von oben bis unten geborsten und durch das geöffnete Thor schreitet ein thurmhohes, blendend weißes Ungeheuer herein. Um daßelbe herum ebnet und senkt sich der See und die Wellen fliehen vor dem riesigen Ungethüm, als fürchteten sie von ihm verschlungen zu werden.

Noch toller, noch gewaltiger wird jetzt das Strömen und Wirbeln in der Atmosfäre, ja momentan scheint es, als hätte nun auch wirklich der See seine finsteren Tiefen erschlossen und aus ihnen brache der eisige „Grundwind" hervor. Aus dem Schrenthal braust der gefürchtete „Waldbacher", aus der gegenüberliegenden Obertraun wälzt sich der „Traunwind" und die Wände der Hirschau werfen den hereinstürmenden Nord in doppelter Stärke zurück. Alle treten miteinander in Wechselkampf, in diesem sinkt plötzlich die Wasserhose zusammen und über ihrem Grab tanzt das wüste Gesindel der Wogen. —

Der Orkan hat seinen Gipfelpunct erreicht. Schauerlich groß gestaltet sich der Anblick des auf's Höchste empörten See's. Hier wird er von einem senkrecht niederschießenden Windstoß zur Fläche gedrückt, dort erheben sich ganze Berge von Wasser; hier wird eine Welle von einer zweiten größeren verschlungen, dort prallen ungeheure Wogen mit furchtbarer Gewalt aneinander und zerschlagen sich zu Schaum; hier erfaßt die Windsbraut ganze Massen von Wasser, wirbelt sie zusammen zu einem Kegel und dieser wächst und wächst und wird immer lockerer und lockerer, bis er von einem neuen Windstoß ergriffen und zu feinen Staub zerpeitscht wird. Das Getöse ist wahrhaft schaudererregend.

Das Ohr wird betäubt von dem Heulen der Winde, von dem Brüllen des See's, von dem Krachen der geknickten Bäume, von dem Prasseln der niederschmetternden Felsstücke. Zaghaft starrt das Auge durch die von Schneewolken, Sprühwasser, Saub und Laub verdunkelte Luft. Die Minuten werden zu Stunden; der von den überwältigenden Eindrücken erschöpfte Geist sehnt sich nach Ruhe, die vorübergegangenen Bilder lasten wie ein Alp auf ihm — vergebens sucht er das Gesehene in seiner ganzen Größe zu erfassen, zu überschauen.

Endlich ist wieder eine Zeit verflossen; die Wuth des Sturmes läßt nach, allmälig verstummt er, die Wellen ebnen sich, die Wälder werden still, die Wolken zerfließen, die Abendsonne bricht sich Bahn, und als die fünfte Glockenstunde hell und klar vom Markt herübertönt, beleuchten ihre letzten Strahlen so goldend und rein, wie nach dem schönsten Tage, eine — Winterlandschaft.

Die zehnte Muse.

Eine einfache Erzählung von J. F. Castelli.

(Fortsetzung.)

„Das kann später einmal geschehen," sagte ich. „Nur weiter, endlich kam Helene zurück?"

„Eines Tages brachte ich einen Brief, der ihre nahe Ankunft meldete, ihre Erziehung war vollendet. In wenigen Tagen nachher kam sie selbst von der Gräfin begleitet. Ach Gott, mein Lebetag werde ich mich daran erinnern. Es war an einem Sonntag. Als ich aus der Stadt nach Hause kam, erkannte ich an unserem Thor den Wagen der Gräfin, ich sprang von meinem Kutschbock, vergaß auf meinen Waldl, stürzte in's Zimmer und was erblickte ich? Nein, Euer Gnaden, ich kann's nicht beschreiben, was in meinem Herzen vorging. Sie war's, es war Helene, aber wie schön, mein Gott wie schön! Ich stand wie versteinert. Ich stand in meiner Bluse, mit eisenbeschlagenen Stiefeln, die Peitsche in der Hand, vor ihr, die mehr glänzte als die Sonne. „Nun Peter," sagte sie zu mir lächelnd, „was ist Ihnen denn? haben Sie denn keinen freundlichen Willkommgruß für mich?" Sie sagte Sie zu mir! Wenn ich statt der Peitsche ein Messer in der Hand gehabt hätte, ich hätte es mir in die Brust gestoßen. „Nun, mein guter Peter," fügte sie noch hinzu, „was macht denn Waldl?" Ich war wie an den Boden genagelt, ich wollte antworten, ich konnte nicht. Große, heiße Thränen rollten mir über die Wangen, glückliche Weise hatte Niemand darauf Acht. — Acht Tage gingen vorüber, acht Tage, gnädiger Herr, ohne daß ich mit Helenen reden konnte. Endlich eines Abends traf ich sie allein im Garten. Ich war fest entschlossen, mit ihr von meiner Liebe zu reden, sie an unsere Schwüre zu erinnern, aber voeher wollte ich ihr doch zeigen, daß ich ihrer nicht so ganz unwürdig sei, als sie vielleicht glaubte. Ich erzählte ihr also, was ich Alles gelesen habe, ich sprach von den vier Haimonskindern, von Rinaldo Rinaldini, sie lachte mir in's Gesicht. Endlich nannte ich ein Buch, was mir am meisten gefallen hatte, es war Werther's Leiden, und dabei fand ich Gelegenheit, auch von meiner Liebe zu reden. Da lachte sie zwar nicht, aber sie unterbrach mich, indem sie mich fragte, ob mein Waldl noch immer ihren Flecken von rothem Tuch an den Ohren trage? Ich war niedergedonnert, doch fragte ich sie noch, ob sie nicht ein Lied hören wolle, das ich auf sie gemacht habe? „Wie?" rief sie, „Peter macht auch Verse? das muß sehr spaßig sein! Laßen Sie sehen!" Ich hatte noch nicht 10 Reime gesagt, als sie in ein noch stärkeres Lachen ausbrach, und davonlief. Ich war wie vom Blitz getroffen stehen geblieben, kann weinte ich, ich schrie, ich gab mir Faustschläge. Marie hörte das, kam zu mir und wollte mich trösten. Ich stieß sie von mir, ich war närrisch. Von diesem Augenblicke an bin ich nicht mehr ganz zu mir selbst gekommen. Sie können unmöglich begreifen, was ich leide, gnädiger Herr. Umsonst sage ich mir, daß ich Helenen nicht mehr lieben darf; je mehr ich mir das sage, je mehr lieb' ich sie. Ich gehe bei Nacht in den Feldern umher, ich laße Waldl gehen wie er will, ich werfe auf dem besten Wege um. Sie hätten mich nicht abhalten sollen, mich in's Wasser zu stürzen, es ist das beste, was ich thun kann."

Ich suchte den guten Burschen auf alle mögliche Art zu trösten, er aber theilte mir noch Folgendes mit:

„Die Frau Gräfin ist vor Kurzem gestorben, ohne Helenens Zukunft gesichert zu haben, wie sie versprochen hatte. Was soll nun aus dem Mädchen werden? Im Wirthshaus ihres Vaters ist ihr Platz nicht mehr. Man spricht schon davon, sie nach der Hauptstadt zu schicken. Herr Schmelifeld verschert, es erwarten sie dort Ruhm und Geld. Er sagt, sie sei die zehnte Muse. Da müssen ja also neun andere vor ihr dort sein. Alle Abende versammelt man sich in dem Zimmer der Frau Soldner und da sieht Helene ihre schönen Sachen, während ich und Marie das Hauswesen besorgen. Wenn Sie, gnädiger Herr, ein Paar Tage in Weldenau bleiben, so können Sie auch einer solchen Vorstellung beiwohnen, zu welcher die Neugierde viele Menschen herbeilockt. Herr Soldner wird sich sehr geschmeichelt fühlen, wenn Sie seine Tochter bewundern wollen."

„Eine Muse! eine Muse?" rief ich öfters.

„Ja ja," antwortete Peter, „und nicht nur das. Die Leute nennen sie auch eine Sappho. Mir ist der Name Helene lieber. Sie reden auch von ihrer Leier und von ihrem Dreifuß. Ich habe sie schon gebeten, mir diese zu zeigen. Aber sie hieß mich einen Dummkopf und drehte mir den Rücken zu."

Digitized by Google

Ich konnte mich des Lächelns nicht enthalten.

„Sehen Euer Gnaden, da ist schon unser Pfarrthurm. Sie werden sich bald selbst von der Wahrheit meiner Worte überzeugen können. — Hi, Waldi!“ Und er gab dem Thiere einen Peitschenhieb, welches den Stall riechend, freundlich wieherte und und in wenigen Minuten zu dem Wirthshaus „zum grünen Laubfrosch“ brachte.

Es war ein großes Gebäude mit einem Stockwerke auf die Gasse, und Hof, Ställe und Garten hinten hinaus. Ich trat zu ebener Erde in die allgemeine Schenkstube. Bei einem großen runden Eichentisch, der mit Gläsern vollgepfropft war, spielten einige Bauern Karten. Einige elende, illuminirte Kupferstiche klebten an den Wänden, den Kaiser Napoleon, den ewigen Juden, die vier Jahreszeiten und einige Schlachtstücke vorstellend. Ein Schwarm von Fliegen summte in einer dicken Tabakrauchs-Atmosfäre herum. Es brannte Feuer in einem ungeheuren Kachelofen, denn die Abende waren schon kalt. Ein halbes Dutzend Hunde und Katzen lagen brüderlich auf und unter der Ofenbank. Ich fragte mich, indem ich meine Füße am Ofen wärmte, ob es denn möglich sei, daß sich eine poetische Blume in diesem Loche emsaltet habe.

In diese Betrachtungen versunken sah ich auf einer höhernen Treppe ein junges hübsches Mädchen herabsteigen, reinlich gekleidet, mit lebhaften Augen, einem lächelnden Mund, kleinen Füßchen und fein geformtem Beine. Es war Marie.

Sie gab mir einen freundlichen guten Abend und deckte ein kleines Tischchen für mich. Mit ihren Händen, die weder zu rauh, noch zu roth für eine Aufwärterin waren, breitete sie ein weißes Tuch darüber. Sie war leicht, lebhaft anmuthig in ihren Bewegungen, und ich sah ihr mit Vergnügen zu. Ich sagte ihr, daß ich einige Tage in Weidenau zu bleiben gedenke und sie versprach mir das schönste Zimmer, aber sie setze hinzu: „Sie müssen sich aber nicht täuschen, das schönste ist noch häßlich, aber unsere Gegend ist wunderlieb und verdient recht genau besehen zu werden.“

„Ich weiß es, liebes Kind, ich bin hier geboren, wie Du.“

„Hier in Weidenau?“

„Nein, einige Stunden von hier. Wenn Du eine Blume in Euern Bach würfest, so würde sie noch heute an meinem Fenstern vorbeischwimmen.“

„Das wäre recht bequem für Verliebte,“ sagte sie lächelnd.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Gassenthüre und ein langer, magerer Mensch mit auswärts gedrehten Füßen sprang herein, grüßte mich, nahm Marien beim Kinn, die sich unwillig wegwandte und mit ihrer Schürze das Kinn abwischte, und hüpfte wie eine Katze über die Stiege hinauf.

„Das ist Herr Schnellfeld,“ sagte Marie, „ein abgeschmackter Mensch, der aber bei uns für ein Orakel gilt. Wenn man mir glaubte, so würde man ihn, wenn er bei einer Thür herein geht, bei der andern wieder hinauswerfen, aber lieber Gott, es gehen bei uns gar sonderbare Dinge vor.“

Ich fragte sie noch um Mehreres, allein als sie mir servirt hatte, entfernte sich das hübsche Mädchen, indem sie mir noch zurief: „Auf Wiedersehen!“

Nicht lange nachher sah ich eine dicke, im Gesichte etwas bronzierte Figur zu mir treten; es war der Gastwirth, Herr Soldner.

Nach den ersten Begrüßungen von seiner Seite forderte ich ihn auf, sich zu mir zu setzen und eine Flasche mit mir zu leeren.

Nachdem er sein Glas geleert hatte, fragte er mich: „Euer Gnaden kommen vermuthlich aus der Residenz?“

„Ja, Herr Wirth.“

„Dem Vaterland der Künste. Belieben ein Kaufmann zu sein?“

„Nein.“

„Ein Künstler vielleicht?“

„Auch nicht.“

„Also besuchen Sie wohl unsere Gegend blos zum Vergnügen?“

„So ist es.“

„Weidenau hat nicht viel Merkwürdiges.“

„Sie vergessen Ihr eigenes Haus.“

„Lieber Himmel! ein ärmliches Dorfwirthshaus!“

„Welches aber einen Schatz in sich schließt, um welchen es mancher Pallast bereiten könnte.“

„Wie? Euer Gnaden wußten —“

„Was man auf zwanzig Meilen in der Runde weiß. Sie sind ein glücklicher Vater.“

„Ach Gott ja!“

„Der Vater einer Muse.“

„So sagt der Herr Schnellfeld.“

„Ich wollte die Gegend nicht verlassen, ohne das Haus besucht zu haben, in welchem ein solches Wundermesen das Licht der Welt erblickt hat.“

„Ach, die Ehre ist zu groß.“

„Ganz Deutschland wird hieher pilgern.“

„Wär's möglich?“

„Sie dürfen mir glauben.“

„Wir haben heute eben eine kleine Versammlung, vor welcher meine Tochter ihre neuen Gedichte vorlesen wird, wenn Euer Gnaden beiwohnen wollen?“ —

„Sie werden mir ein großes Vergnügen machen, wenn Sie es mir erlauben wollen.“

„Der Herr Pfarrer ist da, und der gelehrte Herr Schnellfeld und der Brigadier der Gensd'armerie.“

„Es wird mir auch sehr angenehm sein, diese Herren kennen zu lernen.“

Herr Soldner stieg sogleich in das obere Gemach hinauf, kam bald wieder und meldete mir, daß ich einstimmig angenommen sei, „nur,“ setzte er hinzu, „empfiehlt sich unsere junge Muse Ihrer Nachsicht.“

Ich ging in mein Zimmer, um ein wenig Toilette zu machen, und stieg dann mit Herrn Soldner, und gefolgt von Peter, welcher seufzte, daß es einen Stein erbarmen mußte, die Stufen zum Parnasse empor.

Ich trat in ein großes Zimmer mit nackten weißen Wänden. Marie saß auf einem Schämel mit lächelndem Munde. In der Mitte stand ein Tisch mit einem schlechten Shawl wie mit einem Teppich überdeckt und darauf befanden sich Schreibgeräthe und Bücher. In der Mitte saß ein junges Mädchen, Helene, mit den etwas verschwommenen Augen in's Blaue starrend. Ihr zur Seite ihre Mutter, bald bäuerlich, bald bürgerlich gekleidet und neben dieser ihr Mann. Helenen zur Linken Herr Schnellfeld in perlgrauen Pantalons, gelbem Gilet mit breiten Umschlägen, Vatermörchen bis zu den Ohren, blauem Frak mit Metallknöpfen und Ubrgehängseln, die immer bin und her schlatterten, der Gensd'armerie-Brigadier in Uniform, und noch drei andere Herren, welche man mir als den Pfarrer, den Schullehrer und den Oriobader vorstellte.

Als ich eintrat, stand Alles auf.

Ich grüßte zuerst die Frau vom Hause mit aller Achtung, welche man der Mutter einer Muse schuldig ist, dann, nachdem ich mich auch vor der Heldin des Abends verbeugt hatte, setzte ich mich auf einen für mich offen gelassenen Stuhl neben Herrn Schnellfeld.

Peter hatte sich neben Marien auf den Schämel gekauert.

Es herrschte ein Schweigen von einigen Minuten und ich konnte mir bei dem Lichte zweier Kerzen, welche auf dem Tische brannten, die Muse betrachten. Obwohl mit einer anspruchsvollen Eleganz gekleidet, mangelte es ihr doch nicht an Reiz und Anmuth. Sie besaß eine reine und erhabene Stirne, einen jugleich sanften und stolzen Blick, ihr Mund war rosig und ernst und ihre blonden Haare, natürlich gelockt, flossen überwallend über Nacken und Busen herab. Sie kam mir vor, wie ein schöner tropischer Vogel, der mit Gimpeln in einem Käfig eingesperrt ist. Ich nehme davon Marien und meinen armen Peter aus.

Herr Schnellfeld brach zuerst das Schweigen, er legte ganz familiär seine Hand auf meine Schulter und fragte. „Sie sind gewiß ein Liebhaber?“

„Liebhaber wovon?“ fragte ich entgegen.

„Das versteht sich von selbst,“ antwortete er mit einem pfiffigen Lächeln, „Liebhaber von poetischen Erzeugnissen?“

„Wirklich, schöne Verse lieb' ich sehr.“

„Dann sind Sie hier am rechten Orte,“ sprach hinter mir eine taube hohle Stimme.

Ich drehte mich um und erblickte das zerrissene Gesicht von einem Gensd'armen, das ich noch je gesehen hatte. Selbst bei meinem reinen Gewissen griff ich doch unwillkürlich in den Sack, ob ich meinen Paß bei mir habe.

Nun nahm Frau Soldner das Wort. „Helene,“ sagte sie „hat heute einen Brief von einem der ersten Dichter in der Residenz erhalten als Antwort auf mehre Gedichte, welche sie ihm geschickt hat. Unsere Freunde werden sich mit Vergnügen überzeugen, was man von Helenen in der Residenz denkt.“

Digitized by Google

Dieser Brief lief durch alle Hände, auch in die meinigen. Es war wirklich ein Brief eines unserer vorzüglichsten Poeten. Er dankte dem jungen Mädchen für ihre bejahenden Verse und bedauerte, daß ein so schönes Talent im Dunkel vergebens leuchte. „Kommen Sie in die Residenz," schrieb er am Ende, „hier allein kann Ihr Genie frei seine Flügel ausbreiten. Die Eule verbirgt ihr Nest im Dunkel, der Adler horstet auf den Höhen."

„Das ist wunderschön gegeben," sagte Schnellfeld, „das hab' ich auch immer gesagt."

„Ist das in Versen?" fragte der Pfarrer.

„Nein," sagte Helene, „in poetischer Prosa." Und nun fing sie an, wie inspirirt zu deklamiren: „Gestern, als die Königin des Tages sich in den Wald senkte, den der Herbst schon halb seines Schmuckes beraubt hatte, als am entgegengesetzten Horizonte der Mond schweigend seine Abadsterlampe entzündete, und der Himmel sein reiches Sternenschmuckkästchen öffnete —"

„Wunderbar! schrie Schnellfeld, „nun Alles das, um zu sagen, es war schon Abends."

„Sind das Verse?" fragte der Pfarrer wieder.

„Nein, Helene stimmt erst ihre Leier."

Bei diesen Worten sah sich Marien und Peter sich auf die Zehenspitzen stellen und ihre Hälse verlängern, um die Leier zu sehen.

„Ich wandelte traurig und träumend dahin," fuhr das Mädchen fort, „auf das melancholische Geräusch der Blätter horchend, welche der Herbstwind vor mir hertrieb. Die Abendglocke tönte vom bemoosten Thurm des Dörfchens und Schatten lagerten sich im Thale. Schon war der Mantel der Nacht mit Sternen gestickt, als es plötzlich in meiner Seele wie eine Aeolsharfe wiederhallte, und eine Liebesthymne mit den Harmonien der Natur sich vermählte. Ich habe einige Strofen davon behalten, und will sie Ihnen mittheilen."

Das Mädchen stand aufrecht, die Hände auf die Stuhllehne gestützt, die Augen gegen Himmel gehoben. Nachdem sie einige Augenblicke so gestanden, recitirte sie langsam und pathetisch ein Dutzend Strofen, welche einen Enthusiasmus erregten, den ich nicht zu beschreiben im Stande bin.

Es waren, um die Wahrheit zu sagen, recht hübsche Wendungen in diesen Reimereien, aber ohne Originalität, Klingklang, ohne Kern. Es blieb wohl manchmal ein feischer poetischer Hauch durch und dort und da erschienen, erbrückt von einer Menge gesuchter Umschreibungen, einige anmuthige Bilder. Wiesenblumen mitten unter Pfingstrosen. Es waren Verse, wie man sie in Hauptstädten zu Tausenden macht und in Journalen liest, aber in einer Dorfschenke hatten sie wohl etwas Wunderbares und ich war einen Augenblick selbst versucht, Miralel zu schreien.

Als Helene geendet hatte, fiel ihr die Mutter weinend um den Hals und rief: „Du bist der Glanz unserer Familie." Herr Soldner schnupfte aus lauter Bewunderung seine halbe Dose aus. Peter weinte in seinem Winkel, Marie aber lächelte mehr als früher. Plötzlich erschollen unter dem Helikon Stimmen von Fuhrleuten, welche Wein begehrten. Peter und Marie eilten fort und ich hörte, wie das junge Mädchen noch auf der Stiege in ein lautes Lachen ausbrach.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mormonen.

Von J. G. K-l-b.

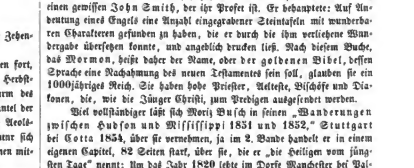
In Ihrer interessanten und schätzbaren Zeitschrift „Faust" stieß ich Seite 52 auf eine Notiz, die mein Interesse im höchsten Grade erregte. Es heißt nämlich allda: daß Sie unlängst vom Rector der löbl. Gewerbs- und Handels-Schule zu Fürth, Herrn Dr. O. Berg, das Alfabet der Mormonen, in dem ihr „goldenes Buch" geschrieben sei, zugeschickt erhalten, welches sich bereits in Anfertigung befinde, und seiner Zeit mitgetheilt werden wird *).

Ich war stets der Meinung, daß dieses ganze goldene Buch und folglich auch das Alfabet, in dem es soll geschrieben sein, nie existirt habe, sondern lediglich eine Erfindung des Betrügers Josef Smith gewesen. Dasselbe sagen alle Schriftsteller, die ich über diesen Gegenstand zu lesen Gelegenheit hatte. — Ich will einige Wenige hier anführen:

1. Pierer in seinem trefflichen Universal-Lexicon, von 220 Gelehrten bearbeitet, 3. Auflage, sagt im Artikel: „Baptisten", in denen er die Mormoniten (so nannte er sie) zählet: — Sie entstanden 1830 durch einen gewissen John Smith, der ihr Profet ist. Er behauptete: Auf Anbeutung eines Engels eine Anzahl eingegrabener Steintafeln mit wunderbaren Characteren gefunden zu haben, die er durch die ihm verliehene Wundergabe übersetzen konnte, und angeblich druken ließ. Nach diesem Buche, das Mormon, heißt daher der Name, oder der goldenen Bibel, dessen Sprache eine Nachahmung des neuen Testamentes sein soll, glauben sie ein 1000jährigez Reich. Sie haben bohe Priester, Aelteste, Bischöfe und Diaconen, die, wie die Jünger Christi, zum Predigen ausgesendet werden.

Viel vollständiger läßt sich Moriz Busch in seinen „Wanderungen zwischen Hudson und Mississippi 1851 und 1852," Stuttgart bei Cotta 1854, über sie vernehmen, ja im 2. Bande handelt er in einem eigenen Capitel, 82 Seiten start, über sie, die er „die Heiligen vom jüngsten Tage" nennt: Im das Jahr 1820 lebte im Dorfe Manchester bei Palmira im Staate Newyork eine Farmer Familie, berichtet er, die den Namen Smith führte. Sie besand sich in ärmlichen Umständen und stand in üblem Rufe wegen ihrer Trägheit, ihres leichtsinnigen Schuldenmachens und abergläubischen Wesens, mit dem sie in der Umgegend nach Schätzen grub. Der älteste Sohn Josef Smith (geb. 23. Sept. 1805), dessen Bildung sich nicht dem Zugnisse eines seiner frühern Apostel auf ein wenig Lesen, Schreiben und Rechnen beschränkte, arbeitete gelegentlich als Taglöhner, beschäftigte sich aber lieber mit der Wünschelruthe und andern magischen Instrumenten, zu denen ein Stein gehörte, den er am Halse trug, und mit dessen Hilfe er vergrabene Geldstöpfe und reiche Goldadern entdeken zu können vorgab, ohne jedoch mit diesen und ähnlichen Märchen viel Glauben zu finden. — Nun begab sich's im Herbste 1827, daß von diesem mehr als zweifelhaften Charakter verlautete, er habe eine alte Schrift auf Metallplatten entdekt, welche wunderbare Aufschlüsse über die Ureinwohner des westlichen Continents enthalte, und die Bedeutung einer Urkunde göttlicher Offenbarung beanspruche. Dieser Fund bei dißherigen Schatzgräbers war das Buch Mormon, welches bald darauf ganz Amerika von sich reden machte. — Orson Pratt, ein gewandter Vertheidiger des Mormonenthums, erzählt die Umstände des Auffindens folgendermaßen: „Bei seinem beständigen fleißigen

*) Dieses Alfabet wurde eben fertig und sieht folgendermaßen aus:



Beispiele:

Digitized by Google

Forschen in der Bibel stieß er auf den Spruch Jacobi 1, 5: „So aber jemanden unter euch Weisheit mangelt, der bitte von Gott, der da gibt, einfältiglich und es wird ihm gegeben werden.“ —

Von dieser Verheißung getrieben, zog er sich in einen verborgenen Wald zurück, kniete nieder, und begann zum Herrn zu rufen. Anfangs litt er schwere Anfechtung von den Mächten der Finsternis, endlich aber wurde sein Sehnen gestillt. Ein göttliches Licht erstrahlte vom Himmel; es stand tiefer und tiefer, bis es die Wipfel der Bäume und endlich den Erdboden berührte und den Schauenden umfing. Er erblickte von sich zwei leuchtende Gestalten, die sich vollkommen glichen, und, wie er später inne ward, niemand Geringeres als Gott Vater und Sohn waren. Es wurde ihm gesagt: daß seine Sünden vergeben seien und er erfuhr, daß von allen religiösen Gemeinschaften keine im Himmel als Gottes Kirche und Reich anerkannt werde. Endlich erhielt er die Verheißung: daß die wahre Lehre ihm in Zukunft mitgetheilt werden solle. — Einige Zeit nach dieser Offenbarung von Oben verfaßt Josef Smith mit dem Leichtsinne der Jugend in die Eitelkeiten der Welt zurück, was er indeß später aufrichtig bereute. — Und es gefiel dem großen Jehova in der Nacht vom 21. Sept. 1823, abermals sein Gebet zu erhören. Plötzlich war ihm: als sei das ganze Gemach von verjehrendem Feuer durchdrungen und als er sich von seinem Entsetzen erholte, stand wieder ein Besuch aus der Höhe vor ihm. Dieses strahlenumgläntzte Wesen erklärte dem Sieber: daß es auf Befehl des Herrn erschienen sei, ihm zu verkünden: wie der Bund, den Jehova mit dem alten Israel gemacht, demnächst erfüllt werden, und wie das Vorbereitungswerk für die Wiederkunft des Messias in Bälde beginnen solle; wie ferner die Zeit herbeigekommen sei, wo das Evangelium in seiner „Fülnheit“ allen Völkern gepredigt werden müsse u. s. w. und wie endlich er, Josef Smith, berufen sei, ein Werkzeug in den Händen Gottes zu werden u. s. w. Der Engel belehrte ihn sodann: daß die Indianer Amerika's Nachkommen Israel's seien; daß von den Propheten, welche dereinst unter ihnen gelebt, die Geschichte ihrer Heimsuchungen niedergeschrieben worden, daß dieselbe eine Menge wichtiger Belehrungen auch das Evangelium und zahllose Weissagungen in Betreff der Ereignisse des jüngsten Tages enthielte und daß schließlich die Urkunden dieser Chronik noch vorhanden seien, und ihm, wofern er Glauben habe, das Amt übertragen werden solle, sie der Welt zu Heil und Frommen bekannt zu machen. — Nach Ertheilung dieser Ausschlüsse sog sich der Himmelsbote zurück, doch nur um dieselbe Nacht noch zweimal wiederzukehren und ihm fernere Anweisungen über seine nun bald zu beginnende Sendung zu geben. — Am folgenden Morgen ging Josef wie gewöhnlich an seine Arbeit; doch bald erneuerte sich die Vision, und der Engel, der ihm während der Nacht zugeredet hatte, wo die Urkunden verborgen waren, hieß ihn zeitig hingehen und sie holen. Dieser Ort war ein in der Nähe von Manchester gelegener Hügel, dem das Buch Mormen den Namen Cumorah gibt, und der Urkunden-Schatz ruhte in einer augenscheinlich von Menschenhand gegrabenen Vertiefung, auf deren Boden ein, oben flacher und glatter Stein lag. An den vier Rändern desselben befanden sich mit einer Art Mörtel angemauert vier aufrechtstehende andere Steinplatten, deren Ecken man durch Mörtel so fest miteinander verbunden hatte, daß es der Feuchtigkeit unmöglich war, in diese Steinkiste einzudringen. In diesem Behältnisse nun erhoben sich, auf eine Brustplatte gemauert, wie sie die Alten zur Bedeckung gegen feindliche Waffen gebrauchten, drei kleine Pfeiler, und auf diese waren die Urkunden gelegt. Den Deckel der Kiste bildete ein, unten flacher, oben gewölbter Stein und das Ganze war mit Rasen überwachsen. — Frommen Staunens voll, stand der Finder dieses Schatzes vor demselben, stehe! da trat auf's Neue der Engel des Herrn zu ihm. Seine Seele wurde erleuchtet wie die Nacht zuvor, er ward erfüllt mit dem heiligen Geiste und aus dem geöffneten Himmel schien die Herrlichkeit Gottes hernieder und ruhte auf ihm. Aber während er noch schwelgte in seligsüßem Anstaunen, rief der Engel: „Blicke dorthin!“ und zur Seite blickend, sah Josef den Fürsten der Finsternis, umgeben von zahllosen Scharen seiner Gesellen. Und der Engel sprach: „Alles dieses, das Gute und das Böse, das Heilige und das Unreine, die Herrlichkeit Gottes und die Macht der Hölle, wird die gezeigt, auf daß du fortan die beiden Gewalten kennst und nie von den Bösen verführt oder überwältigt werden mögest u. s. w. Du kannst diese Urkunden jetzt noch nicht erhalten. Niemand kann sie bekommen, wofern sein Herz unrein ist, weil sie das bekommen, was heilig ist. u. s. w. Nun gehe deines Weges, sei eingedenk: was Gott für dich getban hat und befestige dich, seine Gebote zu halten.“ — Nach dieser ersten Beschickung der Urkunden verging ein Zeitraum von vier Jahren, während welchen der Prophet häufige angeblich Besuche von dem Engel erhielt und durch ihn auf sein zukünftiges Amt vorbereitet wurde, bis derselbe den Schatz endlich am Morgen des 22. Septembers 1827 in seine Hände legte.

(Fortsetzung folgt).

Ein Mai-Traum in Augarten.

Von Wilhelm Meyerch.

Die Zeit der Morgenpromenaden, Matinées und Concerte, — die schönen Tage des Augartens sind vorüber! Die alte Gazette, der Ort, „wo man,“ wie Küchelbecker unter Karl VI. schreibt, „gemeiniglich in neun monde die Luenne antrifft“ und der „denen Augen ein sonderbarer Ergötzen verursacht,“ trauert still und vereinsamt; man nennt ihn langweilig und läßt ihn gleich der alten Kastlaz einst Buckel, daß man nicht verstehet oder in daß man sich nicht verlieren will, unbeachtet des Leib liegen; unmuthig darob der „allen Menschen gewünschte Erlustgangsort“ an jenem 1. Mai der Wiederkehr seiner freieren Besuche; sein Grün, seine Blumenpracht, seine erfrischenden Lüfte kommen zurück, die glänzenden Gäste aber, die ihm einst gedultvoll, kommen nicht wieder. —

Ein sonniger Mittag breitet seine feierliche Stille über die schmucklosen Wiesengefilde aus; in den hohen Linden- und Kastanien-Alleen rauscht nur hie und wieder, gleich Stimmen der Vorzeit, ein Windhauch und die elegische Klage der Natur klingt zur innern Einkehr und Träumerei. — Da tauchen sie empor die plattischen Gestalten des vorigen Jahrhunderts und durchwandeln wieder den gelieben Lustpark, zu beiden stummerlich beschnittenen Taubengängen sie so gern passen. Die trockigen Gesichten auf den geputzten Perrücken, die riesigen Damenfrisuren, die Reifrocke, die gewaltigen Fächer ziehen wieder vorüber; aus Alleen wandelt sich und gemessenen Schrittes, sak gravitätisch dahin. Da kommt vorgeht Leben in die verstorbene Mauer. Der gemessen sich und Aller Blicke gehen nach einem Manne im schlichten Gewande, der, freundlich nach allen Seiten nickend, durch die Reihen schreitet. Er kommt, die Arme auf dem Rücken verschränkt, und dem am öftlichen Parkthore gelegenen Blumenhause sich lenkt seine Schritte gegen die Terrasse; unterwegs hält er vor dem Wachthen stille und lobt das große blaue Auge Einem auf dem Kirchlein am Leopoldsberge zuhen, das auf dem Rahmen einer Seitenallee lieblich hervorlugt. Darauf geht er nachdenklich den Wiesenplatz entlang und bleibt abermals vor einer Laube stehen, auf welcher ein junger Mann mit einem Stuhl in der Hand gelagert ist. Das ernste Antlitz des Letzteren erheitert sich; er tritt auf den Einsamen zu und klopft ihm vertraulich auf die Schulter. Dieser aber fährt überrascht auf; Josef, — wer hätte das nicht gleich erraten, — sieht ihn an Arme auf Arm ab, gibt ihm und lacht sich neben ihm nieder; er hatte zu Blumauer erkannt, den launigen Dichter und thätigen Mitgehilfen am großen Lucrebau. Blumauer, der gerade über seine neue Ode an den „Verfasser des Cerevis“ nachsinnend, gedacht, daß er — und anfangs gutmüthig, allmälig in's Feuer; die Röthe des geraden Mannes begeistert ihn, er muß seinem Herzensdrange Luft machen, — da springt der Josef plötzlich empor, denn er ist heftig in seinen Bewegungen, drückt dem Erstaunten schweigend die Hand und zieht unter tuffenden Linden Einem Vorüberwandelnden fort. — Auf der Terrasse angelangt, dort, wo vor beiläufig Kurzem Pius VI. dem Volke seinen Segen spendete (Chron 1782), überblickt er nun mit sichtlichem Wohlgefallen das reizende Gemälde, die Jedermann offene Donau und den Rund herum weiten Flächenzirkel, die er erst mit Bäumen hatte pflanzen lassen, um die Aussicht auf das, seine Residenz, wie ein Diadem schmückende Kahlengebirge zu eröffnen. Hier ist ja sein Lieblingsplatzchen und hierher kommt er oft zweis, dreimal des Tages, um Erholung zu suchen, die reinen Lüfte einzuathmen und ungestört seinen großen Ideen nachzuhängen. —

Und wieder hasten die Linden, — das kleine Gartenhaus Josefs schimmert hell wie sonst aus dachendem Grün; aber auf seiner Pforte steht nun ein anderer Engel der Wachsamkeit hervor: es ist Cörtier, der Besorger des Freimaurergartens, der Nachfolger jenes hohen Protectors, der Trost der Armen und die Freude ihres Alt brecht, an dessen Arme sie die stattlichen Laubdollen durchwandelt. Die untergetrende Sonne strent ihre goldenen Strahlenbündel durch das Gehölz und umspielt mit der verklärend die lieblichen Züge des leichten Antlitzes, das wehmüthig lächelnd zu dem ernsten Gatten emporsieht; sie schmiegt sich inniger an ihn, als ob ihr bereits, wie bald sie einbeten werde zu der dunklen Halle, an deren Pforte Cavaval Wache hält, ein Abschied vermeiden wollte. Sie schmeichelt innunter; ein leichter Nebelflor schwebt, rosig angehaucht, wie Aprierens Schleier über den Zinnen der Leopoldsberges und die Nachtigall beginnt im Busche zu schlagen. — (10. Mai 1868.) Doch jetzt — welche Gegenlicht! Die Luft ist rauh, wirrwoll ist an Mai die trübe Lüften ziehen über die Kahnenmeere herauf. Wolken rollen und stürzen Männergestalten sammeln sich auf den freien Plätzen, sie treten hervorend, mit Pulver, Steinen, Streitäxten bewehrt, aus dem Gebüsche hervor und lassen lamentabilig die freien Räumen von hagelnetzen Schlachtlosen zurückbleiben. Und es ist die Verbrüderung Wien's dahinsiehe Stummen unschuld, welche unsiegt den bereinbrechenden Schrecken der Zwietracht in einen Damm entgegenstellt; denn bald tummelt sich hier die feindlichen Krieger Scharen. Verschwungen werden entgegen, Schüsse fallt von Salz die tödtlichen Blei getroffen, die der Kunstgrenadier Salz die Gartenpalais nehmen Verwundete auf und die dunderstärkigen Bäume schienen sich unter der Schmach zu beugen. Todt sah, wer nach dem Gewitter, rechten sie sich um Sieglicher empor, die Siegesfarbe geht vor ihnen auf in der Gegenwart der Alliirten und ein Fest wird gefeiert (6. October 1815), bei allen Vergangene vergessen läßt. Welch' ein Jubel erhebt sich da zum heiteren Himmel; unter Kanonendonner erschallen Tedeu, den segreichen Monarchen gebracht und 136 Nieselsalven werden 440 Böllerschüssen der ehrerbietigen Armee beantwortet und die von Leipzig Schlachtenlorbeere gekrönten Gesichter contrastiren seltsam zu dem frischen Gartengrün und den liebreizenden Damen, die gleich wundersamen Blumen die grünen Hecken durchsäumen. — Und in Reihen sieben auch andere Feste und gleichen sich Italien verändert; wieder strahlt in seiner ganzen Herrlichkeit die Vermählungsfeier der Prinzessin Leopoldine mit Dom Pedro von Brasilien (1. Juni 1817) — bald bald! Ein gellender Pfiff und das Soldatenlos hat sonnabendens Gartenpalais auf einmal die Bilder alle zerstieben. Der Trümmer erwacht und bleibt traurig um sich: hier sonst sich ein Kranker, dort summt ein Student seine Lieder und dort enthielt ein Kind der Hand der ängstlich rufenden Magd, um sich in Blumen von den Bäumen zu holen, unbekümmert um die Trauben der reizenden Bäckerei, die wolle es ihm mit einem unserer modernen Dichter zurufen: „Nur die Jugend hat das Recht!“ Ja, sie hat es, doch auch das Alter, die Erinnerung hat ein Recht auf Pietät. Aber aber mag sich gerne von den alten Bäumen erzählen lassen, weil sie alles erlebt, wie sie Jungen von soll allen, für Oesterreich leid- und freudevollen Ereignissen gewesen, welche Stürme über sie hinweggegangen sind, was sie Gerecht und Liebes geschaut haben! Die riesigen Stämme bort auf der Nordseite, sie haben einmal, als der Sturm vor ihnen greifen und der Regen sein Verderben über die Insel ergießen wollte, ihre breite Brust den heranstürmenden Schollen schützend entgegengestemmt und haben manche Wunde erhalten; wer weiß davon, wer dankt es ihnen? Aber die Natur wie die Liebe trägt nicht Lohn, sie und die Poesie altern nie, und das Todtgeglaubte erwacht im Frühlinge der Tage wieder zu neuem Frühling. — Der Augarten ist todt, es lebe der Augarten! *)

*) Am 1. Mai 1855 waren es gerade 80 Jahre (30. April 1775), daß Josef II. den Augarten dem Volke öffnete. Anm. d. Redaction.

Digitized by Google

Der Rosenstrauch.

Sie haben ihn gestohlen,
Sie haben ihn geraubt.
Sie haben ihn vernichtet
Die Freude an der Welt.

Und kommt der Lenz gezogen
Mit seinem Zauberhauch:
Dann ist von tausend Blüthen
Verblüht des Duftes Strauch;

Und als er sich erschlossen
Vor übergrossem Weh —
Da hat man ihn begraben —
Im Morgengrau auf der Haid.

Dann scheint ein leises Flüstern
Zu säuseln durch die Luft:
„Ob ihr auch kalt und schändet
Versenkt mich in die Gruft" —

Kein Kreuzlein schmückt den Hügel
Auch frommem Uebsiedrauch;
Doch prangt über demselben
Ein weiter Rosenstrauch.

„Mir Rosendust zurück!"

Wien. Ludwig Gawisch.

Der Wasserscheue.

Ein Säufer hat, den letzten Willen
Ihm noch dem Tode zu erfüllen,
Und seinen Sarg zum Leichenschrein
Beim Regenwetter nicht zu tragen,
Damit sein Leib auf hoher Erde
Dem Wasser nie beisammen werde.

A. v. Winter.

Oesterreichischer Kunstverein.

(Ausstellung im Monate Mai. — Nachtrag.)

Der österreichische Kunstverein hat auch gegen die Mitte des Monats Mai mit einem sehr beachtenswerthen und theilweise höheren Kunstgenuß gewährenden Nachtrage an Bildern erfreut, die durchaus von Künstlern der belgischen Schule herrühren. Nach unter derselben zagt Gallait's „Marseille betrachtet sein Gefängnißbild" hervor. Die Neugier wird dann ein sinnvollerer, reizenderer Bild als dieses aufzuweisen haben. Marillo steht in der Betrachtung einer Gefängnißmalerei versunken. Er war im Gehen begriffen, als sein Schritt von diesem Anblicke gefesselt wurde. Hierzu gewinnt sie in seinem ernstmilden Gesichte ausgedrückte Hingebung an diese Beschäftigung und ihren Eindruck die ganze Macht des Unwillkürlichen, der geistigen Ueberraschung. Die äußere Ruhe und bedeutsame Innerlichkeit dieser Gestalt wird dadurch durch die Bestimmung, die wie ein Bild im Bilde hervorbricht, besonders bedeutsam. Kunst durch den Blick des Künstlers erhalten zu haben scheint. Man erkennt in dem lieblichen Angesichte des Weibes, das auf dem Boden sitzt, mit den Zügen milderer Ergebung in die elendes, kummervollen Lebensgeschick, in dem Blicke auf ihren Armen, das aus seiner Verwahrlosigkeit so zeitweis in die Welt hinausblickt, eine der vielen wunderreichen Madonnen, womit der Pinsel Murillo's die Welt beschenkte. Wie maßvoll und sittlichsicher-gütig ist doch Geitlergruppe gehalten, wie zart und gefällig ist das Lumpenwerk und schmutzige Gewand verbreitet, wie verschmolzen ist vor dem unendlich Schönen in der Gestalt der Mutter und des Kindes. Es ist dieses behaglichkeit der beiden unteren Figuren. Wie sichen und während aber sie von allem der Gedanke, vor der Fantasie und dem Gemüthe dieses tiefsinnigen Maler an einer und derselben Scene tiefen Mensch und Natürgleich die Ideale seiner erhabenen christlichen Bilder und seiner Gemälde aus den Regionen der unterthen Lebenszustände erheben zu lassen! Das reizendste Bild ist hierfür gemalt, wie ein Gedicht aus beider Zeit.

Das Werk in Interessen, „Sichtbesuch der Polizeihaft" und „Atelier eines Künstlers" sind ganz vortrefflicher Bilder und namentlich das des erstere eine so eigenthümliche, aber vollkommliche und sprechende Feinsgemalt, das man sich darnach fremdenzuhalt angeberechen hätte.

Knydenbauwer's in Brüssel „Landschaft mit Wasserfall" ist ein Stück romantischer Natur, das den Beschauer schnell in die angemessene Stimmung versetzt, wenn gleich die Darstellung des Wasserhauses, dieses vorzüglichsten Reizes der Wasserstürze, benahe zu zum Minutiösen abgeht.

Die beiden Bilder von Fourmois in Brüssel: „Sumpfgegend" und „Ansicht von Antwerpen" bewohnen ebenfalls das scharfe Auge des Landschaftmalers; namentlich ist ein ungewöhnlicher Reichthum der Lichtpunkte und sprechender Wahrheit wahrzunehmen.

Willems in Antwerpen: „Der Besuch" ist seinem Inhalte nach zu bedeutungsvoll, um ein lebhaftes Interesse anzuregen.

„Mütterlicher Rath" betitelt sich ein Bild von de Jangbe in Brüssel. Die Köpfe der Mutter und des Kindes sind in hohem Grade sprechend; die hingebende, ganz in sich selbst aufgehende Mutterliebe zieht uns unwillkürlich in den Mitgenuß dieser Seligkeit hinein. Eben so ansprechend ist das freudige, wie neu vom Mütterlichen der Mutterwonne überhauchte Kindergesicht. Wir haben ein wahres Still-Leben des Mutterbergens vor uns. Sonst, daß an die Anerkennung der Hand des Kindes, die sich an den Hals der Mutter schmiegt, so wenig Sorgfalt verwendet wurde, ist wie auch die das Kind umschlingenden Arme und Hände der Mutter offenbar vernachlässigt sind.

Ein ganz niederländisches Genre-Stück ist auch Schont's in Amsterdam „Musikalische Gesellschaft", worüber bedeutend ein kleinerer Bild von Caralus in Brüssel: „Betrachtung eines Geschenkes."

Musik-Salon.

Die Pforten der Concertsäle sind geschlossen; selbst die Unruhe des Maimonats vermag sie nicht mehr zu öffnen; weder einheimische noch fremde Künstler magen es mehr, auf die Musikliebhaberei der Residenz einen Sturm zu versuchen und — unterdessen sind unsere grossen, auf die bisherer Kunst und ihre erhabenen Hervorbringungen gerichteten Vereine und Unternehmungen haben weder den Muth, noch die Lust, aber die Sommerluft, um die Zukunft der Freiheiten mit einem Musikfest zu beginnen, das zugleich ein würdiger Abschied der beiden Tonkunst selbst wäre bis zum Wieder-Eintritte der Jahreszeit, wo die Zauberhallen der Natur verlassen, die Tonhallen sich neu erschließen.

Nicht so ist es in anderen Großstädten Europa's, namentlich nicht in Deutschland der Fall. Schon jetzt hat kunstjüngige Düsseldorf, daß sich auch einer eigenen, hervorragenden Malerschule rühmt, — Musiker, Musikfreunde aus Gönner aus allen Gauen Deutschlands zu dem großartigen heutigen Musikfeste heran, das die Hauptsteiertage verherrlichen wird und auf seinem Programme Haydn's „Schöpfung," Beethoven's C-moll-Sinfonie, Mendelsohn's „Meeresstille" und Schumann's „Peri" glänzen läßt; in den ersten Tagen des Mai konnte man in Berlin Händel's „Israel in Egypten," Haydn's D-dur und Mozart's G-moll-Sinfonie von der Liebig'schen Kapelle, Haydn's „Schöpfung" von der Singakademie hören; in London fand die alte und die neue Philharmonische Gesellschaft, die eine unter M. Wagner's, die andere unter Berlioz's Leitung in voller Thätigkeit; in Paris ertönte jüngst das „Te Deum" von Berlioz, das er bereits vor 6 Jahren componirt hat, von 1000 Musikern ausgeführt, am Sonnabende der allgemeinen Industrie- und Kunstausstellung, das großartigste Friedenswerk der Gegenwart, und ein kleiner Gegenwerk, Manuel Lutta, kann großer als sein Bogen, spielte der überraschten Pariser Bevölkerung das „Perpetuum mobile" von Paganini mit Vollendung vor.

In Wien's reigender Umgebung allein darum Stadt, wenn es so schnell den Reigen der Musik entlaßt, nicht blos den fernen Sommerwohnen, sondern auch jener neben Kunst, die so gern unweinklingt in den Jubel der wiedererstandenen Schöpfung? Aber weist die Schlaffheit der Künstler, die bandwerksmäßige Beschränktheit des Stadtpuncts anderer Bevölkerung und Unterscheidungen dabei mit? Fehlt es in Wien an der wahren Begeisterung für die Kunst? —

Doch wenden wir uns schnell der Oper zu, die sich durch seinen Frohsinn hören läßt, um jetzt durch Töne aus welchem Kehlen lauterne Sinne zu bejauchen weiß!

Die zweite neue Oper dieser Saison ist in Genre gegangen — „Marco Visconti," ein Erstlingswerk des jungen Maestro Petrella.

„Marco Visconti" ist leider nur der matte Abklatsch Verdi'scher Musik, woran nur zu bemerken ist, daß der Componist bei den rechten Stellwerthen, welche die moderne Instrumentirungskunst zu äußeren Effekten und charakteristischen Nebenzügen an die Hand gibt, und wie sie von seinen Vorbildern mit mehr oder minder Glück und Geschick in Anwendung gebrauchen wurden, auch nicht den minderen Bugen zu ziehen wußte, sondern daß er seinen Leistungen, laß- und lustlosen, melodienarmen Gedanken in den verschiedensten Begleitungsformen abdrapiert. Man kann nur mit wenigen Worten über ein so gering- und talentloses Machwerk hinüber gehen und nur bedauern, daß an die Darstellung desselben so viele Kräfte verwendet wurden. Frech Steigrite mit Fleiß und Umsicht, Bettini sang die Tenorpartie mit entsprechendem Anstrande, indem er sich von zu starken Hervorstehren der gellen Tönen enthielt; nicht dann bedeckte kann man von Signora Meyer, auch weniger von F. Ferni sagen. Signora Bergbi-Marini ist so lange der Schalksnarren Tremoloslo gut. Die Renz'schen Pferde im Aufzuge des dritten Actes, ein Schimmel und ein Rapp, thaten das Ihrige.

In der Vorbelehrung der „Sonnambula" am 15. Mai lernten wir den Ersten Gaetano Fanni kennen, der dem Vernehmen nach seinen ersten theatralischen Versuch machte. Nachdem die erste Befangenheit überwunden war, konnte man das hübsche, bildungsfähige Organ erkennen. Das Spiel ist wohl im höchsten Grade linkisch und unbeholfen, der Gesangsvortrag aber zeigt schon eine gewisse Gewandtheit. Fernere Versuche trug alle guten Stellen. Wie sie nur immer voneinander sang, recht gut war; allein im Liedsatze war sie unleidlich wie gewöhnlich; das Schreien und Kreuzitiren, die Unsicherheit und zum Theil Geschmacklosigkeit der Verzierungen machen sich in der Bellini'schen Musik besonders unangenehm bemerkbar. Carrion befriedigte wie immer durch die Gediegenheit, Feinheit und maßvolle Wärme seines Vortrags; der Glanzpunct seiner Leistung war das berühmte Air im zweiten Akte, mit welcher einst Rubini die Welt electrisirte. Der Beifall, der ihn lohnte, war stürmisch. Sign. Rizzi sang als Wirthin ihre Arie im dritten Acte recht ausdrucks- und geschmackvoll.

Die Vorstellung der „Lucrezia" mit Bettini als Gennaro war eine der gelungensten der Saison. Bettini wirkte eben so sehr durch seine herrliche Stimme als durch seinen warmen, schwungvollen Vortrag.

Wenn Demuth den tauchten aus dem Schoße der Mai plötzlich noch zwei Concerte empor, worüber das vierte der Zeitungen hier bereits vorüber ist, wenn die Vorbereitungen und erfolgreiche Streben dieses Vereins für die Gesangesfeiern obermals bethätigte, und die charakteristische Sinfonie in 3 Abtheilungen für das große Orchester von Gerl. Karl Eckl, welche im Theater an der Wien unter der eigenen Leitung des Componisten aufgeführt wurde.

Dieselbe besteht aus 16 einzelnen Instrumentalsätzen, welche von der Abschiedsrede des Heilands angefangen alle Hauptmomente seiner Leidens, Todes und Auferstehung charakteristisch in Tönen ausdrücken sollen und sollen.

Die Bewältigung dieser großen und schwierigen, inwiefern sie sich auf die Darstellung von Handlungen und Begebenheiten bezieht, gewissermaßen unlösbaren Aufgabe ist dem Componisten nicht gelungen; seine Musik wirkte in seinen Hauptmomente sehr matt, als zu zerspiegen, das es sich selbst vorgezeichnet hat. Verlegend muß man dem Verfasser zugestehen, daß in seiner Musik, abgesehen von dem Programme, ein großer Reichthum harmonisch und contrapunctischer interessanter Combinationen enthalten ist. Das in recht großer Zahl versammelte Publicum würdigte die musikalischen Vorzüge des Werkes durch ehrenvollen Beifall. In dem rund herum des Taglioni ist bewährt gewordenen Adolfer „Stiftbe," welches am 23. Mai im Leopoldstadter in Scene ging, hatte Herr. Prinz Gelegenheit, ihre ausgezeichnete Tanzkunst in Stellungen und Pas aller Art reichlich zu entfalten. Sie erhielt verdienten Beifall. Die Schlußdecoration ist wahrhaft prachtvoll.

F. D.

Historische Rückblicke.

Cardinal Giesel haben sind an der Tafel des Kurfürsten von Sachsen den Vorsitzer Laudmann hart mit. Dieser, um sich für die unverdiente Kränkung zu rächen, fragte den Cardinal, wie man 150 Gisel mit Einem Quartz schenken könne? Noch der Cardinal, der Laudmann, daß er es nicht wisse, schrieb Laudmann zum allgemeinen Gelächter auf den Tisch: 4 Lot.

Friedrich der Große hatte mit seiner Institutsmang zu der Aufstellung eines jungen Gesichten an der Universität zu Halle gegeben und demselben 200 Thaler Gehalt angewiesen. Kurz Zeit las er von dieser Anstellung in einem öffentlichen Blatte, wußfuhl aber der Gehalt auf 2000 Thaler angegeben war. Bei seiner Sparsamkeit schien ihm diese Summe ein großes Verbrechen und er erließ deshalb einen geharnischten Befehl an den Provinzial zu Halle, warin er denselben die größten Vorwürfe machte, daß seine Befehle überschritten worden seien. Der Gelehrte war wirklich nur mit 200 Thaler angestellt worden und jene Anzeige ein Druckfehler oder eine absichtliche Lüge. Der Provinzial verantwortete sich, lieferte die Beweise mit authentischen Acten und dem Befehle selbst bei, daß der König einem tüchtigen Freimaurerbruder mehr Glauben schenke als ihm. Der König nahm einen entschiedenen Widerspruch niemals übel. Auch in diesem Falle schrieb er gelassen an den Rand des wider zurückgebenden Berichts: „Na, so, man kann ja auch fragen!"

Einst ließ der reiche König von Würtemberg sich mehrere Personen vorstellen, die sich zu einer Ausstrengung gemeldet hatten. „Ihr Hundsfötter haben alle Purzelen!" sagte der König mit grossen Unwillen, dieselben anredend. — Mit schnellen Gesprengesprung stellte einer der Supplanten seine Fertigkeit ein. — „Was macht er da?" — fragte der König. — „Ich stelle den Hundsfott ein," versetzte jener. Lachend strach darauf der König: „Er soll Amtsrogt sein!"

Digitized by Google

Karl Rahl.

Eine biographische Skizze.

Nach den Skizzen selbst Zu Theben,
Denn die Kraft ist Thr gegeben.

Das sind die Zeilen, welche Nicolaus Lenau in das Album seiner Malerei schrieb, nach welchem wir bereits eine ziemlich zahlreiche Gallerie theils gelungener Künstlerportrait vorüberziehen ließen. Diese Worte enthalten nichtsdestoweniger Aufforderung, der Rahl, wie und so Vielen, der bekanntesten seiner Bilder bewiesen dürfte, nach seinen besten Kräften Ihre zu machen geschieht nur, sondern auch eine Ueberzeugung, ein Urtheil über ihn, das nicht von einem Einzelnen, auch nicht von diesem aber jenem kleinen Staate, sondern von von dem großen Publicum selbst bestätigt aber vervollständigt werden kann; freilich — wenn wir uns daran erinnern, daß der erkenntliche Ausdruck des nenen Gärtner, Kunstverein in den letzten Jahren allein gegen fünfzig Bilder dieser Meisters [„Arion", „Borrat", „Bischof Kolonitsch" u. a.] ausgestellt, und der dieser Gelegenheit „Verwechslung," als Prämie ausgetheilt hat, so wären es für uns fast zuviel unser Zweifel, daß das Wort des Dichters immer mehr als Wahrheit erkannt werden wird; aber wir haben dieser seine Kritik, blos eine kurze Schilderung der künstlerischen Vergangenheit und Gegenwart unseres Meisters zu liefern.

Karl Rahl, geboren am 13. August 1812, ist der Sohn des verstorbenen k. k. Professors und Hof- und Kammermalers Rahl, über dessen Talente und Leistungen sich jener Kunstverständige leicht ein Urtheil bilden wird, wenn er auch nur einen flüchtigen sorgfältig aufgeführten Stiche zu Geschichte bekommt. Der überaus fleißige Vater wollte es seinem Sohne auf dieser Welt leichter machen, als er es auf seiner Bahn gefunden hatte, und bestimmte ihn zum Kaufmann. Karl mußte die Akademien absolviren und erhielt erst mit fünfzehn Jahren die Erlaubniß, sich unter den Augen seiner Eltern mit der Kunst zu beschäftigen. Er übersah glücklich eine ganze Reihe der unbarmherzigen Mittelsprüfungen, und durfte sich endlich auch unterhalb Jahren in die Akademie eintschreiben lassen.

Kaum auf der Akademie, war der glückliche Besitzer von Pinsel und Palette nun schwer von der übermüthigen Jugendverschwendung angesteckt. Sein Ehrgeiz kannte keine Grenzen, alle Frauen wurden Nixen, alle Forden Feuer fein. Die Mitschüler nannten ihn spöttisch „den wilden Titian." Aber der komische Pferd des Ostmalers, der bekannte Rebell, meinte schwungvoll: „Aus einem Schmierer kann ein Maler werden, wer aber ein Schmierer, werde nicht einmal." Und der wilden Titian selbst, mochte lange, so bisherte ihn dieses Sprüchlein nicht sehr, frommte und gewaltig bebe und gehalt: tenreiche Bilder für die Kirche des Pfarrers von Bromberg zu malen. Da wurde — unsere Rahl war gerade neunzehn Jahre alt — der Bau des Wiener Arsenals der Künstlerprobe ausgeschrieben. Rahl bewarb sich um denselben durch sein historisches Gemälde: „David in der Höhle Adullam," und gewann ihn, obgleich sich unter seinen Concurrenten Maler befanden, die länger, als er, studirt hatten, und in den Zeit. Kun Rand er auf der ersten Stufe des Glückes: dem Selbstgefühl. Doch es gibt kein Glück ohne Unglück. Für ihn lag dieses darin, daß er, weil er so eben großjährig war, von der Ehrenmitgliedschaft der Akademie ausgeschlossen wurde. Der Reichsfürst Metternich verlieh allerdings auch ein Ansuchen auf ein römisches Stipendium, allein der enthusiastische Kunstjünger wurde noch für zu jung erklärt, um das Heiligthum der Kunst mit allem Ernst und Gewissen zu betreten.

Diese Kränkung konnte Rahl nur in angestrengtem Schaffen vergessen; so entstanden der „Fischer" von Göthe in Lebensgröße, der der Kunstverein ankaufte, das zwanzig Schuh hohe Altarblatt: „Die Vermählung Mariens" in der Josefskirche, Währinger- und noch zwei andere Altarblätter, ferner: „Der Tod des Kleopatra Reichenberg, nämlich jenes schöne Bild: „Kriemhilde bei Siegfrieds Leiche," dem die Ehre zu Theil wurde, im Belvedere Platz zu finden. Nun ging es nach Rom, wohin er am 5. December 1836 eintraf. Die Meisten — Anschauung man sich in dauernd verweilt, ist er für die Gregoriuskreuzträger im Gebiete seiner Kunst hält, des Titians, Raul Veronese's, Rafaele, Michael Angelos, warten sie nie überschätzte Erscheinungen nicht. Um auch der ihn vergrößernden Bewunderung heraus zu kommen, sich zu retten, mußte er zur Zeit schreiben, sich selbst wieder mit allem Eifer beschäftigen. Er miethete sogleich ein Atelier in der Nachbarschaft von Riepenhausen, und arbeitete wie ein Verzweifelter an einem Bilde, das „Hagen aus Worms" vor Thore der Burgunden erschlägt. Zu nächste war ihm in Rom ein gemaltes Bild: „Der Schwur der drei Schweizer auf dem Rütli" gewidmet ihm eine in der Malerwelt gewiß seltene Freude. Sein großer Vater wollte auch das Seinige thun zur gerechten Verherrlichung seines Sohnes. Er hatte das Bild selbst seinem Freunde in Stobl. Da aber der Vater von Rückkehr schied, antwortete der Sohn Brief mit neuen Entwürfen und Arbeiten, die er dem unmöglich machen, Rom zu verlassen. Doch waren bei diesen Arbeiten, denen er Ideal in vieler Zeit über einen seinen großen historischen Bilder: „Karl von Anjou, der die Leiche Manfreds auf dem Schlachtfelde von Benevent sucht." Diese colossale Bildtafel schickte er 1838 seinem Vater. Das Werk war so groß, daß der gute Vater es nicht in seinem Hause 1839 zu kaufen gerathe, und daselbe auf Ansuchen des neuen ersten. Kunstvereins später neuerdings anzuschließen gestattete.

Der Vater war natürlich über diese Antheilnahme entzückt, aber der Sohn mußte denn doch wohl Mitleid. Er kam, blieb sich ein Jahr und eilte mit dem Auftrage, den Stifter des Ordens der Pfarrissen für die dieser Kirche gleichen Namens zu malen, wieder nach seiner Kunstheimat. Rom war ihm bereits ein zweites Vaterland geworden, er dachte sich dort so heimisch, so thätig, daß er es bis zu dem Jahre 1843 nicht verließ. Bei Rahl's bekannter Thätigkeit vermögen wir nicht alle Bilder jener Zeit anzuführen, nur die genannteren desselben mögen hier Platz finden. Es sind dies die „Madonnagruppe," so wie die Skizze zu Theodosius des Großen vor der Kirchenthüre stehend, dann ein die „Christenverfolgung," welche der Hamburgische Patrizier Ir. Abendroth bestellt hatte. Der Tod seines trefflichen Vaters führte ihn im folgenden Jahre auf kurze Zeit nach Wien. Die vielen Bilder, die der Abwesende dort bestellt hatte, hatten ihn schon so beliebt gemacht, daß er sich und seinem Schmerze nur wenig überlassen blieb. Mehr als getröstet, aber wirklich erhoben wurde Rahl durch die ihm zugekommene Erlaubniß, Sr. Majestät dem Kaiser eine historische Skizze vorlegen zu dürfen, der wohlte das Vorgemälde seines ersten allerhöchsten Hof ankaufte. Das historischen Bildes: „Konig Monteroke ermöge Aufnahme in Lucerna" am hatte das Glück, daß seine Skizze so sehr gefiel, daß er sogleich mit der bedeutenden Ausführung des Bildes beinahe wurde. Das war in seinen Augen so viel als ein Bild des Schicksals, nach Rom zurückzukehren, und er that es.

Da ihm jedoch zur Vervollzung dieses großen Bildes zur seine Zeit festgestellt wurde, so war, ging er aus Anf einiger Formalie 1845 nach Dalleben, wo ihn der heutige Abt über und über beschäftigte. Auf der Rückreise verweilte er lange genug in Paris, um die Peerreis des L. l. öffent. Botschafters Grafen Appony und seiner Tochter der Gräfin Eberhardy zu vollenden. Bilder in Rom, arbeitete der zeitgemäß und der Ferien Portraits überdreißiger Künstler mit Begeisterung an seinem Manfred, der nun ebenfalls im Belvedere aufgewandt wird, aber auf Maugel an Raum leider nicht zu sehen ist. Der damalige Hannoversche Gesandte August von Kräuer hatte in seinem freundlichen Eifer schon im vorhinein Sorge getragen, daß Rahl auch nach dieser großen Arbeit genug Beschäftigung finde. Viele Fremde hätten Mangel liegen sich von dem Auch nahm er, der Erholung bedürftig, gerne eine vorwurfe Einladung, nach Hofbirn zu kommen, an. Kaum dasselbst angelangt, ließ ihn Christian VIII. durch die Gräfin Pleissen auffordern, nach Kopenhagen zu kommen. Rahl bereitet sich, diesem Wunsche Folge zu leisten, malte die Skizzebild, die vornehmsten Kavaraliere und volle Jahre 1846 in Rom entstanden hatte, „Leopold der Tugendhafte auf den Mauern von Ptolomais" war dort seine letzte Arbeit. Dann folgten „Arion" und „Borrat", beide äußerst beifällig in Wien aufgenommen. 1850 kam Rahl hieher, um seine Mutter zu besuchen, und wahrscheinlich wohl auch, um Wien nicht mehr zu verlassen, obwohl ihn ein italienischer Atelier noch immer verwartet. Denn obgleich er kein gunzes Jahr an der dieggen Akademie in der provisorischen Stellung eines Professors im Zeichnen und Malen nach der Natur verhielt, durfte ihn schon das zunehmende Gedränge seiner eigenen Schule an die Hauptstadt fesseln. Wo schon die Namen seiner Schüler genügt werden, da muß sich der Meister am wohlsten fühlen. Die Historienmaler Thon, Romarce, Gaul, Ruß und Mandler, die Landschafter Hoffmann und Otto, die Genremaler Leu und Mayer haben die Kunstanschauen ihrer Lehrers bisher am entschiedensten und glücklichsten vertreten. Wenn aber behebt der Kern dieser Theorien? In der Competition heute, daß Rahl das Prinzip der classischen Schule, das Plastische und Charakteristische als Norm aufstellt; im Colorit darin, daß er dasjenige, das seiner Ansicht nach am meisten Kraft und Poesie enthält, das venetianische, zu erreichen strebt.

Was nun ihn selbst anbelangt, so kämpft er unermüdlich für den Sieg seiner Ansichten. Kein Wiener Maler hielt auch nur annähernd gleichen Schritt mit ihm, als er, der plötzlich so lag, so stattlich und beschäftigt, sich auch nur kurzen, selbst dies gelernte Lob, sondern auch die interessantesten Bekanntschaften verdankt. In den gelungensten seiner Portrait zählen wir, nebst denen, welche „Kunst" verwirklichtigt hat, noch die der H. v. Kopner, der Hofs Baumgartner, des Sir Charles Lamb, Christian VIII., Wellert, Lenau, Herbeck, Schwalbe, Kenner, Wächter's (Oberd.) und Dahlmann's. Doch bleibt die Historienmalerei immer sein liebstes Fach, und wer z. B. den „Michelangelo" in seinem Hof-Gebäude in Frankfurt vollendet, wird ihm die Berechtigung zu diesem schwierigen Fach gewiß nicht verlangen; aber sollen wir hier an den jüngst ausgestellten Stimmen erinnern? Rahl hat sich fein Ziel gesteckt, und strebt dasselbe selbst für sein Talent, das auch nur langsam, jedoch sicheren Schritte nähert, so darf er sich doch jetzt schon an dem Gefühl der Anerkennung seines Talentes freuen. So ist es z. B. eine sehr rühmliche Aufzeichnung, daß bei L. l. Hof- und Staatsdruckerei zwei seiner Werke für die Pariser Ausstellung nachgebildet sind. Der richtige Kupferstecher Christian Mayer hat nämlich so eben den Auftrage derselben seinen „Bischof Kolonitsch," und eine radirnadel große Fotogrofie seiner „Gärtnerschlacht" ist bereits nach dem Ort ihrer Bestimmung abgegangen. — Ferner Monatsblatt geht Rahl so eben an die Lithographirung einer dem von Josef Brandeis Prosessorin dekalten Bildes „Ulysses bei den Phäaken," dessen Züge voll griechischen Sonnenlichts und echt antiker Gestalten wohl noch vor den Augen aller Besucher des öfters. Kunstvereins schwebt.

Erklärungen der Kunstbeilagen.

1. Der Witt zur Jagd.

Von Wouwermann, in der Manier von Peter Laubi.

Ein Gemälde voll Leben und Farben, welches Fremd dem genialen Gemälde Wouwermann's trete nothgedrängt. Der Edelmann, der neben dem Wirthe vor dem Eingange des Wirthshauses steht, martet ungeduldig auf den Lebertaut, den er soeben bei dem gegen den Keller zugehender Diener mit dem saumigen Weinbeiler entgegengehen und auch der Wirth theilt sichtbar die Ungeduld des durstigen Zagdherrn, der im Verbeireite seiner Schaale die Ehre des Einkehrens erwies. Sein Begleiter zu Pferde steht ebenfalls gegen den Keller hin und der Reiter mit Armbrustzeug Jagdern am Jagd halt, bemüht sich, den zu Pferde Sitzenden eben mit der Trinkung, daß der Wein sogleich kommen müsse, zu beschleunigen. Eine Magd mit einem Korbe am Kopfe und zwei andere Frauenzimmer, worunter der Eine am Lamm am Halse trägt, bereiten die Gemüsen der vorbeigehenden Straße an. Die übrige Staffage ist entsprechend behandelt und das Ganze verrath unverkennbar den Stil der niederländischen Schule, von der Wouwermanns ein so schätzbarer Repräsentant ist.

2. Portrait des Malers Rahl.

(In Kupfer gestochen von Christian Mayer.)

3. Algen.

(Naturselbstdruck.)

Wer sollte glauben, daß die zarten Algenfasern beim Eintrocknen in eine Bleiplatte unter einer Kleinen Presse solche feine Verlagerung erleiden sollten, wie doch ist es so. Der Naturdruck hervor, in der That aber nachgiebiger Blei schützt sein Original und empfängt dafür den vollendetsten Eindruck des Bildes.

Zu Klärung erhalten die vorerwähnten Feier eine ausführliche Erklärung aller Meeresgewächse, die bereits im 1. Jahrgange des „Zsaph" erschienen.

Telegraf der Redaction.

Herrn Dr. K. V. in W. Das Werk haben wir. Wir wünschen, daß die Bekanntschaft gut ausfallen möchte. Nächstens erfolgt ein ausführlicher Brief, der alle Anfragen gründlich beantworten soll. Zu Nr. 12 der „Zsaph" erschien einer der gewünschten Artikel.

Herrn Dr. C. in T. Wir haben den betreffenden Artikel bereits dem beauftragten Commissionär übermittelt.

Herrn H. in G. Nächstens erscheint Ihr Aufsatz über Alkest. Einer der zwei eingesendeten Gedichte wird Verwendung finden.

Herrn L. J. in W. Zeichnet gehört nicht in den Rahmen des „Zsaph," außer so würde bei einem Angriffen mehrmonatlich greifen mit sich in mehre sie in den Strudeln des Schriftlichen hinein. Herrn Br. W. in W. Ihre Sammlung Jhr Alle, doch Ihr kommt.

Druck u. Verlag von M. Auer. In Kommission zu beziehen nur durch Hoffmann's Buchhandlung in Leipzig. Verantw. Redacteur: Leopold Kordesch.

Der Ritt zur Hexe.

Parodie zu A. Auer's polig. illust. Textbuch „Faust"

Digitized by Google

Digitized by Google

Carl Ruhl

Digitized by Google

Digitized by Google

Carl Rahl

Digitized by Google

Digitized by Google

Algen. (Naturselbstdruck.)

1. Lethiesia cirrulus *Ke.* — 2. Lyngbya fuscata *Zon.* — 3. Lyngbya aeruginosa *Ag.* — 4. Calothrix metabilis *Zon.* — 5. Bangia investiens *Zon.* — 6. Bangia dura *Zon.* — 7. Bangia versicolor *Ke.* 8. Chaetomorpha dalmatica *Ke.* — 9. Chaetomorpha setacea *Ag.* — 10. Oedogonium capillare *Ag.* — 11. Chaetomorpha crassiuscula *Zon.*

Beilage zu H. Auer's Zeitschrift „Faust".

Digitized by Google

Digitized by Google

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift

für Kunst, Wissenschaft, Industrie und Unterhaltung,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Numern von 24 Bogen Text und über 70 Kunstbeilagen.
Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- u. Auslandes an. Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M.
Zustellungsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 30 kr. C. M.

Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten.
Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichzeitig geliefert und billig berechnet.
Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gedrehene Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.
Redaction und Expedition: Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 25.

Inhalt: Pränumerations-Anzeige. — Ein Frühlingsfest der Künstler in Wien (1855). — Die schöne Aloe. — Die Mormonen. — Im Alpenthale. — Alexander Dumas bei den Dichter Anicet. — Wasserkunststücke. — Lebensweise Kunstreisen. — Musik-Salon. — Das k. k. National-Hoftheater in Wien im Theaterjahre 1789. — Correspondenz-Nachrichten aus Paris. — Erklärung der Kunstbeilagen. — Telegraf der Actionen. — Anzeige.
Artistische Beilagen. Porträt des Kupferstechers Christian Mayer. (Von ihm selbst gestochen in Kupfer.) — Ein Waldbach. (Gezeichnet und lithografirt von Emerich Venkert. — Die Kirche in Bistig mit Umfangsmauern. (Holzschnitt. Kalligraphie.)

№ 12. II. Jahrgang. 1855.

Pränumerations-Anzeige.

Beim Ausgange des ersten Semesters erlauben wir uns, unsere P. T. Abonnenten zur gefälligen Erneuerung der Pränumeration höflichst einzuladen, mit der Bitte, die Bestellungen bald machen zu wollen, weil nur den früher eintretenden Abonnenten die ersten und reinsten Abdrücke der Kunstbeilagen verbürgt werden können.

Indem wir bei der Beliebtheit des Blattes, bei der immer steigenden Theilnahme an demselben und dem allgemeinen öffentlichen Urtheile über das Geleistete uns aller Selbstanpreissungen füglich enthalten können, verweisen wir auf die so zahlreichen, höchst ehrenden Anerkennungen, welche unserem Unternehmen von den geachtetsten und stimmfähigsten Journalen des In- und Auslandes fortwährend gezollt werden, und bemerken nur noch, daß sich in letzterer Zeit die Zahl unserer vielen Mitarbeiter durch die geachtetsten Schriftsteller-Namen vermehrt habe, daß auch bezüglich der Kunstbeilagen im zweiten Semester die sorgfältigste Auswahl getroffen worden ist, und daß schon in der ersteren Zeit wieder ein prachtvoller **Farbendruck** erscheinen wird.

Verlag und Redaction des „Fauſt."

Ganzjährige Pränumeranten erhalten noch fortwährend als Prämie einen großen, prächtigen Stahlstich in Placatformat von Christian Mayer, unter dem Titel: **„Nach der Prüfung."**

Ein Frühlingsfest der Künstler in Wien.

1855.

Von Ludwig Aug. Frankl.

Es war nach regenvollen Maitagen ein erster sonniger Morgen; ein frischer erquickender Hauch wehte und der Himmel flatterte wie eine blau seidene Fahne, auf der das Sonnenbild als goldenes Wappen geflickt schien. —

Der Frühling ließ sie flattern!

Aus dem Thale, einen sanft ansteigenden Hügelrücken empor, zog ein seltsamer fantastischer Zug: es schien auf irgend einer Rüstkammer ein Stück Mittelalter lebendig geworden zu sein und einen Spuk bei hellstem Sonnenscheine auszuführen. Trossbuben und Knappen mit blitzenden Hellebarden und bunten Panieren folgte zu Pferde ein in schwarzen Sammt und goldene Wappen gekleideter Herold, die weiße Feder schwankte vom Baerite; ihm nach Ritter in reichen und glänzenden Trachten, unter ihnen auf einem schlanken, leichten Pferde ein Araber. Haben sie den vom Kreuzzuge in's gelobte Land mit heimgebracht, um ihren Triumfzug, wie die römischen Imperatoren mit den gefangenen Königen, zu verherrlichen?

Und wen wird der weiße goth- und purpurgeschirrte Zeltez, geführt von zwei roth-weiß und blau-weiß gekleideten Pagen, tragen?

Ein langer Zug von Männern und Jünglingen folgt, grüne Reiser an den Hüten, aber im Absticht zu den malerischen Trachten, im nichtswürdigen Fracke der Gegenwart. Und links und rechts und vorn und nach ein Deängen der buntesten Gestalten und Gruppen, Landbewohner und Städtee, Herren und Frauen, Reiter und Fußgänger. —

Schade um den Frühlingsmorgentraum! und doch vielleicht nur ein humoristischer Anachronismus! Vielleicht eine Costumeverwechslung, wie etwa Paolo Veronese in einem venezianischen Palaste die Frauen des Darius, die sich dem Siegsfaten Alexander zu Füßen werfen, in echt venezianischem Anzuge matte.

Der Zug ist vor einem kleinen, in einem Weinberge liegenden Gehöfte angelangt, neben dessen Schornstein wie von einer Burgwarte herab eine kleine, dicke, abenteuerliche Gestalt hinausklugt und dem Zug „Halt" zuruft.

Digitized by Google

Dieser hält. Aus dem nun geöffneten Thore des Gehöftes, in welchem die abenteuerlich hagere, lange Gestalt des unsterblichen Ritters Don Quixotte della Mancha auf seiner Rozinante mit erhobener Lanze sichtbar wird, reitet sein Knappe, der eben noch der Nachbar des Schornsteines war, dem Zuge entgegen und meldet im Namen seines Ritters, wie die Gegend von einem Ungethüme unsicher gemacht sei, das er aber, den edlen Rittern voranziehend, vor ihren Augen erlegen wolle.

Die Ritterschaft nimmt das Anerbieten an und der edle Ritter läßt sich von Sancho Panza den Schild mit dem Conterfei seiner Dame reichen und reitet voran. Angelangt an einem kleinen Weiher, der am Rande eines Waldes liegt, ruft er entsetzt zurück: „Sehr Ihr den Drachen?“ Sancho Panza bemerkt: es sei dies nur ein gemalter Drache, über dem sich ein Regenschirm spannt, und ein Maler habe wahrscheinlich unter demselben eben das Bild vollendet. Der Ritter steigt nichts desto weniger vom Pferde, zieht sein gut verwetztes Schwert und im kühnsten Ausfalle durchbohrt er des schreiend herbeieilenden Malers Arbeit.

Wir sind unter die Künstler Wien's gerathen, die heute ihre lustige Maifahrt am dreihundert vier und achtzigsten Geburtstage Albrecht Dürer's, wie alljährlich seit 1846, von Gerzing aus auf den Kahlenberg zu Ehren des Königs Mai beginnen.

Wir kamen in den Wald. Ein Glöcklein tönte uns entgegen und plötzlich sprang eine weißgekleidete Jünglingsgestalt mit grünen, von den Schultern flatternden Bändern, eine grüne Laubkappe auf dem blonden Haupte, uns entgegen und kündigte sich in zierlichen Versen anmuthig als „Maiglöckchen“ an und lud im Namen des Königs „Mai“ die Lieblinge und Verehrer der blühenden Majestät: die Künstler zum Lenze im Walde ein.

„Maiglöckchen“ zog klingend voran. Waldhörner tönten nun fort und fort in langgezogenen schwellenden Accorden, um den noch schlummernden König sanft zu wecken und die Lerchen, die „Singraketen“, schmetterten in die von Düften durchwebte Luft.

An einzelnen Bäumen des Waldes waren humoristische Warnungstafeln in Carricaturbildern ausgehängt, wie z. B. ein Maler, weil er den Sonnenuntergang so grell malt, von Bauern als Brandstifter festgenommen wird u. s. w. Von Baum zu Baum zu Baum, aus Aesten geformt, erblickt man endlich die Inschrift: „Reich des Königs Mai.“ Eine Mauthschranke wehrt den Eintritt; eine Riesentafel verkündet: „Für ein Stück Zugvieh 1 Kr., für ein Stück Treibvieh 2 Kr.; Standespersonen zahlen nach Belieben.“ Man erkannt den Einritt, nur der arme Ritter Don Quixotte muß ihn für sich und seinen hunger- und durstleidenden Knappen mit eingelegter Lanze erkämpfen.

Wir sind auf der sanft geschwungenen, von Wald umfriedeten „Jägerwiese“ angelangt. Auf purpurener Ottomane ruht da im Rosengewande mit goldener Sonnenkrone der König „Mai“ und schlummert. Auf den Stufen, die empor führen, ruht sein schwarz-weiß gekleideter Hofnarr, der Monat „April.“

Der wetterwendische Narr erzählt nun in lustigen Versen, wie er, wenn der Frühling einnicht, seine lustigen Streiche spiele und Schneeflecken als Schmetterlinge auf die zu früh erwachten Blumen fallen lasse und gnadenhaft beobacht allerlei ängstlichen Schabernack den Menschen spiele.

Da horch — Männerstimmen erwachen, und singen erst leise und immer stärker lieder zum Preise des schlummernden, vorangelobten Königs. Die Vögel schweigen im Walde, die wogende Menschenmenge horcht lautlos — da regt sich der König, er schlägt die Augen auf, erhebt sich und — wieder schmelzende Waldhornklänge, jubelnde Fanfaren, und wieder steigen die „Singraketen,“ die Lerchen in die Luft und der Männer-Chor singt:

„Heil Dir, o König Mai!“

Und es ist ein Wehen und Klingen von Liedern und Blättern, von Blumenduft und Waldesrauschen, daß das Herz aufgeht und nicht Raum mehr hat für all' die singenden und blühenden Frühlingswonnen und mit zu jubeln beginnt:

„Heil Dir, o König Mai!“

„Maiglöckchen“ stellt wieder in zierlichen Versen die Künstler in Farbe, Wort und Marmor dem jungen Könige vor, der sie mit huldreichen, melodisch geformten Worten empfängt und auffordert: sich an Duft und Glanz, Wein und Gesang zu erfreuen, und wenn schon silbern die Haare glänzen, sich wieder jung zu fühlen einen langen schönen Tag hindurch.

Die Heldenabenteuer bieten einen Kreis, in den nur die namentlich aufgerufenen Künstler treten, um aus des Königs Hand an rothem Bande den Frühlingsorden zu empfangen: es ist der Frühling selbst, ein in Erz geformter Jüngling, der blühendes Gestrüch durchbrechend, in die weite, offene Welt blickt.

(Schluß folgt.)

Die zehnte Muse.

Eine einfache Erzählung von J. F. Castelli.

(Fortsetzung.)

„Nun mein Herr,“ sagte Schnellfeld zu mir, was sagen Sie dazu?“

„Ich sage, daß es recht hübsche Verse sind.“

„Hübsch?“ schrie der Gendarm, „ich möchte erleben, daß einer das Gegentheil behauptete, tausend Donnerwetter!“

„Nicht nur hübsch,“ fiel der Schullehrer ein, „man kann schon sagen schön.“

„Unnachahmlich, außerordentlich!“ rief der Bader.

Mich dauerte das arme Kind, da ich sah, daß man sie so beräucherte; ihr Gesicht strahlte vor Befriedigung und Stolz. Ich bat sie, uns noch einige Gedichte mitzutheilen. Sie nahm ihre vorige Stellung wieder und deklamirte ein halbed Dutzend Elegien, schwache Echos, blasse Wiederscheine, verwischte Copien anerkannter Meisterwerke. Aufrichtig zu sprechen, es war immer dasselbe: Sonne, Mond, Sterne, Wolken, Blumen, Wellen, Winde, Düfte und Lüfte, Herz und Schmerz, Frühling und Herbst, mir war, als hörte ich einen Papagei.

Um zehn Uhr entfernte sich die Gesellschaft. Da ich schon ein wenig zum Hause gehörte, so blieb ich allein bei der Familie. Ich setzte mich zu Helenen und sprach mit ihr. Ungeachtet ihren lächerlichen Anmaßung schien sie mir ein gutes Mädchen, welches nur die Eitelkeit ihrer Verwandten und die Dummheit ihrer Bewunderer etwas egarirt hatte. Ich bat sie, mir zu sagen, auf welche Weise sie denn ihren poetischen Genies bewußt worden sei. Sie sagte mir, durch das Lesen von Göthy's und Schiller's Gedichten.

Die ganze Familie bezeigte mir Achtung und Zutrauen. Man zeigte mir viele schriftliche Anerkennungen, welche die junge Muse erhalten hatte. Frau Soldner gab mir zu verstehen, daß sie aus selbst nicht zur Wirthin geboren, sondern die Tochter eines herrschaftlichen Oberschreibers sei. Sie vertraute mir, sie sei entschlossen, ihre Tochter nach der Residenz zu bringen.

„Da müssen wir halt unser bequemes Haus und unsere schönen Grundstücke verkaufen,“ sagte Herr Soldner.

„Ich werde Dir dafür ein Gütlein kaufen, Vater!“ rief das junge Mädchen, „ich habe zwei Werke in Versen: Die Mohnkörner und die Seufzer der Natur.“

„Das sind ja Goldstangen,“ erwiederte Soldner, indem er seine Tochter auf die Stirne küßte.

„Was denken Sie von unserem Plan,“ fragte mich die Mutter.

Ich hatte nicht den Muth, den guten Leuten ihre Träume wegzublasen. Ich antwortete, daß ich einige Tage in Weidenau bleibe, und daß wir davon schon noch sprechen werden.

Ich empfahl mich und mußte, um in mein Zimmer zu gelangen, durch die Schenkstube gehen. Ich traf dort Peter und Marien. Peter saß auf der Ofenbank, den Kopf zwischen seinen Händen in einer gebeugten Stellung. Marie räumte auf mit der besten Lanne von der Welt. Als sie mich erblickte, fragte sie mich: „Was denken Sie von der Geschichte, gnädiger Herr? Sind das nicht lauter Narren da oben?“ Und ohne mir Zeit zu einer Antwort zu lassen, fuhr sie fort. „Wir sind unsere Dorfleute viel lieber, und mit einer hellen Stimme sang sie folgendes Liedchen, welches mir im Gedächtniß geblieben ist:

Das Vögerl auf'm Bäumerl,
Das singt in der Frue,
Und ich brauch kanft kein G'sangel,
Das ist mir schon gnue.

Dann rüttelte sie den Peter auf, und sagte: „Was ist denn Dir schon wieder? Nimm ein Licht und leuchte dem Herrn in sein Zimmer.“

Peter nahm ein Licht und begleitete mich schweigend.

Nachdem ich das Fenster geschlossen und die Vorhänge zugezogen hatte, sprach er zu mir. „Nun, Herr! hätte ich nicht gut gethan, mich in's Wasser zu stürzen?“

„Frage Marien,“ antwortete ich ihm, „und merke, was sie Dir antworten wird.“

„Ei,“ rief er, indem er sich vor die Stirne schlug, „es gibt nur ein Mädchen auf der Welt. Zum Glücke ist der Bach nicht weit.“

„Vergiß nicht, daß Marie nach näher ist.“

Ich schlief fast gar nicht; denn die Ratten machten die ganze Nacht einen höllischen Spektakel. Am Morgen aber wurde ich schon sehr früh von

Digitized by Google

Peter geweckt, der seinen Waldl anspannte. Ich kleidete mich an und ging in den Garten, wo ich schon Helenen traf. Sie war einfach gekleidet und dadurch schöner, als gestern. Die Muse kam mir entgegen und grüßte mich freundlich, mit einer gewissen Gönnermiene, die mich lächeln machte, aber mir doch nicht mißfiel. Sie war wirklich allerliebst, besonders wenn sie ihre neun Schwestern vergaß.

Der Garten hatte eine Thüre, welche in das Freie führte. Ohne daran zu denken, gingen wir im Gespräch da hinaus, und befanden uns bald in einer romantischen Gegend. Helene hatte ihren Arm in den meinigen gelegt, wir gingen wie alte Freunde, sie sprach von der Residenz und sah schon die Lorbeerkronen auf ihrem Haupte.

„Wie?“ rief ich, „Sie wollen dieses herrliche Land verlassen, wo Sie geboren sind? Sie wollen die friedliche Stille, die süße Ruhe gegen den Lärm der Leidenschaften vertauschen?“

„Ich will meinem Schicksal gehorchen. Hat nicht der große Dichter in seinem Brief gesagt: Die Eule nistet im Dunkeln, der Adler horstet auf dem Berge?“

Da konnte ich die Wahrheit nicht mehr zurückhalten. In einer Regung des Mitleids faßte ich Helenens beide Hände und rief: „Man täuscht Sie, man verleitet Sie, man stößt Sie in Ihr Verderben.“

Sie sah mich erstaunt an. „Wer täuscht mich? wer stößt mich in's Verderben?“ fragte sie lächelnd.

„Hören Sie, liebes Kind,“ sprach ich ruhiger, indem ich mich mit ihr auf eine Bank niederließ, „ich will Ihnen eine kleine wahre Geschichte mittheilen. Ich werde kurz sein: Vor beiläufig 20 Jahren lebte ein junges Mädchen mit seiner Mutter auf dem Lande, wie Sie; sie war anmuthig, wie Sie, und Dichterin wie Sie. Angeeifert durch das Blendwerk des Ruhmes, angepornt durch berühmte Schriftsteller, wie Sie, verließ sie ihr Geburtsdörfchen, um in der Hauptstadt die Lorbeern zu ernten, die man ihr versprach; wissen Sie, was sie dort fand? Das Elend. Sie starb am Stroh.“

„O! die Zeiten haben sich für die Kunst geändert.“

„Lieber Himmel! Sie irren. Noch vor wenigen Tagen starb ein Dichter, ein wahrer Dichter im Hospital. Von Allen, welche darüber nach seinem Tode Zeter schreien, hat sich nicht Einer bei seinem Leben um ihn bekümmert, nicht Einer, welcher ihm in seiner Armuth die Hand gereicht hätte, nicht Einer, welcher ihm in seiner letzten Stunde beigestanden wäre.“

„Sie wollen scherzen?“ sagte sie.

„Im Gegentheil,“ rief ich, „ich hätte mehr Lust zu weinen,“ und unbarmherzig gegen Helene fuhr ich fort: „Ja, Sie täuschen sich. Weil man etwas Leichtigkeit des Geistes, etwas Aufgeregtheit der Fantasie, etwas Gefühl für den Einklang der Natur hat, so folgt daraus noch nicht, daß man vom Finger Gottes zum Dichter bezeichnet ist. Wie Viele sah ich schon, welche die poetische Laufbahn mit hoch erhobenem Kopfe betraten und die mit niedergeschlagenen Augen von derselben zurückkehrten. Die Zweige, welche uns von ferne ihre Blüthen und Früchte entgegen streckten, erheben sich mit einem Male so hoch, daß man sie nicht erlangen kann; die Wege, welche uns, weiß befandet und sanft sich neigend, sie zu betreten einluden, sind schroff und glitschich, die Freundeshände, die uns winkten, ziehen sich zurück, die Zukunft verräth uns, die Ehre entschlüpft uns, glücklich noch, wenn wir nicht schreien müssen: „Mich hungert!“

Nach diesen etwas poetischen Bildern zeigte ich ihr ganz nackt das Schicksal, welches sie erwartet. Ich machte sie aufmerksam auf die Opfer, welche ihr ihre Eltern bringen mußten, ich sagte ihr Alles, was man einem jungen Mädchen sagen kann, welches sich auf das stürmische Meer wagen will, das schon so Viele verschlang, aber auf alles antwortete sie nur: Sie scherzen — oder: Sei es — und endlich schrie sie noch wie zu sich selbst: „Nein! es bleibt dabei, Gottes Wille geschehe!“ und verließ mich.

Am folgenden Morgen, beim Aufgang der Sonne, nachdem ich Peters Lebewohl gesagt und ihm angerathen hatte, sich von seiner Liebe zu heilen, verließ ich Weidenau und fuhr mit einem aufgenommenen Pferde nach dem Landgute eines Freundes.

In sechs Wochen kam ich wieder durch Weidenau, und stieg „im grünen Laubfrosch“ ab, wo ich hörte, daß einige Tage vorher Mutter und Tochter nach der Residenz abgereist seien. Man hatte von ihnen noch keine Nachricht. Ich fand Herrn Soldner etwas ängerlich über die Abwesenheit seiner Frau und Tochter, aber voll Hoffnung auf die Zukunft der Muse. Marie schien mir weniger lustig, als früher, sie theilte die Verbleudung der Uebrigen nicht.

„Sie sind richtig fort,“ sagte sie zu mir, indem sie ihre Augen mit ihrem Wortuche wischte, „weiß Gott wie es ihnen ergehen wird, zwei Frauen allein in der großen Stadt. Ich weiß wohl, daß Helene ihre Leier bei sich hat, es wäre mir aber lieber, wenn sie einen braven Mann hätte. Mein Vater hat Haus und Gründe verkauft, ich fürchte, unser ganzes Hab und Gut wird zu Grunde gehen, und wir werden Verse essen müssen.“

Bei den letzten Worten fing sie an zu lachen und ich lachte mit ihr.

„Nun, es ist einerlei,“ fuhr sie fort, zugleich lachend und weinend, wie ein Apvillag, „auf jeden Fall ist es sehr traurig. Man muß den armen Peter sehen. Er ist nicht und trinkt nicht, er nährt sich blos von Thränen, er sieht auch gelb wie Wachs und mager wie ein Häring aus.“

„Peter,“ sagte ich, „ist ein Narr, ich an seiner Stelle wäre schon lange getröstet.“

Sie verstand, was ich meinte, erröthete und entfernte sich.

Am Abend kam Peter nach Hause. Es war wirklich erbärmlich, ihn anzusehen. Der arme Teufel hatte nur Haut und Knochen. Er hatte eben wieder drei Reisende umgeworfen, deren einer sich bei Herrn Soldner bitter beklagte und wegen einer Contusion zu Bette gebracht werden mußte.

Herr Soldner war darüber so erbost, daß er Peter auf der Stelle fortjagen wollte. Wir baten für ihn, ich und Marie. Er schien darüber ganz gleichgiltig. Marie trug ihm sein Abendessen auf, er berührte nichts. Noch denselben Abend kam er auf mein Zimmer und bat mich um meinen Rath. Er dachte ganz ernsthaft daran, auch nach der Residenz zu gehen und auch ein Dichter zu werden.

„Du bist ein Schafskopf,“ sagte ich, „der einzige Rath, den ich Dir geben kann, ist: werfe nicht mehr um, stehl etwas fetter zu werden und heirate in einigen Monaten ein hübsches junges Mädchen, das Dich liebe.“

„Sie hat mich lieb? gnädiger Herr! wissen Sie das gewiß?“

„Ganz gewiß.“

„Hat sie es Ihnen gesagt?“

„Wenn sie es mir gesagt hätte, so wäre ich dessen weniger gewiß.“

„Und binnen einigen Monaten wird sie wieder kommen, mich zu heiraten?“

„Von wem spricht Du?“

„Nun von ihr.“

„Von wem?“

„Von Helenen.“

„Hol' Dich der Teufel,“ schrie ich zornig. „Lösche mein Licht aus und laß mich schlafen.“

Als ich nach der Residenz zurückkam, hörte ich in allen Gesellschaften von einer Naturdichterin sprechen. Es war meine zehnte Muse von Weidenau. In einem Journal fand ich als zunächst erschienend zwei poetische Werke von Helene Soldner angekündigt: Die Mohnkörner und die Seufzer der Natur.

Eine Zeit nachher, es war anfangs Mai — ging ich um die Stadt spazieren, um die schönen Frauen mit ausblühen zu sehen, da begegnete mir Helene am Arme ihrer Mutter. Obwohl mit einer Art von Eleganz gekleidet, sah man ihr doch immer noch die Gastwirthstin an, die Tochter aber war frisch und lieblich, wie der Frühling. Sie antwortete auf meinen Gruß mit einem anmuthigem Lächeln und einer freundlichen Handbewegung. Wir wechselten nur einige Worte, aber sie lud mich ein, sie zu besuchen und sagte mir ihre Adresse.

Ich ließ sie nicht lange auf den Triumf warten, den mein Besuch ihrer Eigenliebe verspach. Ich besuchte sie schon am folgenden Tage.

Helene bewohnte mit ihrer Mutter eine sehr anständige Wohnung in einer belebten Straße. Sie empfing mich in einer Art Boudoir, welches sie ihr Arbeitszimmer nannte, welches freilich mit jenem im grünen Laubfrosch nichts gemein hatte. Helene war allein. Als Muse genoß sie eine Freiheit, welche andern jungen Menschenkindern nicht gestattet ist. Es ist in der Poesie, wie in der Ehe, beide emancipiren Minderjährige. Sie war anspruchsvoll idealisch gekleidet. Ihre kleinen Füßchen hüpften auf einem türkischen Teppich, dem Geschenke eines großen Dichters, wie sie mir sagte, der ihn auf dem Orient mitgebracht hatte. Sie bot mir einen Stuhl an und rollte sich eine Cigarette mit ihren allerliebsten kleinen Fingern zusammen. Sie sprach ohne alle Verlegenheit von der Schenke in Weidenau,

Digitized by Google

wo ich sie zum ersten Male sah, von ihrem Vater, ihrer Schwester und dem armen Peter; sie eilt mir lachend die sonderbare Soirée in das Gedächtniß, der ich beigewohnt hatte, und die Gäste derselben. Es war keine Rede von unserem Gespräche im Freien, sie gewährte sich nur die Genugthuung, mir ihre literarischen Anerkennungen mitzutheilen. Alles lachte ihr, alles kam ihr entgegen. Die größten Salons standen ihr offen, man drängte sich zu ihrer Bekanntschaft. Gestern hatte sie bei der Gräfin K. gegessen und morgen bei dem Professor N. Die berühmtesten Dichter besuchten sie, die Zeitungsschreiber quälten sie um Gedichte, alle Componisten wollten ihre Lieder in Musik setzen. Sie zeigte mir ein prächtiges Album, welches ihr eine Fürstin zum Geschenk gemacht hatte. Die „Mohnkörner“ und die „Seufzer der Natur“ sind schon im Drucke begriffen; sie hatte zwar dem Verleger 1000 fl. bezahlen müssen, aber sie sei gewiß, nicht nur diese Summe, sondern auch einen bedeutenden Nutzen durch den Verkauf hereinzubringen; denn die Nachfrage darum sei schon jetzt ungeheuer; sie fürderte die Cigarette an, und beugte sich auf ein Kissen.

„Mein Schicksal scheint Ihnen sehr beneidenswerth,“ fuhr sie nach einer Pause fort, „und doch verstehere ich Sie, die große Welt langweilt mich, der Ruhm ist mir lästig. Es ist in der Tiefe meiner Seele eine Leere. Ich habe nur eine Ambition, in der Nähe der Residenz mir ein Landgut zu kaufen und mich dahin mit meiner Familie zurückzuziehen. Ich hoffe nicht zu sterben, ohne diesen Wunsch verwirklicht zu haben.“

Ich wünschte ihr Glück und verließ sie mit tiefer Betrübniß.

(Schluß folgt.)

Die Mormonen.

Von J. G. K-l-b.

(Fortsetzung.)

Diese Urkunden waren in Platten oder Tafeln gegraben, welche das Ansehen von Gold hatten. Jede Platte hatte etwa 7 Zoll Breite und 8 Zoll Länge. Dabei waren sie nicht ganz so flach als gewöhnliches Blech. Sie waren auf beiden Seiten mit egyptischen Characteren gefüllt und wie die Blätter eines Buches zusammengebunden, indem an der einen Seite drei Ringe hindurch gingen. Dieser Band hatte etwa 6 Zoll Stärke und einen Theil davon verschloß ein Siegel dem Auge der Neugier. Das Buch verrieth vielfache Spuren hohen Alterthums und viel Geschick in der Kunst des Graviren. Neben den Urkunden fand sich in dem Behälter zugleich ein eigenthümliches Instrument, von den Alten Urim und Thumim genannt, welches aus zwei durchsichtigen krystallhellen Steinen bestand, die in die beiden Oefen eines kleinen Bogens eingefaßt waren. Dasselbe war in früherer Zeit bei Personen im Gebrauche, die man Seher nannte, und zwar bedienten sie sich seiner, um in die Ferne zu schauen, so wie in der Vergangenheit und Zukunft zu lesen. — Auf die Nachricht, daß Josef Wissenen gehabt und reichliche Schriften auf Goldplatten gefunden, erfüllte sich, was der Engel geweissagt: Die Bewohner der Umgegend begannen zu spotten und zu höhnen, es wurde ihm, als er den Schatz gehoben hatte und durch die Mühnis nach Hause zurückkehrte, von zwei Schurken aufgelauert, deren er sich nur mit Mühe erwehrte. Das Haus der Familie Smith wurde von Pöbelhaufen bestürmt, zu mehrmalen schossen die Gottlosen auf den Propheten u. s. w. — Er entschloß sich also, den Ort zu verlassen und nach Pennsylvanien auszuwandern. Er packte seine Sachen zusammen, verbarg die Urkunden in einem Faße Bohnen und machte sich auf den Weg. Noch war er nicht weit gekommen, als ein Polizeidiener mit einem Erlaubnißscheine zur Durchsuchung seines Gepäckes ihn einholte. Nach eifrigem Suchen entdeckte er aber nichts. Eine nochmalige Untersuchung lieferte auch kein besseres Ergebniß und ohne fernere Belästigung kam Smith nach Pennsylvanien, wo in der Nähe des Susquehanna sein Schwiegervater wohnte. Hier, in der Einsamkeit, übertrug er mit Hilfe des Urim und Thumim den unterlegten Theil der von ihm entdeckten heiligen Urkunde, welche später unter dem Titel: „Das Buch Mormon“ im Druck erschien. So stellt uns Orson Pratt die Sache und die Mormonen-Literatur vor. Allein Nicht-Mormonen erzählen die eigentliche und wirkliche Entstehung der vorgeblichen Urkunde, so wie die Praktiker, durch die der ehemalige Schafgräber bestimmt wurde, sich in der Rolle des Propheten zu versuchen, ganz anders:

Das Buch Mormon war nichts weniger als von alt-indianischen Sehern vor Jahrtausenden geschrieben, sondern von einem gewissen Salomon Spalding verfaßt, welcher 1761 in Connecticut geboren, in Dortmouth studirt, nun, nachdem er mit kaufmännischen Geschäften Unglück gehabt, sich im Jahre 1809 nach dem Städtchen Conneaut im nordöstlichen Ohio zurückgezogen hatte, wo er gemeinschaftlich mit einem gewissen Lake ein Eisenwerk betrieb. Dabei blieb ihm viel Zeit übrig, welche er dazu benützte, einen historischen Roman aus der Vorzeit Amerika's zu schreiben, den er die „entdeckte Handschrift“ nannte. Dieses Werk der Fantasie suchte besonders die auch sonst behauptete Ansicht durchzuführen, daß die Ureinwohner Amerika's Nachkommen der Kinder Israel's seien, und enthielt zu dem Zwecke weitläufige Berichte über ihre Wanderungen von Jerusalem nach dem westlichen Continente, eine Erzählung ihrer Schicksale, und Darstellung ihrer Zustände in diesem Welttheile. — Auf dieses Kind seiner Muse, bei dessen Abfassung er den biblischen Stil angewendet hatte, war Spalding sehr stolz, und lud es allen seinen Nachbarn zu mehren Malen vor. Das Eisenwerk brachte sich nicht, und Spalding gerieth auf die Idee, er könne sich mit seinem Buche ein Vermögen erwerben; er begab sich demnach im Jahre 1812 nach Pittsburgh, wo er sein Manuscript dem Drucker Lamdbin zum Verlag anbot. In dessen Verwahrung verblieb es einige Jahre, und auch dann noch, als Spalding 1816 starb, und einige Jahre darnach die Firma: „Lambdin und Patterson“ bankerot machte. — Nun kam um die Zeit dieser Katastrofe, die in das Jahr 1823 fällt, ein gewisser Sidney Rigdon, der früher Buchdruckergehilfe war, und jetzt als Prediger der Reformers wirkte, nach Pittsburgh. In dieser Stadt hielt sich derselbe bis 1826 auf, während welcher Periode er seine Predigertthätigkeit gänzlich einstellte, vorgeblich um die Bibel zu studiren. Er war eben so schlau, als thorgeizig und nie um die Mittel zur Erreichung seiner Zwecke verlegen. Er fand endlich auf sehr vertrautem Fuße mit Lambdin, wie seine häufigen Besuche in dessen Laden bewiesen. Ziemlich um die Zeit, wo Lambdin der Drucker starb, verließ Sidney Rigdon seinen bisherigen Aufenthaltsort, und einige Monate darauf hörte man, daß er in Mentor, einer kleinen Stadt in Ohio, sich eine Gemeinde gebildet hatte, welcher er ungefähr dasselbe vortrug, was der Engel auf dem Berge Cumorah dem Finder der Urkunden verkündet haben sollte. — Als nun 1830 das Buch Mormon oder, wie es in der ersten Aufgabe hieß, die goldene Bibel im Druck erschien, und von Gläubigen und Ungläubigen mit Begier gelesen wurde, erklärten Spalding's Brüder und seine Wittwe erstaunt und entrüstet zugleich, dasselbe sei in der Hauptsache nichts anders, als die ihnen in allen Einzelnheiten wohlerinnerliche entdeckte Handschrift ihres verstorbenen Bruders und Gatten. Selbst die Namen der Personen und Orte, ja was noch mehr, die pschologischen Unwahrscheinlichkeiten und auffallenden Stilmängel waren fast durchgängig beibehalten, und der Beardeiter hatte nur etwas religiöses Material mehr hinzugethan. Ihre Einsprache gegen den Betrug, auf welche Rigdon mit Drohungen antwortete, wurde durch das Zeugniß des einstigen Compagnons von Spalding, so wie durch einen großen Theil der Einwohner Conneauct bekräftiget, und so ward der unparteiische Beobachter unwiderstehlich in den Schlusse hingedrängt, daß Lambdin, nachdem er mit seiner Druckerei bankerot gemacht, die entdeckte Handschrift wählte und benützte, um sich wieder emporzuheben; daß er dieses Werk an Rigdon übergab, um es nach seinem Ermessen zu feilen und zu ändern, und daß dieser während der Jahre seines vorgeblichen Bibelstudiums die Umprägung des Romans in ein Religionsbuch vollendete. Der Gewinn war indeß nur dann geschert, wenn das Buch auf mirakulöse Weise an den Tag gebracht wurde, und dazu wieder bot sich ein treffliches Werkzeug in der Person Jos. Smith's, dessen Ruf als Zauberer und Schatzgräber sich bereits im großen Maße verbreitet hatte. Derselbe ging auf Rigdon's Antrag bereitwillig ein, und wenn er nach

Digitized by Google

Pennsylvanien zog, so geschah dies nicht wegen Gefährdung seines Lebens daheim — wovon überhaupt nur die Mormonen etwas wissen — sondern weil er am Susquehanna seinem Genossen näher war, und sich dort ungestörter seine Rolle von ihm einüben lassen konnte. — Die weitere Entwicklung wirft aber noch mehr Licht auf den unleugbar wohl angelegten Plan, der eben so geschickt durchgeführt worden, und seinen Urheber. Nach Veröffentlichung der neuen Bibel, mit welcher Jos. Smith in seiner Heimat nur wenig Proseliten machte (die Mormonen sagen zufällig), reiste ein gewisser Parley Peter Pratt aus Vorrain Country auf dem Kanale durch Palmira, machte, von der neuen Religion hörend, einen Besuch bei den Smith's, und wurde rasch bekehrt. Dieser Pratt war aber ein Bekannter Rigdon's und so ist wohl anzunehmen, daß sein Erscheinen von diesem veranlaßt und seine Bekehrung im Voraus verabredet war. Um diese Zeit waren die Smith's gerade im Begriffe, eine Expedition nach dem Westen zur Verkündigung des neuen Evangeliums unter den Indianern, oder Lamaniten, wie sie dieselben nach einem Helden des Buches Mormon nannten, anzurüsten, und im October 1830 langte die Apostelcavaване, bestehend aus Oliver Cowdery, dem ersten Jünger des Pseudo-Propheten, Pratt, Peterson und Whitmer, in Mentor bei Rigdon an, wohl versehen mit Exemplaren der „goldenen Bibel.“ — Nicht fern von da wohnten mehrere (im Städtchen Kirtland) zu Rigdon's Gemeinde gehörende und durch dessen Schwärmereien erhitzte Familien, die bereit waren, sich dem ersten besten Zamus anzuschließen. Was Wunder dann, wenn sie, die tagtäglich Zeichen und übernatürliche Ereignisse erwarteten, ohne Bedenken dem Mormonismus zufielen, so daß Cowdery in einer Nacht 17 Personen taufen konnte, wobei ein heiliger Engel (den Smith als Johannes den Täufer bezeichnete) seine Hände auf ihre Häupter legte, dadurch ihnen die priesterliche Weihe gab, und befahl, sich einander durch Untertauchen zu taufen. Nicht lange darnach ließ sich auch Rigdon bekehren, doch nicht ohne Jägern und Gegenreden, die in der Zeit des Spieles gehörten, um der Ueberzeugungskraft von Cowdery's Beweisen mehr Gewicht zu geben. Ihm folgte der größte Theil seiner geistlichen Heerde, und in wenig Wochen zählte die Secte über 100 Gläubige in der Gegend. Rigdon reiste kurz hernach zu den Proseten nach Palmira, welcher ihm augenblicklich die Aemter eines Aeltesten, Oberpriesters und Schriftführers übertrug, und bei dem er sich predigend und viele Offenbarungen empfangend, zwei Monate aufhielt. So war denn im Westen, wohin der Vorstand der Schwindler dieselben mit ihren Unternehmen aus dem aufgeklärteren Osten verwies, Fuß gefaßt und Boden gewonnen. Die Stiftung der Kirche war vollendet, und mit einer auf's Unglaubliche grenzenden Schnelligkeit wucherte, gleich den endlosen Stechapfel-Stauden des Landes, dieser Unsinn in die Welt hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Im Alpenthale.

Zu hüben in'd dampfende Thal,
Das ist paradiesische Wonne,
Da schwindet der Kummer, die Qual!

Umgeben vom Kranze der Alpen,
Im würzigen Morgenathemzug'n,
Sind längst die entschwunden die Lieder, —
Da müssen sie wieder erseh'n!

Wie täppisch die Freuden der Städte,
Ihr Schlemmen, ihr rasender Tanz,
Ihr Fragen und ihre Komödie,
Geleier und Mummenschanz!

Im Thale der riesigen Alpen
Da schmücken auch Berg sich und Flur,
Und tragen nach uralter Mode
Heraus sich der em'gen Natur!

Am Gelde der wallenden Felder,
Im Dunkel der Heimat des Reh's,
Im silbernen Schleier des Nebels,
Im Prachtbrennelme des Schnee's!

Im blauenden Himmelsgewölbe,
Der Wiesen frischgrünendem Sammt,
Im glühenden Purpur des Abends,
Der ringsum die Gipfel entflammt. —

Wie nichtig das Drängen und Treiben,
Die Wollust wie fade, wie schaal!
Die Liebe, — nur einzig die Liebe
Verschönert die Welt noch zumal!

Wien. Franz Fitzinger.

Alexander Dumas bei dem Bäcker und Dichter Reboul.

Reise-Erinnerungen von Dumas, nacherzählt von Carmelia C.

Unter den Merkwürdigkeiten, welche sich in der Stadt Nimes sehen sollte, erzählt Dumas, war für mich ohne Zweifel eine der seltsamsten: ihr Dichter. Ich hatte einen Brief von Taylor, meiner sonderbaren Bekanntschaft: An Herrn Reboul, Dichter und Bäcker.

Mein erster Besuch, als ich in Nimes ankam, war also bei Reboul. Ein junger Mann, den ich anredete, als ich das Hôtel verließ und wünschte ich um Reboul's Adresse fragte, begleitete mir nicht nur dieselbe, sondern — bot sich an, mich dahin zu begleiten; ich nahm es an.

Ehe wir unser Ziel erreichten, gingen wir durch eben den Platz „des Arènes.“ Ich wandte mein Gesicht ab, damit der römische Riese in diesem Augenblicke weder meine Augen, noch meine Gedanken von meinem Ziele abzöge.

„Wie gehen an der Arena vorüber,“ sagte mein Führer. — „Ja danke, ich sehe sie nicht,“ antwortete ich.

Fünfzig Schritte weiter blieb er an der Ecke einer kleinen Gasse stehen. „Sehen Sie hier Reboul's Wohnung.“ — „Tausend Dank. Wissen Sie nicht, ob ich ihn jetzt zu Hause treffe?“ Mein Führer streckte den Kopf, damit seine Blicke durch die halboffene Thüre dringen konnten. „Er ist in seinem Laden,“ sagte er und entfernte sich.

Ich blieb einen Augenblick in Gedanken versenkt und betrachtete meinen Brief. — Wer wird in dem Empfange, der mir von diesem Manne werden soll, den Sieg davon tragen, seine Natur oder sein Stand? Wird er Poesie oder Mehlsack mir mit sprechen? (Me-parlera-t-il poésie ou farine?)

Ich trat ein. — „Habe ich die Ehre, Herrn Reboul zu sprechen?“ — „Ich bin es.“ „Ich habe einen Brief von Taylor.“ — „O! wie geht es ihm?“ — „Sehr wohl!“ Er sing an zu lesen.

Ich betrachtete ihn während dieser Zeit. Er war ein Mann von 35 oder 37 Jahren, von einem Wuchse, welcher die mittlere Größe übersteig, seine Gesichtsfarbe grenzte an das Braun der Aeder, er hatte schwarze, glänzende Haare und dienenweise Zähne. Als er seinen Brief zu meinem Namen gelangte, blickte er vom Briefe zu mir herüber und begrüßte mich zum zweiten Male. Dieser Blick war schnell und tief und ich bemerkte, daß er herrliche Augen hatte, ganz gemacht, um die höchste Liebe, wie den höchsten Zorn auszudrücken.

„Mein Herr,“ sagte er, „ich bin dem Baron Taylor sehr verbunden und ich weiß nicht, wie ich je meine Schuld abtragen werde.“ Ich verbeugte mich. „Aber wollen Sie mir erlauben, mich gegen Sie ganz offen und frei zu benehmen?“ — „Ich bitte Sie darum.“ — „Sie kamen, um den Dichter und nicht um den Bäcker kennen zu lernen, nicht wahr? Nun gut, von 5 Uhr Morgens bis 4 Uhr des Abends bin ich Bäcker. Von 4 Uhr bis Mitternacht bin ich Dichter. Wollen Sie Weißbrod? dann bleiben Sie; wollen Sie Dichtung, dann kommen Sie um 5 Uhr wieder.“ — „Ich werde um 5 Uhr wieder kommen.“

In diesem Augenblicke traten zwei oder drei Kundschaften ein. „Sie sehen,“ sagte er mir, „wir hätten keinen Augenblick Zeit,“ und er bebreidigte die Käufer. Die Thüre der Backhause öffnete sich und ein Bäckerjunge erschien. „Der Ofen ist heiß, Meister.“

„Sende Jemand in den Laden, ich werde selbst das Brot in den Ofen gehen.“ Eine Frau erschien, um seinen Platz am Zahltisch einzunehmen. „Um 5 Uhr also,“ sagte er mir. — „O gewiß!“ Und er ging, sein Brot zu backen.

Ich ging während der 3 Stunden, welche diese erste Unterredung von der zweiten trennten, planlos umher; ich weiß nicht viel von dem, was ich sah; ich war in Betrachtung vertieft.

Ich kam zur bestimmten Stunde wieder, Reboul erwartete mich an der kleinen Thüre. Sein Laden, welcher immer geöffnet war, war mit dem einfachen Geschäfte des Verkaufs Anderer Sorge anvertraut. Er kam mir einige Schritte entgegen. Er hatte die Kleider gewechselt; sie, welche er eben trug, waren sehr einfach, aber sehr reinlich und hielten die ernste Mitte zwischen Wall und Bürgerkand.

Wir stiegen eine kleine Treppe hinan; wir befanden uns in Mitte eines Speichers, auf dessen Fußboden in gesonderten Haufen Getreide von verschiedener Gattung aufgeschüttet war. Wir traten in einen dieser kleinen Thäler, welche diese Kornberge zwischen sich bildeten, und mit zehn Schritten befanden wir uns an der Thüre eines Zimmers. Wir traten ein.

„Hier sehen Sie und getrennt von der materiellen Welt,“ sagte Reboul, die Thüre hinter sich schließend. „Um und ist jetzt nur die Welt der Täuschungen. Dies ist das Heiligthum. Das Gebet, die Begeisterung und die Poesie haben allein das Recht, hier einzutreten. In diesem Zimmer, so schlicht, so einfach es Ihnen erscheinen mag, habe ich die süßesten Stunden meines Lebens verlebt, die der Dichtung und der Träumerein.“

In der That, das Zimmer war von einer, bewahre köstlichen Einfachheit; weiße Vorhänge am Bett und am Fenster, einige Strohsessel, ein Schreibtisch von Nußbaumholz, ein Krug von Elfenbein, bildeten die ganze Einrichtung. Die Bibliothek befand auf zwei Werken: Die Bibel und Corneille.

„Ich sange an, Ihr Doppelleben zu begreifen, welches mir bis nun unverständlich schien,“ sagte ich. — „Und doch ist nichts einfacher und eines unterstützt das andere. Wenn die Hände arbeiten, ruht der Kopf, wenn der Kopf arbeitet, ruhen die Hände.

„Aber? . . . Sie entschuldigen meine Fragen.“ — „Fragen Sie.“

„Waren Sie von einer gebildeten Familie?“ — „Ich bin der Sohn eines Arbeiters.“

„Sie haben wenigstens einige Bildung erhalten?“ — „Keine.“

„Wer machte Sie zum Dichter?“ — „Das Unglück.“

Ich blickte um mich: alles schien so ruhig, so süß, so glücklich in diesem kleinen Zimmer, daß das eben ausgesprochene Wort: Unglück, hier kein Echo finden konnte.

Digitized by Google

„Sie suchen eine Erklärung meiner Worte, nicht wahr?“ — „Und ich finde sie nicht, ich gestehe es.“

„Sind Sie nie über ein Grab gegangen, ohne es zu vermuthen?“ — „O ja, denn ich fand das Grab freilicher und die Blumen schöner.“ — „Wohlan, wir stehen auf einem Grabe.“

Eine Thräne glänzte in seinem Auge. Ich drückte ihm die Hand. „Sie verstehen, nicht wahr?“ fuhr er fort, „was es ist um einen großen Schmerz, den man vergebend in ein anderes Herz auszuströmen sich sehnt. Jene, welche mich bis nun umgaben, waren Männer meiner Classe, gute, oder ganz gewöhnliche Seelen. Statt mir zu lauschen: Weine — wir werden mit Dir weinen, versuchten sie es, mich zu trösten; meine Thränen, welche nichts verlangten, als frei sich ergießen zu können, strömten zum Herzen zurück und überschwemmten es. Ich suchte die Einsamkeit und weil mir Herzen fehlten, die mich verstanden hätten, klagte ich Gott mein Leid; diese einsamen, religiösen Klagen nahmen einen gebildeten und poetischen Charakter an, den ich nie in meinen Worten bemerkt hatte; meine Gedanken bildeten sich in einer mir beinahe selbst unbekannten Sprache und weil sie zum Himmel wollten, da sie Niemanden leicht verstanden wurden, gab ihnen der Herr Flügel und sie flogen auf zu ihm.“

„Ja, ja, so ist es,“ rief ich aus, als hätte er mir die einfachste Sache der Welt erklärt, „und ich begreife jetzt, daß hier die wahren Dichter sind, die es auf solche Art werden; wie viele Männer von Talent gibt es, denen nur ein großes Unglück fehlt, um Männer von Genie zu sein! Sie haben mir mit einem einzigen Worte das Geheimniß Ihrer Beredsamkeit bezeichnet und ich kenne es jetzt ganz wie Sie selbst!“

„Dann fügen sie zum Schmerze der Einzelnen den Kummer ganzer Nationen und Völker; denken Sie an den Posten, welcher nun sich herum wie die Blätter im Herbste allen religiösen Glauben, alle politische Ueberzeugung fallen sieht, und welcher wie ein entblätterter Baum bedeckt, was ihn Erhebung zu ernähren, der — vielleicht nicht wiederkehrt. Sie sind kein Moralist, ich weiß es, aber Sie sind religiös. Bedenken Sie alle, was es ist, wenn man die Bilder, zu welchen uns die Mutter als Kind hinführte, um dort unsere Gebete zu verrichten, zerschmettert, unter den Füßen der Pferde zertreten in den Koth gezogen sieht! Denken Sie, was es ist, ähnliche Dinge in Rimini zu sehen, in dieser alten Stadt öffentlicher Zwistigkeiten, wo fast alle Erinnerung nur Haß ist, wo das Blut so schnell uns so lange fließt!. . . O! hätte ich nicht die Poesie, um zu klagen und die Religion, mich zu trösten gehabt, was wäre aus mir geworden, a mein Gott!“

„Wie sahen alle gleiche Dinge. Glauben Sie mir, dies ist die Ursache, daß in diesem Augenblicke jeder Dichter auch die öffentlichen Interessen vertreten muß. Das Gebiet der Poesie hat sich durch das Feld der Politik vergrößert. Die Revolutionen haben es mit dem Schwerte bearbeitet, unsere Väter haben es mit ihrem Blute getränkt. Säen wir das Wort und der Glaube wird aufgehen.“

„Sie haben ein ganzes Königreich, das Theater; ich, ich habe nur einen Garten. Doch bad thut nichts, ich werde darin Blumen ziehen und daraus Kränze winden, die ich Ihnen zuwerfen werde. . . .“

„Sie haben mich so nicht zu kommen gehessen, um mir Complimente zu machen, sondern um mir Ihre Verse zu lesen.“

„Wünschen Sie es wirklich, oder ist es nur eine Sache der Neugierde oder der Artigkeit?“

„Ich glaube, daß wir uns genug kennen, und gegenseitig überflüssige Fragen zu ersparen.“

„So ist's recht, ich stehe ganz zu Ihren Diensten, wenn ich Sie langweilen werde, werden Sie es mir sagen und ich werde aufhören.“

Er begann. Bei dem ersten Versen schon bemerkte ich in seiner Stimme jene Betonung, welche wesentlich der modernen Schule angehört, jene Ausdrucksweise, welche mich so oft bei Wigny, Lamartine und Hugo überrascht hatte, und doch kannte Reboul in jener Epoche noch keinen dieser Männer. Das bewies mir, was ich seit langer Zeit vermuthete, nämlich: daß in den neuern Gedichten ein Wohlklang hervortritt, welcher nicht den Gedichten der ältern Schule angehört. Während er mir vorlas, prüfte ich den Mann, sein Gesicht hatte einen neuen Charakter angenommen, den bed Glaubens; eine große innere Ueberzeugung offenbarte sich äußerlich in dem Grade und in dem Maße, als er las und weil er las.

Es verbrachten wir 4 Stunden, er: mich mit Poesie überstattend, ich: immer auf's Neue rufend: Noch! Ich erlieg ihm sein Tasch seines Tisches; alles mußte heraus: Manuscripte, Hefte, Liegende Bilder. Endlich bemerkte ich mit dem Finger auf ein liegen Concept. „Dieses werden Sie selbst später lesen,“ sagte er, „morgen.“ — „Warum?“ — „Weil es Verse sind, welche an Sie gerichtet sind.“ „Ich hatte Sie schnell hingeschrieben, als ich Ihrer wartete; doch jetzt kommen Sie, lassen Sie mich in die Arena gehen.“ —

Waidmannssprüche.

1.

Ein schöned Augenpaar,
Das ist das Doppelgewehr,
Dem sich der Jäger ergibt,
Wer kropig er auch weg.

2.

Das merkt Ihr Jagdgenossen,
Eine Rede, wie schön sie sei,
Hat nie eine Gemsj' erschossen,
Es ist's und bleibt dabei.

3.

Trog Gemsj' und Hirsch muß ich sagen,
Den Wein und den Flaschen zu jagen,
Wenn wohl behütet das Revier,
Es ist doch auch ein' Plaisir!

Fr. v. Kobell.

Oesterreichischer Kunstverein.

(Ausstellung im Monate Juni.)

Mit wahrer Freude lade wir jeden Kunstfreund zur Besichtigung dieser Ausstellung ein, worin die einheimische Kunst zwar nicht stark vertreten ist, doch reicher, mannigfaltiger und anziehender aber durch Mitwirkertalent glänzt.

Einer bedeutend interessanten Abtheilung begegnen wir im Saale VI. worin die für den von der artistischen Anstalt des Lloyd in Triest aufgeschriebenen Concurs eingelaufenen Gemälde ausgestellt sind. Da die Commission des Lloyd am 6. Juni d. J. bestimmte unter diesen Bildern zum Ankaufe zu wählen hat, welchen als Prämienblatt für die Preisnmerenten und den dem Triester Lloyd herausgegebenen Familienbuche, in Kupfer gestochen, vermendet werden soll, so ist gewiß das Interesse der die Ausstellung besuchenden Kunstfreunde vorzugsweise auf den Kreis dieser in Wettkampf getretenen Bilder gerichtet und man glaubt daher auch vor allem, diese der Betrachtung unterziehen zu sollen.

Es sind deren elf, worun drei von Wiener Künstlern herrühren, und zwar: „Bajaderen“ von August Schäfft, „Slavische Jüngenhirten“ von Friedrich Stamm, und „Wingern“ von Georg Decker. Das erstere ist widermetzig monierirt, die zwei anderen sind gute, mit Sinn für charakteristische Auffassung gemalte Bilder, besonders jenes von Decker.

Als ein nicht aus schönpferischer Fantasie hervorgegangenes, sondern mit aufstrengischer Thätigkeit combinirtes Bild muß „Mutterliebe“ von C. B. Schell und Carl Engel in Rödelheim bezeichnet werden; es ist kein wahres Leben darin, die ganze Wirkung ist auf Knalleffekt, auf Stellung und Gruppirung berechnet. — Die „Schiffsdirne der Segenschützgründe in Antwerpen“ von J. B. Huysmann ist ein tertlich gemaltes lebendiges Bild, mit Kraft und Wahrheit im Ausdrucke der in einer Gruppe beisammen stehenden Schiffen. — „Dorfkirchenmusik“ von Reichardt Sed. Zimmermann in München ist lebendig charakterisirt, mit Mannigfaltigkeit im Ausdrucke der verschiedenen, in einer musikalischen Production begriffenen Figuren; jedoch sollte die Charakteristik einiger Köpfe minder grell sein. — Der überfallene Wildbieb“ von Peter von Schendel in Brüssel hat zu wenig Leben und Kraft des Ausdrucks, um aus schnell in die Situation zu versetzen; jedoch ist es gut gemacht und hält sich von Uebertreibung fern.

Hervorragend an Werth und Reiz sind die drei übrigen, auch von dem Gemüd des österreichischen Kunstvereins hervorgehobenen Gemälde.

„Der Liebling der Großmutter“ von F. Wischebrand in Düsseldorf zeigt sich den vorzüglichen Bildern dieser Schule an; es ist mit einer so sprechenden Wahrheit und Eindringlichkeit gemalt, daß man zur Mitempfindung hingerissen wird.

Nicht minder anziehend sind: „Die Traubentrinkerinnen“ von F. Verheyden in Brüssel. Namentlich ist die Figur des erwachsenen Mädchens, das nach der blauen Traube langt, allerliebst, die schalkhafte Kreude in ihrem frischen Gesichte ist mit Meisterschaft dargestellt; derber, vielleicht etwas zu derb ist der Ausdruck der Bergnügen bei den Geschäftigen des zweiten erwachsenen Mädchens, das in inniger Theilung die Beerenfrucht des kleinen Diebstahls empfindet, damit sie die beschlossene Thatsache erreiche.

Das dritte endlich „Frangoise und Nicolette de Foix“ von J. A. Kruseman in Driebergen, gehört der ernsten Muse an und macht einen ergreifenden Eindruck. Wer würde aber auch die Thräne, die über die Wange der Mutter herabfließt, nicht für eine echte Perle der Liebe und des Schmerzes erkennen, wer auch diesen Zügen nicht das tiefe Weh der Seele herausdeuten!

Wenden wir uns nun der Hauptabtheilung der Ausstellung und vorerst dem historischen Fache zu! — Hier begegnen wir vor allem drei großen Schlachtgemälden, worun zwei, nämlich: „Die Schlacht bei Temesvar am 9. August 1849.“ und: „Die Schlacht bei Szöreg am 5. August 1849,“ im Auftrag Seiner Majestät des Kaisers Franz Joseph, von Albrecht Ritter von Adam in München gemalt wurden, und deren Ausstellung im österreichischen Kunstverein von Seiner Majestät allergnädigst gestattet wurde. Wer überhaupt Schlachtenbarstellungen durch die Kunst bei Pinsels eine Berechtigung zuerkennt und Sinn für derlei Bilder hat, wird den vorbenannten das berühmten Münchener Malers schöne Vorzüge nicht absprechen können.

(Schluß folgt.)

Musik-Salon.

Rossini ist und bleibt das wahre Genien für die dieszährige italienische Stagione. Die „Generentola,“ von Frau Borghi-Mamo zu ihrer Scenia gewählt, hat es mehrerbings bewiesen. Die Ausführung dieser Oper war in jeder Beziehung eine vorzügliche; sowohl die Solo-Gesangsvorträge, als das Zusammensingen in den Ensemble-Stücken und die Leitung des Orchesters unter der eben so umsichtigen als energischen Leitung des Hofopern-Capellmeisters Eckert verdienen alles Lob. Die Bravelicantin ließ die Bravour ihres Coloraturgesangs im besten Lichte glänzen; ihre klare, noch durch den sogenannten dramatischen Gesang nicht abgerauhte Stimme war an diesem Abende besonders willig, und auch mehr innerer Leben als sonst durchströmte ihren Vortrag. Schade, daß ein unbegreifendes Urtheil die an manchen Stellen leidende und unschöne Behandlung der tiefen Töne tragen muß! — Auch der allbeliebte Carrion ließ der Partie des Pringen von Sagani volles Recht widerfahren. Für den schmachtenden Liebesgram, für die Gelegenheitsmacherei des graziösen Flitterwerks der Rossinischen Tanmuse, für das gemäßigte Feuer des von Wein und Wechselthung gezeugten Menschen in seinerer Lebenslosen seben ihm in Stimme, Gesangsbildung und Seelenkraft alle erforderlichen Ausdrucksmittel zu Gebote, um so oft er im Kreise seiner Stimmungen und Empfindungen verweilt wird, kann man des schönsten Genusses versichert sein. Und dennoch kann man sich nicht verhehlen, daß an manchen Stellen, wo allerdings die Verführung im Tone und in der musikalischen Betonung nahe liegt, sein Gesang gleich seinem Geschäftsantrunck

Digitized by Google

etwas zu weichlich ist. Der Glanzpunct seiner Leistung war die große Arie mit Chor im zweiten Act, die eine wahre Aufregung im Publicum hervorrief. Sign. Everardi gab die schwierige Rolle des Raitknecht in der Verkleidung als Prinz in Spiel und Gesang mit viel Freiheit und Leichtigkeit; bei scharfer Ausprägung aller komischen Momente seiner dargirten Rolle wußte er dennoch Maß zu halten, und in der Bewältigung der reichen Figuren seines Gesangspart kam er Coccia beinahe ebenbürtig zur Seite. Rossi war als Don Magnifico recht wirksam, und seine Darstellung hielt sich in den Grenzen des Anstandes. Nach der Friedrich Tels und Müller verdienen Anerkennung ihrer fleißigen und entsprechenden Mitwirkung in den zwei weiblichen Nebenrollen. Die vorzügliche Aufführung des Sertetts im zweiten Act erregte stürmischen Beifall. Die langerwartete Thalberg'sche Oper „Christina di Svezia" ging endlich am 3. Juni, an einem der heißesten Sommer-Sonntage, in die Scene. Eine glänzende, zahlreiche Versammlung füllte die Logen und Sperrsitze, und der größere Theil derselben hielt sich in einer dem Componisten günstigen Voreingenommenheit bereits den ganzen Abend hindurch nicht hinten. Trotz gegen den Schluß der Vorstellung wurden die Gegenstimmen lauter, die zu Gunsten des berühmten Klavier-Virtuosen Befangenen ernüchterten sich allmählig, der Beifall erkahmte.

Unzweifelhaft der wiederholten Hervorrufung des Componisten nach jedem Acte kann man sagen, daß der Erfolg der Oper kein günstiger war.

Der Text dieser sogenannten Tragedie lirico ist von Fesler Ramoni, und behandelt den bekannten Stoff der Liebe Christinens von Schweden zu Monaldeschi und bei auf dem Scheiterhaufen dieser Liebe ausgetobtenden Eifersucht des Letzteren, der mit seinem Verderben endet. Das Buch enthält Elemente eines bewegten inneren und äußeren Lebens in Fülle.

Die Musik Thalberg's ist keine aus eigener Schaffenskraft hervorgegangene, sondern eine nachgebildete; daher scheint es ihr auch an einem sicheren Stile, wie vorwaltend italienischer Richtung spielt nimmter, namentlich in der Instrumentirung, in die moderne, französisch-deutsche Weise über. Es ist ein wahres Mosaik von Melodien, Satz, gelungenste aus dem Ganze, daß musikalische Bildung auch dem Werke spricht, daß die Form im Ganzen glatt und gefällig ist, daß manche interessante Instrumentalsätze leben und Fache hineinbringt u. dgl.' Immer bleibt die traurige Thatsache ohnen stehen, daß eine ohne wahren Beruf und echtes Talent geschriebene Oper den Keim des Todes in sich selbst trägt und daß lange Schlangen die darauf gewendeten Anstrengungen, Mühen und Kosten nicht lohnt!

Die Aufführung war eine vorzügliche; Frau Medori sang und spielte ihren großen Part so gut als sie es vermochte, man weiß, welche Mittel ihr zu Gebote stehen, welche Fach zu Gebote stehen und was ihr fehlt; Frau Demerice-Lodlache entfaltete in ihrer gering bedachten Rolle alle Vorzüge ihres edlen, seinsinnigen und vornem Gesangs; Bettini electrisirte durch seine prachtvolle Stimme und seinen schwungvollen, empfundenen Vortrag, namentlich der Cavatine im ersten Act; Debassini that das Mögliche, um durch feine Vertragskunst die Mängel seiner Stimme zu decken; das Orchester war musterhaft, die Zuschenleistung glänzend.

Das k. k. National-Hoftheater in Wien im Theaterjahre 1789.

Von Dr. G. C.

Wir haben jüngst ein Memoire der Leistungen des k. k. Hofburgtheaters gelesen; ein Nachlaß in eine frühere Periode desselben dürfte demnach zur Zeit nicht ohne Interesse sein. Zehn Jahre hindurch hatte die Regie des „k. k. National-Hoftheaters," wie es damals hieß, ein Aufschuß gesührt, welcher sich viele Feinde zuzog, die sich an ihm durch Satiren und persönliche Pasquille rächten, weil der Aufschuß von mehr als 600 Stücken, die in jenem Zeitraume eingingen, kaum 30 brauchbar und der Aufführung würdig fand. Kaiser Josef, der unbefriedigt von Gelehrten der Künste und Wissenschaften, welcher durch Aufstellung von 14, vom berühmten Maler Josef Hickel gemalten Porträts ausgezeichneter dramatischer Künstler *), in mehren eigens dazu bestimmten und ausgestatteten Zimmern des k. k. Hofburgtheaters, die Schauspielkunst ausgezeichnen, ehren und heben wollte, übertrug die Direction des k. k. Hofburgtheaters an Brockmann, welcher im ersten Jahre seiner Leitung jenes Kunstinstitutes, das ist im Theaterjahre 1789, folgende Stücke mit dem beigefügten Erfolge zur Aufführung brachte: Das Theaterjahr wurde mit:

„Der Viehkanzler," Original-Lustspiel in 5 Aufzügen, von Kratter eröffnet, welches Stück mit großem Beifall aufgenommen und in zehn Vorstellungen wiedergegeben wurde.

„Der Advocat von Cordova," Lustspiel in 5 Aufzügen nach Beaumont und Fletcher. Da bloß die komischen Scenen des Stückes gefielen, bestimmte Brockmann den Uebersetzer, dasselbe umzuarbeiten, die ernsten Scenen zu entfernen, und bloß die komischen beizubehalten, damit das Stück mehr Glück mache.

„Koriolan," Trauerspiel in 5 Aufzügen nach Shakespeare von Schmid, fand keinen Beifall. Brockmann entschuldigte sich: „Das Sujet dieses Stückes ist gewiß theatralisch; der Verfasser, ein schon seit Jahren bekannter und beliebter Dichter und Dramaturg; Gründe genug für mich, dieses Trauerspiel auf die Bühne zu bringen."

„Die unerwartete Wendung," Lustspiel in 5 Aufzügen von Jünger. Die Gottin des berühmten Shakespeare, der bereits vortrefflichen Stücke: „Die Nebenbuhler" und „Die Liebesprobe," erregte durch dieses Stück, das 1763 in England erschien, die Verwunderung und Mißvergnügtheit ihrer Landsleute; Professor Schmid brachte es ungeführt um das Jahr 1770 in einer steifen, ängstlichen, weitschweifigen Uebersetzung auf das deutsche Theater. Jünger umarbeitete es, gleichwohl gefiel es nur theilweise, es war zu lang; mit der Einwicklung war man unzufrieden. Jünger nahm es daher zurück, kürzte es ab, zog es in 4 Acte zusammen, in welcher Abkürzung es wieder zur Aufführung kam.

„Die Beschämten, oder: Die weiblichkeit in ihrer Stärke und Schwäche," Lustspiel in 5 Aufzügen, mehr Original als leoeilistte Bearbeitung des englischen berühmten Lustspiels: The Careless husband, hat sehr gefallen, und ist sämmtlich mit immer gleichem Beifall gegeben worden.

„Die Komödie in der Komödie," Lustspiel in einem Aufzuge, ein Gelegenheitsstück, um zwei Kindern Gewandlassung zu geben, ihre aufkeimenden Talente zu zeigen, ist mit Beifall aufgenommen worden.

„Das Mißtrauische," Original-Lustspiel in 4 Aufzügen von Bretzner, hat gefallen, wie der zahlreiche Zuspruch des Publicums bei der 5. Vorstellung beweist.

„Die Retoute," Lustspiel in 5 Aufzügen. Mit diesem Stücke wurden die deutschen Schauspieler vor den Sommerferien beschlossen. Es hat bei der zweiten Vorstellung besser als bei der ersten gefallen, aber keinen aufgezeichneten Beifall erhalten.

„Mit Vorsicht, Liebe und Ehrlichkeit," Original-Lustspiel in 5 Aufzügen, wurde die deutsche Bühne am 16. August wieder eröffnet. Dieses Stück und die Retoute sind von einem Verfasser, der nicht genannt und nur als ein Mann bezeichnet wird, der sich durch verschiedene Zeitschriften vor so vielen Anderen rühmlich auszeichnete, der das Locale und das Publicum kannte, der aber bei all' seiner komischen Laune, die man ihm nicht habe absprechen können, je wenig Theaterkenntniß besaß, um seinen Stücken dasjenige geben zu können, das der deutschen Bühne vie verfehlt. Es hatten beide Stücke einerlei Schicksal.

„Des Ringes zweiter Theil, oder: Die unglücklichen Ehe durch Delicatesse," Lustspiel in 3 Aufzügen von Schröder, ist sechsmal mit dem größten Beifall aufgenommen worden.

„Das Verlöbt der Mutter," Lustspiel in 5 Aufzügen, von dem nämlichen Verfasser, das sehr gefallen, und würde noch mehr Glück gemacht haben, wenn es vor dem „Ringe" wäre gegeben worden.

„Das Liebhaber-Duell" und „Viel gewagt und nichts gewonnen." Beide von einem Verfasser nach englischen Farcen bearbeitet, erreichten den Zweck: Erschütterung des Zwerchfells.

„Menschenhaß aus Reue," Schauspiel in 3 Aufzügen. Der lärmende Beifall, beist es in dem Berichte darüber, den dieses Stück erhalten hat, ist zu bekannt, als daß es nöthig wäre, ein Wort darüber zu sagen.

„Alles aus Eigennutz." Lustspiel in 5 Aufzügen. Dieses Stück hat unter dem Titel: The Heiress (die Erbin) in England viel Glück gemacht, und ist auch in seinem deutschen Gewande nicht ganz ungünstig aufgenommen worden, — der Beifall aber, mit dem das vorhergehende Stück bedacht worden, hatte hiesem gefehlet.

„Der Sohn aus Indien," Lustspiel nach dem Spanischen, in 5 Aufzügen, mißfiel. Das war die ganze Summe der im Theaterjahre 1789, welches wegen der Erkrankung und des Hinscheidens Josef II. schon am 13. Februar 1890 geschlossen werden mußte, auf dem k. k. National-Hoftheater aufgeführten deutschen Dramen. Von diesen 18 Stücken haben 6 außerordentlich gefallen, 6 befriedigt und 4 nicht angesprochen. Dem Geschmacke und von der kunstgerechten Urtheilsfähigkeit des damaligen Publicums können wir aus aber keine großen Begriffe machen, da Shakespeare nicht ansprach und Brockmann klagte: „daß Arbeiten von Männern, die sich schon seit langen Jahren mit der äußerst schweren dramatischen Dichtkunst beschäftigen, die mit einem tiefen Studium der Alten und neuen Menschenkenntniß Witz, Geschmack und Sprache verbinden, oft mit der äußersten Kälte aufgenommen werden, da hingegen nicht selten Stümpereien von Anfängern Lärm machen," und da wir ferner lesen, daß die „Agnes Bernauerin" 1787 dreiundzwanzigmal bei vollem Hause und mit ungetheiltem Beifalle gegeben wurde, und „Graf Waltron" die Kasse füllte, während Lessing's Meisterwerk: „Emilia Galiotti" nur sehr wenig gefiel.

Correspondenz-Nachrichten aus Paris.

Paris, 1. Juni 1853.

Indem ich mein Versprechen löse, am Ihnen von Zeit zu Zeit Nachrichten über die Pariser Industrie-Ausstellung zu liefern, muß ich im Vorhinein bemerken, daß ich Ihnen, obschon ich bereits seit mehr als 14 Tagen in Paris bin, über die Ausstellung noch sehr wenig, namentlich aber nichts Interessantes berichten kann. Bis zum Anfang dieses Monates bietet die Ausstellung, wenn auch geöffnet, doch noch gewissermaßen ein Chaos dar. Die Verwirrungen und Unordnungen sind unbeschreiblich und jeder deutsche Ausseller wurde sich glücklich schätzen, die Münchener Zustände hergestellt zu können, obschon hier bekanntlich gar nicht so vortrefflich genannt worden konnten. Die Prellerei, die hier herrscht, geht in's Unerhörte und ist über alle Begriffe unverschämt. Die Klagen der Aussteller über Mangel an Raum, über Unordnung und Unregelmäßigkeit der von der Ausstellungs-Commission getroffenen Maßregeln sind allgemein. Hunderte von Kisten stehen noch unausgepackt und verperren überall die Passage. Andererseits können

*) Die Namen dieser Künstler sind: Gottlieb Brehauer, Friedrich Wilhelm Weidlich, Katharina Jaquet, Johanna Sacco, geb. Reinhard, Christ. Weidner, geb. Lorenz, Maria. Anna Adamberger, geb. Jaquet, Josef Lange, Franz Brockmann, Josef Weilmann, Maria Magdalena, geb. le Brun, Anna Therese Lefsanie, geb. Mitka, Mar. Theres. Stierle, geb. Mink, Kav. Steigentesch und Joh. Müller.

Digitized by Google

viele Gegenstände, die schon ausgepackt sind und zum Theil ohne Aufsicht herumliegen, nicht aufgestellt werden, weil die erforderlichen Gerüste und Postamente nicht fertig sind. So fehlt es denn überall an Ensemble und voraussichtlich werden unter solchen Umständen noch Wochen vergehen, bis die ganze Ausstellung vollendet dastehen wird. Herr Didot, der für Deutschland und Oesterreich so gut gesinnt war, ist von der Jury zurückgetreten, und es ist noch unbekannt, wer an seine Stelle in die Beurtheilungskommission gewählt wird. Der einzige Tagen wurde die Aufstellung der Expositionsgegenstände der k. k. Staatsdruckerei in Wien beendet. Sie gewährt ein sehr hübsches Bild. Die Draperie ist sehr glücklich angebracht; ein großes, galvanisches Relief stemt zu Fronten, auf beiden Seiten glänzende Adler, und auf einer stehenden Planktafel in der Mitte prangt die Firma in Goldbuchstaben. Am 26. Mai war freier Eintritt. Es dürften wenigstens 40,000 Personen das Expositions-Palais besucht haben. Die Arbeiten zur Completirung in Kanzleiordnung dürften noch etwa 10 Tage dauern, wenn nicht noch vorher. An Arbeitskräften, besonders an geschickten und fleißigen, ist großer Mangel. Der Anbau gleicht noch einem großartigen Ameisenhaufen und dürfte vor Ende Juli (!) kaum fertiger werden. Es ist das Ganze ein wahres Babilon!

Die Exponenten sind angewiesen, sich Alles selbst herbeizuschaffen: Bretter, Sprizkannen, Tischer ꝛc. Wenn die Industrieleute, besonders aber jene, die selbst in Paris anwesend sind, durch die gegenwärtigen Verhältnisse von der Ausstellungsluft nicht gehetzt werden, so gibt es kein Mittel mehr. Diese sind bereits von hier in die Heimat zurückgereist.

Die österreichische Typograsie erscheint blos durch die k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien vertreten. Die Jury wird ihre Werksamkeit kaum vor Juli beginnen können. Was äußere Ausstattung anbelangt, übertrifft Preußen Alles in der ganzen Ausstellung und Oesterreich steht sehr beschieden da. Wir wollen sehen, wie es bei den Anerkennungen gehen wird. —

Im Industriepalaste hat eine Unzahl von Sperlingen ihren Sitz aufgeschlagen; diese zudringlichen Gäste beschmutzen viele Expositionsgegenstände bedeutend. Im Fotografen ist Wunderbares ausgestellt. Dieser Kunstzweig hat es namentlich in Paris sehr weit gebracht. Dem Naturforscher kommt in der ganzen Ausstellung nichts vor, außer dem aus der k. k. Wiener Staatsdruckerei. Die Pariser Staatsdruckerei hat außer einigen Tafeln von fremden Texten, kaum mehren fremdsprachlichen Büchern, einigen Tipendien und Holzschnitten, wie einigen Stempeln von Hieroglifen nicht exponirt. Es gibt nur Eine Stimme im ganzen Palaste, und diese Stimme heißt: „Schade erbärmlicher Administration!“ Man findet hier typografische Druckgegenstände — und Wechmuß-Instrumente — dort roßrote Geschäftsbücher, Bettwaaren und verschiedene Tischler- und Schlosserwerkzeuge ꝛc. ꝛc. auf das Jamigste vereinigt. Kleine Porzellan- und Glasgegenstände finden sich auf einem andern Flecken neben Katalogen exponirt und sind mit ziemlich einer echten Frauenzimmer Fernsehen wohrnehmbar. General Morin, Chef der kais. Commission, hat seine Dromitionen genommen. Die Pariser Zeitungen selbst nannten die Anerkennung, während des Monats Mai 3 Francs Einkritt bei kaum zur Hälfte vollendeter Ausstellung zu fordern, eine unverschämte Prellerei, da noch überdies Niemand im Anbau Zutritt hatte und daher kaum 1/4 der Expositionen zu sehen war. Von morgen an ist der Eintrittspreis für Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag und Samstag auf 1 Franc, Freitag auf 5 Francs und Sonntag auf 20 Centimes festgesetzt worden. Man hat dadurch Gelegenheit, die Erfahrung zu machen, daß unter 30 Personen, die ein Franzose spricht, höchstens Eines wohr ist. Einige wollen wissen, daß die Jury am 10. Juni ihre Wirksamkeit beginnen soll. Den Richtern ist Glück zu wünschen zu der Prüfung von Gegenständen, die vielleicht am 10. August noch unausgepackt dalagen werden. Die Abgeordneten der kais. österich. Tabakfabrik sind bereits seit 4 Wochen hier anwesend, und haben bis zur Stunde noch so wenig Platz gewinnen können, um nur ihre Kisten auszupacken. Der Repräsentant des k. k. gregrafischen Institutes weilte über 6 Wochen, um seine Gegenstände aufstellen zu können, und ist vor einigen Tagen unverrichteter Sache nach Wien abgereist.

So viel in Eile und zusammengedrängt im ersten Briefe. Es werden ihm mehre folgen.

Erklärung der Kunstbeilagen.

1. Porträt des Kupferstechers Christian Mayer.

(Von ihm selbst gestochen in Kupfer.)

Indem wir unseren Lesern zum Schluß des Semesters das Porträt eines Künstlers übergeben, von dem werden dem gegen Pränumerationsbedingungen „Noch der Prüfung,“ alle bisher im „Kunst“ gelieferten Porträts in Schabmanier hervorragen, glauben wir dem Bilde auch eine kleine biografische Skizze beifügen zu sollen:

Unsere Leser werden es gewiß auch passend finden, daß wir einen gleich nach dem Porträt des Malers Karl Rahl das seinen Freundes, des Kupferstechers Christian Mayer, bringen. Diese beiden Namen sind so innig geweiht, daß beisammen zu finden; die kraft- und geistvollen Künstlerköpfe, die „Fouh“ gebracht hat, sind eben sammt und sonders das Werk dieser Künstler. Die Kunst des Kupferstechens ist seelich nicht so dankbar, als die des Farbenreibens, aber sie besitzt die sichern und die tiefen Töne seiner Originale so schön und treu, so ganz und gar wiedergegeben verstehe, wie er — wie erinnern nur an unsere Prämienblatt: „Noch der Prüfung“, nach Willems — bedauptet dadurch schon einen verdienstlichen, selbstständigen Rang, und so sei es denn auch nur nebenbei gesagt, daß Mayer jetzt, nachdem die namentlich in England äußerst beliebte Stahlmanier hier seit 1847 gar nicht mehr geübt wird, der einzige Künstler dieser Art in Oesterich ist.

Christian Mayer wurde im Jahre 1812 geboren. Sein Vater war ein schlichter Arbeiter jener Industrie, für das der Sohn die größten Anstrige besorgt: der kaiserlichen Staatsdruckerei. Ein gänzlicher Zufall führte den Knaben mit dem damaligen Professer der Schabkunst, Jing. Georg Kininger, zusammen. Dieser Mann, dessen Gedächtnis Mayer wie das eines zweiten Vaters feiert, unterrichtete ihn im Zeichnen, und hielt so sehr darauf, seinem talentvollen Jünger so viel als möglich an die Hand zu geben, daß er ihn sogar in sein Haus nahm, welches Mayer bis zu seiner Verheirathung blieb. Das erste Blatt Mayer's war (1828) der „Ariadne“ nach Reinolds. Wie übrigegen nun eine zahlreiche stets sorgfältig aufgehobene Blätter, um gleich auf den für ihn so folgenreichen Stich der „Madonna mit dem Kinde“ von Pietro Perugino zu sprechen zu kommen. Dieser Werk gelang ihm so vorzeffich, daß ihm (1833) der kaiserliche Preis ertheilt wurde. Hierdurch wurde sein Name selbst im Auslande bekannt. Der thätige Verleger des bibliographischen Institutes in Hildburghausen, sein Freund Meyer, trat sogleich mit ihm in Verbindung, der österreichische Künstler lohnende Beschäftigung verbandte. Mit der Lösung wächst die Kraft, wie mit dieser der Erfolg. Das dachte wir auch hier. Nachdem Mayer einen höchst gelungenen Stich nach Overbeck „Madonna“ vollendet hatte, wurde ihm die Verwaltung, derselben von dem Vorsteher Verein als Prämienblatt angekauft zu sehen, sondern auch die Ehre, die Aufmerksamkeit weiland Er. k. Hoheit der Erzherzogs Karl in solcher Weise auf sich zu ziehen, daß sich Höchstderselbe dazu entschloß, ihn nach Wien in der Monier dieser Künstlerd erscheinen zu sehen. Mayer nahm diesen Wunsch als Befehl, war aber zu bescheiden, um es allein auf sich zu nehmen, die Züge unseres unsterblichen Helden von Aspern selbst aufzunehmen; er vollendete die Platte (1840) mit Hilfe seines Lehrers Kininger. Noch so allgemein auerkannten Leistungen begnügen wir uns damit, den Freunden der Kunstgeschichte blos die vollkommensten Stiche Mayer's aufzuführen. Wieder Künstlerbruder kennt mich unserer Künstlers „Madonnenverkündigung,“ das der Vorher Werein noch Zeit. Ender sechzen ließ? In wohnen eleganten Hause der Hauptstadt prangt mich seine „Thorsteerverlosung,“ nach Rahl, nachdem er erst in den letzten Monaten auch die „Vorsie“ veröffentlicht hat? Sind diese Stiche mehr im Inlande verbreitet, so kennt und schätzt ihn das Ausland nicht weniger durch seinen „Napoleon“ nach Steuben, sein „Mädchen von Sorgoffie,“ nach Wille, sein Porträt des Professor Oppolzer? Diesen Brod, nach Jacob Scherl u. s. w. Für die kais. Staatsdruckerei endlich hat Mayer früher bereits eine sehr gelungene „Kreuzabnahme,“ nach Paul Veronese, geliefert, und vollendet so eben einen großen Stich des Bischofs Kalocsa, nach Rahl, welcher gewiß in dem bestimmt ist, eine Zierde der österreichischen Kunstausstellung in Paris zu werden.

2. Ein Witzschuh.

(Gezeichnet und lithographirt von Emerich Lenkert.)

Zur Zeit der Alpenpostrien und Ausflüge in die freie Natur dürfte ein Bild, welches uns einen hohen Alpenfesten in malerischer Zeichnung vorzuschaulichen, nicht am unrechten Platze sein. Der Wildrerer, ein Tiroler, ist bereits auf dem Rückwege, und die Bedeutung brabsalirten und fest, in der Linken seinen Kugelhupfen haltend, behutsam den linken Fuß auf einen unsern Felsenabsatz, indem er sich mit der Rechten am knorrigen Aste eines Baumes festhält, um nicht auszugleiten. Gein unverrückbarer, sprupiger Wort und sein Gesicht kennzeichnen den Verwegenen sattsam.

3. Die Kirche in Gschis mit Umfangsmauern.

(Meßlatzung von Pilt.)

Diese seit fast Jahren beliebende und namentlich in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien durch Herrn Pilt verviellemante große Manier bürfte in der Folge auch für die Glasfabrikation von großer Bedeutung werden, indem man für stell die Glasschliffe verwenden wird, so daß die schönsten Zeichnungen an Fenstern und Thüren mit Leichtigkeit werden angebracht werden können, die jetzt wegen der Kostspieligkeit des Schliffes nicht leicht möglich waren. Das Glas erscheint durch die bereits erzielte Möglichkeit der Aetzung durch seine Reinheit mit allen bisher verwendeten Metallen und hat noch den Vorzheil der Durchsichtigkeit für sich.

Telegraf der Redaction.

Herrn A. T. in T—a. Wann Sie glauben, daß ein L. Mondel uns zu bestimmen. Ihre sind Wagen lange Novelle, die über Monate bei Ihre anstehen, ohne weitere aufzunehmen, so seien Sie, daß Sie sich Ihre Novelle von das Pulte Preise, welchen Sie für sie Bedung bezahlt haben werden. Wir werden die Novelle auf billigeren Wege schicken zurückerstatten.

Herrn H. K. in G. Ihr „Lebewohl Gedicht“ kommt uns zu spät, indem wir es noch schreiben vor und Ihr Name, worüber Sorrt ist uns auch ein ganz fremder Klang; versehen Sie daher, wenn wir Ihre Gedichte ad acta legen.

Herrn W. W. in W. Die Besprechung folgt in der nächsten Nummer. Verschiedene Umstände haben sie bisher verhindert.

Herrn R. M. in r. Die Artikel ist bisher vorzüglich und Ihre Ansicht dazu eine ganz richtige; dennoch können wir den Aufsatz einzig aus Rücksicht vor Ihre Gegenpersonen, die Sie nennen, nicht liefern. Sie werden ihn unter der bestimmten Adresse erhalten.

Herrn S. W. in G. Das Mitgetheilte soll Verschiedenes finden, nur erfordern wir um ein Bischen Geduld. —

Herrn F. B. in Obersteile in Galizien. Die Nummer 50 des „Kunst“ wurde unter Ihrer Adresse pünctlich der Post übergeben, daher Sie sich an das betreffende Amt, Postamt halten wollen.

Beachtenswerth!

Unter den am hiesigen Platze bestehenden Siegellackfabriken nimmt unstreitig jene des öffentlichen Handelsgenossen **Josef Ostermann** (Stadt, Wedbrggasse Nr. 908) den hervorragendsten Platz ein. Nicht nur hat das Genannten Erzeugnisse ausgezeichnete Qualität mit niederer Billigkeit vereinen, sondern besitzt derselbe ergenzt noch in Handel gebrachte Portum besitzt nicht nur einen höchst zarten und angenehmen Duft, sondern ist vorzüglich dazu geeignet, jede übelriechende Schwefelabsonderung des menschlichen Körpers ohne den geringsten Nachtheil für die Gesundheit zu entfernen. Gleicherweise gibt die wässerige Lösung des mit einem L. L. Privilegium vor Nachahmung geschützten Cerolenwassers ein vorzügliches, die sämmtlichen Theile der Mundes Zahnbrod und reinigendes Mittel, welches insbesondere bei Tabakrauchern den unangenehmen Geruch nun Geschmack gänzlich vertilgt.

Druck u. Verlag von M. Auer. **In Auslande zu beziehen nur durch Robert Hoffmann's Buchhandlung in Leipzig.** Verantw. Redacteur: Leopold Kordeschi.

Christian Mayer

Digitized by Google

Gezeichn. u. Lith. v. Benker

Flüchtender Wildschutz.

Beilage zu M. Auers „Faust"

Digitized by Google

Digitized by Google

Glasdruck

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift

für Kunst, Wissenschaft, Industrie und Unterhaltung,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einsichtnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Nummern von 24 Bogen Text und über 70 Kunstbeilagen.
Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- u. Auslandes an. Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M.
Zustellungsgebühr 30 kr. — Für Anzeigen mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 30 kr. C. M.

Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten.
Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichzeitig geliefert und billig berechnet.
Die gerichtliche Einrückungsgebühr für die gedruckte Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.
Redaction und Expedition: **Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 25.**

Inhalt: Oestreichische Städte-Bilder. — Ein Frühlingsfest der Künstler in Wien (1855). (Schluß.) — Die schöne Musik. (Schluß.) — Die Meermenschen. (Fortsetzung.) — Die Schießung bei Morgendorf. — Das Vorabendgebet. — Schlotterer. — Warnung. — Oesterreichischer Kunstverein. — Musik-Salon. — Correspondenz-Nachrichten aus Paris. — Literatur. — Erklärung der Kunstbeilagen. — Telegraf der Betauten.
Artistische Beilagen. Fond bei Gaskell. (Typografischer Farbendruck.) — Mann und Kaze. (Kupferstich von Jendrl.) — Bilder aus der Schönbrunner Menagerie. (Litografie.)

№ 13. **II. Jahrgang.** 1855.

Oestreichische Städte-Bilder.

Von Dr. Rudolf Puff.

II. Marasdin.

Unter den Städten, welche in neuester Zeit rasch durch Baulust, öffentliche Anstalten, insbesondere aber durch Reinlichkeit die Vergangenheit vergessen machen, ist vor allen Marasdin, die zweite Hauptstadt Kroatiens, kaum ein paar Meilen von der Grenze Untersteiermarks entfernt und von letzterem Lande von vielen Puncten aus sichtbar. Marasdin versiert immer mehr seinen früheren Typus und nimmt zu seinem Vortheile jenen der deutschen Städte an. Von seiner alten Form — einer großen Häusermenge um das den Türken einst so furchtbare Erdödy'sche Kastell gruppiert — ist eben nichts mehr, als dies Kastell selbst, das sich in der modernen Umgebung sehr zu langweilen scheint. Statt des Klirrens der Ketten jener schaurigen Mauth zu dem alltäglichen Texte menschlicher Sünde, mit welchen sonst die Sträflinge zum Gassenkehren aufgezogen, erfreut jetzt das Auge die schmucke Wachtparade einer stattlichen Garnison, — denn Marasdin ist nicht nur der Sitz der Comitats-, Finanz- und Justizbehörden des gleichnamigen Comitates, des Cosmaer Collegialkapitels, sondern auch eines Werbbezirkes für mehr als eine halbe Million Seelen. Die Bevölkerung ist im raschen Zunehmen und schwankt zwischen 8,000 bis 10,000 Seelen, darunter ein zahlreicher Adel und ein reicher Handelsstand. Von Bildungs-Anstalten besitzt es ein Ober-Gimnasium, Realschule, sibarmonisches Institut, Normalschule und die ausgezeichnete weibliche Erziehungsanstalt der Ursulinerinnen.

Marasdin gleicht von fern einem silbernen Diademe auf grünem Sammtpolster. Der Weg auf der untersteierischen Poststraße von Saurisch unter Pettau dahin lohnt durch die Mannigfaltigkeit der Umgebung.

Bald außer dem Zollamte Saurisch kommt man über einen kleinen Bach, der die Grenze bildet, zum einstigen kroatischen Dreißigstamte Dubrowa, 13 Meilen von Agram. Seit 1851 sind von hier aus alle Dörfer auf schönen lesbaren Tafeln benannt, alle Häuser numeriert (worüber einst die Altcroaten sehr ungehalten schienen).

Rechts auf einem Bergvorsprunge liegt die schöne, stattliche Filialkirche Lorenzen, mit einem altertümlichen Thurme von der Bauform wie jener zu Maria Geaz bei Täffer, 1851 erneut und mit einer Blechkuppel versehen. Durch die Dörfer Bresje und Babinec geht es weiter der großen Ebene zu. Auffallend sind die Heerden von besonders kleinen Rindern. Der Boden ist durchaus schwer und fett, die Eichwälder herrlich, ein breiter Schmuck der Fläche.

Bald sind wir in Krischofian. Rechts ist die hübsche Pfarrkirche, links das stattliche Schloß der Pastory mit schönem Garten, an der Straße einige Tafernen. Von hier auf dem Feldwege erreicht man in einer kleinen halben Stunde die Ueberfuhr, an welcher sich ein herrschaftlicher Belustigungsort mit Schenke ꝛc. befindet. Jenseits derselben gelangt man in 10 Minuten in die steirische Stadt Friedau. Die Pfarrkirche in Krischofian hat ein Presbiterium, das viel älter als das Schiff ist; den Friedhof umgibt eine kleine Ringmauer.

Im Dorfe Bratno trennt sich von der Poststraße rechts eine Seitenstraße nach den benachbarten Edelsitzen. Der schönste und nächste darunter ist Knica, Eigenthum der Familie Koretschny, ein ziemlich altes, schmuckloses Schloß, rings von weiten Obstgärten und fern schauenden Rebenhügeln umgeben. Vor dem Schlosse steht eine fünfhundertjährige Linde. Unter den zahlreichen Ahnenbildern bemerken wir hier eine Gräfin Keglevich, viele Pathaeitsch, eine davon von 1580, dann einige Stammbäume ꝛc.

Alle Bilder sind durch den Reichthum und das Seltsame der Gestume sehenswerth. Dorf und Pfarre Vinica sind ansehnlich, rechts hinab ist das Gut Wittawetz mit Dorf und Schloß. Viele Kirchen schmücken den grünen

Digitized by Google

Saum der fernen Berge und mildern den monotonen Eindruck der weiten Fruchtebene. Nach starken 2 Stunden erreicht man den Markt Petrijanzen. Eine Judenschenke an der Straße verspricht theilweise Labung dem Wanderer. Der Marktplatz mit dem getürmten Rathhause ist groß, aber schmutzig, die Pfarrerkirche und ein Schloßgebäude von 1854 nett. Endlose Maulbeeralleen, wie im ganzen Weichbilde von Warasdin, versprechen eine gewinnreiche Zukunft.

Noch kommen wir durch zwei ziemlich große Dörfer, erreichen am Samme von Warasdin eine hübsche 1837 erneute, von 6 kleinen viereckigen Fenstern erleuchtete Filiale und begeben uns, der Florianiſ Pfarre vorüber, in die Stadt. Der Gasthof „zum Lamm" ist seinen Vorbildes in der Leopoldstadt in Wien vollkommen würdig. Er läßt an Comfort nichts zu wünschen übrig.

Wäre die Stadt nur etwas an einem Hügel oder nur näher an der Drau gelegen, so wäre ihr Eindruck ein großartiger, so aber verflachen sich ihre Straßen mit den allseitigen Maulbeerallaen, ihre Gebäude verlieren sich zuletzt in strohgedeckte ärmliche Feldhütten.

Die Menge der Kirchthürme gibt der Stadt von ferne ein fast orientalisches Ansehen, obschon sich keiner durch Größe und Bauform hervorthut. Im Innern lassen Straßenreinlichkeit und Bauführung noch Einiges zu wünschen übrig. Am imposantesten macht sich noch immer die Erdödy'sche Burg, die düster und ernst, gewaltig und wohnlich zwischen den zum Theile geebneten Wällen über einen tiefen Wassergraben herauslugt.

Durch ein festes Thor treten wir in einen ziemlich geräumigen Hof, gelangen zu einem zweiten Thore, unter welchem ein freies Arsenal von Feldschlangen und Bomben gelagert ist, beschauen uns über dem Bogen das Erdödy'sche Wappen (Hirsch, Rad und Stern 1703) und lassen uns von einer Steinschrift belehren, daß 1591 Thomas Erdödy der Banus diese Burg befestigt habe. Das Schloß selbst ist ein weitläufiges Conglomerat der verschiedensten Banten. Nett ist die Kapelle mit dem Marienaltare von 1617. Der Burg gegenüber liegt die hübsche Florianikirche, weiterhin erblickt man die Gotteshäuser der Ursulinerinnen und Franziskaner, die Stadtpfarre ꝛc. Sehr nett ist der geräumige neue Platz mit den jüngsten Gebäuden von gutem Geschmack.

Die Stadtpfarrkirche von 1494 hat am Hochaltarblatte den heiligen Nicolaus, der stattliche Bau von oblangen Fenstern erhellt, ohne Säulen, hat sieben Seitenaltäre und den Grabstein des letzten Paulíner Provinzialen Paul Preketi, gestorben 1796, alt 64 Jahre. Das Gotteshaus wurde 1837 geschmackvoll erneuert.

Die Franziskanerkirche hat in der Bauart einige Aehnlichkeit mit der Stadtpfarre, Fenster und Wölbung sind analog. Am Hochaltare ist die Taufe Christi, die Kanzel zieren die zwölf Apostel, die 9 Seitenaltäre sind geschmackvoll. Das Kloster ist ziemlich einfach und dunkel, kein Vergleich mit dem 3 Stunden von hier entlegenen einstigen, von Josef II. aufgehobenen Paulinerkloster Lepoglava, wo nun seit 1851 ein Provinzialstrafhaus sich befindet; in der stattlichen 1415 eingeweihten Kirche aber fesselt unser vielen Monumenten das des Johannes Gervinus, Adoptivsohnes des großen Mathias, die Aufmerksamkeit.

Warasdin hat gegenwärtig 9 Kirchen und eine Sinagoge; unter den ersteren nimmt die Franziskanerkirche so ziemlich den ersten Rang ein. Vorne am Hochaltare ist ein stattliches Grabmal, das einen gerüsteten Ritter mit 4 Königs-Wappen zeigt.

Die Gimnasialkirche hat die Jahreszahl 1698. In der Loretto-Kapelle zur Linken ist die Gruft der Draskovic; in ihr liegt der gewaltige Held Nadaždy, den nach der Schlacht von Kollin M. Theresia von der Schnur beförderte, welche seit der Verschwörung seines Ahnherrn unter Leopold I. 1670 alle Nadaždy der Sage nach um den Hals tragen sollten. Der Bau der Kirche verräth den Geschmack der Jesuiten, von denen sie an die Paulíner kam; er erinnert zum Theil an jene der Barmherzigen in Graz. Am Hochaltare ist eine Himmelfahrt Mariä italienischer Schule, 1832 erneut. Die Sakristeikästen sind von 1727. Von den vielen Altären bemerken wir den Kreuz-, Marien-, Ignaz-, Xaver-, Katharina-, Judas-, Thadäus- ꝛc. Altar. Von Grabmälern jenes des Gimnasial-Directors Pastory, gestorben 1833. Das Gimnasium selbst ist ein schlichtes, düsteres Gebäude, die Bibliothek unbedeutend, das Naturalienkabinet noch kaum zu erwähnen.

Zu den schönsten Straßen in Warasdin gehört unstreitig die nach Bad Töplitz, in die weltberühmten Thermae Constantini führende. Es ist eine schnurgerade, von gewaltigen Bäumen gefaßte Allee! Rechts hat man das Frauenkloster 2 Stock hoch, 20 Fenster lang, später die Kapuzinerkirche, die Kaserne ꝛc., links die köstliche Promenade, eine der schönsten öffentlichen Anlagen, deren sich irgend eine Stadt erfreuen kann. Ihr würdiges Gegenüber ist Dr. Müller's Villa mit dem entsprechenden Garten. Kaum eine Erwähnung in Warasdin verdient das Theater, die Gasthöfe sind unbedeutend, der beste und reinste darunter ist, wie schon erwähnt, jener „zum Lamm." Auf der Straße nach Töplitz und Agram hat man die Rochus-Kapelle, weiter hinaus rechts Bischafovec, Kirche und Dorf, und dann gerade vor sich das hübsche Gut Ellia des Großhändlers Perko.

Der ziemlich bedeutende Handel von Warasdin dürfte in nächster Zeit von Wichtigkeit werden, sobald die Stadt durch die Eisenbahn nach Marburg oder durch die projectirte Dampfschiffahrt auf der Drau in das allgemeine Bereich des europäischen Verbindungsnetzes gezogen wird. Warasdin hat mit Görz durch das deutsche Sprachelement, das hier deutsch, slavisch und ungarisch vertreten wird, viele Aehnlichkeit, nur durchwebt hier das Hebräische mitunter die Conversation. Der Ton der Bevölkerung ist munter und gewedt, an Geselligkeit fehlt es durchaus nicht, nur die einst so gerühmte Wohlfeilheit mich einer südbaren Theuerung. Wie wenig Personen-Verbindung noch mit dem so nahen Steiermark herrsche, beweist selbst der Umstand, daß die Mallepostfahrten nach Marburg wegen Mangel an Theilnahme aufgelassen wurden. Desto leidtafter ist der Verkehr über die eine Viertelstunde entfernte, durch eine schöne Allee mit der Stadt verbundene Draubrücke in die 16 □ Meilen große Murinsel — das fruchtreiche Murofeld.

Ein Frühlingsfest der Künstler in Wien.

1835.

Von Ludwig Aug. Frankl.

(Schluß.)

Nun aber beginnt ein fröhlicher, der blonden Ceres und dem rothen Bacchus gewidmeter Fest. In Gruppen gelagert empfangen die durch das lange Hofceremoniell des Königs Mai etwas müde gewordenen Künstler auf weißpapiernen Tellern, die als Paletten geformt sind, ein kräftigendes Frühstück. Das feurige Blut der ringsum geschwungenen sonnigen Berge fließt in Land umschlungenen, bachantisch geschwungenen Bechern.

In weiteren Kreisen lagern auch Alle, die mit heranskommen sind, um das schöne Fest zu sehen, und, wenn sie sich mit Efwaaren versehen haben, preisen auch sie. Mit Vielen, die nicht so vorsichtig waren, theilen die lustigen Musensöhne ihr Mahl. Wir selbst war es gegönnt, einer blonden Dame den Becher mit rothem Weine zu reichen. Ich mußte da an die schöne Landsmännin und fast Zeitgenossin Albrecht Dürer's, an die tragische Agnes Bernauer denken, die manches Volkslied und Friedrich Hebbel verewigt haben. Wenn sie rothen Wein trank, soll er durch den weißen Hals herausgelenchtet haben. Flüssig gewordene Rubine, die durch Schnee rinnen.

Das Frühmahl war vollendet. Nunmehr wurde das Bild Albrecht Dürer's mit passender Anrede unter Tropetenklängen mit Blumen bekränzt und nachdem König Mai den weißen, von zwei Pagen geführten purpurund goldgeschirrten Zelter bestiegen, unter Gesängen mit dem alten Meister ein heiterer Umzug gehalten. Da tritt aus den Waldesschatten die edle Gestalt Wilibald Pirkhaimer's, des Feldherrn, des kaiserlichen Rathes, des Freundes der Wissenschaften. Ihn zog die Verherrlichung seines Freundes Albrecht Dürer auf den Gruft und es spricht wieder zu ihm, wie sonst im hellen Sonnenscheine des Lebens, über Kunst und Leben, über Schaffen und Vollenden mit tönender Gedankenfede, daß es die Herzen erfreute und die Geister bewegte.

Es ist ein seltsam Ding um die Unsterblichkeit eines Menschen! Noch hängen in Kunstsälen die farbenprächtigen Gemälde des deutschen Meisters, Künstler bewundern seine Werke; aber im Volke selbst ist der Name verklungen, und Tausende würden fragen: „Was hat der Mann denn gemalt?" wenn sie schon wüßten, daß der Albrecht Dürer, wie er in Italien genannt wird, ein Maler gewesen ist. Nürnberg zeigt sein Haus, weiset mit Stolz auf das erzene Standbild — da plötzlich nach bald vierhundert Jahren seit seiner Geburt, fällt es einem heitern Künstlerkreise ein, ihn zugleich mit dem erwachten Mai zu feiern und zu krönen, und durch die grünen Wälder

Digitized by Google

Oestreichs zu rufen: „Hoch der deutsche Meister! Hoch die deutsche Kunst!“ „Dürer“ klingt es von Mund zu Mund und Mancher, dem es sonst wohl nie eingefallen wäre, fühlt sich angeregt, hinzugehen, wo Dürer's Bilder hängen und Gemüth und Fantasie an seinen heiligen Farbenwundern zu erfreuen, zu erheben, und dabei fusten die Wiesenkräuter und Blumen, spielen die Waldschatten um die sich erinnernde Seele des Beschauers!

Doch wir müssen dem Zuge nacheilen. In Gedanken versenkt, verloren wir ihn aus den Augen — Waldhörner bezeichnen ihn nur fern auf seinen verschlungenen Waldwegen.

Zur Rechten hinaus, durch einen Waldausschnitt, welch' ein wunderbarer Anblick! Grüne Flächen auf, Waldhügel nieder, zwischen durch der blaue Strom hervorblitzend und wieder verborgen, an hundert Stellen sichtbar und verschwunden! Vom Kahlenggebirge sich abkehrend die Weinberge, wie Bacchanten grüne Reben an Stäben schwingend, dann goldene Saatfelder, dann in leichtem Dunste die Riesenstadt mit dem einen Thurme des alten Domes, dann weiter hinaus zur Rechten der Berg mit dem ewigen Schnee und vor uns die blauen Wellenlinien der ungarischen Karpathen — es ist eine wunderreiche Pracht, ein segensvoller Reichthum, ein üppiges, rosenduftendes, bilderreiches Gedicht von Anastasius Grün, an den ich immer denken muß, wenn ich den Kahlenberg besteige und hinausblicke in den unendlichen Segen.

Vielleicht, da es heute ein gar festsamer, maiesunkener Tag ist, begegnen und die hier heimischen Berggestalten: „Otto der Fröhliche“ und „der Pfaff vom Kahlenberge.“ Wie die Schädel im Sonnenscheine glänzen, die er aus einem Sacke schüttet und den Berg hinabkollern läßt, und während sie nach den verschiedensten Richtungen rollen, dem rosenumkränzten Herzog dabei sagt: „Viel Köpfe, viel Sinne. Das thun diese im Tode, was werden sie erst im Leben gethan haben!“

Wir haben den Triumfzug des Königs Mai wieder erreicht; er lagert wieder auf einer sich abkehrenden Waldweise, die dem Blicke in einer entgegengesetzten Landschaft die glänzenden Kuppeln Klosterneuburgs zeigt, den Strom in seinen ungetheilten Breite zwischen grünen Auen, Städte und Dörfer, und das einsam verschwiegene Thal, in welchem Nicolaus Lenau begraben ist.

Ist sein „Ahasver“ lebendig geworden? Eben kündigt des Königs Narr eine wunderliche Gestalt an. Aus dem Walde, in schwarzem Talare, mit weißem, langem Barte tritt der ewige Jude hervor, und klagt sein uraltes Leid, daß er nicht sterben könne, die Fluth, der Abgrund, das Feuer gaben ihn unversehrt zurück — nun aber ist er Mitglied der Kunstvereine geworden, er besucht die modernen Malerschulen und liest Kunstkritiken. Wenn er daran nicht stirbt, „nun dann ist wohe mir durch alle Ewigkeiten!“

„Maiglöckchen“ läutet zum Aufbruch und wieder Fanfaren und Roßgewiehre, Lieder mit und Lerchen über dem Zuge in den wehenden blauen Lüften.

Wir sind auf der Spitze des Kahlenberges. Ein Künstler meißelt in eine schöne Pirambe Tag und Jahr der Maifahrt. Wir lesen die Jahrzahlen 1846, 1847, 1850, 1851, 1852, 1853, 1854, 1855. Die verhängnißvollen Jahre 1848 und 1849 fehlen.

Die Künstler und Kunstfreunde, über 200, sind im großen Saale des Gasthofes auf dem Kahlenberge um eine geschmückte Tafel versammelt. Heiteres Gespräch und munteres Lieder des Männergesang-Vereines würzen die Speisen, machen den Wein „süffiger.“ Der Direktor der k. k. Akademie der bildenden Künste, Herr Ruben, bringt einen Toast auf Se. Majestät den Kaiser unter Trompeten- und Paukenwirbel aus, dem die von allen Anwesenden mitgesungene Volkshimne folgte. Herr Dr. Stremeyer, von dem alle von den verschiedenen Personen und Gestalten gesprochenen Verse herrühren, bringt der Kunst, Ludw. Mag. Frankl den Künstlern folgenden Toast aus:

„Heil dem Künstler, wenn im Busen
Gab er Göttern ein Asil.
Als auf Götter und auf Musen
Dunkler Dann und Nachtung fiel.

Als der Neid Glut gefunden,
Warf die Göttin nach im Schmerz
Zu bewahren einen Funken,
In des Künstlers warmes Herz.

Doris Tempel ist gefallen,
Doch von seines Adlers Schwung
Blieb, der Erde zu entwallen,
Himmlische Begeisterung.

Freudenlos und düster zeiget
Sich die Welt, seit Donat weicht,
Doch der fromme Künstler neiget
Ewig vor der Schönheit sich.

Laßt die Gläser freudig tönen,
Und das Lied aus voller Brust:
Unverlieren Musensöhnen
Ist die alte Götterluft.

Glut für's Heil'ge, Kraft zum Schwunge,
Schönheitssinn in Herz und Haupt:
Ist Prometheus ewig junge
Kraft, die Göttern Funken raubt!“

„Waldmeister,“ der grüne, blüthenweiß geschmückte Sohn der Wälder, trat nun herein, um sein tragisches Geschick, in einem Weinstrome versenkt zu werden, zu vollenden.

Da entspann sich vorerst ein lustiger Kampf zwischen dem mit einem Weinlaubkranze gezierten „October“ und dem noch in den Mai närrisch hereinspielenden „April.“ Der Weinmonat in seiner Klarheit wollte nicht dulden, daß sein sonniges Bergblut getrübt, der feurige Geist der Rebe ein Süßling werde und wie ein Gott mit Orangenduft auftrete. König Mai aber entschied, den zu frühen Eindringling, ehe man noch des Frühlings froh geworden ist, den kecken herben October zu verweisen; worauf er von den Hellebardenträgern ergriffen, sogleich von des Königs Gastmahl entfernt wurde.

Waldmeisters Zauber begann. Es ist eine weiche und sichere Herrschaft, die er führt. Wie duftet der volle süße Mai aus den Gläsern, wie schön — o du mein unsterblicher Gott Dionysos!

Nach dem Bankette, das König Mai seinen Dichtern in Farbe, Ton und Worten gab, begab er sich unter Trompetenklängen auf den grünen freien Raum vor dem Palaste und bestieg die Tribune, um die industriellen und Kunst-Erzeugnisse zu empfangen, die von Repräsentanten aller Völker der Erde der jungen, rosenumgürteten Majestät huldigend dargebracht wurden.

Die blonde Dame mit dem Agnes Bernauer-Halse und den Augen, in denen der ganze blaue Frühlingstag sich spiegelte, stand wieder vor mir. —

Um dieser Glieder schlanke
Modische Musik
Wiegt sich sich der Gedanke
Und sehnsuchtsvoll der Blick.

Wir lasen vor noch nicht lange die herzdurchflutenden Gedanken dieser jungen Dame und selsam, es war noch eine andere Hermine und eine gar geistig bewegte Flora mit auf dem Berge, so daß das Schriftstellerthum Wien's bei dem schönen Feste von drei Poetinen und nur von zwei Poetern vertreten war; einer von ihnen, der geistreiche Erringer des „Preisluftspieles,“ Ed. Mautner, hat die Fahrt gar anmuthig witzig beschrieben.

Doch die Trompeten verkünden die Repräsentanten der Völker der Erde. Ein Chinese, ein Indianer, ein als Papagei gekleideter Australier, ein Engländer, ein Franzose u. s. w. nahen in den mannigfaltigsten Costumen und bringen Jeder in seiner Sprache und in lustig humoristischer oder parodirender Weise dem Könige huldigend die Erzeugnisse der verschiedenen Erdstriche mit.

Es war mittlerweile Abend geworden und der Himmel wölbte sich als rosenrothe Krystallkuppel über dem grünen Palast der Erde.

Zu den vielen Gästen, die mit den Künstlern die Bergfahrt als poetisch angezeigte Begleiter mitmachten, gesellten sich noch Viele, die sich gleichsam zum Empfang der Künstler auf dem Berge selbst eingefunden hatten.

Erst als es tiefe Nacht geworden war und die Flammen der fernen Riesenstadt wie Irrlichter durch den lichten Nebel zuckten, zogen die Künstler mit lodernden Fackeln den sich schlängelnden Pfad des Berges hinunter.

Der Berg brannte in rothen zuckenden Lichtern.

Digitized by Google

Die zehnte Muse.

Eine einfache Erzählung von J. F. Castelli.

(Schluß.)

Zwei Jahre sah ich sie nicht. „Die Mohnkörner" und „die Seufzer der Natur" waren erschienen und höchstens 30 Exemplare abgesetzt. Schon lange hörte ich von Helenen nicht mehr sprechen. Eines Abends im Herbste begegnete ich ihr allein; sie war blaß, mager und schwarz gekleidet. Sie schien verlegen, als sie mich sah, ich fragte sie theilnehmend, wie es ihr und ihrer Familie gehe; sie sagte mir, daß ihr Vater gestorben sei und Peter Marien geheirathet habe, daß sie selbst mit ihrer Mutter eine kleinere Wohnung bezogen habe. Ich begleitete sie bis zum Thore, sie bot mir an, mit hinauf zu steigen, ich nahm es unbesonnener Weise an.

„Sie werden wohl Alles etwas unordentlich finden," entschuldigte sie, „meine Mutter ist etwas leidend."

„Ich werde mich freuen," erwiederte ich, „ihr meine Achtung bezeigen zu können."

Ich folgte Helenen, wie traten in eine Wohnung traurig und kalt, wohin wohl nie ein Sonnenstrahl kam. Frau Soldner schien mir sehr gealtert und geschwächt, auch Helenens schöne Augen schien der Kummer zu trüben.

„Sie sehen," sagte sie, „wir haben den lärmenden Theil der Residenz verlassen, diese stille, einsame Wohnung gefällt mir besser, nichts stört mich da in meinen Studien. Wie sehen gerade hinüber in einen Garten, und das ruft uns ein wenig unsern lieben Landaufenthalt in's Gedächtniß."

Sie versuchte gute Miene zum bösen Spiel zu machen, aber es gelang ihr schlecht. Sie beklagte sich nicht, sie verbarg mir die Geschichte ihrer Entzauberung, aber ich hätte sie selbst erzählen können. Durch einige Wochen war sie der Gegenstand der Neugierde der Salons; man hatte sie wie ein Spielzeug weggeworfen. Nur die Muse war ihr treu geblieben, sie hatte sich noch nicht zur Prosa herabgelassen und stand eben im Begriffe, ein episches Gedicht zu vollenden; auch ihre Ansprüche waren bescheidener, sie wünschte jetzt nur mehr ein kleines Häuschen an einem Flusse.

Ich besuchte sie öfters. Ach, ich sah mit Schmerzen, wie diese beiden armen Frauen nach und nach in's Elend versanken. Sie hatten keine Zuflüsse mehr und mußten doch leben. Als ihr episches Gedicht vollendet war, fand sich kein Verleger dazu. Ich will nicht verhehlen, es war nicht weniger langweilig, als die andern epischen Gedichte. Es kam ein Tag, wo der Hunger lauter schrie, als der Stolz. Helene mußte sich bequemen, Verse zu Namens- und Geburtsfesten, Charaden und Logogrife für Journale, sogar Devisen für Zuckerbäcker zu machen, dennoch behauptete sich noch ihr Stolz. Als ich ihr rieth, nach Weidenau zurückzukehren, antwortete sie mir: „Lieber sterben!"

Eines Tages nahm mich Frau Soldner bei Seite und sagte: „Ich sehe wohl, man hat uns getäuscht. Wir haben eine Thorheit begangen. Sie können nicht denken, was ich leide. Das flügste wäre wohl, nach Weidenau zurückzukehren. Ich weiß, Peter und Marie würden uns mit offenen Armen empfangen, aber Helene wird nie einwilligen. Sie ist zu stolz, um nun vor Peter, ihrer Schwester und unsern dortigen Freunden erröthen zu müssen."

So oft ich selbst auf diesen Punct zurückkam, antwortete mir Helene: „Sie übertreiben das Unglück unserer Lage. Mein Traum hat sich freilich nicht verwirklicht, aber ich bin weniger zu beklagen, als Sie glauben. Kampf ist für das Genie nothwendig. In der dumpfen Atmosfäre des Wohlbehens entstehen keine großen Werke."

Peter hatte indessen, wie schon gesagt, Marien geheirathet und das junge Ehepaar ahnte nicht, was in der Hauptstadt vorging. Ohne Wissen Helenens und ihrer Mutter schrieb ich ihnen die wahre Lage der Armen. Der brave Bursche antwortete nicht, allein er kam, die Tasche voll blanker Thaler, umarmte Mutter und Tochter und schüttete die blanken Silberstücke auf dem Tische aus, dann zu Helenen gewendet sagte er: „Ich habe Ihnen auch den Ring zurück gebracht, denn Sie bei Ihrer Abreise vergessen haben," und er gab ihr den Ring, den er von Helenen Abends im Garten erbeizt, indem sie sich ewig zu lieben versprachen. Helene nahm ihn und wendete sich ab, um ihre Thränen zu verbergen. Sie beweinte nicht Peter's Liebe, wohl aber ihre Träume, ihre Hoffnungen, vielleicht auch eine andere Liebe, deren schmerzliches Geheimniß sich ihrem Herzen abgelauert hatte.

„Das ist nicht Alles," sagte Peter. „Marie hat mir aufgetragen, ihre Mutter und ihre Schwester ja gewiß mitzubringen, und ich gehe nicht ohne Sie fort. Ihre Zimmer erwarten Sie, Helene, unsere Luft wird Ihnen wohl thun, ich habe vor Ihren Fenstern eine Menge Rosen gepflanzt."

Helene schüttelte den Kopf. Ich und ihre Mutter drangen sammt Peter in sie, sie blieb unbeugsam. „Geh'," sagte sie zu ihrer Mutter, „kehre zu Marien zurück, Du wirst glücklich bei ihr sein. Ich bleibe, ich muß bleiben und mein Schicksal erfüllen."

„Wenn Du bleibst, bleibe ich auch," erwiederte die Mutter, „aber was soll aus uns werden?"

Helene war durch nichts zu bewegen. Peter mußte allein zurückreisen. Bevor er ging, bat er mich um Erlaubniß, mich umarmen zu dürfen, was ich ihm vom ganzen Herzen zugestand.

„Und Waldi?" fragte ich ihn noch.

„Starb aus Alter."

„Und Marie?"

„Hat mir versprochen, mir bald einen kleinen Peter zu schenken."

Wozu diese traurige Geschichte noch verlängern? Eines Tages fand ich Helenen an dem Bette ihrer Mutter knieend. Frau Soldner war todt, bevor sie starb, nahm sie Helenen den Schwur ab, in ihr Dörfchen zurück zu kehren.

Wirklich begab sich Helene mit gebrochenem Körper und Herzen nach einigen Monaten dahin. In Weidenau angekommen, sah sie schon von weitem Marien auf den Stufen der Hausthüre sitzen und ihr Kind stillen, während Peter vor ihr stand und sie liebevoll betrachtete. Sie blieb einige Augenblicke stehen, um dieses liebliche Bild zu betrachten.

Auf einer Seite die Poesie, welche in der Welt herumgelaufen ist, und heimgekehrt lahm und ihre Flügel nicht mehr heben könnend, auf der andern die Prosa, welche zu Hause blieb, die Füße in Flanell gewickelt, und deren Glück daher keinen Schnupfen bekam.

Die Mormonen.

Von J. G. K-l-b.

(Fortsetzung.)

Das Buch of Mormon, wie es in der ersten europäischen Auflage vorliegt, ist ein Band von 634 enge gedruckten Seiten, die etwa so viel Lesestoff enthalten, als das alte Testament, ohne die Apokrifen. Es zerfällt in die Bücher Nephi 1. und 2. Jacob, Enos, Jarom, Omni, Mosiah, Alma, Helaman, Nephi des jüngeren, Mormon, Ether und Moroni, und die Pseudogeschichte, die es erzählt, umfaßt den Zeitraum vom Baue des Thurmes zu Babel bis zum Ende des vierten Jahrhunderts nach Christus. Wie erfahren durch dasselbe, daß bei der Verwirrung der Sprachen im Lande Sinear die Jareditен vor dem Angesichte des strafenden Gottes Gnade fanden, und ob ihrer gerechten Wandels im hiebrigen Gebrauch ihrer Zunge belassen wurden, und der Herr sie dann nach dem großen Ocean führte, und ihnen befahl, Schiffe zu bauen, in denen sie glücklich nach der Küste Amerika's gebracht wurden u. s. w. Was aber aus diesen metallenen Platten oder Täfelchen, die, wie Orson Pratt vorsichtig genug sagte,

Digitized by Google

das „Aussehen von Gold" gehabt, nach ihrer Entdeckung und Uebersetzung durch Joseph Smith geworden ist, verschweigt die Historie. Wahrscheinlich ist, daß gar nichts der Art existirte, möglich auch, daß sie mit nach Nauvoo und Deseret gewandert sind. Dem Buche Mormon sind allerdings zwei Documente vorausgeschickt, in welchen elf Zeugen erklären, dieselben gesehen und in Händen gehabt zu haben. Leider sind aber die Namen dieser Zeugen verdächtiger Natur; denn mit Ausnahme von drei gehören sie sämmtlich der Familie des Pseudo-Propheten und der ihres Nachbars Whitmer an, der 1838 von den Häuptern der Secte als Falschmünzer, Dieb und Lügner benannt wurde. Ein anderer Zeuge ist der Amanuensis Smiths, Oliver Cowdery, später gleichfalls aller denkbaren Schlechtigkeiten angeklagt. Ein Dritter endlich, Martin Harris, war längere Zeit ein eben so bevorzugender Jünger. — Professor Anthony erklärte das ihm vorgelegte Document geradezu für einen dummen Spaß, einen Mischmasch alterthümlichen Aufsatzes. Es war, sagte er, augenscheinlich von Jemand angefertigt, der vor sich ein Buch mit verschiedenen Schriftgattungen hatte. — Griechische, hebräische und römische Buchstaben, Kreuze und Schwänzchen auf den Kopf gestellt oder umgelegt, waren in perpendiculäre Säulen geordnet, und das Ganze endigte mit der plumpen Figur eines Zirkels, der in mehrere Fächer geschieden, mit zahlreichen seltsamen Zeichen bedeckt, und — zweifelsohne nach dem von Humboldt gegebenen mexikanischen Kalender copirt war, wenn gleich in einer solchen Weise, daß die Quelle, woher das Machwerk stammte, nur von einem Kenner zu errathen war. — Herr Redacteur werden, da Sie das Alphabet der Mormonen besitzen, am besten wissen, ob diese Schilderung des Professors Anthony eine richtige sei? — Moritz Busch beschreibt nun sehr weitläufig die ferneren Schicksale und das staunenswerthe Gedeihen und die Verbreitung der Secte, zuerst in Kirtland, später in der von ihnen im Jahre 1840 gegründeten Stadt Nauvoo im Illinois. Diese Stadt entwickelte sich mit staunenswerther Geschwindigkeit. Eine Universität, eine Landwirthschafts-Gesellschaft und ein großartiges Gasthaus wurden errichtet, zu dessen Wirthe „Jehova" in einer feierlichen Offenbarung vom 19. Jänner 1841 seinen Propheten Mr. J. Smith junior bestimmte. Die regelmäßig am sanft aufsteigenden Ufer des Mississippi angelegten Straßen beschatten sich bald auf beiden Seiten mit freundlichen Häusern. Meilenweit in's Land hinein erstanden auf der nachten Prairie Farmen mit reich tragenden Feldern und fetten Heerden. Kaufläden eröffneten Läden mit den Erzeugnissen des Ostens. Eine Freimaurer-Halle und ein Concerthaus wurden gebaut, eine Werfte für Dampfschiffe von St. Louis und Neu-Orleans begonnen. Dabei hielt eine tüchtige Polizei alle Gauner, Spieler und Pferde-Diebe von dem Gebiete der Stadt fern, keine Branntweinschenke wurde geduldet, und der Fremde wohnte unter diesen Mormonen (die von östlichen Zeitungen mit Negern, Indianern und Alligatoren auf eine Stufe gestellt wurden), sicherer als in Newyork und Philadelfia. — Die Krone des Ganzen aber versprach der Tempel zu werden. Die Kosten des Werks, welches, wunderlich und doch imposant wie es war, als verschiedenes Charakterbild des Mormonenthums, die Stadt Nauvoo überragte, beliefen sich bei seiner Vollendung auf mehr als eine halbe Million Dollars, ungeachtet der Arbeitstage, womit ärmere Gläubige ihren Beitrag abgezahlt hatten. Es war ein 128 Fuß langes, 80 Fuß breites und 60 Fuß hohes Viereck, dessen flaches Dach auf 30 Pilastern von eigenthümlicher Structur ruhte. Die Basis war ein Halbmond und die Capitäler bestanden in einem strahlenumkränzten Menschenantlitze, über dem 2 Hände 2 Posaunen hielten. Ueber dem Ganzen erhob sich ein 150 Fuß hoher Thurm. Und wie die Stadt und der Tempel des Mormonengottes, so wuchs auch sein Reich und die Zahl seiner Bekenner. Durch alle Staaten von den nördlichen Seen bis an den Golf von Mexiko wurden Zweigkirchen organisirt, und kaum war ein Dörfchen in der Union so klein, daß es nicht wenigstens einen Gläubigen gezählt hätte. Nicht weniger verbreitet war die Lehre Smith's in England, wo die beredten und thätigen Apostel Pung, Pratt und Kimball das neue Evangelium verkündeten, und unter den unwissenden und gedrückten Fabrikarbeitern viel Anhang gefunden hatten. Desgleichen lichten Hunderte und aber Hunderte in Schottland und Wales der festsitzenden Neuerung ein gläubiges Ohr, und selbst nach den britischen Colonien in Ostindien und Australien, ja sogar nach den fernen Inseln der Südsee segelten die unermüdlichen Sendboten des Propheten.

Entsprechend dem Aufblühen des Mormonismus war auch das Leben seines Gründers ein ununterbrochener Emporsteigen gewesen; der Rath der Stadt Nauvoo hatte ihn zu seinem Mayor gewählt, die treffliche eingeübte Nauvoo-Legion von 2000 Mann zu ihrem General. Alle Anklagen, die gegen ihn laut wurden, lösten sich vor den Gerichtshöfen des Landes in Nichts auf. Er hielt die Schlüssel zum Himmelreiche in der Hand, sein Wort war auch in irdischen Dingen Gesetz, und im Mai 1844 hatte er sogar die Würdigkeit, als Candidat für die Präsidentschaft der Vereinigten Staaten aufzutreten. Doch plötzlich erritet den Himmelsstürmer sein Verhängniß. Unerwartet zogen sich die nie ganz verschwundenen Wolken in ein Wetter zusammen, er stürzte hinab von der erklommenen Höhe, und wenig fehlte, so wäre das Trugwerk in Trümmern dem Meister nachgerollt. Im Juni 1844 sammelte sich die Miliz aller umliegenden Counties in der Stärke von 3000 Mann einige Meilen von der Stadt, und zu ihnen stießen Banden rauf- und raubsüchtigen Gesindels aus Missouri und Iowa, mit der offen ausgesprochenen Absicht: den Mormonen endlich einmal den Garaus zu machen. — Davon benachrichtigt, eilte Gouverneur Ford auf den Schauplatz, um den Sturm wo möglich zu beschwichtigen und Blutvergießen zu verhüten. Am 24. Juni überlieferten sich ihm, auf sein Versprechen, sie vor Gewaltthat schützen zu wollen, der Prophet, sein Bruder Hyrum und die Apostel Taylor und Richards, nachdem Smith der Nauvoo-Legion den Befehl ertheilt hatte, die Waffen abzuliefern. Die vier Verhafteten wurden hierauf in das Gefängniß von Carthage gebracht, um ihre Anklage und Aburtheilung abzuwarten. Die Mormonen trifft, wie der Gouverneur in einer Adresse an das Volk von Illinois unumwunden gesteht, in dieser Sache nicht der leiseste Vorwurf. Sie genügen sogar an sie gestellten Forderung vollständig. Aber ihr Gehorsam verfehlte seine Wirkung. Am Abend des 27. Juni wurde die nur aus 8 Mann bestehende Wache des Gefängnisses zu Carthage von einer bewaffneten Pöbelrotte mit geschwärzten Gesichtern überfallen. Die Uebelthäter drangen in das Gebäude, schossen in die Thür des Gemachts, wo die Gefangenen verwahrt waren, einen Hagel von Kugeln, verwundeten Taylor und tödteten Hyrum auf der Stelle. — Der Prophet selbst suchte sich zuerst mit einem Revolver zu vertheidigen, und kann durch's Fenster zu retten, aber vergebens; von mehreren Schüssen getroffen, stürzte er mit dem Ausrufe: O Lord, my God! auf die Straße neben einem Brunnen herab, wo noch ein schwarzhemdiger Kerl dem Sterbenden mit einem Messer den Kopf abschneiden wollte, aber von Andern daran gehindert wurde. Tags darauf wurden die Todten nach Nauvoo geschafft, wo die Bürger die sterblichen Hüllen mit tiefer Trauer empfingen. Das Grab der Brüder aber ist unbekannt, wie das Grab Mosis, sagen die Mormoniten.

Jos. Smith war seinem Aeußern nach ein Mann von mehr als gewöhnlicher Größe. Seine Züge verriethen Klugheit und Entschiedenheit. Selbst seine Gegner rühmen ihm nach, daß er freundlich gegen Jedermann, wohlthätig gegen die Armen, und unermüdlich thätig gewesen sei. Zu Anfang seiner Zweifel ein Betrüger, war er doch auf keinen Fall der gemeine und ungeschlachte Schurke, für den ihn ein Theil der amerikanischen Presse ausgeschrien hat. Er lebte von der Stunde an, wo er als Prophet auftrat, bis zu seiner schändlichen Ermordung ein Leben voll Plackerei, Mißhandlung und Schmach. Er litt Entbehrungen, Beschimpfungen und handgreifliche Beleidigungen aller Art. Man lachte über seine Predigt und verhöhnte ihn, ohne ihn dadurch zum Schweigen zu bringen. Man schlug, man theerte, man federte ihn, man schleppte ihn von Kerker zu Kerker, man bedrohte ihn mit dem Tode, und doch setzte er sein Werk fort. — Vierzigmal der schanddarsten Dinge angeklagt, und vierzigmal freigesprochen, wurde er von seinen Feinden zum ein- und vierzigsten Male angeklagt, und vor Gericht gezogen, und hier, da man eine abermalige Freisprechung nicht hören wollte, niedergeschossen, ohne daß der Hof durch diese Schandthat seinen Geist von dem Mormonenthume gebannt hätte, daß, wie eine Lawine wachsend, die 1000 Meilen von Susquehanna bis an den Mississippi gerollt war, und nun andere 1000 Meilen weiter nach Westen sich wälzte, um an den großen Salz-See zu einem Priesterstaate zu werden, der in der Geschichte des westlichen Continents noch eine tief eingreifende Rolle spielen wird.

Die Mormonen verhielten sich auf die Nachricht von Joseph's Ermordung ruhig. Sie wurde nicht gerächt noch bestraft. Nauvoo fuhr fort zu blühen, und die Zahl seiner Einwohner wuchs bis auf 20,000. Bald jedoch brach eine neue Verfolgung über die Mormonen herein. Im September 1843 beschlossen die alten Ansiedler von Hancock-County, die Mormonen, koste was es wolle, aus dem Staate zu verjagen. Man drangsalirte damit, daß man die im Lande zerstreuten Farmhäuser der Heiligen niederbrannte; weitere Angriffe folgten, und die Bewohner von Nauvoo durften sich kaum nach über den Stadtbezirk hinauswagen. Da griff unter den Führern endlich die Ueberzeugung durch, daß hier keines Bleibens mehr für sie und ihr Volk sei, und sie gaben ihren Bedrängern das Versprechen, im Laufe des nächsten Jahres über die westliche Grenze des angesiedelten Theiles der Union auszuwandern. Bald zeigten sich Symptome neuer Feindseligkeit, und sie mußten mitten im Winter 1846 von Nauvoo aufbrechen; was sie auf dieser Flucht erdulderten, grenzt an's Unglaubliche; die Kälte war entsetzlich, sie hatten sich in der Hast nur unvollkommen mit den nöthigsten Bedürfnissen versehen können, so geschah es, daß sich Viele Hände und Füße im furchtbarsten Grade erfroren, ja

Digitized by Google

Biele der Stärkſten zu hilfloſen Krüppeln wurden. Noch das nächſte Früh-jahr fand man ſie auf einer öden Prairie. Ein Theil der Mormonen blieb in Nauvoo zurück, um ihren Tempel (der bald zerſtört werden ſollte), zu vollen-den. Seit der Zerſtreuung der Juden zeigt die Geſchichte ſchwerlich eine Pa-rallele zu der Anhänglichkeit der Latterday-Saints an dieſes Gebäude. Seine Errichtung war ihnen als heilige Pflicht gepredigt worden. Sie waren ſtolz, ihn emporſteigen zu ſehen, um das Staunen des Wanderers am Miſ-ſiſſippi zu werden. Kaum war ein Zierrath an ihm, der nicht von dem Rabel-gelbe oder dem Erlös für den Schmuck einer frommen Mormonin gekauft war. Daher geſchah es, daß ſie Stand hielten, und Schwert und Brand-fackel ihrer Feinde ſo lange abwehrten, bis ſelbſt die Vergoldung des Engels mit der Poſaune auf der Spitze ihres Tempel-Thurmes vollendet war. An der Fronſeite war die goldene Inſchrift:

The House of the Lord.

Built by the Church of Jesus Christ of Latterday-Saints.

Holiness to the Lord!

Einen Morgens ſtand der Tempel in aller ſeiner Herrlichkeit, ſtrahlend von myſtiſchen Sonnen, Monden und Sternen, Zeichen und Buchſtaben, Hieroglyfen und ſymboliſchen Zierrathen — aber auch nur dieſen einzigen Morgen. Als die Feierlichkeit der Einweihung vorüber war, begann das Werk der Wegſchaffung deſſen, was wegzubringen war, und raſch verſchwan-den die Sacroſancta von Altar und Chor. Tags nachher brachen die Aelteſten und Ober-Prieſter mit einigen tauſend Gläubigen auf, um den Brüdern nach dem fernen Weſten zu folgen.

(Schluß folgt.)

Die Schöpfung des Morgenthaues *).

Vom firmamſtamten Wolkenthrone
Der greiſe Weltenvater ſieht
Zur Erde, die im Feierkleide
Der jungen Schöpfung ringe erblüht.

Die em'gen Fernen Nur durchmeſſend
Und eingewiegt in Himmelsduft',
Schaut er mit liebreiſ'gem Antlitz
Dem Thun der Erdgeborenen zu.

Die Erde athmet freudig Leben,
Und Alles iſt ihr freigeſchmückt:
Der Boden prangt alö grüner Teppich,
Mit Blumen bunter Art geflickt.

Die Berge, wunderbar gebaltet,
Entragen ihm Altären gleich,
Umkränzt mit leichten Silberwölkchen,
Die lieblich zieh'n im Lüftereich.

Die Bergesgipfel in der Runde
Erglüh'n im Morgenſonnen-Strahl
Und leuchten gleichwie Opferflammen
Herab in's duftumflorte Thal.

Weihin erſchallen Dankgefänge,
Gebete ſpricht der fromme Mund;
So gibt dem Schöpfer aller Welten
Den Dank der Erdgeborene kund.

Und Jeder, den des Gottes „Werde!"
Gerufen jüngſt zum Leben ſtein,
Will heut' in kindlich frommer Weiſe
Dafür ein Dankesopfer weih'n.

Zur Erde ſchweben Engel nieder
Und bringen, was mit ferab'gem Sinn
Hier dankerfüllte Herzen weihen,
Zum Herrn des Himmels hienend hin.

Der Landmann ſendet geld'ne Aehren,
Der Gärtner Blumen ſein'rer Art,
Der Jägersmann die Zier des Reihers,
Der Hirt' ein Lämmchen, weiß und zart;

Der Fiſcher ſendet ehr Perlen,
Die tief im Meeresgrund gereift;
Der Winzer ſaftgeſchwellte Trauben
Voll hellen Gold's und dunkler Glut.

Der Bergmann ſchickt der Tiefe Schätze,
Gehirn und Gold- und Silbererz;
Und was des Menſchen Kunſt geſchaffen,
Der Engel trägt es himmelwärts.

Und liebreich nimmt der greiſe Vater,
Was ihm der Erdgeborne weiht;
Es ſind zu Ehren frommer Herzen
Aus gottergeb'ner Dankbarkeit.

Da naht dem lichtumfloſſnen Throne
Der Engel einer nach und bringt
Aus edlem Smaragd eine Schale,
Auf der ein Tropfen Thau erblinkt.

Erſtaunt ob dieſer fein'n Gabe
Sieht Gott den Engel liebreich an;
„Es iſt das Eing'ge," ſpricht der Vater,
„Was Die die Armuth bieten kann."

„Es iſt ihr Thräne reinſten Dankes,
Den je die Menſchenbruſt empfand,
Drum ſäumt' ich nicht, ſie Dir zu bringen
In's thränenfreie Himmelsland."

Und als dem gnadenvollen Vater
Der Engel reicht die Schale dar,
Erſchimmert in des Himmels Räumen
Die Thelosnopele wunderbar.

„Es ſei," hub an der Gnadenvolle,
„Zum Zeichen Euch und meiner Welt,
Wie ſehr der Armuth ſchlichte Gabe
Vor allen andern mir gefällt;"

„Es ſei, ſo oft der junge Morgen
Sich ſegenbringend ringt erneut,
Die grüne Flur der weiten Erde
Mit ſolchen Perlen überſtreut."

„Und ſchimmern ſollen ſie im Spiele
Des Morgenroſhes ſacht wie hier,
Bis ſie der Sonne reine Strahlen
An jedem Tag gebracht zu mir."

Moritz Markl-Werner.

*) Aus den eben erſchienenen und in den heutigen Nummer beſprochenen Gedichten des Verfaſſers.

Die Redaction.

Das Paradiesgärtchen.

Skizze von Wilhelm von Meyerich.

Es gibt Plätze in Wien, wo man ſich hinwollen trog des fröhlichen Lebens, das ſie durchrauſcht, von der Vergangenheit mit Schauern umweht und zu ernſten Betrachtungen angeregt fühlt. In dieſen gehört auch das Paradiesgärtchen, das ſo nahe dem warmen Herzen der Reſidenz gelegen, der beliebte Sammelplatz einer gewählten Geſell-ſchaft iſt, von deſſen Höhe herab ſich nebſt einer reizenden Fernſicht auch manch roman-tiſcher Rückblicke erſchließen. — Freilich iſt es nicht dort in dem ſchattigen Laubwäldchen, wo ein anmuthiger Damenflor, von funkelnden Falkern umſchwärmt, an ſüßem Eis und duftigem Mocca-Gebäck ſich erlabt, nicht dort, wo ein Salonlöwe, die Cigarre ſchmauchend, von ſeinen Thaten auskramt und bei luſtigen Walzerklängen die herrlichen Objekten der nachbarlichen Carouſel heraufbeſchwört; — unſer Paradiesgärtchen, das ſo rückwärts hinter dem Gaſthauſe, wo am Rande des Waldes ein ſchmaler Gang hinläuft. Hierher bringt die Muſik nur gedämpft, das Gewühl verrauſcht und der zerſtreute Sinn ſammelt ſich wieder. Die ſtille, grünende Landſchaft, die letzten Schimmer des Abends über den ehr-würdigen Bergen und die anflimmernden Sterne ſtimmen feierlich; leiſe rauſchen die hohen Lappen der Stadtgrabens herauf, als ob ſie das Geſchichten erzählten. Da gleitet der Blick über die ſonderbaren Mauern hinab, und wenig' ein ſchwaches Gewölbe entfaltet ſich vor der geſchäftigen Fantaſie! In der Tiefe wimmelt es von wilden Horden; ſie ſtürmen, ſie klettern unter wüthendem Allahgeſchrei heraus; hier oben aber an den wohlverwahrten Bruſtwehren empfangen ſie die muthigen Bürger; ſie werfen die Maſſen mit den ſchon aufgepflanzten Standarten hinunter und vollbringen Wunder der Tapfer-keit *). Doch bald erbleichen die todesmuthigen Geſtalten im Grauen der Verzweiflung; die Nacht wächſt; — da entſteigen drüben von der Spitze des Hermannskogels hohe Lich-terbren, feurige Signale erkennen, und der heraufſteigende Morgen (21. Sept. 1683) facht den Rücken der Kahlengebirges mit der hochſtattenden rothen Kreuzfahne und mit den blitzenden Waffen der nahenden Retter bedeckt; Schred durchzuckt in wirrem Tumult das feindliche Lager, die Zelte werden abgebrochen und Wien iſt frei, — frei, bis ein anderer Strom, diesmal von Weſten, heranbraust; blau ſchimmern die Wogen, welche mächtig die gegenüberliegenden Vorſtädte durchbrechen und die Geſchöpe begrüßen (11. Mai 1809) einander dumpf erdröhnend. Entſchloſſene Männer ſchauen ſich weiter auf der Zinnenhöhe bedeutſam zuſammen, — es iſt ein anderes Geſchlecht, denn mehr als ein Jahrhundert iſt ſeitdem verfloſſen, andere Gewande, andere Waffen, doch derſelbe Löwenmuth; aufſonſt! Bald ſchweigen die Geſchütze, — und nur Scenen ent-rollen ſich; die eingedrungenen Feinde, feuerverbrannte, dürftig Geſchäfte, beſetzen in hellen Haufen den verlaſſenen Wall; in dem gegenübergelegenen einfachen Hauſe, einer Reſtauration, wird gezecht und gejubelt. Hofferallang und fremde Lieder ballen in das Paradiesgärtchen herüber; herab! ein böhmiſches Gebrauche-reſtaurirt jetzt (10. Octo-ber 1809) die Hütte und macht die Erde erbeben; die Freudenſchreie fliegen auseinander, und über ihrem Schutte ziehen die übermüthigen Eroberer hinweg.

Da trägt der Abendwind die erbebende Weiſe des Volksliedes auf den Wäldchen her; die Vergangenheit tritt zurück und das friſche Leben ſchlingt den finnenden Ernſt in ſeinen Wirbel hinein. Wie taucht und dringt ſich da Alles! Dieſes Geſchlecht aber, das erſt nach dem Wiederaufbau der zerſtörten Stadt in ſeiner jetzigen Geſtalt lieblich (1847) wie eine Roſe aus Trümmern ſich erhob und hoffnungsvoll ſeine Knoſpe der Erbauung des wackeren Wienervolkes öffnete, dieſes Paradies iſt wohl zu klein für die Zahl der Er-kornen; ehemals war es größer, es verlief ſich nämlich oberhalb der geſchloſſenen Wallee der damaligen Beſeſtigung lang und ſchmal bis gegen den Eingang des heutigen Volks-gartens, wo die ſpäter in den Hofgarten verſetzte Meiereſtatue des Gemald der großen Thereſia ſtand und allerlei ſeltenes Gethier zu ſchauen war. Daſelbſt konnte man bis-weilen einer ſogenannten Harmonie von Blasinſtrumenten lauſchen und bei dem Tarte der erbaren Mennett gruppirte Frauengeſtalten an den Blumenbeeten und niederen Hecken ſinnvollen ſchien. — Ein Paradiesgärtchen aber, wohl ſchöner und ſchöner, ſoll vor zwei Jahrhunderten unten auf dem Fiſchgrunnen der Kreiſchale geblüht und ſich von Schwibbogen der Stallburg bis zum Kohlmarkt erſtreckt haben; hier war, wie zu leſen iſt, viel Herrlichkeit in Kunſtwerken jeder Art zu bewundern; unter anderm auch eine ſeenartige Brunnenſtube, welche ſpäter in den Eingang des Burgtheaters verwandelt worden (1741). — All' dieſe Herrlichkeit iſt geſtrunnden und hat dem Einſachen weichen müſſen. Doch, ſo einfach und engbrüſtig unſer Gärtlein auch iſt, ſo vermingt es doch an ſchönen Sommerabenden die glänzendſten Säle, welche den Lockungen des Landlebens nach ſeinen Willen und Hütten nicht folgen können, in fröhlicher Runde. Möge nur Jeder derſelben und Jeder, der dieſes lieſt, auch in ſeinem Innern ein Paradiesgärtchen mitbringen, möge er darin lieblich ſeiner Blumen warten, und es ſteht durchklingen laſſen von der Harmonie des Seelenfriedens!

*) Dieſe Stelle der Localität hatte während der zweiten Türkenbelagerung (1683) die heftigſten Stürme zu erleiden, und der hier bereitete Muth der Vertheidiger glänzt unübertroffen in den Annalen Wien's. Anm. d. Redaction.

Scheidetreue.

„Weine nicht, liebliches Kind," ſprach ſcheidend zum jammernden Mädchen
Zärtlich der Reiter Vedrill, „ewig verbleib' ich Dir treu!"
„Ja," lacht ſpottend ſein Freund, und ſie ſprengten zu ihrer Colonne,
„Schätzchen, verlaſſe Dich d'rauf — bis in das nächſte Quartier!"

L. Korbesch.

Warnung.

Gefällt Die etwas an Andern nicht,
So forſche zuerſt, was von Dir man ſpricht.

Carl Freiherr von Braun.

Digitized by Google

Oestreichischer Kunstverein.

(Ausstellung im Monate Juni. — Schluß.)

Immer werden es nur Episoden, einzelne Züge des Heldenthums, die aus dem allgemein verschwommenen, furchtbaren Treiben der Schlachtengemälde hervortreten, sein, an die sich ein höheres Interesse knüpfen läßt. Auch in den besprochenen Bildern Adam's sind es die Hauptgruppen im Vordergrunde, welche die Theilnahme des Beschauers in Anspruch nehmen, und man muß ihm das Verdienst zugestehen, daß seine Anordnung sichtwoll, sein Pinsel kräftig und natürlich, seine Zeichnung richtig ist, daß er jede Uebertreibung, in welche Schlachtenmaler so leicht verfallen, glücklich vermied. Dagegen müssen wir seinen Bildern die höhere Lebendigkeit und Begeisterung absprechen; wir vergessen nicht einen Augenblick, vor einem Schaustücke zu stehen, wir bleiben theilnamlos. Das dritte Schlachtenstück: „Scene auf der Schlacht bei Komorn am 2. Juli 1849" von Adolf Schreyer in Wien, hat wohl durch Anordnung im Ueberfluß, ist und aber weder wie die Karrikatur oder Parodie einer Schlacht als der ernstgemeintes Contrefei erscheinen.

Ein Bild von den größten Dimensionen von Schmitson in Düsseldorf: „Ein Trupp verwilderter Pferde, aufgeschreckt durch den Anblick eines geführten Cavalleriepferdes" mag große Vorzüge, und für denjenigen, dessen Fanatse sich diese Scene lebendig zu vergegenwärtigen vermag, auch großes Interesse haben; das ästhetische Kunstgefühl wird durch diese verrenkten Gestalten der Hauptgruppe nur widerwärtig berührt. Ein wahrhaft reizendes Bild ist: „Die Geschmuster" von Henri Lord in Brüssel. Eigenthum der Baron Rothschild. Es ist nicht möglich, die Naturwahrheit mit größerer künstlerischer Anmuth gepaart zu sehen. Diese Großmütterchen, wie es, bei der Arbeit in Schlaf gesunken, verstrickt und doch so lebensvoll dasitzt, die Scheere locker am Finger hängend; das Mädchen, das auf sie zutritt, indem das ganze Stillleben dieser Stube — alles dies ist mit einer einfachen und eindringlichen Wahrheit gemalt, daß man das Bild und seinen liebenswürdigen Eindruck gewiß nicht so bald vergißt. Anjenn ist auch das Bildchen: „Die Morgenkunde" von Eduard Meyerheim in Berlin. „Die kleine Wohlthäterin" von F. Boser in Düsseldorf, stellt zwei Kinder vor, einen Knaben und ein Mädchen; das letztere wirft ein Geldstück in einen Bettlerhut, der nebst der emporhaltenden Hand am untern Rande des kleinen Bildes sichtbar ist. Der Geschichtsmaler bedeutender Kinder ist allerdings; es ist jener milde Hauch der Rührung, wie er das Kindesherz zu überziehen vermag.

„Faust in der Hexenküche" von C. Thiele in Düsseldorf ist nicht ohne Verdienst, namentlich was den Ausdruck in den Gestalten Fausts und der Hexe anbelangt; jene des Mephistofeles's ist zu karrikirt.

Leopold Löffler aus Wien in Paris hat in seinem Bilde: „Die Neugierige" einen bedeutenden Fortschritt gezeigt; die Gruppe der drei Mädchen im Rococo-Costume ist recht ansiehend, die Gestalten derselben haben schon mehr individuelles Leben als man es in den früheren Bildern Löffler's bemerkte.

Das Stillleben „Memento mori" von Ed. A. Prinz in Düsseldorf ist sinnig erfunden und meisterhaft ausgeführt, und erweckt auf den ersten Blick die entsprechende Stimmung. — Von Gustav Graf sind ein Paar treffliche Studienskizze ausgestellt; „Bettelnn in der Krimm" von Stroh, „Wanderer in Wien ist ein artiges Bildchen.

„C Hannst! nicht nacken!" von Bottomley in Hamburg, dann Gustav Gaal's in Wien: „Das liebreiche Kleeblatt" sind nicht ohne Verdienst, wogegen Kunert's in Wien: „Zwei Kinder bei der Suppe" etwas unangenehm Manierirtes an sich haben.

Ferdinand Schnorr's von Carolsfeld in Wien: „Speisung der Viertausend," das einzige Bild vorliegen Inhalts auf der ganzen Ausstellung, ist eine reiche, wohlgeordnete, mit Fleiß und Liebe ausgeführte Figuren-Gruppe; jedoch nicht aus schöpferischer Kunstbegeisterung hervorgegangen, ohne individuelles Leben, von mehr typischem Ansehen. Die Studienköpfe von G. Gaal sind trefflich.

Unter den zahlreichen Landschaften ist wenig hervorzugeben. Den einheimischen Künstlern mangelt wie Anton Hansch, dessen Bild: „Die Jungfrau" mit der Fernsicht auf die Wengernalpe und den Standbach im Lauterbrunnenthal, sich wie alle Leistungen dieses begabten Landschaftsmalers durch die einfachere und warme Stimmung auszeichnet. Ueberhaupt erhebt Hansch zu jenen Künstlern, die sich mit voller Seele dem darzustellenden Gegenstande hingeben und in ihn ganz aufgehen; er ist der liebevollste, treueste Dartreimaler der Natur in seiner Heimat, der nicht blos die äußeren Erscheinungen auffaßt und wiedergibt, sondern der Natur gleichsam in die Seele blickt und ihre Stimmung mit Sicherheit herausgreift.

Eine treffliche „Herdblumenstudie" von Franz Gude in Düsseldorf hat den gesättigten Farbenton, der den Gemälden dieses Meisters eigen ist. „Dombrod in Tirol" von J. H. Steck in Berlin macht einen eigenthümlichen Eindruck; das auf der Stadt aufliegende Sonnengelb ist von frappanter Wirkung; die ganze Behandlung aber liegt nahe an der Grenze des Manierirten.

„Bewegte See" von J. C. Schotel in Roulen, ein Eigenthum des Baron Rothschild, dann Peter van Schendel's in Brüssel: „Kanalansicht im Mondlicht," „das Thal St. Vincenzo in Madeira" von Ekenberg in Düsseldorf, die „Kanalansicht" von Waldorp im Haag, die „Stadtansichten" von Weissenbruch im Hoog und Springer in Amsterdam sind schenswerthe, wenn aber minder treffliche Bilder.

Die „St. Markusbrücke in Venedig" von Achille Battistuzzi in Treig ist bis in die kleinsten Details mit unverbrüchlichem Fleiße und wohlgeordneter Reinheit ausgeführt.

Unter den Aquarellen zeichnen sich jene von Ludwig Russini in Venedig aus.

Eine Porträtbüste des slavischen Dichters Holly, aus Gips, von Ladislaus Dunaiczky, ist mit Freiheit und Kraft im Ausdrucke behandelt, und bekundet ein ornetnamentwerthes Talent.

F. D.

Musik-Salon.

Der italienischen Opern-Administration kann man Rührigkeit nicht absprechen. Am 14. Juni ging die vierte Rossini'sche Oper, am 16. die vierte, am 19. die fünfte Donizetti'sche Oper in die Scene, Verdi hat ein Contingent von vier Opern geliefert, und Bellini, der vierte der beliebten Meister des Maestri, war bisher durch eine Oper vertreten. Nebstbei hörten wir ein Werk von Petrella, eines von Thalberg. Die Aufführung des „Othello" am 14. d. M. hatte nicht den Erfolg der vorausgegangenen komischen Opern dieser Meistern „Barbiere" und „Generentola," und kam auch jener des „Mosè" nicht gleich. Daran war vorzugsweise die Besetzung der nicht unbedeutenden Rolle des „Rodrigo" durch einen ganz Unberufenen, nämlich durch Sachero, und der Umstand Schuld, daß Bettini, welcher den Othello, und Donzelli, welcher den Jago sang, der neuern gewaltigen Rossini'schen Partien huldigen, daß sie nicht in der Rossini'schen, sondern in der Donizetti'schen Schule gebildet sind.

Der musikalischen Gestaltung des Othello fehlt zwar das concrete Wesen, es fehlt ihr die individuelle Wahrheit und Begiaubigung; allein eben deswegen bedarf es, um eine tiefere Wirkung damit zu erzielen, der aufstillenden Kraft des Genie's des Darstellers, wie es Billi besaß, Bettini es aber nicht hat.

Debassini spielte und sang wie immer mit Talent, Gewandtheit und richtiger warmer Auffassung; allein er konnte sein edleres, feiner Wesen, seine dem Charakter eines Jago direct entgegenstehende Persönlichkeit nicht verleugnen und war daher nichts weniger als das, was er sein sollte; es fehlte durchaus der unendetheiche ironische Zug. Segri als Vater Desdemona's war genügend. Der Erfolg der Oper lannte unter den bemerkten Umständen kein günstiger sein; die zweite Vorstellung war schwach besucht.

Viel Glück machte das neue Divertissement „Giotto e Zorlina" von Galinelli, womit Fräulein Priora und Sorato schmückte. Diese artige Heroegrafische Kleinigkeit fand ungetheilten Beifall und verdiente ihn auch durch die verschiedenartigen anziehenden Tanzsätze. Die Bravellenarin selbst hatte reichliche Gelegenheit, ihre feine Geschicklichkeit, gepaart mit Geschmack, Anmuth und Feinheit, zu entfalten. Dem Divertissement ging der zweite Act des „Barbiere" voran, und schieß sich das Divertissement mit dem „Carneval de Venise" an. Fräul. Veloca wurde durch reichlichen Beifall am Blumenspenden ausgezeichnet. Die Reprise der „Maria di Rohan" war von günstigem Erfolge begleitet. Bewiglione bezogen die reichlichen Beifallszeichen und die zahlreichen Hervorrufungen der Zuschauerhalt der Publikums. Erst Hr. Ferri, der als „Duca di Chevreuse" im karrikiren Spiele und Gesange mitunter das Aeußerste leistete, erfreute sich der wärmsten Sympathien eines großen Theils des Hauses. Bettini geriet sich als „Conte di Chalais" ebenfalls in zu starken Auftragen der leidenschaftlich gefärbten Gesangsstellen; wie freilich bei ihm nicht so unangenehm wie bei Ferri ist, indem der Wohlklang seiner Stimme selbst durch Uebertreiben ihrer Kraft nicht ganz zu verunstalten ist. Die zweiten Stellen wurden von Beiden schön vorgetragen.

Mercoledì war „Maria di Rohan." Sie ist eine Gesangsheldenrolle der Gegenwart, ihre Stimme gilt für eine der schönsten, sie weiß sowohl dramatisch richtig zu accentuiren, als auch die Töne sicher und fest zu fassen, zu tragen, zu heben und sinken zu lassen, sie bewältigt auch die meisten Gesangsformen mit Leichtigkeit und Geschicklichkeit, sie singt mit Feuer und Hingebung, und dennoch — ergreift sie nicht. Es fehlt ihr eben Eines zur tragischen Sängerin; aber gerade das Weiblichste, dasjenige, was sich nicht lernen läßt — ihr innere Beruf, die Begeisterung.

Signora Pagannini sang ihre kleine Partie recht artig; allein mit einer so schwachen Stimme läßt sich eben nur durchkommen; engreifen kann man damit nicht.

In der „Lucia," welche am 20. d. M. zu Gerota Debassini in die Scene ging, trat nach längerer Unpäßlichkeit Fräulein Lednicska wieder auf. Der Vortrag ihrer Einstrittsarie war im höchsten Grade mangelhaft, zu theilweise unkeilich. Besser wese sie im Duette mit Bettini, und überhaupt in allen Stellen, die eine sorte Behandlung, ein Singen mit halber Stimme verlangen, und seine Schwierigkeiten der Coloratur darbieten. Bettini, der im ersten Acte recht gut sang, überfuhr sich in der großen Scene der ersten Abtheilung des zweiten Acts, und wußte auch in der dritten Abtheilung denselben nicht zum Heilen zu bringen. Debassini wirkte als „Alisa" durch lebhaften, charakteristischen Vortrag. Leider hat seine Stimme bedeutende Einbuße an Klang mehr. Dieser Stimm-Verfall mag mitunter Ursache sein, daß auch der Vortrag dieses Sängers von edlerem Gepräge bereits hier und dort in ein manierirtes, aufgedunsenes Wesen ansartet.

F. D.

Correspondenz-Nachrichten aus Paris.

Paris, 15. Juni 1853.

Seit meinem letzten Briefe hat sich zwar in der Ausstellung Manches zu besserm Vortheil geändert, allein im Allgemeinen ist dieselbe noch weit von ihrer Vollständigkeit entfernt. Man trifft in manchen Theilen des Ausstellungsgebäudes noch ganze Reihen von Lücken, die noch ganz leer stehen, ja die nicht einmal angekündigt sind. Es dürfte daher wohl auch bei der ganze Juni und ein großer Theil vom Juli dauern, bis die Ausstellung complet ist. Diese Bemerkung dürfte sich insofern nur auf das Hauptgebäude, denn was den Hanar betrifft, so sind es dort noch so chaotisch aus, daß es sich auch nicht einmal annähernungsweise bestimmen läßt, wie lange es noch dauern wird, bis Alles in Ordnung ist.

Wie es jetzt verlautet, soll die Jury erst bis zum 15. Juni in Thätigkeit kommen, obgleich schon die meisten Mitglieder derselben sich in Paris befinden. Die Hitze ist an denen, fenunenlten Tagen im Ausstellungsgebäude wahrhaft afrikanisch, es ist denanke zum Ersticken, da überdies die Springbrunnen noch nicht fertig sind, welche die Atmosphäre einigermaßen abkühlen werden. Der Kaiser ist von seiner Ausstellungs-Commission äußerst unzufrieden, welche auch große Zerwürfnisse unter sich beherbergt hat. Von Seite der kaiserlichen Commission ist nur fünf Tagen die Verordnung erschienen, daß die Plätze der flumigen Aussteller, welche binnen 24 Stunden von denselben nicht in

Digitized by Google

Empfang genommen werden, entweder anderwärts vertheilt oder die Kisten geöffnet und die Gegenstände von Seite der Commission aufgestellt werden. Da die Unzweckmäßigkeit des Kaiserl. über die große Verzögerung der Eröffnung sämmtlicher Ausstellungsräume sich täglich beigert, so will man den noch unter Thränen und Trümmern liegenden Annex für den Besuch öffnen! Wie sich dies ausnehmen wird, beschäftigt jetzt die allgemeine Neugierde. Die Ausstellung der k. k. Wiener Hof- und Staatsdruckerei wird wenn intelligenteren Publicum mit großem Interesse besucht und übertrifft auch in jeder Hinsicht die imprimerie impériale. Die stelle aus: Eine Sammlung von Stempeln, Matrizen und Lettern, sowohl der französischen als der fremden Sprachen, biografischer Specimend, ein Verzeichniß ihrer Besonderheiten (das tableaut specimens synoptiques). einige Bände aus der orientalischen Sammlung und hunderte andere Bände, ein für die Ausstellung besonders gefertigtes Buch mit Ornamenten in Gold und Farbendruck, Musterrad des Werkes: „Leonis Vetiat.“ bei ersten Werkes der imprimerie impériale, welches hierselbe nach ihrer Gründung 1640 brachte; geologische und geografische Karten auf Stein gravirt und in Farben gedruckt, verschiedene Producte, wie Matrizen, Patrizen, Ornamente ꝛc., und endlich ein kleines Modell ihrer Druckerei-Dampfmaschinen-Apparates. Wenn man bedenkt, daß jetzt der ausgezeichnetsten Gelehrten und Fachmänner durch den kaiserl. Staatsdruckerei am 18. November 1853 zu einer permanenten Commission berufen wurden, um die verschiedenen Arbeiten für die Ausstellungsgegenstände der kaiserlichen Druckerei zu leiten und zu überwachen, wenn man weiß, wie die Wiener Hof- und Staatsdruckerei stets ohne alle Commissionen die Ausstellungen beschickt und man dann hier die Vorsichtsmaßregeln bedarf, wobei man zur Ueberzeugung gelangt, daß die Wiener Staatsdruckerei der Pariser in so Vielem weit überlegen ist, so muß man sich wirklich wundern, daß ein so reich ausgestattetes Etablissement, wie die imprimerie impériale, in den 300 Jahren ihres Bestehens nicht weiter gekommen ist. Nächstens etwas über das Leben und Treiben der Pariserwelt in den gegenwärtigen Verhältnissen.

A. W.

Literatur.

Im hierartigen Verlage von Prandel und Mayer sind „Gedichte“ von Moriz Marti-Werner soeben erschienen. Die Broschüre theilt sich in „Sprüche und Reden des Großstarrs“, „Skizzenbuch“, „Reise- und Jagdlieder,“ „Erzählendes und Beschreibendes“ und in „Gedichte vermischten Inhalts.“ Es

Es herrscht im ganzen Werke eine so erquickende Frische und Lebendigkeit des Gedankens und der Allem eine solche Keuschheit eines reinen jugendlichen Gemüthes, daß die Gedichte unwillkürlich auf das Herz des Lesers wirken. Da wir dem Verfasser noch nirgends in der Oeffentlichkeit begegnet sind, so ist sein pöpliches Auftreten um so überraschender, da er ein nicht gewöhnliches Talent verräth, welches bei größerer Tiefe des Geistes zu schönen Hoffnungen berechtigt. Außer dem Gedichte, welches wir vorne aus der Sammlung herausheben, lassen wir noch einst folgen, welches von des Dichters Beschiedenheit ein schönes Zeugniß gibt. Es heißt:

Was ich sage.

Mehr sing' ich Helden, deren edel Streiten
Mit Stolz erhebt das männliche Gemüth;
Auch nicht gesinnt'ner Weiber Blütezeiten,
Wenn ihre Kraft und Macht stieg zum Zenith.

Ich sing' sie nicht! Mit heitern Spiel im Herzen,
Das Jugendsinn mir leicht bewegt nun frei,
Kennt' ich bisher nur ländeln, lieben, scherzen,
Gelänge wohl Erbabenes dabei?

So glich ich nur dem Vögelein in den Zweigen,
Das jubelnd singt zu dem Ton zum Ton gesellig,
Wenn junger Lenz beginnt den Liebesreigen,
Und Alles singend lockt und liebend singt!

Wie andern Lieder nur in dein'er Weise,
Und will in's freie Licht auch manchmal sieh'n
Ein banger Schmerz mit Tränen mild und leise,
Will's zu erhöh'n nur dein'er Melodien.

Vielleicht, daß mir bereinst auch wird die Muse
In Höheren die Geistesschwingen leih'n
Und mich mit ihnen in die Sternenregionen
Zum Sänger des erhab'nen Liedes weih'n;

Bis dahin sei ein weines, heil'ges Streben
Das Ziel, das ich in Andacht mir gesteckt;
Das ich nur unbeirrbarmütig edel strebend,
Wenn falsch ein Ziel dann die Flamme weckt.

Das Buch ist der Frau Reichsgräfin Petting-Persing, geb. Gräfin Gbrindly, gewidmet, recht weit gebracht und aufgestattet.

L. K.

Erklärung der Kunstbeilagen.

1. Fest bei Essenin.
(Topographischer Zeitvordruck.)

Wir haben bei Beginn des 2. Jahrgangs unserer Zeitschrift einen lithografischen Farbendruck (das so gut aufgenommene Blumenbouquet) gebracht. Zum Unterschiede folgt heute Beginn dieses zweiten Halbjahres ein typografischer Farbendruck. Wie jener die Colmaleri, so repräsentirt dieser durch die blaue Buchdruckerpresse bereitete Farbendruck die Aquarell-Malerei — um so sehen denn die verehrten Leser durch diese beiden Manieren die Malerei gerade in den zwei Hauptarten vertreten.

Essin ist eine zum Pfleggerichte Tarenbach (im Gebirgslande Pongau) gehörige Ortschaft mit 16 Häusern und zählt etwas über 50 Einwohner. Die frühere hölzerne Kapelle wurde erst 1670 in ein Kreuzkirchen umgewandelt, und in dem h. Kunigund geweiht. Der Ort liegt 2 Stunden von Taxenbach in der Tiefe an der Salzburger und Bayerischen Grenze. Die Salza durchschneidet die Land von Westen nach Osten und hebe Berge umlagern diese romantische Ortschaft, die im Sommer viele Besucher und dem nahen Badeorte Gastein zählt. —

2. Maus und Katze.*)
(Radierstich von Fendi.)

Da unentrinnbar in der Falle saß,
Da armes Mäuslein in Gefangenschaft!
Da armes Thierchen in der Thiergemeinde,
Da klein, und doch vor dir so große Feinde!

Wie weidet sich der Katze Auge dein!
Wie bredt die hungerig der Katze Gier!
Wie zittert bin um dein geringes Leben,
In deiner Feinde Haß und Macht gegeben!

O Kinder, schließet jetzt die Falle schnell!
Erbarmet euch, um Christi des Menschensohn Fell!
Wer weiß, ob nicht — einmal im Lauf der Tage —
Ihr selber fiel in gleich bedrängter Lage?

Wer weiß, wie einst für euch der Würfel fällt?
Ob euch das Leben nicht auch Prüfung hält?
Am Rücken fühlt ihr dann der Feindes Tatze, —
Ihr seid die Maus, das Schicksal ist die Katze! —

Wohl euch, wenn dann ein treuer Helfer naht,
Der Rettung bringt durch Mitleid, Dienst und Rath!
Vielleicht, daß ihr des Mäuleins dann gedenket,
Dem ihr — die Katze weg — das Leben schenket?

K. A. Fallenbrunner.

*) Wir wissen zum Bilde keine passenden Erklärung, als das vortreffliche Gedicht.
Anmerk. d. Red.

3. Silber aus der Schaubrunner-Menagerie.
(Holzschnitt.)

Unter dieser Aufruf wird die Zeitschrift „Fanfa“ auch und nach die merkwürdigen Thiere der kais. Menagerie zu Schaubrunn in naturgetreuen, nach dem Leben gezeichneten Abbildungen geben. Das vorliegende Blatt enthält die bildliche Darstellung zweier Raubthiere, welche der jüngsten, erst aus wenigen Wochen hierorts eingetroffenen Sammlung lebender Thiere entnommen wurden, die der Löwe, Tiger, Panther und Leoparden zu Dutzende brachte.

Die obere Figur zeigt uns den seltenen Thierschlag oder den Fennek der Araber (Megalotis Zerda) und der Tunkwäpfe von Fennek in Mittel-Egipten, ein Thier, das im Allgemeinen zwar dem Fuchse ähnlich ist, sich aber durch die höchst eigenthümliche Bildung seines Kopfes und die ungeheuren Ohren, die ihm einige Aehnlichkeit mit manchen Fledermäusen verleihen, wesentlich von demselben unterscheidet. Er ist viel kleiner als der gemeine Fuchs und das kleinste unter allen hundeartigen Thieren. Seine Farbe ist gelblich weiß, auf der Unterseite heller. Nur auf der Oberseite des Schwanzes, nahe an der Wurzel, befindet sich ein schwarzer dreieckiger Fleden und auch die Schwanzspitze ist schwarz. Der Augen sind groß und schön dunkelbraun. Seine äußerst niedliche, leicht gebaute Thier lebt nur in Wüsten, was noch ganz Mittel-Afrika bis nach Algier hinauf reicht. Es gräbt sich Höhlen in den Sand, die ihm zur Wohnung dienen und stellt kleinen Vögeln und deren Eiern nach, die seine Hauptnahrung ausmachen. In Ermanglung derselben begnügt er aber auch mit Heuschrecken und andern Insekten und verschmäht selbst Datteln nicht, in deren Nähe er gerne seine Wohnhöhle aufschlägt. Es ist ein nächtliches Thier, das bei Tage geräuschempfindlich schläft, gerne so wie der Hund auf dem Hinterviertel ruht und nur selten ein eigenthümlicher Knurren und feines Gebell ertönen läßt. Lebend aus schon und behende, ist es schwer, dasselbe lebend einzufangen, noch weit es in der Gefangenschaft sehr bald zahm. Der Pelzwerk wegen wird ihm nachgejagt und sein Fell meistens Caravanen als Hauptartikel nach Mekka gebracht. Die beiden abgebildeten Exemplare sind die ersten, welche lebend nach Europa kamen.

Die untere Figur gibt das Bild einer Karacalz (Lynx Caracal) aus Kordofan, einer Thierart und der Gattung der Luchse. Er ist viel kleiner als der gemeine Luchs, mit dem er zwar in der Gestalt große Aehnlichkeit hat, von ihm aber durch den weit längeren Schwanz deutlich unterschieden ist. Seine Färbung ist lebhaft rothbraun, am Bauche heller. Ohrbusch der Augen befinden sich zwei weiße Flecken und vom Ohrbusche sind schwarz. Der Karacal ist fast über ganz Afrika verbreitet und reicht durch West Asien bis nach Indien hinüber. Er bewohnt sowohl gebirgige, wie bewaldete ebene Gegenden und streift auch durch die Steppen, um seiner Nahrung nachzugehen, die theils in Vögeln, theils in Säugethieren besteht. Eben so wie der Luchs kauert er selbst größeren Säugethieren in höheren Zweigen auf, springt ihnen auf den Rücken und würgt sie durch kräftige Bisse in den Nacken. Er sucht ein einsames, meist nächtliches Leben, schreut und flieht den Menschen und entkommt durch seine Schnelligkeit fast immer der Gefahr; daher es höchst schwierig ist, ihn lebend einzufangen. Auch selbst in der Gefangenschaft bleibt er scheu und bös, läßt sich nur zwar eingefangen, eingermaßen zähmen, lebt aber bei zunehmendem Alter bald wieder in seiner früheren Wildheit zurück. Sein Fell ist von keinem besonderen Werthe. Der Name Caracal ist durch Verstümmelung der türkischen Benennung: Kara-gulouch entstanden, was so viel als Schwarzohr heißt. In Menagerien gehört er zu den Seltenheiten.

Dr. Zipinger.

Telegraf der Redaction.

Herrn A. St. in W. Die betreffende Nummern konnte leider noch nicht erscheinen, aber sie soll nicht ausbleiben und möglichst bald beruhigstellen werden.

Herrn J. B. in W. Die heimischen Journale wird Ihnen einen Brief übergeben, der in einem Schreiben an mich eingeschlossen war.

Herrn Dr. S. in L. A. Unser Blatt hat seinen Leser nur in den geschilderten Kreisen, soll aber da auch immer mehr und mehr heimisch werden — darum wollen Sie uns nicht übel nehmen, wenn wir Anstand, durch die wir offenbar einen polemischen Krieg provociren möchten, zurückweisen. Sie wissen ja: „Rosinen hineinbacken heißen prahlen“ — Kleine Leiden wäre hier das Freigeisteln, aber sein Glaubiger gingt auf Bedrohung der Zweikunden. Das müssen wir vermeiden.

Herrn Dr. G. G. in L. Die Antwort wird Ihnen wohl schon zugekommen sein?

Herrn Dr. L. in M. Wir vergessen unserer Freunde niemals; eine solche Vermuthung wäre nichts als Täuschung. Nur nicht schwarz sehen wollen, wo es weiß ist!

Druck u. Verlag von M. Auer — Im Auslande zu beziehen nur durch Robert Hoffmann's Buchhandlung in Leipzig. — Verantw. Redacteur: Leopold Kordesch.

Digitized by Google

LEND BEI GASTEIN.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Fennek (Megalotis Zerda)

Beilage zu M Auers „Fenn“

Der Caracal.(Lynx Caracal)

Digitized by Google

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift

für Kunst, Wissenschaft, Industrie und Unterhaltung,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Numern von 24 Bogen Text und über 70 Kunstbeilagen.
Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- u. Auslandes an.
Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. mit vierteljährig 3 fl. C. M.
Zustellungsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 30 kr. C. M.

Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten.
Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichzeitig geliefert und billig berechnet.
Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gedruckte Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.
Redaction und Expedition: **Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 25.**

N° 14. Inhalt: Reise-Erinnerungen aus Afrika. — Drei Weidmannsheil. — Die Mormonen. (Schluß.) — Mein Blümchen. — Silhouetten aus Wien. — Tod unverbesserlich Gedicht. — Musik-Salon. — J. Strauß(vater)'s Sommer-Concert. — Correspondenz; Nachrichten aus Paris. — Theater-Bericht. — Erklärung der Kunstbeilagen. — Anzeige.
Artistische Beilagen. Merkwürdiges Professoren-Examinum der Geschicht zu Wien. (Lithographie von Stadler.) — Landschafte. (Galvanographie oder Malerei auf Kupfer von Joh. Werner nach Kamitz.) — Ideale Landschaft. (Radirung in Kupfer von Wegmer.)

II. Jahrgang. 1855.

Reise-Erinnerungen aus Afrika.

Aus dem Tagebuche von Gustav Adolf Petter.

Motto:

Die Natur hat Dir gegeben, frei und wild, doch üppig reich.
Und die Menschen, die dort wohnen, sind des Tadrat-Blumen gleich!
Sage wirst Du nie Dich fühlen; dreimal Dich auch tod Tagen Tall.
Weil Du nur in Deiner Seele reichen Schatz verschlossen hast;
Schmal in einer trüben Stunde heben Dir der Wüste Raum,
Zeigt Gräber'sung Deinen Gaste der Oase Wunderbaum!
Josefine Wge.

An den pittoresken Ufern der Rhône vorüber, eilte unser Dampfschiff hinab in die busende Provence, nach Avignon. Von da hat man nur mehr 5 Stunden auf der Eisenbahn nach Marseille, den ersten Seehandelsplatz Frankreichs, wo sich die Gewinnsucht der handeltreibenden Weltheile concentrirt, wo alle Nationen in den verschiedensten Trachten repräsentirt sind; das bunte Gewühl im Hafen sowohl, als der lebhafte Verkehr in allen Straßen beweist den Aufschwung des Handels in dieser freundlichen und lustigen Seestadt. Nachdem ich mich einige Tage hier aufhielt, dann die Amphitheater und die übrigen römischen Ueberreste von Nismes und Arles besuchte, und zu einigen der historisch bekannten Inseln hinaus segelte, fuhr ich mittelst Diligence in 8 Stunden nach Toulon, den Hauptplatz der französischen Marine, die in neuerer Zeit alles mögliche Großartige unternimmt, den Ruhm der englischen Rivalin zu erreichen. Am 2. Juli ließ ich mich zur Reise nach Algier auf der riesenhaften französischen Dampffregatte „Labrador" einschreiben, auf welcher 150 Militär-Sträflinge waren und bei 100 Auswanderer, worunter viele Weiber und Kinder gratis nach Afrika mitgenommen wurden. Das Meer war ziemlich unruhig, als ich mich mit einem kleinen Schiffe im Hafen hinaus an Bord führen ließ. Bald machte ich Bekanntschaft mit dem Fregatten-Commandanten, der mir nach meinem Ansuchen auf dem ersten Platze eine Cabine anweisen ließ, denn das Lamento der Seekranken, besonders der Weiber und Kinder auf der 2. Klasse, für welche ich mit 83 Francs eingeschrieben war, hätte mich auch bald dazu gebracht, Gesellschaft leisten zu müssen. Ich hatte da einen einzigen Reisecompagnon, Mons. Montton, den Besitzer des ersten franz. Hôtels in Algier (de la Regence).

Eine gute Weile sahen wir den Matrosen zu, welche in beständiger Beschäftigung mit den Segeln und dem Tauwerke waren, jedem Zeichen mit kleinen Pfeifchen und jedem Commandowerte mit Blitzschnelle gehorchten, und mit unglaublicher Schnelligkeit auf und ab kletterten. In jeder Essret riefen Trommeln die Sträflinge auf's Verdeck, wo sie in Reihen aufmarschirten, und sich dann ganz fröhlich um ihre Fleisch- und Suppenkübel am Boden niederließen. — Das Meer wurde ruhiger. Als wir bei den Balearischen Inseln Majorka und Minorka vorüberfuhren, konnten wir deutlich die weißen Häuser der Insel Mahon auskehmen, so wie in weiter Ferne die Küste von Valenzia. Am 3. Tage wurde ein langer Streifen am Horizont sichtbar, — es war die Küste von Afrika, und es währte nicht lange, so sahen wir Algier.

Der Anblick der Stadt Algier vom Meere aus bietet eine große weiße Masse von Häusern, welche man schon von Weitem sieht; sie sind bergan übereinander gebaut, daß sie die Form eines Triangels bilden, welcher sich zu einem Abhange neigt in der Lage von Osten. Der Leuchtthurm unterscheidet sich am ersten in dieser Figur, welche sich längs der Küste ausbreitet und deren Gipfel ungefähr 120 Klafter emporsteigt und gekrönt ist mit der großen Festung Casbah, welche schon i. J. 1520 unter dem Piraten Khaireddin-Barberoussa bestand. Zur rechten Hand des Beschauers liegt der kleine Berg Boubjareah, wo der Garten des Dey von Algier mit seinen weitläuftigen Gebäuden sichtbar ist, und die Vorstadt Bab-el-Oued; zur linken Hand die alte Vorstadt Bab-Ajoun, in deren Hauptstraße mehre schöne neue franz. Häuser gebaut sind. Dieser Theil der, Stadt dehnt sich bis zum

Digitized by Google

Fort Bab-Azoun, welches auf einer Klippe gebaut steht; hinter diesem aber hoch oben erhebt sich das Fort l'Empereur, eigentlich: Bordj-Muley-Hassan, vom Hassan-Pascha erbaut, an derselben Stelle, wo 1541 Kaiser Carl V., von dem es noch wie oben benannt wird, sein Zelt aufschlagen ließ, als er den unglücklichen Zug gegen die Seeräuber unternahm. Der Kaiser landete am 20. October 1541 vor Algier mit einer Flotte von 370 Segeln und 30,000 Mann; allein ein von Erdbeben und Regengüssen begleiteter fürchterlicher Sturm zerstörte am 28. October den größten Theil seiner Flotte und des Lagers. Das Heer mußte ohne Lebensmittel, Obdach und Verschanzungen mehrere Tage an der feindlichen Küste lagern und konnte sich nur mit der äußersten Anstrengung der fanatischen Muselmänner erwehren. Mit einem Verluste von 135 Schiffen und 8000 Menschen gelang es dem Kaiser endlich, sich wieder am Cap Matifon einzuschiffen. Am 5. Juli 1830 empfing hier General Bourmont die Capitulation des Hussein, Dey von Algier.

In derselben Richtung links, das ist gegen Süden, liegt die kleine Sahbel und daran die Ebene (plaine) von Mehidja, welche weit im Horizont bis zum Cap Matifon fortläuft.

Die zahlreichen Landhäuser, welche auf Abhängen und grünen Hügeln situirt sind, säumen den Golf (Meerbusen), welcher einen großen Halbzirkel beschreibt, ein. Hinter diesem so eben beschriebenen Bilde steht man in der Ferne eine lange Bergeskette, nämlich die von Mongaia, und noch weiter zurück, in einem dunkelblauen reinen Hintergrunde, die Schneegipfel des Djerdjera.

Ein sehr geistreicher Mann verfaßte, hingerissen vom Anblicke dieser herrlichen, höchst originellen und bizarren Vorstellung, folgende Verse:

Oui, c'est qu' elle est belle avec ses châteaux-forts,
L'ouchées dans les près verts comme des géants morts!
C'est qu' elle est noble, Algir la fille du Corsaire!
Un réseau de murs blancs la protège et l'enserre,
Pareil au ceinturon des soldats; — l'arsenal
Lait et pend comme un givire, au-dessous du fanal;
Et quand, à l'horisont au beau brigg sous ses voiles;
La découvre, — il le prend pour le soeur des étoiles, —
Ou pour un cygne, au pied de l'Atlas arrelé,
Qui secoue au soleil son plumage argenté.

Wir lagen nun im Hafen von Algier vor Anker, heftigen kleine Schiffe und landeten. Arabische Jungen nahmen meine Effecten, und ich folgte meinem liebenswürdigen Gefährten, Hrn. Mouton, in sein Hôtel auf dem Place royale, welcher terrassenförmig hoch aus dem Meere gehoben erscheint; die Mitte des Platzes ist mit der Bronce-Statue des Herzogs von Orleans geschmückt. Vis-à-vis der Statue ist das Gebäude Jenina. Es ist der alte feste Palast der Souverains von Algier, erbaut 1552 von Salah-Rais. Nördlich steht das Haus La tour du Pin mit den reichsten Magazinen, und wo Theater und Feste abgehalten werden. Oestlich davon das schöne neue Burosch-Café, vis-à-vis die große Moschee, mit ihren schlanken Minarets und hohen Galerien. Eine doppelte Reihe von Bella-Ombras (phytolaca), eine Gattung von Platanen in der schönsten Blüthe, schmückt den Platz und gibt Schatten den zahlreichen Spaziergängern. Hier ändert sich zu jeder Tageszeit die Decoration, immer großartig und herrlich; vor Allem der Anblick des Meeres und des Hafens. Abends belebt sich der Platz mit Städten; die Militär-Musik exekutirt am Fuße der Statue mit wahrer Präcision ihre Stücke.

Die Häuser in Algier sehen wie Gefängnisse aus und haben noch dieselbe Form, wie bei Erbauung der Stadt durch den arabischen Fürsten Zeiri um das Jahr 935 nach Christi Geb. auf den Trümmern der römischen Colonie Jessum: — einfache Thüren mit großen eisernen Nägeln beschlagen und darin ein kleines vergittertes Einlaß-Pförtchen, gewöhnliche Mauern, die und da mit Eisenstäben vergitterte kleine Fenster. Zuerst kommt man in finstere Vorhäuser, welche mit Lampen erleuchtet sind, die an Ketten an den gewölbten Bögen hängen, dann gelangt man durch eine Gattung heimlicher Thüren (poterne) zur Hausstiege, welche in einen viereckigen Hof hinaufführt, der mit Marmor gepflastert oder mit farbigen Porzellanscheiben ausgelegt ist. Dieser Hof ist von Arkaden umgeben, welche oft in 3 oder 4 Colonnen bestehen. Marmorsäulen mit oft sehr schön gehauenen Capitälern tragen die Galerien ringsum, und sind nicht höher als Mannshoch. Diese Galerien bestehen wieder aus Säulen-Gängen (peristiles), verziert mit einem geschmackvollen, hölzernen, durchbrochenen Geländer (balustrade); von hier aus ist der Eingang in die Wohngemächer, welche ihr Licht durch die Thüren erhalten. Diese haben zwei große Thürflügel, jedes extra mit kleinen Thüren. Die Maurischen Häuser sind von Außen alle im gleichen Stile, nur ist die innere Construction mehr oder weniger reich. Auch die Landhäuser sind in demselben Genre, nur daß hier die Häuser mit Gärten umgeben sind, welche mit Kunst und Geschmack angelegt erscheinen; natürlich ist ein solcher Garten, wo die ohnedies freigebige Natur noch mit Sorgfalt behandelt wird, das Schönste, was man in dieser Art sehen kann. Die Häuser in kleineren Städten und Dörfern bestehen in einem einfachen Hof, wo der Brunnen durch Bäume beschattet ist, und in ebenerdigen Zimmern; die wilden Thiere leisten dort sehr oft den Eigenthümern Gesellschaft. — Araber, welche das Nomadenleben vorziehen, begnügen sich mit Hütten aus Flechten, mit einem Anwurf aus Koth, oder man spannt Kamelshäute über Baumstämme in Zeltform dort, wo man Wasser, Kräuter und Früchte findet. — In allen Straßen in Algier sind an vielen Häusern Nischen angebracht, wo der handeltreibende Theil der Mauren, Juden oder Mahomedaner ihre Boutiquen haben, zu welchen ein paar Stufen hinaufführen. Oft ist die Nische groß genug, daß der Verkäufer darin auf einem Divan liegen kann, ringsum seine Waaren überschend, — gewöhnlich ist aber nur Raum, um mit gekreuzten Füßen darin zu hocken. Er verkauft Kaffee, Datteln, Feigen, Cigarren, Pfeifen, Tabak, welcher gleich langen Mähnen herabhängt und das Vorzüglichste des Wohlgeschmacks und der Wohlfeilheit ist, was Tabaksorten betrifft; um ein paar Sous bekömmt man einen ganzen Hut voll. Nebst noch vielen anderen afrikanischen Producten verkaufen sie auch europäische Waaren. Wenn man die Straße Bab-Azoun entlang geht, kommt man in die Vorstadt Bab-Azoun, wo ein Stationsplatz für Omnibusse ist, welche pfeilschnell für wenige Sous nach allen Puncten der Route bei l'Agah führen, nach dem Champ de Mars, nach Birmandreg ꝛc. — Hier wie auf allen freien Plätzen der Stadt erfreut sich das Auge der herrlichsten Ansichten; so weit der Blick reicht, überall die großartige Natur, gereget durch den Geschmack und den unermüdlichen Schönfprungsgeist des französischen Gouvernements. Auf einem neuen Platz linker Hand, besser Mitte eine Fontaine jetzt, und von dem man eine herrliche Aussicht auf das Meer und den ganzen Küstenstrich bis zum Cap Matifon hat, waren Araber in Gruppen gelagert, und Negerinen boten das arabische Weißbrot feil. — Weiter zum Berge hinan, wo die Straße anfängt, sah ich unter einem 40—50 Fuß hohen Palmenbaume, der sein schattenreiches Dach ausbreitete, eine zweite Gruppe Araber beim Morgengebet. Nicht weit davon eine lange Caravane, welche diese Nacht die letzte Strecke der beschwerlichen Wüstenreise zurücklegte. Mit ernsten Zügen und unbeweglich saßen sie rauchend auf ihren Kameelen. Auf ein Zeichen mit einem kurzen Stäbchen, mit welchem der Führer den Hals des dalsamen Thieres berührt, kniet es nieder, und unter seinem röchelnden Gebrülle werden die mitgebrachten Waaren abgeladen; diese bestehen theils in Wachs, Getreide, Leder, trockenen Thierhäuten, Korallen, Orangen, Citronen, Essenzen, Wolle, Kameelhaaren, Oel, Kupfer, Thierknochen, Straußfedern, Blutegeln, Tabak, Goldsticherien, Teppichen, roher Seide, Cochenille, Horn, Eisenbein; sodann kommen diese Thiere in einen Hof, wo sie ganz der Verdauung leben.

Pferden, Maulthieren und Eseln werden die Vorderfüße zusammengefnebelt und sie harren mit hängenden Köpfen in langen Reihen stehend der Rückkunft ihrer Herren. Will der Araber seine Waaren nicht gleich abladen und verhüten, daß das Kameel sich niederlegt, so bindet er den rechten Vorderfuß in die Höhe, und das Thier verbleibt ganz geduldig in dieser Stellung oft viele Stunden.

Auf einem großen Platze zwischen arabischen Häuser-Ruinen wird der permanente Trödlmarkt abgehalten, der der Beachtung des Fremden werth ist. Tausende von Lumpen und Fetzen sind auf Teppichen feilgeboten; alle Gattungen von Garderoben. — Mit unterschlagenen Beinen sitzt der Verkäufer, Seelenruhe in seinen Zügen, und sieht wie ein Fürst auf seine ausgebreiteten Reichthümer; — alle seine Wünsche sind befriedigt, wenn er sich täglich Kaffee, Brot und Oliven anschaffen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Drei Weihnachten.

Aus dem Leben einer Künstlerin.

Novelle von Alexander Petrasch.

Wo Gott sich eine Kirche hingebaut, da baut sich, einem alten Sprichworte zu Folge, der Satan eine Kapelle darneben. Gewöhnlich versteht man darunter ein Wirthshaus, welches gegenüber der Kirche oder wenigstens in die Nähe des Pfarrhauses gebaut wurde.

Diese höchst bequeme Einrichtung für die Kirchenbesucher finden wir fast in allen Dörfern und Marktflecken, obschon sie auch in großen Städten vorkommt, wie zum Beispiel in Wien ein Bierhaus geradezu den Namen der Kirche führt, an die es gebaut ist. Allein an das obige Sprichwort denkt wohl keiner der wackeren Zecher, welche dort während des Gottesdienstes wohlgemuth sich an dem überschäumenden Trunke des Königs Gambrinus erfreuen.

Aber der Pfarrer von Germershausen dachte oft an die erwähnten Worte, und ließ dieselben mit mehr oder weniger Geschick in seine Predigten mit einflechten, je nachdem er in der Stimmung war und die leeren Kirchenstühle ihn angesichts die Unzahl seiner Schäflein ahnen ließen, deren mächtige Bierdäfte so ihm herüberschollen. Auch konnte er von seinem Predigtstuhle manche rothe Nase bemerken, die sich durch eines der kleinen Fenster der Gaststube wie zur Witterung hinausstreckte, ob die Predigt noch immer nicht ihrem Ende sich zuneige.

Damit ist aber keineswegs gesagt, als ob die wackern Bauern von Germershausen, diese festen Säulen im Tempel der Agrikultur und der Viehzucht, schlimmer gewesen wären, als andere Menschen auch, oder wenigstens schlimmer als die Bauern der nächstgelegenen Dörfer.

O nein! sie wußten eben so gut wie diese ihre todten Gänse und Spanferkel, bevor sie dieselben zu Markte brachten, derart sorgfältig zu behandeln, daß sie dem Auge häuslicher Städterinnen einen erfreulichen Anblick boten. Ihre Weiber veredelten die Milch mit so unschuldigen Substanzen, daß selbst die sorgfältigst prüfende Fakultät kaum etwas anderes gefunden hätte, als eine ungewöhnliche Menge Wasserstoff. Im Kartenspiele betrogen sie sich nur äußerst selten geradezu, sondern halfen nur manchmal mit einem harmlosen Kunstgriffe dem widerspänstigen Glücke nach, was der Franzose in seiner gewandten, hemäntelnden Sprache eorriger la fortune nennt, ohne daß sich die Spieler um Vater Meidinger, oder einen seiner Verbesserer bekümmert, die in höchstens drei Lectionen nach ihrer Methode jede Sprache vollständig sprechen und auch correctest schreiben lehren.

Zu der Zeit, wo wir diese Schenke besuchen wollen, stört man keinen frommen Kirchengesang, denn es ist die Nacht bereits hereingebrochen und die flammenhellen Sterne spiegeln sich auf der Eisfläche des Fischweihers vor dem Dorfe und auf der steinharten Schneedecke des Platzes, die unter dem harten, langsamen Tritte verspäteter Wanderer knistert und knirscht.

Zwei Tage lang war der Schnee in dichten Flocken niedergesunken, jetzt war er fest gefroren, hatte alle Gräben ausgefüllt und die Straßen mit den Feldern gleich gemacht, so wie die Tannen des nahen Waldes schwer beladen, so daß ihre zähen Aeste sich bogen und unter der erlittenen Last zu brechen drohten. Die Bäume, welche einzeln am Wege oder am Rande des Waldes standen, erhielten bald Erleichterung, den manche scharfe Windstoß half ihnen die schweren Fesseln des Winters abstreifen und dann streckten sich die starken Arme Enormé, wie für die errungene Freiheit dankend, zum Himmel empor.

Es war gegen Ende December. Nach einigen Stunden sollte die Geburt des Herrn gefeiert werden.

In der Schenke hatten sich die Bauern zahlreicher wie sonst eingefunden. Die Wohlhabenderen waren gewöhnt, in dieser Nacht Wein mit heißem Wasser, Zucker und einer Citronenscheibe, die Aermeren mehr Schnaps wie sonst zu sich zu nehmen und dabei mit schmierigen Karten um Nüsse und Lebkuchen zu spielen. Ein täglicher Besucher dieser Localität würde heute gewiß einen ungewöhnlichen Ernst, ein gewisses feierliches Wesen bemerkt haben; man fluchte nicht, wenigstens nicht allzulaut, wenn kleine Irrungen im Spiele vorfielen, und warf sich nicht sogleich die Schimpfnamen der allergröbsten Sorte an den Kopf.

Man konnte einen zweifachen Grund dieses seltenen Wesens annehmen:

Erstens war die Weihnachtsfeier angebrochen und in einigen Stunden sollte das Fest der Geburt des Herrn begangen werden. Es ist dieses eines jener Feste, die halb träumerisch durch die Natur dämmern, und deren Anbruch eine gläubige Scheu im Walde und auf der Flur ahnen kann, selbst wenn sie es im Andrange irdischer Geschäfte vergessen haben sollte.

Ob in diesen eichenklüftigen Bauernnaturen so viel zarte Empfindung zu suchen sei, wissen wir nicht, ob sie in ihren lärmvollen Ausbrüchen des bevorstehenden Gottesdienstes wegen zurückhaltender waren, dürfte Mancher bezweifeln, vielmehr die Ursache dieses ruhigeren Verhaltens in der Anwesenheit ungewöhnlicher Gäste suchen.

Diese befanden sich in einer Ecke der großen, mit dunklem Holze getäfelten Schenkstube, da in diesem Hotel kein sogenanntes Herren- oder Erkerzimmer zu finden war; damit aber doch die Honoratioren nicht nöthig hatten, mit dem ganz gewöhnlichen Pack Eilbogen an Eilbogen zu sitzen, so hatte man auf besonderer Rücksicht für den Herrn Bürgermeister, der zugleich Krämer, den Doctor, der zugleich Barbier, und den Senator, der zugleich Schuster war, den Tisch in der fraglichen Ecke mit einem hölzernen Schranken eingefaßt, wo sie im Bewußtsein ihres Selbstgefühles Tarokkappen spielten und nur eine Ausnahme machten, wenn der Herr Pfarrer sich zu ihnen geselle, wo sie dann „König“ riefen.

Heute mußten sich die drei Herren bequemen, an einen Tische niederen Ranges ihr Fort- oder vielmehr ihr Unterkommen zu suchen, und da bei ihrem Erscheinen die Geselligkeit schon zahlreich versammelt war, so fanden sie es endlich an einem Tische, wo der Schullehrer einsam saß, der sogleich mit seinem Glase weggehen wollte, aber ihm mit einem gnädigen Kopfnicken bedeutet wurde, da zu bleiben. Allein aus purer Ehrfurcht rückte er an die äußerste Kante des Tisches und benützte nur eine ganz kleine Ecke der Bank zum Sitzen, so daß er beinahe zweimal von dem großen Hunde umgeraunt wurde, wofür dieser jedesmal von seinem Gebieter, der über den Spaß in ein brüllendes Gelächter ausbrach, ein großes Stück Fleisch zur Belohnung erhielt.

Daß der arme Greis mitlachte, versteht sich von selbst.

Was war aber die Ursache, daß man die ehrwürdigen Honoratioren von ihren altgewohnten, fast möchte ich sagen, angeborenen Sitzen vertrieben?

Das ist am leichtesten zu erfahren, wenn wir uns nach der Stelle umsehen, die sie gewöhnlich einnehmen.

Dort befindet sich nämlich ein sonderbares Kleeblatt, wie es in ähnlicher Form in diesem Raume wohl niemals gesehen sein dürfte.

Ein nicht ganz junger Blondin mit schönen und überdies äußerst sorgfältig gekräuselten Haaren, zu denen ein etwas zweifelhaft gefärbter Schnurbart kam, der gleichsam nur als Ausdrucksfeld diente, um anzuzeigen, daß der Träger desselben für einen Mann zu gelten wünsche, machte es sich auf dem einen Sitze bequem; er hatte matte, wasserblaue Augen und ein rothes Gesichtchen, das man leicht für geschminkt gehalten hätte, wäre nicht deutlich der Aerger zu bemerken gewesen, der bei ihm diese schöne Färbung bewirkte.

Neben ihm saß so ziemlich sein vollkommener Widerpart, eine hohe, kräftige Figur mit dunkelfärbigem Gesichte, das ein dichter, schwarzer Vollbart einrahmte, der mit den feurigen rollenden Augen eine wahre Lanzknechtsfisiognomie bildete. Sprach der Blondin mit etwas gezwungener Tenorstimme, so rollte von den Lippen des Schwarzen ein dröhnender mächtiger Baß, so eine Jüngste-Gerichtsposaunenstimme, die man zum Gräberspalten trefflich hätte gebrauchen können.

Den zwei geschilderten Personen gegenüber saß eine dritte, zugleich aber die markirteste und auffallendste von Allen.

Kaum über die ansehnliche Höhe von vier Fuß gelangt, zeigte sein Rücken einen bedeutenden Höcker, der sich so ansehnlich in die Welt hinausdrängte, als hätte er alle Kraft des Wachsthums dieser Gnomengfige in sich aufgenommen und gab dem Ganzen den Anstrich des Rächerlichen. Sein Gesicht trug etwas von der krankhaften Blässe, die Buckligen gewöhnlich eigen ist, aber die prächtige Stirne verrieth mit den Augen eine ungewöhnliche Geistesthat, während die Züge um den Mund auf Güte und Sanftmuth wiesen; überhaupt ließ der geistige Ausdruck vermuthen, daß hier unter dem unscheinbarsten Schutte ein Edelstein verborgen sei.

Dieser Mann war seines Gebrechens willen von der Dummheit und

Digitized by Google

Robrit oft verspottet worden, und von seinen Repliken schreiben sich die sarkastischen Ausfälle, die sich bei manchen Gelegenheiten wie Sturzbäche über seine Gegner ergossen. Es war der Kapellmeister.

Die Bauern gingen ab und zu, drückten sich um den Tisch und betrachteten sich die ungewohnten Gäste mit so offener Neugierde und mit Augen, als wollten sie sich deren Erscheinung für alle Zeit einprägen. Sie kamen ihnen seltsam vor, wie Personen, hinter denen etwas Großes verborgen, nur wußten sie eigentlich nicht recht, was sie aus ihnen machen sollten.

Diese guten Landbewohner waren recht weit zurück in der Bildung!

Hätten sie nur ein paar Zeitungen gelesen, oder wenigstens in ihrer Landzeitung den Artikeln unter dem Strich, wo sich die Feuilletonisten breit zu machen pflegen, einige Aufmerksamkeit geschenkt, sie würden gewiß Weib und Kind, Hund und Katze geholt haben, um des Anblickes dieser Fremden theilhaftig zu werden, um Kindern und Kindeskindern erzählen zu können, auch ich habe sie gesehen und zwar als gewöhnliche menschliche Menschen, wie sie Tabak geraucht, wie wir, nur eine viel bessere Sorte; wie sie Wein getrunken, ebenfalls wie wir, nur einen weit besseren, als wir jemals über die Lippen gebracht.

Hier saßen drei Meteore, drei Sterne erster Größe der Residenz.

Der Tenorist Zwifelio, der eigentlich gar nicht singen konnte, aber eine sehr starke und schöne Stimme hatte, durch enormes Schreien die Menge verblüffte und beständig tremulirte, so daß man immer die Wahl zwischen zwei halben Tönen hatte, ein lieblicher Gemeter, das alle schlechten Gesangslehrer veranlaßte, es für Methode auszugeben und ihrem Unterrichte zu Grunde zu legen, weil sie selbst nichts gelernt hatten und nicht das Mindeste leisteten.

Er war einer von jenen Sängern, die von Unverstand am meisten gefeiert und vergöttert worden, von denen man glauben sollte, die Erde trüge für sie nicht genug Lorbeeren; die aber, sobald ihre Stimme abnimmt, auch sogleich zu schwach sind, um auch nur in einem Bierhause als „singende Harfensten" einigen Erfolg zu erzielen.

Der gegenüber Sitzende mit dem schwarzen Barte war der Bassist Lasnigg, ein Sänger in des Wortes vollster Bedeutung, dessen gewaltige Mittel in vollkommenem Einklange mit seiner Kunst standen, und der sich aus derselben einen heiligen Ernst geschaffen hatte. Ihm galt die Gunst des großen Haufens nichts und es fiel ihm nie ein, demselben Concessionen zu machen. Dafür räumten ihm die Kenner einen hohen Platz ein, und zählten ihn zu den ersten Sängern Deutschlands, neben denen die italienische Unnatur längst in Nichts zerfloßen.

Hätte man in der Residenz gewußt, daß sich dieses Kleeblatt hier befinde, so wäre sicher eine ganze Prozession parfumirter Damen aufgebrochen, um ihren Liebling, den meckernden Tenor, wieder zu sehen, und ihn mit Blumen und Billetdoux zu überhäufen. Sie waren ja glücklich, wenn nur ein Bild auf einen dieser Modepüppchen fiel, und daran war eben kein Mangel; denn um applaudirt zu werden, kokettirte der Blonde beständig mit allen Logen und ließ es sich nicht sehr zu Herzen gehen, wenn er darüber aus dem Tacte kam oder falsch sang; er brauchte dann nur einen recht hohen Ton herauf zu stoßen, sich auf einem Absatz herum zu drehen und bis an die Coulissen zu laufen, um des wüthendsten Beifallgeschreies sicher zu sein.

Allein die Residenz wußte nicht, wo sich ihre drei Sterne befanden.

Durch einen Todesfall an irgend einem entfernten Hofe war große Trauer angeordnet worden, und da das Theater mehr durch die hautvolée als durch das eigentliche Publicum bestand, so stellte man die Vorstellungen auf drei Tage ein, was Vielen sehr erwünscht kam, da man für die Neujahrsgeschenke und die großen Galatage bereits zu sparen anfangen mußte, was man lieber zu Hause beim Braten, als öffentlich durch den Nichtbesuch des Theaters gethan hätte.

Diese Pause benützte das erwähnte Kleeblatt, um in einer benachbarten Residenz zu concertiren, zu welchem Unternehmen besonders der Tenorist getrieben, der gern zu seinem vaterländischen Ruhme noch einigen europäischen gefügt hätte. Er nahm auch alle Recensionen mit, die jemals über ihn geschrieben worden, und die er immer in drei Exemplaren verwahrte, so wie von jedem Lorbeerkranze, der ihm zugeworfen wurde, ein paar Probeblätter. Damit ging er zu den betreffenden Redactionen, und während er seine Lorbeerblätter vorwies, vergaß er ein Kistchen in Cigarren verwandelter Tabakblätter, ließ ein paar Winke über das alles besser wissen wollende Wesen seiner Collegen fallen, und empfahl sich der gütigen Nachsicht und nachsichtigen Güte. Der Bassist aber und der Kapellmeister, die gewohnt waren, daß die Recensenten zu ihnen kamen, wenn sie etwas wollten, bei welchem Unternehmen diese aber nur Grobheiten erhielten, hatten keinen von den Herren besucht und wurden dafür mit gelinder Lunge abgekrüht. Allein an ihnen war Tinte und Papier verloren, denn sie hatten sich ein für allemal vorgenommen, keine sogenannten Kunsturtheile zu lesen, denn in der Regel kennen die Musikreferenten keine Note und beurtheilen alles blos nach dem Gefühle, wobei sie sich sehr häufig blamiren, was aber bei ihrem dichtdürftigen Bewußtsein keinen Eindruck auf sie hervorbringt.

Die Herren, welche wir im Dorfwirthshause getroffen, waren auf ihrer Heimreise begriffen. Der Tenorist schimpfte auf die ausmärtigen Kritiker und den Unverstand, mit welchem sie seine verdienstvollen Colegen beurtheilt; er wurde ganz erbost und schrie immer wieder:

„Wenn nur das verdammte Pack mich nicht immer loben möchte. Ich muß mich ja schämen, von Kerls gelobt zu werden, die Euch nicht verstehen und tadeln."

Im Innern aber schämte er sich nicht und war auch keineswegs so erbost, als er sich den Anschein gab. Für ihn gab es kein größeres Gaudium, als einen recht boshaften Tadel.

Ueberhaupt befand er sich in keiner besonders heiteren Stimmung, indem seine Eitelkeit einen schweren Stoß erlitten, der sie zwar nicht zum Falle brachte, denn sie stand überhaupt auf sehr festen Füßen, sie aber doch bedeutend erschütterte.

Als er nämlich bemerkte, daß die anwesenden Gäste ihn und seine Gefährten mit neugierigen Augen betrachteten, sonst aber ihnen keine weitere Theilnahme erzeugten, als sie jedem anderen Menschenkinde bewiesen haben würden, nämlich gar keine, so bemerkte er gegen den Bassisten, wie er sich unangenehm berührt fühle, wenn Jemand seinen Namen nenne, und sogleich alles dann die Köpfe nach ihm wende, ja auf der Straße sogar eine Strecke neben ihm herging, um seine Züge recht genau in's Auge zu fassen; allein das Publicum zeichne ihn nun einmal mit seiner Gunst aus, und so müsse er nun auch das Unangenehme tragen.

Der Kapellmeister erkannte sogleich den feurigen Wunsch des Gecken, jetzt recht laut bei Namen gerufen zu werden, weil er erst überzeugt war, daß den Bauern sogleich die Karten aus den Händen fallen, die Pfeifen ausgehen, und sie selbst einer dem andern auf die Schultern steigen würden, um nur den Anblick des gefeierten Tenoristen genießen zu können. Um das schnlichste Verlangen seines Herzens zu befriedigen, that er also gerade das Gegentheil von dem, was die Aeußerung seines Collegen anzudeuten schien. Wie ein Ausrufer schmetterte er den Namen Zwifelio in den Tabaksqualm hinein, aber von freudiger Bewunderung, lautloser Ueberraschung zeigte sich keine Spur, nicht einmal die ehrfurchtsvolle Scheu, welche die Anwesenheit eines großen Mannes zu verbreiten pflegt, im Gegentheile brachen die Bauern sogleich in ein schallendes, höchst unanständiges Gelächter aus, denn ihre unbefangenen Ohren hörten aus dem italienischen Zwifelio augenblicklich den deutschen Zwiefel heraus, und diesen ehrlichen thränenreichen Namen hatte er auch bei der Taufe empfangen; aber er glaubte, es würde seiner Carriere förderlich sein, wenn er den neun Häuten seines biederen Zwiefels noch eine zehnte umhänge, um ihn dann für ein ausländisches Gewächs verkaufen zu können. Zum Theile erreichte er auch seinen Zweck, denn wir Deutsche sind so tolerant, daß wir dem Fremden unbedingt den Vorzug geben.

Die Bauern lachten laut auf, und diesem verführerischen Beispiel folgten sogleich Lasnigg und sein Freund, und lachten zugleich über das saure Gesicht des Tenoristen, mit dem sich dieser selbst gestehen mußte, daß sein Name hier unter den Landbewohnern, kaum eine halbe Tagreise von der Residenz entfernt, völlig unbekannt sei.

Nun begannen die Beiden ihn zu necken, nannten seinen Namen bald leise, bald laut durch alle Stufen der Tonleiter, sie sprachen vom Theater, von seinen besten Partien, aber alles war hier fremd.

Der Bassist ließ nun den Künstler fallen und griff den Menschen auf.

Dazu bot ihm das Abenteuer reichliche Gelegenheit, um dessenwillen sie die Weihnachtsfeier in einer sehr untergeordneten Dorfschenke, statt in dem ersten Hotel oder in einem der feinsten Cirkel der Residenz begehen mußten.

(Zerrissung folgt.)

Digitized by Google

Die Mormonen.

Von J. G. K–l–h.

(Schluß.)

Die Mormonenstadt hat seitdem bald wüste gelegen und ist von 20,000 Einwohnern auf kaum den zehnten Theil dieser Anzahl herabgesunken. Der Tempel aber hat am 19. October 1848 seinen Heroïsmus gefunden, der in der Kuppel Feuer anlegte, so daß jetzt von dem mächtigen Bauwerke nur die eine Mauer und ein Haufen rauchgeschwärzter Ruinen noch übrig ist, das einzige Stück Romantik an dem 2000 Meilen langen Mississippi. — Im Sommer 1848 kamen alle am Missouri weilenden Latterday-Saints am Salzsee zusammen, und dieses Jahr sah die Gründung der Gemeinschaft vom neuen Bunde und damit des Staates Deseret. — Eine Stadt von 15,000 Einwohnern ist bereits erbauen; der neue Zion, sie ist von Newyork 2100, von St. Louis 1200 englische Meilen entfernt, und durch 5 Monate des Jahres durch die Schneemassen, welche das Uebersteigen der Felsenberge unmöglich machen, für alle, die sich von Osten, Westen oder Norden nähern, durchaus verschlossen, so daß ein Winterschlaf gegen Deseret, würde er auch durch einen Hannibal oder Napoleon unternommen, in das Bereich des Undurchführbaren gehört. Gouverneur derselben ist ein sicherer Young, mit dem Titel: „Se. Excellenz der Gouverneur, Präsident, Profet, Seher und Offenbarer der Kirche Jesu Christi der Heiligen der letzten Tage.“ Vor seinem Eintritte in die Kirche war er Zimmermann. Auf dem freien Platze im Centrum der Stadt soll ein Tempel gebaut werden, schöner und größer als der in Nauvoo. Schon ist eine 7 Meilen lange Straße nach den Bergen in Angriff genommen, auf welcher man das nöthige Material an Granit und Holz herbeischaffen will. Es gibt schon ein stattliches Magazin: „Die Lords Storehouse“ genannt, ein Rathhaus, eine Post, eine Münze, worin ganze, halbe und Viertel-Eagles geprägt werden, die auf einer Seite zwei verschlungene Hände, auf der andern eine Figur wie ein Heim, und darunter ein Auge mit der Unterschrift: Holiness to the Lord! zeigen; endlich eine Universität. Die Angelegenheiten von Kirche und Staat sind nicht von einander getrennt, wie schon die Stellung Young's andeutet. Die Priester sind auch die Richter in Civil- und Criminalprocessen, die Gesetze werden von ihnen entworfen, und der Schatz wird durch sie verwaltet. Nun noch ein paar Worte über die Kirchenverfassung selbst: Die Priesterschaft zerfällt in zwei Ordnungen, deren erste und höchste nach Melchisedek, die zweite nach Aaron benannt ist, aber auch die levitische heißt. Die erstere wurde von Gott und Aaron verliehen und von diesem auf Noah, Abraham, David, Salomo u. A. fortgepflanzt. — Ihr Amt und ihre Gewalt ist mystischer Natur. Sie hat „die Schlüssel zu allen geistigen Segnungen in Händen,“ und besitzt das Vorrecht, die Geheimnisse des Himmelreichs zu empfangen, sich das Jenseits öffnen zu lassen, um sich mit Gott Vater und Jesus dem Mittler in Verbindung setzen zu können. — Die Priesterschaft des Aaron ist dagegen nur mit Besorgniß mehr äußerlicher Angelegenheiten, mit Taufen, Predigen, Spendung des Brotes und Weines u. s. f. betraut. Dieser erste Grad des Oedem Melchisedek's besteht aus den Aeltesten und hohen Priestern, während der Orden Aaron's sich in Bischöfe, Priester und Leviten (tiefere Lehrer, Helfer oder Diaconen in sich schließend) abstuft. Jede dieser Abtheilungen hat nun wieder ihren Vorsitzenden, der durch Stimmenmehrheit gewählt wird. Das oberste Präsidium der gesammten Kirche der Heiligen vom jüngsten Tage ist zusammengesetzt aus drei Hohenpriestern. Nach ihnen kommen, ebenfalls vom Orden Melchisedek's, die zwölf Apostel, beauftragt, im Namen des Herrn und unter der Oberaufsicht der drei Hohenpriester die Angelegenheiten der auswärtigen Gemeinden unter allen Völkern zu ordnen. Unter ihnen stehen wieder 70 Sendboten, deren Amt die Gründung solcher Gemeinden und Bestellung derselben durch die Predigt ist. Die Vorsitzende der Aaronitischen Priesterschaft führen den Titel: Bischöfe, und zwar soll ein solcher ein wirklicher Nachkomme Aaron's sein. Er hat das gesetzliche Anrecht auf dieses Amt, und kann dasselbe ohne beigesetzte Räthe verwalten. Findet sich indessen kein Glied vom Stamme Aaron's, so kann einer der Hohenpriester mit dieser Würde bekleidet werden. Ein solcher hat dann die Leitung von weltlichen Angelegenheiten, namentlich die Abtheilung von Uebertreten und die Schlichtung von Rechtsstreitigkeiten zur Pflicht. Doch muß er sich aus den Aeltesten der Kirche eine Anzahl von Räthen wählen. — Findet sich Jemand mit dem Ausspruche nicht zufrieden gestellt, so steht ihm die Appellation an den Präsidenten des Raths der Hohenpriester offen, von dessen Entscheidung es dann keine weitere Berufung gibt u. s. w. Der Mormonismus ist in der That die zur Carikatur gewordene Steigerung orthodox-protestantischer Buchstäblichkeit, und andererseits die Verdrehung der katholischen Doctrinen von Tradition und Priesterthum, gemischt mit chiliastischen Träumereien, einigen Brocken des Shakerkatechismus, etlichen den Baptisten abgelauschten Lehren, und vor Allem verquickt mit einem guten Theile Fanatismus und Pharisäismus.

Der Hauptstützpunct dieser Secte ist jetzt Großbritannien. Hier landeten 1832 Young, Kimball und Peter Pratt. Freundlos und ohne Mittel stiegen sie in Liverpool an's Ufer. Sie trennten sich und zogen predigend und taufend durch's Land. Preston hörte das neue Evangelium zuerst und noch war kein Jahr verflossen, als daselbst dort schon 700 Bekenner zählte. In kurzer Zeit hatten die meisten Grafschaften Englands, darunter namentlich Yorkshire, Lancashire, Gloucester, Staffort und Hereford die Ansprache der Apostel vernommen, und nach dreijähriger Arbeit konnten die „Knechte Gottes“ nach Amerika berichten, daß sie innerhalb dieser Periode über 4000 „Heiden“ bekehrt, und 382 zu Priestern geweiht hätten. — Indem, die erstaunlich klingen würden, wenn die Apostel nicht die Gabe, Teufel auszutreiben und auf übernatürliche Art Krankheiten zu heilen, besessen hätten, und wenn man nicht wüßte, daß die niedern Schichten der englischen Bevölkerung in einer wahrhaft ungeheuerlichen Unwissenheit und Rohheit dahinvegetiren. Doch nicht allein England, auch Schottland ward des Heiles theilhaftig, und Wales ging gleichermaßen nicht leer aus. Die Gemeinde in Edinburg zählte, wiewohl Hunderte weggezogen und andere Hunderte nach Nauvoo und Deseret ausgewandert waren, 1851 noch bei 1500 Mitglieder, und in Glasgow waren bis dahin ebenfalls mehre Tausend der Lehre Josef Smith's beigetreten. — Irland vernahm die frohe Botschaft erst 1850 in Dublin, und so besteht dort bis jetzt nur ein kleiner Zweig der Kirche. In Wales dagegen befanden sich zu Anfang 1851 4848 Mormonen, in allen 3 Königreichen aber sind zusammen 42 Conferenzen, 602 Zweig-Gemeinden, 22 Siebziger-Collegien, 12 Oberpriester, 1760 Aelteste, 1290 Priester, 1226 Lehrer, 682 Diaconen und 22,454 blaße Kirchenglieder, was eine Gesammtsumme von 30,747 Latterday-Saints gibt. Binnen 14 Jahren waren in Großbritannien mehr als 50,000 getauft worden, und von denen sind beinahe 17,000 nach Sion ausgewandert. — Diese Emigration ist nun methodisch geordnet, und zwar so umsichtig, daß man sich bei und ein Beispiel daran nehmen könnte. Die Mehrzahl der Abgehenden gehört dem Bauern- oder Handwerkerstande an, doch sieht man auch Aerzte und Kaufleute unter ihnen. Sie sind im Allgemeinen verständige, wohlgesittete Leute. Die Lebensmittel für die Seereise werden ihnen von Beauftragten der Kirche geliefert. Sie sind von der besten Art, und man rechnet auf den Kopf stets 20 Pfund mehr, als das Gesetz bestimmt. Die Maßregeln, die für Erhaltung der Reinlichkeit an Bord getroffen werden, sind bewundernswürdig. — In Liverpool angekommen, halten sie sogleich eine allgemeine Versammlung, die einen Präsidenten und sechs Comité-Mitglieder wählt. Diese Comité's haben bei der Einschiffung sowohl, als während der Ueberfahrt auf die Gesundheit, höchste Reinlichkeit und sittliches Betragen der Mormonen zu wachen. Es ist wunderbar, wie diesen Ruffichten gehorcht und das leiseste Wort von ihnen wie Gesetz befolgt wird. — Daher kömmt es aber auch, daß, während fast nie ein englisches Emigrantenschiff in Amerika eintrifft, ohne etliche hundert Pfund des Menschenfleisches, mit dem es befrachtet ist, durch's Fieber verloren zu haben, die Mormonen noch nie einen auf diese Weise Gestorbenen dem Meere übergeben haben sollen. Moriz Busch schließt sein Capitel mit den Worten: Mit unparteiischen Augen angesehen, ist der Mormonismus die Entwicklung einer Gemeinschaft von Menschen, welche, obschon bedauerlich abergläubisch, in hohem Grade schwärmerisch und in Einzelnen ihrer Mitglieder erwiesenermaßen unsittlich, dennoch durch andere Eigenschaften unsere Bewunderung erregen. — Die Mormonen sind inmitten der grausamsten und harmdächtigsten aller Verfolgungen, die unser Jahrhundert in religiösen Dingen zuließ, gediehen. Sie haben mit einem Muthe und einer Ausdauer, der bestimmten Sache würdig, Hauptentwerke Beschwerden ertragen und unüberwindlich scheinende Hindernisse überwältigt. — Sie haben im Besitzgewerben sogar, den mächtigsten Feinden Trotz geboten, dreimal über die rücksichtslose Umbarmherzigkeit triumfirt, und vermöge einer Organisation, welche die entschiedene Genialität ihres Urhebers beweist, das ihnen in Illinois geraubte Eigenthum, das auf 20 Millionen Dollars veranschlagt wurde, in weniger als einem halben Jahrzehende dem Erdboden mit Zinsen wieder abgewonnen. — Die Fortschritte, die sie in jeder Hinsicht gemacht haben, sind an Schnelligkeit mit nichts in der Chronik irgend einer andern Secte in Vergleich zu bringen. — Kurz, mögen die Wunder, welche ihre Profeten und Apostel wirken, sein, welchen Schlagez sie wollen, das Mormonenthum selbst ist eines der größten Wunder des neunzehnten Jahrhunderts.

Eine dritte Quelle, wo sich interessante Notizen über die Mormonen fand, ist das Werk von Howard Stansbury: „Die Mormonen-Un-

Digitized by Google

siedelungen, die Felsengebirge und der große Salzsee." Die Gründung der neuen Lehre und vorgebliche Auffindung des Buches Mormon durch Josef Smith erzählt der Autor ganz so wie Moriz Busch, nur nicht so umständlich; die Platten nennt er geradezu goldene. Die Art der Gottesverehrung, fährt er fort, ist im Allgemeinen dieselbe, wie bei den meisten protestantischen Bekenntnissen, die kein geducktes Mittelvolk gebrauchen, nämlich Gesammtgebet, und eine Predigt oder Ermahnung von der Kanzel. Eine Musikbande steht hinter dem Chor der Sänger, und begleitet nicht allein den Gesang im Gottesdienst, sondern spielt auch sonst den Zuhörern vor dem Beginn und nach dem Schlusse desselben auf. — In ihren Verhältnissen des Privatlebens und häuslicher Verbindung zeigt aber dieses sonderbare Volk die größte Abweichung von den Gewohnheiten und dem Verfahren aller anderen Christen. Ich meine daßenige Verhältniß, welches gewöhnlich „das gesetzige Verhältniß zu Weibern" genannt wird — ein Verfahren, welches ihnen in Illinois zum Vorwurf gemacht wurde, und sehr dazu diente, die öffentliche Meinung jenes Staates gegen sie aufzureizen. — Wie ich glaube, wurde es von ihnen damals bestimmt abgeleugnet, daß ein solches Verfahren bei ihnen herrsche, auch wird es nicht als eine durch ihre Lehre oder Disciplin geheiligte Sache offen eingestanden. Niemanden aber von gewöhnlichem Beobachtungsvermögen, welcher nur eine kurze Zeit bei ihnen zubrachte, kann es verborgen geblieben sein, daß Vielweiberei wirklich unter ihnen vorhanden ist. — Ich hörte, wie der Präsident der Kirche selbst auf der Kanzel erklärte, er besitze das Recht, tausend Weiber zu nehmen, wenn er es für passend halte; er bot Jedem Trotz, welcher aus der Bibel beweisen wolle, daß er dieses Recht nicht besitze. — Zugleich aber habe ich niemals die Erfahrung gemacht, daß irgend Jemand, der in ihre Kirche aufgenommen war, offen eingestand, er habe mehr als eine Frau, wiewohl man allgemein wußte, daß letzteres der Fall war, und obgleich man so genau diese Thatsache kannte, wie man nur eine Kunde irgend einer Thatsache haben kann. — Wenn ein verheirateter Mann eine zweite Frau zu nehmen wünscht, so muß er zuerst die Einwilligung der Dame, und dann diejenige ihrer Verwandter oder Eltern, und endlich die Billigung des dritten oder Präsidenten erlangen. Die Frau wird ihm alsdann unter der feierlichen Einwilligung der Kirche „festgesetzt" (sealed) und befindet sich in jeder Hinsicht zum Mann in demselben Verhältniß, wie seine erste Frau. Die so geschlossene Verbindung gilt als vollkommen ehrenvoll und tugendhaft, und die Dame behauptet ohne Flecken ihres Rufes dieselbe Stellung in der Gesellschaft, an welche sie Anspruch besäße, wenn sie die einzige Frau ihres Gemals wäre. — Da die Verbindung unter der Weihe der einzigen wahren Priesterschaft stattfindet, so gilt sie für wie heiliger und bindender, als irgend eine Ehe unter der heidnischen Welt, nicht allein in Bezug auf das höhere und heiligere Ansehen des Oberpriesters, sondern weil sie unmittelbar auf das zukünftige Dasein des Mannes und des Weibes Bezug hat, denn es ist die Lehre der Kirche, daß kein Weib die himmlische Herrlichkeit ohne ihren Mann erlangen kann, daß ferner kein Mann die höchste Vollkommenheit in der zukünftigen Welt ohne wenigstens eine Frau erreicht; je größer die Zahl der Weiber ist, die er mit sich nehmen kann, desto höher wird sein Sitz im himmlischen Paradiese sein. — Jede Idee der Sinnlichkeit, als Beweggrund zu solchen Vereinigungen, wird mit höchstem Unwillen zurückgewiesen; der einzige Zweck besteht darin, so schnell wie möglich eine heilige Generation dem Herrn zu erziehen. — Dem Werke liegt eine Karte des Salzsees und der Felsen-Gebirge bei.

Strandburg hat den ganzen Tag durch Mahnen und vermessen, wobei er vom 5. April bis 12. August, also über 4 Monate zubrachte. Er verweilte über ein Jahr unter den Mormonen nah kann ihre großmüthige Gastfreundschaft und fortwährende Freundlichkeit, ihre uneigennützigen Bemühungen, um ihm sowohl jeden möglichen Beistand zur Förderung seiner Arbeiten, als auch für sein und seiner Leute Behaglichkeit und Vergnügen zu sorgen — nicht genug anpreisen.

In einem vierten Buche: „Das Buch der Welt," von Dr. Julius Moritz so benannt, fand ich mit Ueberraschung ein Capitel über die „Mormonen"; ich hoffte schon neue Nachrichten zu finden, allein gar bald bemerkte ich zu meinem Mißvergnügen, daß das Ganze aus dem Werke des Moriz Busch: „Wanderungen zwischen Hudson und Mississippi," Wort für Wort abgedruckt sei. Doch enthält es hübsche Illustrationen, als z. B. den Mormonen-Tempel in Nauvoo, das Felsengebirge u. a. m. — Hierauf beschränkt sich, was ich bis jetzt an Neuem über diese merkwürdige Secte auffand. Ich behalte es mir vor, wenn ich fernere Nachrichten finden sollte, sie Ihnen mitzutheilen. — Eben als ich diese lange Epistel schließen wollte, erhielt ich die Augsburger Allgemeine Zeitung, und lese in der Beilage zu Nr. 98 vom 8. April, daß in der Nähe von Canton in China ein Mormonenprediger sich befinde, der aus Indien kam, wo er drei Jahre umhervelle. Alles, was er besitzt, trägt er an seinem Leibe, auf den Rennen dauend, ihm weiter zu helfen.

Mein Blümchen.

Wie blüht ein liebes Blümchen,
Heiß, wie ein Frühlingstraum!
Mag' es kein Sturm verdrehen,
Vor Gottes Liebes-Aug.

Der Erde Glut-Sirocco,
Er bleib' ihm ewig fern!
Wie vor des Moschus'o Odem
Bewahr'o ein milder Stern.

Ein Freudens-Engel hüt' es
Vor jedem Ungemach;
Der Geist der wahren Liebe,
Er bleibt ja ewig wach.

Gedeih' beschützen, Pflänzchen,
Im warmen Sonnenstrahl
Und blüh' zu meiner Freude
Der Prie gleich im Thal.

Mein Herz sei dir ein Garten,
Dich schützend vor Gefahr,
Indem du reifst und wachsest
Heran von Jahr zu Jahr.

Und fragt Ihr nach dem Namen
Des Blümchens? Lieb und Treu,
So mag ich Euch denn sagen:
Es ist mein Kind, mein Kind!

J. M. Requerol.

Silhouetten aus Wien.

Von M. Permann.

II. Eine Kupferstich-Auction vor 30 Jahren.

Das Auctionszimmer ist groß und geräumig. In der Mitte steht eine lange, breite Tafel, um welche die Besucher der zu haltenden Kupferstich-Licitation sich schaaren sollen. Dies thun sie auch pünctlicher als es bonitzutage geschieht, denn es hat die angezeigte Stunde des Anfangs noch nicht geschlagen, als sie schon ziemlich vollzählig sind.

Obenan sitzt der als Schätzungs-Commissär fungirende Kunsthändler Ignaz Sauer. Er ist nebstbei Musikdirector am Regenschori des k. k. Waisenhauses und componirt nicht üble „Tänzchen." Er ist zugleich Vertreter im „Radrufen." Neben ihm sitzt der Commissär, welcher für den Verneinend das Protokoll zu führen hat. Um Beide herum gruppiren sich figural oder stehend die Auctionsfreunde.

Graf von Karlik, die Veteranen der Wiener-Kunstsammler, ebenso, Neben denen Artaria und Steckl, die „alte Garde" der Kunsthandler, Hierauf Camesina, Pepold, Herlesperger, Fumée, Mayer, Giesbecker, die Maler Mössmer, Schöllberger und Fischbach, dann noch einige Fremde: Favart, der Russe Permoloff, und endlich eine Dame, die Gräfin Starhemberg. Dies sind die Sitzenden. Unter den ziemlich gedrängt Stehenden bemerkt man Haberer, Koanzo und Prag, Legrady, Dr. Schmidl und mehrere junge Leute.

Ein Nachzügler erscheint, alle höflich grüßend, da er mit allen bekannt. Es ist unser bisheriger Schreiber — Weber. Kaum eingetreten, macht Gower ihm ein kurzes Gesicht. Er hat auch Ursache, denn man sah seinen im Begriffe, ihm die jeden colorirten Schweizer-Ansichten Aberli's für 2 Gulden zuzuschlagen.

— „Das sind „Stöckelchen" für Sie!" ruft Sauer und unterbricht damit den Ausruf.

Weber läßt sich das nicht zweimal sagen, denn er ist stolz auf seinen Landsmann, treibe die Aberli's hinauf, und Gower zahlt sie mit 10 Gulden, rächt sich aber dafür und steigert seinem Bogner Balcho's'o Baignessos auf 18 Gulden. — Camesine Starhemberg kauft gerne englische punctirte Blätter. Nun Bartolozzi gibt es da genug. Sie gehen hoch, gerade so viele Gulden als zeyl Kreuzer. Auch die Radirungen des Ritters Adam von Bartsch (kunsterfahren Verfassers des Peinter-Graveur, der Anleitung zur Kupferstichkunde u. s. w.) werden verhältnißmäßig gut bezahlt. Seine „Überbeeren" kommen über 15 Gulden. Sie erringt auch langer Debatte triumphirend Weber.

Plötzlich kommen hohe Posten. Es sind die Bergheim. 40, 50 Gulden, zuweilen aber schöne Abdrücke der übrigbleiben Blätter. Der glücklicher Ersteher ist Artaria. Er kauft auch die meisten Blätter des folgenden Meisters: Boissieur, des Brizenden, bis der Unerwischen! Damals kannte man Eugène Glory noch nicht. Die Boissieur gingen leinen unter 6, 8 Gulden weg, sein Portrait gar um 26 Gulden. Camesina nah Gower streiten sich um Jean Duvi, hierauf Mayer um Weber um Brandts Ansicht von Rusbrek, wo Letzterer den Sieg mit 3 Gulden 2 Kreuzer davonträgt. Es ist aber auch ein Aegidrud à l'eau forte pure!

Steckl hat einstweilen ruhig und bedächtig Kaffeegetrunk. Plötzlich aber wird er unruhig. Es tritt nämlich rasch ein junger Mann bei der Thüre herein, eine wahre Athletenfigur: Herr von Pawlikowski*).

— „Gnad'!" murmelt Steckl. „Meine Kabowitzli!"

— „Sind die Ebebawiegli schon vorgekommen?" fragt der Eintretende im höflichsten Tone einen jungen Mann, der unter der Gruppe der Sitzenden nahe an der Thüre sich befindet.

— „Nein, mein Herr. Sie kommen aber gleich an die Reihe."

Pawlikowski drängt sich vor, der junge Mann bleibt aber auch nicht zurück. Steckl sieht zum zweiten Gegner fast bei Einen. Wirklich kämpfen alle Drei um ein Blatt: le cabinet d'un peintre." Pawlikowski Gegner gebieten, es wird ihm um 8 Gulden 3 Kreuzer zugeschlagen. Er will nach dem Blatte greifen, aber der junge Mann hat es bereits in der Hand und schickt sich an, es zu bezahlen.

— „Entschuldigen Sie, mein Herr, dieses Blatt erstand ja ich!" ruft Pawlikowski und lehnt seine colossale Figur über die Tafel, um es zu erreichen.

— „Entschuldigen Sie auch, ich hatte den Ruf!" erwidert der junge Mann.

*) Der polnischen Patrioten und Verwalter von ostmorgenländischen Kunst. Bücher Obrigkeitlicher kennt nicht seine Gönner in Wien? Durch den unklugh erfolgten Tod dieses hohen liebenswürdigen Mäcens hat die polnische Kunst- und literaturgeschichte einen unersetzlichen Verlust erlitten. Anmerkung der Redaction.

Digitized by Google

Mehre Zeugen erklären sich für Pawlikowski. Der junge Mann hatte die „3 Kreuzer“ überbört, was wollte er machen, er trat zurück. Es malt sich aber in seinem Gesichte eine solche schmerzhafte Enttäuschung, daß Pawlikowski zu ihm tritt, ihn bei Seite zieht und fragt: „Hängt denn Ihr Herz gar so sehr an diesem, allerdings reizenden Blatte?“

— „Freilich wohl. Ich trete mich schon wie ein Kind darauf, es morgen zum Geburtstagsgeschenke meinem braven Schwiegervater überreichen zu können. Er hat wohl schon eine sehr schöne Sammlung Ebodowiecki's; nach diesem einen Blatte aber strebt er schon lange, es kömmt so selten vor. Es ist mir eine innige Freude zu Maßer gewachen.“

— „Nun, das soll man mir nicht nachsagen, daß ich einem Mitmenschen eine Freude verdarben habe. Da haben Sie Ihren „Rodewald,“ wie Sie's! immer sagt, ebwohl ich ihm schon hundertmal einlieferte, man sage „Chodowiecki.“

Der glückliche neue Besitzer bezahlte lächelnd und drückte dem Alten dankbarst die Hand.

Zwanzig Jahre später ergeß sich Pawlikowski in den theilnahmvollsten Trübungen für die Familie des eben hingeschiedenen gerachteten Kunsthändlers und Kunstkenners Sigmund Bermann, den er an jenem Lieitations-Abende als Genossen der k. k. akademischen Kunsthandlung und Schwiegersohn des wackeren Kunstliebenden Ober lernen gelernt hatte, und bessen inniger Freund er seitdem geworden war.

Stockl ist während der Verhandlung dieser Sachen ganz zufrieden, da er Pawlikowski nicht mehr sieht und er erhält in Folge dessen die übrigen Numern des „Rodewald“ zu zusaßen Preisen.

— „Meine Herren, aber jetzt kommen Schlechten!“ ruft Sauer.

Allerdings sind es schöne „Schlechten,“ nämlich die Kupferstiche und Holzschnitte Albrecht Dürer's. Die werden doch recht doch gehen? O nein, der verfarne Sehn, im schönsten Drucke, auf 5 Gulden. Madonnen auf 1, 2 bis 4 Gulden; sind aber so „Heroismus“ geht auf 24 Gulden. Nun der hier heute so vom Glas wohl wenigstens 60 Gulden werth. — Den von Dyck: „Le christ au roseau, avant les mots: et festi ayou forti“ wird um 15 Gulden 6 Kreuzer (!) von Artaria erstanden.

Der alphabetischen Ordnung zu Folge erscheinen nun Evelinks Porträte. Sie sind in sehr verschiedenartigen Abdrücken. Einige davon erschienen seit jehn Jahren bei jeder Lieitation, es ist als ob es sich stets verjünge, denn es ist immer von derselben Qualität. Es wird ausgerufen:

— „Das Porträt des Großen Dominik Lauzin.“

— „Ist es derselbe, welcher Gesandter beim Ryswicker-Frieden war?“

— „Ja. Der Großvater des berühmten Staatsministers und ersten Fürsten Wenzel Anton Kaunitz.“

— „Also dieses Porträt um 30 Kreuzer.“ —

Während dieser Fragen hat sich ein großer, stattlicher Herr, in feinem blauen Frack mit goldenen Knöpfen eingefunden, dem man überall Platz macht und sich lächelnd zuwinkt, als wenn es jetzt einen Hauptspaß geben. Der stattliche Herr tritt an den Tisch, wird bald blaß, bald roth und unterdrückt den Ausruf mit zur Faust verbissener Lippe:

— „Meine Herren, wer weiß wie lebhaft Ihr sogen diesen Blick, diesen mitgeschlossenen Faustbruche? Ich gebe einen Gulden, damit er nur fort kommt.“

Natürlich bleibt er ihm dafür. Zitternd vor Verlangen streckt er die Hand darnach aus; kaum hat er es dort, so reißt er es zornig in kleine Stücke, wirft sie in Boden, stampft mit seinen Füßen darauf herum, daß es nur manchmal laut ausschreit, wenn ihn das Pathos erbarmt, sich zu mäßigen. Er murrt: „Verdammter Bagl! Willst Du denn ewig leben!“ Dabei wirft er im Gesichte fürchterlich und seine Stirne glänzt vom Schweiße über die gehäufte Anstrengung. Hat er endlich genug getobt, wird er ruhiger, grüßt die Umwesenden höflichst und geht ein selbstzufriedenes Lächeln spendend freihlich von dannen. Er ist ja nur gekommen, um dieses Porträt, das er ärger als den Tod haßt, zu vernichten.

Die Lieitationsgäste wundern sich durchaus nicht über diese Scene, die fast in jeder Auction wiederholt wird, wenn sich nämlich dieses Porträt dabei befindet. Sie lachen einstimmig beim Abgange des Porträtvertilgers, wie sie bei seinem Erscheinen schon in Erwartung des kommenden Spaßes gelacht haben. Lacht doch jedesmal auch verwandten Jahre der Betheiligte selbst herzlich mit. Es ist der Großhändler Ritter von Frank, dessen seltene Porträtsammlung auch die heute bei der Kunstwelt im besten Andenken steht.

Es ist spät geworden. Schnell werden noch die lieblichen Radirungen Erhard's vorgenommen. Da bleibt Weber der Matador. Ja, der weiß Wiener-Künstler zu schätzen!

Die Auction ist für heute zu Ende. Morgen und so fort bietet sie zu wieder neue Chancen.

Köstliche verschwendete Zeit, wo Favart für einen Umbach einen Gulden dreißig Kreuzer zahlte und wo Hammerich's Hundertguldenblatt, ein Druck vom zweiten Stat, mit 25 Gulden (!!) Ausruf unverlaubt zurückging!

Ritter v. Wisser.

Das werthvollste Gedicht.

Zu Herrn von Fuchs sprach Trapf, ein junger Dichter:
„Was sagen Sie als strenger Musenrichter
Zu meinem neuen Frühjahrslied?“ —
Dem Herrn von Fuchs ward angst und bang
Als der Poet mit lustgekrantem Munde
Noch immer sah. — Nach einer langen Stunde
Rief Fuchs: „Der Wert gleichet — frei bekannt,
Dem schönsten, heißen Diamant!“
„Wie so?“ frug Trapf entzückt. — Nun sprach der Versekoster:
„Ob der Dir Frühjahrsg nicht auch vom reinsten Wasser ist“ —

Ritter v. Wisser.

Musik-Salon.

Am 28. Juni endlich ging der lang und sehnlichst erwartete „Don Giovanni“ in die Scene, leider abermals an der Reige der Stagione, mit einer einzigen Wiederholung am darauffolgenden Tage.

Wie vorauszusehen, war der Zudrang ein außerordentlicher, und die Vorstellung lauschte jeder Note der durch längere Zeit nicht gehörten Meisterwerke mit einer Hingebung und einem Entzücken, die in erfreulichster Weise zu erkennen gaben, daß es in Wien noch nicht an einem Publicum fehle, das die Größe und Herrlichkeit solcher Musik zu würdigen und zu genießen versteht — wenn es nur gekannt, daß jede solche Gelegenheit mit Jubel begrüßt, um dem großen vaterländischen Tondichter, dem größten musikalischen Genius aller Zeiten, und seinen größten Werke aus vollstem Herzen zu huldigen.

Schwer wird es dem Berichterstatter, dem es um seine Aufgabe Ernst, denn die Unbefangenheit eines Gewissensrichters ist, unter der Wucht des Eindrucks, den eine solche von der allgemeinen Begeisterung getragene Darstellung hervorbringt, den Standpunkt ruhiger Betrachtung zu behaupten; doppelt schwer dann, wenn auch die Darstellenden trotz einem mächtigen Feuer regelten zu sein scheinen, und ein erhöhter Schwung in die Gange electrisirend durchdrang. So war es am ersten Abende der Fall, und man wird kaum der Wahrheit zu nahe treten, wenn man behauptet, daß ein Beifallssturm, wie er nach dem Madrier-Terzette und dem Freiheits-Chore losbrach und eine Wiederholung gegen die Theaterregeln erstürmen zu wollen schien, kaum noch in diesen Räumen gehört worden ist. Der Hauptreiz der Darstellung war die Lebendigkeit, die Wärme derselben; die Gesamt und das Zusammenwirken der Stimmen in dem Finale bei ersten Acte war von unwiderstehlicher Wirkung. Schade nur, daß auch hiebmal die prachtvolle Teufels-Figur der Bötzinger wie gewöhnlich nicht durchtrang! Franz Mayer sieht in der trotzenvollen Gestalt des Don Juan zu ihren besten Leistungen. Gewandt, ja auch nicht die poetische Höhe dieses von ironischer Schärfe durchdrungenen musikalischen Seelengebildes, so muß man doch anerkennen, daß sie den Mayer'schen Geiste wie zu nahe tritt, mit voller Hingebung und Wärme singt, aber das Maß zu verlieren, aus wie etwas Fremdes hinzuthut. Ihre herrliche, kraft- und klangvolle Stimme wirkte in dem Masken-Terzette und im ersten Finale wundervoll. Fräul. Lehmann'n verdient ebenfalls alle Anerkennung über im Ganzen trefflichen Leistung als Donna Elvira. Die Rechte hat Charakteristische dieses doch liebenswürdig-schlechten Wesens wiederum zur Geltung, benutzte vielfach mit und dramatischem Geschmack, und nur die Ungleichheit ihrer Stimmregister war an einigen Stellen aufgefallen.

Herr Beyhl-Mann hat als Leporello ganz an ihrem Platze, sah allerliebst aus, und sang und spielte mit liebenswürdiger Natürlichkeit, ausdrucksvoll und zart. Besonders reizend war die Vortrag im Duette „La ci darem,“ jener des „Federal serieux“ hätte etwas wärmer sein können. Der „Don Giovanni“ der Herrn Dobassini ist bekannt. Was das Spiel anbelangt, so kann man nur sagen, daß sein „Barbier Figaro“ ein wahrer Genuß war gegen seinen Don Giovanni ist; die Gemeinheit des laut schwatzenden Müßiggut der Hohen-Adam's und Donna Anna's und die Absichtlosen Mienen'd war geradezu unleidlich. Im Gesange leidet er theilweise Trefflichkeit, namentlich ging ihm die Champagner-Arie besser als in früheren Jahren von Statten, allein die Zudaten an einzelnen Stellen können nur mißbilligt werden. Der Lovenelle von Herrn Kassi war eine schwache, matte Leistung; der Ottavio von Steinmann an Gewandtheit im getragenen Gesange machte sich besonders in dem zweiten Theile der Register-Arie bemerkbar. Herr Angelini wirkte als Commendur durch seine mächtige Stimme und seinen imposanten Vortrag. Er ist ein Sänger, wie die Partie von Don Giovanni mit Geschicklichkeit, natürlichem Ausdrucke und gehaltvollem Vortrage, wie von ihm nicht anders zu erwarten stand; allein man merkte doch, daß ihm die Majorsche Weise etwas zu unwarm ist, und namentlich durch den Vortrag der ersten Arie, welche sehr feinfühlig Seelenausdrucke lannte er der Stimmung nicht gleichkommen, die vor zwei Jahren Meister Carl Formes ergriffen. Der Maletta des Herrn Ehrenfeld war genügend.

Am 30. Juni endlich nahm die italienische Oper ihre Thätigkeit wieder auf. Wien. Es war auf mehreren Opern-Brauchthümer zu Ehren eine Musik zusammengefügt, worin allen ersten Sängern und Sängerinnen so wie der primo Ballerina Gelegenheit gegeben war, sich recht einmal zu zeigen und die Huldigungen ihrer dankbaren Gönner und Verehrer in Empfang zu nehmen.

Es verdient sich von selbst, daß der Zudrang ein ungeheurer war, daß der Beifallssturm, der Hervorrufungen und die Blumen-Ovationen keine Grenzen hatten.

Und so wollen auch wir nun noch einen Blick auf Vollständigkeit und der Vollständigkeit auf die Leistungen dieser Unterhaltungen zurückwerfen, die mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, und dennoch wohl drei ganz neuen Opern vorzuführen verstehen, die Meisterwerke neuerer italienischen Maestri Rossini, Donizetti, Bellini und Verdi brachte, und wenn gleich zu spät, endlich doch auch das Meisterwerk eines Meisterwerks, Mozart's „Don Giovanni“ mit den besten vorhandenen Kräften vorführte.

Wenn die drei neuen Opern auch angenehmer, ja selbst zu sich doch, ob besser zu Gehör kommen, und wenn man auch über ein Paar der ersten Sängerinnen sich manches zu klagen hatte, so frägt es sich doch, ob besser zu haben waren? Der Tenor Bettini und Carrion aber, dann die Baritons Debassini und Everardi, der Bassist Angelini und die treffliche Altistin Demeric und die Soprane Marini und Boziwa werden gewiß jeder Opernvorstellung zur Zierde gereichen, und man würde sie im nächsten Jahre gerne wiedersehen sehen.

F. D.

J. Staudinger's Sonnen-Microscop.

Vor dem Künstlerhause in der Breiterbäcke, wo wie sonst Sattler's Cadmeramen bewunderten, giebt seit mehren Wochen das herrliche Sonnen-Microscop des Herrn Staudinger mit Recht die Naturwissenschaft des Publicums zu sich. Und in der That, wenn die Freund der Naturwissenschaft Herrn Staudinger's Instrument an einem sonnenhellen Tage besucht und sich von ihm einen bunten Gegenstände, die theils mit freiem Auge gar nicht oder nicht in den feinsten Nuancen wahrnehmbar sind, in zwei millionfacher Vergrößerung unter grellem Sonnen gegen die Wand des Zimmers projicirt sehen, zweifelt Jeder daß, nämlich daß bei so vielen offen baliegenden Wundern der Natur, die nur durch diese riesenhafte Vergrößerung sichtbar sind, sich die Theilnahme der Besuchenden noch nicht in dem Maße erstandet, als man sie bei einer so enormen Bereicherung mit Recht voraussetzen müßte, und daß unsere ersten und kleinen Journale hierin gewiß häufig interessanten Gegenstände viel zu wenig Beachtung schenken.

Da nun „Frank“ den naturwissenschaftlichen Freche mit Vorliebe huldigt, so erachtet er es gleichsam als eine Pflicht, seinen Gedächtnis auf Herrn Staudinger's microscopische Bilder, namentlich jene der lebenden Infusorien und der herrlichen Desidien-Stationen aufmerksam zu machen, die aller übertreffen, und man ist in diesem Genre schon kannte. Wir glauben, das Staudinger's Microscop erst bei der bevorstehenden Versammlung der Naturforscher die wahre Würdigung finden und eine bedeutende Rolle spielen wird. —

L. L.

Digitized by Google

Correspondenz-Nachrichten aus Paris.

Paris, 29. Juni 1855.

Im letzten Briefe versprach ich Ihnen etwas von dem Pariser Leben und Treiben zu berichten, muß Sie aber leider damit noch vertrösten, weil ich noch nicht recht Zeit gewinnen konnte, eine treue Auffassung davon aufzunehmen. Vor der Hand nur so viel, daß die fabelonische Verwirrung um Ausstellungsgebäude noch immer nicht weichen will und wahrscheinlich so ziemlich bis an's Ende sich behaupten dürfte, trotzdem, daß die hiesigen Journale redlich bemüht sind, die deutschen und deutschen Zeitungen, die über die Unordnung der Ausstellung in viele Klagen führen, nach Thunlichkeit zu widerlegen und Lügen zu strafen, und daß von den Wirthen von Ausstehen der Fremden bis auf die Haut deckt gründlich betrieben wird.

Ich konnte Ihnen mehre Tagesblätter Firmen nennen, die wirklich ganz Ausgezeichnetes ausgestellt haben, allein da ich mich überdies auch über die ganze einige Industrie-Ausstellung anstrengen müßte, um nicht einseitig zu erscheinen, dazu es mir aber an Zeit gebricht, so will ich heute nur noch einer Firma in künstlerischer Ueberfassung Ihnen mittheilen, den die „Patrie“ am gestrigen Tage brachte. Da in demselben die Wiener Hof- und Staatsdruckerei, also unser Oesterich selbst eine sehr ehrende auswärtige Würdigung findet, so werden Sie die vielleicht für Ihre Zeitschrift nicht unpassend finden. Er lautet wie folgt:

„Wiener Staatsdruckerei. Als wir im Jahre 1851 nach London gingen, befragen wir natürlich, die Wiener Fremdrecht eben so zahlreich als sorchthar zu finden, allein es war nicht gerade Dorfrich, daß wir in der ersten Reihe der einen so verschiedenen als thätigen Mitglieder der großen deutschen Familie glänzen zu sehen erwarteten. Darin lag unser Irrthum eben so sehr, als unsere Ueberraschung.

Seine Größe, seine Pracht, seine Typographie besonders mit ihrem eigenthümlichen Gepräge der Neuheit fesselten alle Blicke und fanden die ehrenvollste Anerkennung. Die Wiener Staatsdruckerei hatte die seltene und überdies wohlverdiente Ehre, die glänzendste Ausstellung in ihrem Fache davonzutragen.

Gutenberg gehört ohne Zweifel unserem so unfruchtbaren Jahre, die Typographie erzeugt und begleitet den Menschen gehört zu haben; aber Gutenberg so wenig als Senefelder, Daguerre, Salomon von Haus, Watt, Arkwright, Newton, Galilei und Volta, haben ihre Geheimnisse der Kunst und Wissenschaft besprochen. . . . Ohne also allen jenen, welche immer neue, immer vollständigere Entdeckungen suchen, dieselben zu finden drossen und denen es endlich gelingt, solche zu offenbaren. Wenn diese von der Bestrebung, außerordentlichen Männer (wenn man so sagen darf) die Söhne unserer Stadt, angeregt sind, um so besser; die Gelegenheit sie zu ehren, die Pflicht sie auszuzeichnen wird sich um so mehr fühlbar machen; allein wenn sie in andern Orten geboren sind, ist es nicht weniger eine Pflicht, eine Ehre für uns, die Möglichkeit und Gelegenheit ihrer Thätigkeit anzuerkennen und sie zu würdigen. Die Errungenschaften der Intelligenz ehren alle Länder, wie sie Anspruch auf alle Ehren haben.

Die Wiener Staatsdruckerei hat zu rechter Zeit einen solchen von den Geschicklichkeit des Handwerks allzuvernachlässigten Weg betreten: die Anwendung der modernen Wissenschaften auf die Typographie; dadurch ist es ihr gelungen, neue Produkte zu ersinnen und Combinationen zu machen, die auf eine Menge von Verbesserungsarten, welche wir unter den Namen Galvanographie, Galvanotypie, Chromitie, Naturselbstdruck, Hiolographie u. kennen, anwendbar sind.

Die Wiener Staatsdruckerei bewegt sich mit Vorliebe in dem Gebiete der Forschung, der Erfindung; sie hat Recht. Herein lag ihr bisheriger Ruhm, hierin öffnet sich ihre glänzendste Zukunft.

Obgleich die Wiener Staatsdruckerei ihren Ursprung in die letzten Jahre des 18. Jahrhunderts*) zurückdatirt, somit schon lange besteht, so hat sie seinen Aufschwung, sein Ihr eigen Gedeihen erst seit dem Jahre 1848 erhalten. Damals waren in ihr 12 Pressen mit 24 Arbeitern, und jetzt 50 mechanische, 30 Handpressen, 30 hydraulische Pressen in Thätigkeit und einen Hof und ein zahlreichen amtlichen Vorbereitungen für verschiedenen Arbeiten. Was für den Verwaltungsdienst erzeugt, ist gering und betrifft nur einige Gebeime, welche man aufmuntern und unterstützen zu sollen glaubt.

Wie haben mit Vergnügen die galvanisch erzeugten Relief-Figuren für das Studium der Naturgeschichte hervor, so wie das Portefeuille mit Chromolithographien, die Kunstkandbilder darstellend. Es ist schwer, diese oben so zahlreiche, als charakteristische Darstellungen der menschlichen Gebrechen mit größerer Wahrheit darzustellen. Die Farbendruck des Naturgewächses, wie von Schlagintweit, Heinrich Moritz, Stiefsen, ist mit überraschender Treue ausgeführt. Das chromolitographisch ausgeführte Panorama von Wien ist sehr effektvoll, ebenso einige Bilder verschiedener Gattung, welche Blumen und Landschaften darstellen.

Wie die französische Staatsdruckerei ist auch die Wiener reich an orientalischen Typen. Wir machen die gelehrten Orientalisten besonders auf den Abdruck einer merkwürdigen japanischen Bachel mit Inschriften und Figuren aufmerksam. Die Zusammenstellung der einheimischen Bücher, so wie der lateinischen, griechischen u., ist ebenso zahlreich, als gewählt.

Wir würden unserer Aufgabe nur sehr unvollständig genügen, wenn wir nicht auch erwähnten, daß die schriftlichen Arbeiten, wie Bücher und dem Talente ihres Direktors, des Regierungsrathes Dr. Auer, Mitgliedes der Akademie der Wissenschaften, verdankt. Fürst Metternich war es, der ihm vor mehren Jahren diesen wichtigen Posten anvertraute; der Minister konnte nicht besseres thun.

Unsererseits wünschen wir dem Dr. Auer Glück, eingedenk zu haben, daß die glänzende Krone von 1851 seinen Erfolgen nicht genügen konnte und daß ein zweites Zeugniß öffentlicher Anerkennung deren Glanz anderstens erhoben müsse. Ohne Zweifel wird er hier zahlreichere und auf den Kampf besser vorbereitete Rivalen finden, allein wenn auch Frankreich nur immer das Land, das den Männern des Fortschritts am bereitwilligsten das Wort „Willkommen“ zurauft, und Alles läßt uns ahnen, daß im Jahre 1855 wie im Jahre 1851 Dr. Auer einer der Glücklichsten sein wird, und dem sehr natürlichen Grunde, weil er einer der Verdienstvollsten ist.

In Paris wie in London hat man uns oft gefragt, welchen der zwei großen Staats-Instituten man den Vorzug geben könne, wie antworten, daß die Entscheidung über diesen Punct sehr schwer ist, indem jede der beiden Druckereien eine verschiedene Tendenz hat, und daß es und sind sein würde, beiderlei Richtung ändern zu sehen, denn jede hat ihre besondere Art von Thätigkeit.“

*) Hier hat der Correspondent der Pariser „Patrie“ Unrecht. Die Wiener Staatsdruckerei wurde im November 1804 provisorisch und im Jahre 1818 definitiv errichtet.

Wochenbericht.

Die Wochenbericht im Fank?“ werden die Leser vermuthen fragen, „eine Wochenschau in einem Blatte, das nur alle 14 Tage erscheint?“ — Und doch ist es so und die Aufschrift dieses Artikels erscheint vollkommen gerechtfertigt, denn die erste Neuigkeit, mit der wir unsern Wochenbericht eröffnen, soll die Kundgebung sein, daß „Fank“ von nun an, um einem allgemein empfundenen Uebelstande zu begegnen, zwei Wochen erscheint.

Diese Nachricht dürfte unter der immer wachsenden Zahl der Freunde dieser naturhistorischen Zeitschrift vielleicht einige Unzufriedenheit erregen; allein wie es dem Berichterstatter gelungen sei, und alles Andere, war er in den Kreis seiner Wochenschau einbeziehen will, anregen zu machen, ist bei dieser sommerlichen Stagnation von unterhaltenden Publikationen eine etwas kritische Frage.

Eine erfreuliche und zugleich rührende Novelle war es in der vergangenen Woche, daß Se. Majestät die regierende Kaiserin Maria Anna am 3. Juli, also vorgestern, Abends sich der 7. Juli dahin angetzt war, von Allerhöchstihrer Reise aus Baiern in Wien eingetroffen ist. Wer kann ohne innige Rührung daran denken, daß nur Mitterlieder die Allerhöchste Frau von ihrem geliebten Gemahle, unserem Kaiser, Gebieter und Beschützer trennen, vor der bekümmern Zeit zurückführen und der süßen Heimat entlegen lassen konnte, um dahin zu eilen, wo die treue kaiserliche Pflegerin weilt und wohnt?

Die Theater-, Gesellschafts- und Vergnügungsanlässe ist die jetzt keine Frage mehr. Das Kunkthinstinkt des Hofbungtheaters ist für längere Zeit — bis 15. August — geschlossen. Die Mitglieder erstreuen sich Gastvorstellungen das Theaterpublikum anderer Bühne. Dasür ist die deutsche Oper des Kärnnerthortheaters ausgezeichnet und hat die Vorstellungen am 4. dieses mit Meyerbeer's „Hugenotten“ wieder eröffnet, worin Frl. Hoffmann mit ziemlichem Glück als Valentine debutirte. Die Italiener haben ein besseres Personal als sonst zurückgefallen. Mit den andern Theatern können wir bald fertig werden. Im Carltheater, seines Vorsitzen des Komik, Treumann und Schulz, ebenfalls unser Landes sind, gastirt Fran Fried-Blumauer und in den letzten Tagen Herr Marr, Direktor des Wiener-Carltheaters, dessen Gastspiel erregt vielfach die gerechteste Bewunderung, er ist ein Mimiker ersten Ranges.

Im Theater an der Wien findet die Vorstellungen Fran Brunnecker-Schäfer ihr Publikum. Wenn wir noch sagen, daß im Sommertheater in Hundsdorf die Originalposse, „Der Pfarrer von Kirchfeld“ von Bittner mit der sie gestrigen Aufführung ihrer Wiederholungen erhielt, so sind wir vor der Hand mit der Theaterfrage zu Ende, und wissen kaum, in welcher Frage wir mit Erfolg übergehen sollten. Die Gesellschaft ist auf dem Lande, wie allemal. Koch und Binder verbleiben Stadtsommer Wien's auf zwar um beide lieber, als ein mißlicher Eindringling und Gast, die Cholera, unwiderlegbar Bewerie ihrer Anwesenheit kundgabe, obschon wir hoffen wollen, die blasse Todesconsinn werde nicht förmlich Quartier nehmen. Unsere Diplomatie, wie die höhere Geistlichkeit — Alles hat Sommervacanzien bezogen, auch der ehrwürdige Nestor der Staatsmänner, Fürst Metternich, ist vor wenig Tagen nach Königswart abgereist. Selbst Kraft und Literatur flüchten sich in die Ferne, wo Polizei gelbt einen Sommerschlaf trägen Schritt — dem Berichterstatter bleibt also, will er nicht gewöhnliche Tagbegebenheiten und etwa Unglücksfälle weiterklauen ergehen, nichts übrig, als das Ueberstuß an Sitzfleisch und die Feder und der Hand zu ergen.

Erklärung der Kunstbeilagen.

1. Medicinisches Professoren-Collegium der Hochschule zu Wien.

(Fortsetzung von Stadler.)

Herr Wilhelm Fallenbock hat bekanntlich vor einiger Zeit ein großes von Prinzhofer trefflich lithographirtes Tableau von Porträts der Professoren veröffentlicht, welche das medicinische Collegium der hiesigen Hochschule bilden. Uns erschien dieses Tableau von 15 meisterhaften Porträtbildern Stadler's in einer gewöhnlicher zum „Fank“ sehr geeignet, und da und der Herr Herausgeber sein Blatt bereitwillig zu diesem Zwecke überließ, so wurde es photographirt und nach der Photographie in verkleinertem Maßstabe auf Stein gezeichnet, wie wir es hier den Lesern übergeben. Wir glauben, daß dieses Bild einerseits vielen als eine willkommene Kunstbeilage erscheinen, andererseits aber auch dem großen Tableau des Herrn Fallenbock, dessen treue Copie es ist, zur Empfehlung dienen werde. Die Namen der betreffenden Professoren sind so bekannt, daß es nöthig wäre, sie durch biographische Skizzen näher zu zeichnen, jedoch werden wir diese vielleicht in der Folge, wenn sich Wünscher dafür aussprechen sollten, thun.

2. Zandekopf.

(Galvanographie oder Malerei auf Kupfer von Joh. Trenker nach Kanzik.)

Die Galvanographie oder Malerei auf Kupfer ist eine sehr wichtige Erfindung im Felde der Graphik. Durch diese Manier kann von nun an der Künstler entweder durch Zeichnung oder in einer Weise oder durch Malerei auf Kupfer alles darstellen, was man nicht in irgend einer Form oder Gestalt schon gegeben und dem Auge oder Gefühl bemerkbar erscheint und zwar so, daß es keinen Kupferstecher oder Uebersetzer in irgend eine Productionsart mehr bedarf. Denn wenn eine vollendete Originalzeichnung oder Malerei gegeben wird, malt er sein Bild mit eigens präparirter Farbe abwechselt dunkel und licht bis zur Vollendung. Nach Entfernbarem Silberscharge bewirkt der galvanische Niederschlag auf einer Kupferplatte von dem Originalgemälde, indem die mit dem Pinsel bloßen aufgetragenen Farben in verschiedenen Tiefe, wie minder aufgetragenen Stellen aber höher und lichter erscheinen. Es lassen sich hiebuch Töne erreichen, die einem Kupferstecher bei allen seinen Manieren nicht zugänglich sind. Jedoch bedarf dieser Verfahrungsart noch der Vervollkommnung.

3. Zdeale Landschaft.

(Radirung in Kupfer von Mössmer.)

Die Mössmer'schen Radirungen haben das Eigenthümliche an sich, daß sie sich durch eine besondere Correctheit der Zeichnung, die aber mehr skizzirt als ausgeführt erscheint, bemerkbar machen und so der Manier jener genialen alten Kupferstecher nahe kommen, denen man bei der Oberflächer der Zeichnung Fehler sah, die aber von einer jeder der unserer modernen, versichwommenen Kupferstecherkunst so oft ganz vermißt. —

Zur gefälligen Beachtung!

Die Buchdruckerei von M. Auer in Wien, Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 73, hat zur größeren Bequemlichkeit bei P. T. Publicums vom 1. Juli d. J. an, eine **Verlagshandlung** in der **Stadt, Kärntnerstraße Nr. 1053**, gegründet vom Hotel „zum Erzherzog Carl“ eröffnet, wo von nun an die Zeitschriften **„Fank“** und **„Gutenberg“**, wie auch alle andern Verlagsartikel dieser Buchdruckerei zu besehen sind, und auf erdere Pränumeration angenommen wird.

Auch werden daselbst Aufträge und Bestellungen für obige Buchdruckerei angenommen, dieselben prompt und billigst besorgt und auf's Eleganteste ausgestellet.

Druck u. Verlag von M. Auer. — Im Auslande zu beziehen nur durch Robert Hoffmann's Buchhandlung in Leipzig. — Verantw. Redacteur: Ernst Kordeich.

Digitized by Google

Dlauhy Hebra Helm Oppolzer Brücke Hailer Unger Rokitansky Sigmund Hyrtl.
Dumreicher Skoda Rokitansky Rosas Schuh

Beilage zu M. Auer's Faust.

Medicinisches Professoren Collegium der Hochschule Wien.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Hundskopf

Digitized by Google

Digitized by Google

Verlag von M. Auerz in Darmstadt.

Faust

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift

für Kunst, Wissenschaft, Industrie und Unterhaltung,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einsichtnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Numern von 24 Bogen Text und über 70 Kunstbeilagen.
Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- u. Auslandes an.
Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M.
Insertionsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 30 kr. C. M.

Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten.
Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichzeitig geliefert und billig berechnet.
Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gedruckte Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.
Redaction und Expedition: Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 20.

Inhalt: Die k. k. geologische Reichsanstalt. — Neue Erfindungen und Artik. (Fortsetzung.) — Zwei Weihnachten. (Fortsetzung.) — Theater. — Der Verein Concil. — Aus der Lombardei Venetianischen. — Literatur. — Oesterreichischer Kunstverein. — Musik-Salon. — Sicherheits-Nachrichten. — Wochenbericht. — Bibliothekarische Aufgabe. — Ordnung der Kunstbeilagen. — Telegraf der Actionäre.
Artistische Beilagen. Kalenderzeichnung bei Licht, (Fortsetzung des W. Heimann.) — Muster ostasiatischer Ornamentik. (Typografischer Farbendruck.) — Musikbeilage: „Wortbrüchig." (Gedicht von Max Schandorf, Musik von Engelbert Humperdinck.)

№ 15. II. Jahrgang. 1855.

Die k. k. geologische Reichsanstalt.

Von Fr. Ritter v. Hauer.

(Mit einer Abbildung.)

Eine der vorragendsten unter den zahlreichen wissenschaftlichen Anstalten, die an der Spitze des geistigen Strebens in dem neu verjüngten Oestreich stehen, ist die k. k. geologische Reichsanstalt in Wien. Sie wurde zu Ende des Jahres 1849 von Sr. k. k. apostolischen Majestät Kaiser Franz Josef I. auf den Antrag des gewesenen k. k. Ministers für Landescultur und Bergwesen, Freiherrn von Thinnfeld, gegründet und ist dazu bestimmt, den Mittelpunct zu bilden für alle wissenschaftlichen Bestrebungen, welche die Urproduction aus dem Gebiete der unorganischen Natur zu fördern geeignet erscheinen. Als ihre speciellen Aufgaben wurden bezeichnet: die geologische Detailaufnahme des ganzen Landes; die Untersuchung und Bestimmung aller vorfindlichen Erze, Mineralien, Gebirgsarten, Petrefacten u. s. w. und Aufbewahrung derselben in übersichtlich geordneten Sammlungen; chemisch-analytische Untersuchung von Erzen und anderen Fossilien, dann von Hüttenprodueten; endlich die Veröffentlichung aller gewonnenen Resultate durch den Druck.

Das Personale der Anstalt, die gegenwärtig der unmittelbaren Leitung Sr. Excell. des k. k. Ministers des Innern, Dr. A. Freiherrn von Bach, untersteht, besteht aus einem Director: Hrn. Sectionsrath Wilhelm Haidinger, zwei Bergräthen: Franz Ritter v. Hauer und Johann Czjzek, einem Archivar: Aug. Grafen von Marschall, einem Assistenten: Franz Foetterle, einem Geologen: M. V. Lipold, sechs Hilfsgeologen: den Herren D. Stur, F. v. Lidl, V. Ritter v. Zepharovich, J. Jokely, Dr. K. Peters, Dr. F. Hochstetter, und einem Vorsteher des chemischen Laboratoriums: Carl Ritter von Hauer.

Vorbereitet wurde die Gründung der k. k. geologischen Reichsanstalt durch die Arbeiten in dem früher bestandenen k. k. montanistischen Museum. Den Grund zu diesem letzteren hatte der Präsident der k. k. Hofkammer im Münz- und Bergwesen, L. Fürst von Sedkowitz, im Jahre 1835 gelegt, zunächst um die durch eine zeitlang unterbrochenen Vorlesungen des berühmten Mohs wieder in Gang zu setzen und seine Lehre insbesondere demjenigen Zweige der technischen Beschäftigungen näher zu bringen, in welchem vorzüglich mineralogische Kenntnisse nothwendig erschienen.

Digitized by Google

Nach dem im Jahre 1839 erfolgten Ableben von Mohs wurde Wilhelm Haidinger zur Leitung des Institutes, das noch nicht in das Leben getreten war, berufen; er besorgte die erste Aufstellung der Sammlungen in dem k. k. Münzgebäude und eröffnete im Jahre 1843 seine Vorlesungen über Mineralogie, denen sich später die über Paläontologie vom Verfasser dieses, über analytische Chemie von Alex. Löwe u. s. w. anschlossen. Durch diese Vorlesungen, namentlich aber auch durch praktische Beschäftigung in allen Zweigen der betreffenden Wissenschaften wurden die jetzt thätigen Mitglieder der k. k. geologischen Reichsanstalt herangebildet. Im Jahre 1845 wurde die unter Haidinger's Leitung zusammengestellte geognostische Uebersichtskarte der österreichischen Monarchie veröffentlicht, ein Jahr später die Versammlungen von Freunden der Naturwissenschaften in einem Saale des Museums eröffnet und der erste Band der Berichte über ihre Mittheilungen, so wie der erste Band der „naturwissenschaftlichen Abhandlungen" im Jahre 1847 herausgegeben, welchen später noch 6 Bände der ersteren und drei Bände der letzteren folgten. Auch die inzwischen gegründete kais. Akademie der Wissenschaften, die ihre Sitzungen in den letzten Monaten des Jahres 1847 begann, übte einen mächtigen Einfluß auf die begonnenen geologischen Arbeiten. Auf ihre Kosten wurden der Verfasser und Dr. M. Hörnes im Jahre 1848 in das Ausland entsendet, um die daselbst im Gange befindlichen geologischen Arbeiten, namentlich die Aufnahmen des Government geological Survey in London kennen zu lernen; eine Rundreise in Oesterich, von denselben ebenfalls auf Kosten der kaiserlichen Akademie im Sommer 1849 ausgeführt, sollte eine allgemeine Uebersicht der Verhältnisse des Landes gewähren.

So vorbereitet begannen die Arbeiten der k. k. geologischen Reichsanstalt im Jahre 1850 und bis zum Ende des Jahres 1854 war bereits die geologische Detailaufnahme von ganz Nieder- und Oberösterich, Salzburg und ansehnlichen Theilen von Böhmen und Mähren, von Kärnten, von Steiermark, dann einzelnen Parzellen von Ungarn, im Ganzen 1476 Quadratmeilen, vollendet. Als Grundlage für die geologischen Einzeichnungen dienen Copien der nicht veröffentlichten Aufnahmskarten des k. k. General-Quartiermeisterstabes in dem Maßstabe von 400 Klaftern auf einen W. Zoll oder $\frac{1}{28800}$ der Natur. Diese Originalaufnahmen werden im Archiv der Anstalt der allgemeinen Benützung zugänglich gehalten. Reduzirt auf die Specialkarten des k. k. General-Quartiermeisterstabes in dem Maßstabe von 2000 Klaftern auf einen W. Zoll oder $\frac{1}{115200}$ der Natur, sind sie bei der Anstalt käuflich zu haben.

Die Sammlungen und Arbeitsräume überhaupt befinden sich in dem schönen fürstl. Liechtenstein'schen Palaste auf der Landstraße. In 10 prachtvoll ausgestatteten Sälen zu ebener Erde sind aufgestellt: 1. Die geografisch geordnete Sammlung der geognostisch-montanistischen Daten der österreichischen Monarchie, ungefähr 9000 Stücke in 124 Wandschränken. 2. Die Sammlung der Mineralien, Erze und Kohlen in den einzelnen Bergwerksrevieren (unter Glas 4200 Stücke in 24 Doppelschränken. 3. Die Sammlung von Petrefakten aus allen Theilen der österreichischen Monarchie, geografisch-geologisch geordnet (unter Glas ungefähr 4000 Numern von Fossilresten aus dem Thierreiche und 2000 aus dem Pflanzenreiche). 4. Eine Sammlung mineralogischer Schaustücke, bei 1000 Stücke. 5. Eine Sammlung paläontologischer Schaustücke, bei 500 Stücke. Eine weit größere Anzahl von Stücken aus allen genannten Abtheilungen ist vorläufig in Schubladen unvergebracht. Außerdem besitzt die Anstalt ausgedehnte, nach dem naturhistorischen Systeme geordnete Sammlungen von Mineralien, Petrefacten, Gebirgsarten, eine terminologische Sammlung u. s. w.

Zu den chemischen Untersuchungen ist ein Laboratorium eingerichtet, in dem bisher über 500 Analisen und Untersuchungen aller Art ausgeführt wurden; die Mehrzahl derselben zur Erledigung von Fragen, welche von Seite verschiedener Bergbauvorsteher oder anderer Industriellen der Anstalt gestellt wurden.

In einem besonderen Saale wird die bereits ziemlich ansehnliche Bibliothek, an 4500 Bände, und die Kartensammlung der Anstalt, an 300 Numern, aufbewahrt. Die Bibliothek ist durch die Anstalt selbst ganz neu gebildet. Nur sehr wenige Werke sind angekauft, die allermeisten wurden als Geschenke oder durch Tausch gegen die eigenen Schriften erhalten. Auch die, durch die Herausgabe der „naturwissenschaftlichen Abhandlungen" erhaltenen Druckwerke sammt dem beim Schluß derselben übrigbleibenden Rest von Exemplaren, nach den Buchhändlerpreisen in einem Werth von 26,000 fl. C. M., übertrug W. Haidinger an die Anstalt.

Die sämmtlichen Druckschriften der Anstalt werden in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei gefertigt. Bisher sind erschienen: Fünf Bände des Jahrbuches in Vierteljahrheften. Dasselbe wird in nahe 1000 Exemplaren an wissenschaftliche Corporationen, Lehranstalten und Behörden im In- und Auslande vertheilt und bildet jetzt schon das reichhaltige Archiv für die geologische Kenntniß des Landes. Zwei Bände der Abhandlungen in Quart; sie enthalten jene Arbeiten, welche eine bedeutendere Menge von litografirten Tafeln oder anderen Illustrationen nöthig haben. Acht Hefte des Werkes von Dr. M. Hörnes über die fossilen Mollusken des Tertiärbeckens von Wien; dann verschiedene kleinere Schriften von Partsch, Dr. Kenngott u. s. w.

Die reiche Anerkennung, die dem Streben der noch jungen, aber von Jahr zu Jahr kräftiger aufblühenden Anstalt von allen Seiten zu Theil wird, spricht sich namentlich in den zahlreichen Zusendungen von Druckwerken, Sammlungen u. s. w. aus, die derselben fortwährend zugehen. Bei 160 wissenschaftliche Corporationen und Institute, darunter 102 im Auslande, senden ihr fortlaufend ihre Druckschriften und die Zahl der Correspondenten der Anstalt, unter denen wir viele der berühmtesten Gelehrten von Deutschland, England und Frankreich bemerken, ist nach der im letzten Bande des Jahrbuches gegebenen Aufzählung derselben auf 503 gestiegen.

Der beigefügte Holzschnitt gibt die Ansicht des fürstlich Liechtenstein'schen Palastes in der Vorstadt Landstraße in Wien, in welchem sich gegenwärtig die k. k. geologische Reichsanstalt befindet. Sie ist aus dem bis an die Donau reichenden Garten dergestalt genommen, daß man die sämmtlichen, der Aufstellung der Sammlungen im Innern gewidmeten Räume übersieht. Sie erfüllen das ganze ebenerdige Geschoß. Im obern Stockwerke beginnt rechts die Bibliothek, das gerade vorausstehende Eckzimmer wird von den Zeichnern eingenommen, andere Arbeitsräume schließen rechts und links sich an. Der große Saal rückwärts des von sechs Säulen gebildeten Peristils reicht durch beide Stockwerke. Das Stik, von welchem der Holzschnitt eine verkleinerte Copie darstellt, ist von der Meisterhand des Herrn Ernst Welker in Aquarell ausgeführt.

Reise-Erinnerungen aus Afrika.

Aus dem Tagebuche von Gustav Adolf Petter.

(Fortsetzung.)

Die Stadtmauer, welche unter türkischer Herrschaft erbaut ward, reicht bis zur höchsten Spitze des Gebirges, bis zur Festung la Kasbah, um die ganze Stadt herum. Das Hauptbedürfniß der Araber ist Kaffee, — durch sie wurde die Welt auf diese Bohnen aufmerksam, daher ist es wohl sehr der Mühe werth, einige ihrer Kaffeehäuser in Augenschein zu nehmen. Die meisten davon befinden sich in gewölbten, niedrigen Löchern mit Außenmauern von blendender Weiße; ringsum in einer Höhe von 2 Fuß sind die breiten mit spanischen Strohmatten bekleideten Bänke für die Gäste. Am Ende des Gemaches an der linken Seite ist die Küche, die in einer Nische besteht, worin die Blechkannen auf Kohlenfeuer mit kochendem Wasser stehen. Dieser Kaffee übertrifft in Bezug auf Wohlgeschmack und Aroma den europäischen weit; deshalb ist es nicht zu wundern, daß die Maurischen Cafe's von Europäern stark besucht sind. Die Tasse kostet ein Paar Sous. Neben der Küche in derselben Nische stehen ein oder zwei Beduinen halb nackt bei einem eisernen großen Mörser, und stoßen die nur beildraun gebrannten Bohnen; nachher wird der Kaffee durch einen feinen Haarsieb gesiebt; so oft ein Gast kommt, werden 3 Löffel dieses Pulvers in ein Blechbehältniß, welches auf eine Schale berechnet ist, gegeben, siedendes Wasser darauf gegossen, sodann sammt dem Bodensatz in die Tasse geschüttet und mit großer Freundlichkeit serviert. — Der Kaffee klärt sich bald und auf der Oberfläche bleibt ein brauner Schaum von vorzüglichem Geschmacke. Der arabische Kaffee ist das zweckmäßigste Getränk bei großer Hitze und kann nicht genug empfohlen werden, similis similia! — Es ist auch das sicherste Mittel gegen die Differnterie, welcher fast alle unakklimatenden Europäer mehr oder weniger unterworfen sind. In langen Reihen mit untergeschlagenen Beinen, natürlich rauchend, sitzen hier die Araber vor dem Eingange, auf ihre Kasette gestützt. Auf einem Kissen sitzt der Besitzer des Hauses, von hier aus dirigirend, mit lautem Commando-Worte, die

Digitized by Google

Bedürfnisse seiner Gäste den dienenden Arabern Unterricht gebend. An den Wänden hängen Bilder von Drachen, Panthern, Elefanten und Löwen aus buntem Papier geschnitten, auf weißem Grunde unter Glas und Rahmen. Zwei dieser Café maures zeichnen sich durch ihre Einrichtung besonders aus; eines hoch oben im alten Quartier, in einem mit Spalierwerk durchzogenen Garten, und das Café juif, in der Nähe des Bureau de Police, welches aus weiten Hallen besteht, die auf einen Hof hinausgehen, dessen Mitte ein hoher, herrlicher Orangenbaum ziert; eine sprudelnde Fontaine verbreitet Kühlung. Ueber diesen Hallen ist eine Terrasse, welche mit Weinreben umrankt ist. Von hier aus bietet sich ein unvergleichliches Panorama der Stadt und des Meeres. La rue de l'Agah reicht bis zu einem das Meer beherrschenden Berge; dort steht einer der berühmtesten Marabouts, dessen Besuch den Europäern untersagt ist. Wer hier aus gehen die Maurecaquen im Frühjahre zum Meere hinab, um die im Koran gebotenen Waschungen vorzunehmen, ehe sie die Moschee betreten. So behaglich das Baden im Meere ist, so unangenehm ist es in der Nähe von Felsen, wo sich die Tintenfische gerne aufhalten, welche sich mit ihren Armen an den menschlichen Körper festsaugen, was ein empfindliches Brennen auf der Haut verursacht; haben diese Thiere sich festgesogen, so kann man sich ihrer nur entledigen, indem man ihnen heryhaft den Kopf umdreht, wobei sie mit Heftigkeit einen Strahl schwarzen Schleimes von sich speihen; aber als Speise sind sie von Europäern gesucht; der harte Schild des Rückens wird entfernt, und gebraten schmeckt dann dieser Fisch trefflich. — Bei einem dieser Bäder, doch auf der entgegengesetzten Seite außer der Stadt, bei den Felsen, welche die Küste Bab-el-Oued einfassen, bei den zwei Quellen, bekannt unter dem Namen Aioun-Beni-Menad, hatte ich die Gelegenheit, den Opfern einer Serte der Mauren und Araber von der Ferne zuzusehen. Die Araber schreiben die Wehrzahl ihrer Krankheiten bösen Geistern (Djenoun) zu, die, wie sie glauben, die Gebirgsgegenden oder den Meeresstrand bewohnen; um sie zu beschwichtigen, werden häufig Opferungen an den Mittwochen vorgenommen. — Von Bad der Anwesung des Consuls, Herrn Ehrsam, ging ich an diesem Tage hinaus, und sah schon des Morgens eine lange Schar von abenteuerlichen Gestalten jubelnd gegen den Strand einhertanzen; ich ließ mich nicht weit davon hinter einem kleinen Gebüsch nieder, wo ich hinter Oliven und Cactus-Gewächsen Alles übersehen konnte, ohne daß man mich bemerkte, um keine Störung zu verursachen, oder vielmehr um nicht in meiner Neugierde gestört zu werden. Das vom Hrn. Ehrsam gelichene Peespectiv leistete mir herrliche Dienste. Ein alter Altar von Holz und Steinen war schnell restaurirt; Priester und Priesterinnen waren Neger. Hier ist zu bemerken, daß die Priester vom Schrik und zwar 7 an der Zahl gewählt werden, die dann unter sich einen Oberen erwählen; diesem Oberpriester sind 3 Negerinnen beigestellt, welche die heiligen Quellen bewachen und die Wachtlichter um die Opfer aufstellen und anzünden. Sie packen lebende Gazellen und Geflügel aller Gattung aus und reinigten sie im Meere; die Geflügel wurden mit Essenzen, die man auf das Kohlenfeuer geschüttet, parfümirt; die Gazellen mit Oel und Henné gewaschen, darauf mit saurer Milch bestrichen, und endlich alles zusammen getödtet. Ersteres zappelten noch lange umher und nur Einer erreichte noch den Strand, wo die Wellen es in's Meer rissen, und dies galt für eine günstige Vorbedeutung. „Yu-Yu-Yu" war der allgemeine Ruf der Freude, der mich wahrhaft erschreckte. Während dieser Ceremonien ruhten die Uebrigen ganz friedlich beisammen, mit andächtigen Mienen vor sich hinsehend, denn sie fühlten die Heiligkeit des Ortes und die Wichtigkeit der Handlung. — Diese Opfer werden gewöhnlich wegen Krankheiten gebracht, um Wiedergenesung zu erlangen.

Mehr noch als die kalten Bäder sind die Bains maures bei den Europäern und den Eingebornen beliebt, und da sie zu den absolutesten Bedürfnissen der Bewohner gehören, so findet man sie so wie die Café maures in allen Städten Afrika's. Diese Anstalten werden nicht nur als Bäder, sondern auch vielfach von Europäern und Einheimischen als Nachtquartiere benützt. Jedoch haben die Maurischen Bäder mit den unseren gar nichts gemein. In einem großen gedeckten Raume ist eine Erhöhung, mit Teppichen gesiert, worauf Matrazen liegen, davon wählt man sich eine aus, um dann später nach dem Bade darauf auszuruhen; in ein Fach, welches daneben angebracht ist, legt man seine Kleider, — Uhr und Geld überreicht man dem maître du lieu, welcher sie treulich in einen Koffer verschließt. Badediener sind nackte junge Araber von 16 bis 18 Jahren. Langsam wird man dann über eine Galerie geführt, wo die Temperatur nach und nach erhöht wird, bis man zu einem stark geheizten, mit Marmor belegten Saale kommt, dessen Temperatur 35 bis 40° hat. In der Mitte desselben ist eine Gattung Tisch, bedeckt mit Marmorplatten, worin der Feuerofen steht. In den Mauern an den Wänden herum sind Nischen, in die man sich setzen kann, und mehre Fontainen mit frischem Wasser; dann setzt man sich zu dem benannten Tische und fühlt sich bald im Schweiße gebadet. Darauf wird man von den Badedienern auf rauhe, wollige, sehr reine Tücher auf den Boden gestreckt und ziemlich stark mit Seifenschaum frottirt mittelst eines aus Roßhaar fein gearbeiteten Handschuhes, was nachher eine äußerst wohlthuende Empfindung verursacht. Nachdem man sich dann mit lauem Wasser gewaschen hat, geht man im Saale umher und wird darauf vom Diener mit warmen Tüchern getrocknet; man geht dann in den ersten Saal, wo man seine Kleider ließ, und findet schon die Matraze gehörig zum Ausruhen gerichtet. Mit Wohlbehagen ließ ich mich darauf nieder und verschmähte keineswegs den erdenzten Kaffee und die lange Pfeife. Der Eine der Jungen, der mich bediente, verließ mich nicht bis zu dem Momente, wo ich fortging. Immer zu meinen Füßen gekauert, paßte er auf meine leisesten Wünsche. Der Preis eines Bades ist 1 Fr. 25 Cent. (ungefähr 30 kr. C. M.) Man kann sie gebrauchen von 10 Uhr Abends bis den andern Tag um 12 Uhr Mittags. In den übrigen Stunden occupiren Frauen die Bäder.

Am Ende der Vorstadt Bab-el-oued ist der herrliche Jardin Marengo, mit der Aufschrift an der Pforte: „Au plaisir de la ville d'Algir, boute qui l'on dépouille." Zwischen den Steinen der allmälig aufwärts steigenden Terrassen wuchern zahllose Cactus-Arten und prächtig blühende, saftig grüne Schlingpflanzen. Fächer und Dattelpalmen fassen die Promenade ein, in deren Mitte Marmor-Monumente stehen. Besonders zieht eine bei 30 Fuß hohe Marmorsäule den Blick auf sich. Die Emblème: die kais. Adler, der kleine dreieckige Hut, die Namen der vorzüglichsten Städte, wohin der kleine Korporal seine Armee führte, zieren die Seiten des Piedestall; früher trug die Spitze das Brustbild Louis Philippe's. — Die höchste Plattform des Gartens mit einer bezaubernden Aussicht ziert ein Tempel vom Farbigen geschriffenen Marmor im Mauerschen Geschmacke. Hier finden alle Sonntage die Militär-Concerte statt, zu denen sich die Bevölkerung Algiers in höchster Gala einfindet; Araber und Juden sah ich in glänzend seidenen Costümen, dann eine Masse der schönsten Land- und See-Uniformen. Die Europäerinnen trotz allen Staub- und Wirbelwolken, trotz des Sirokko wagten den Gang, alle nach der letzten Mode gekleidet, und saßen in den Gängen auf langen Stuhlreihen. Doch mit weit größerem Interesse ruht der Blick auf den Terrassen der Nachbarhäuser, wo die Blüthe der Maurekes, meist in koketter Hausfleidung sitzend, stehend, liegend — die Wandernden betrachtet und sich selbst gerne betrachten läßt. Oben auf der höchsten Terrasse, auf die Barrieren gestützt, sah ich mit herzlichem Vergnügen dem bunten Gewühle zu, bis meine Zunge nach Erfrischung lechzte und der Rückweg angetreten wurde. Die Kühle des Abends trat ein, ich hatte meinen Uebertock aus meinem Zimmer, setzte mich in das französische Café auf dem Hauptplatze vis-à-vis der großen Moschee und erquickte mich an ein paar Tassen Gefrornem, das erst von 9 Uhr Abends an servirt werden kann, welches so erstaunlich fest und trefflich war, daß ich kaum bei Tortoni am Boulevard des Italiens in Paris besseres sah. Während des Winters kommen Schiffe mit Eis aus dem nördlichen Spanien herüber und die mit großer Mühe gebauten Eisgruben conserviren es während des ganzen Sommers. Rebenan ist das Café de la Perle, wo täglich theatralische Vorstellungen mit Tanz und Musik stattfinden; ich sah mir da ein Vaudeville an, das Orchester ist nicht schlecht. Das zweite Café, wo eben solche Darstellungen gegeben werden, ist das Café Musard, rue Bab-Azoun, wo ich den andern Abend charakteristische spanische Nationaltänze von 4 Andalusierinnen sah. Das Orchester war aus Spaniern zusammengesetzt. — Darauf folgten einige Rhapsodien aus schlechten spanischen Opern. Der Thau fiel an diesem Abende besonders stark, und ich mußte mich in meine Wohnung retteriren, indem er heftigen Augenschmerz (Ophtalmie) erzeugt, wenn man sich der freien Luft aussetzt.

Vielleicht in keiner Stadt von Europa findet man so viele schöne weibliche Gestalten, als hier in der Stadt Algier. Ihre Kleidung ist fantastisch zu nennen, die Stoffe sind meistens leicht, gazeartig, und lassen die schönen üppigen Formen durchblicken. Die zwei Hauptklassen der eingebornen Frauen

Digitized by Google

sind die Maureskken und die Jüdinen. Die dunklen ausdrucksvollen Augen der ersteren sind Zeugen ihrer Leidenschaften. Die Hauskleidung einer Mauresque ist höchst geschmackvoll; buntfarbige Kniehosen von Seide, bis von einer Seidenschnur zusammengehalten werden, ein farbiges oder weißes Tüllhemd, vorne offen, darüber eine Jacke von Seide mit offenen Halbärmeln*). Hals, Arme und Füße sind gänzlich unbekleidet, doch meistens mit Korallenschnüren oder Spangen geziert. Um die Hüften tragen sie gewöhnlich eine goldgewirkte seidene Schärpe von der schönsten Arbeit, welche Stoffe meistens in Tunis fabricirt werden, von welchem Fabrikate ich auch ein Tuch mitgebracht. Eine schwarze oder blaue Bandschleife, die bis auf die Knie reicht, schmückt das schwarze, gestochtene Haar. Die Fußsohlen, die Nägel der Hände und der Füße, und auch die innere Handfläche färben sie mit einem Decoct von Oel und Hennè (Lawsonia inermis) braun, und verbinden häufig die beiden Augenbraunen durch eine schwarze, oft noch mit Flittern beklebte Linie. Besuchen diese Frauen die Straßen und Gewölbe der Stadt, so ziehen sie über die Kniehosen lange, weiße, bis zum Knöchel hinabreichende weite Beinkleider an, daß sie kaum ohne Mühe gehen können, denn diese hängen noch über die breiten, vorne abgerundeten rothen Schuhe hinab. Sie hüllen sich in einen weiten Shawl, ebenfalls von weißer Farbe, von den Augenbraunen bis zum Knie reichend; über den untern Theil des Gesichtes knüpfen sie wieder ein Tuch von demselben Stoffe, so daß nur die Augen mit den schwarz verbundenen Augenbraunen hervorblicken. In diesem komischen Aufzuge schleppen sie sich ohne Begleitung wie Gespenster durch die polperigen Bergstraßen der Stadt hrab bis auf die Promenade-Plätze oder die unteren armen zwei französischen Straßen. Ihre Leidenschaften sollen sich auf die schrecklichste Weise zeigen. Ihre Trauer gibt sich durch überlautes Jammern kund; sie raufen sich die Haare aus, und zerfleischen sich mit den langen Nägeln das Gesicht, etwas später jedoch sitzen sie still, rauchen ihre Cigarre und denken auf Zerstreuungen. Sie horchen gerne dem klagenden monotonen Gesange der Mauren, und lieben den Klang der Derbuka (Tamburets), die fast in jeder Wohnung zu finden; ist sie aber nicht augenblicklich bei der Hand, so muß das Tischbrett (Waschbecken) seine Dienste thun. Ihre Neigung zu Vergnügungen ist ungemessen. Muß macht einen unendlichen Eindruck auf sie. Jeden Abend sieht man eine große Anzahl von ihnen bei den täglichen Productionen der Regimentsbande auf dem Place du Gouvernement und Sonntags im Jardin Marengo auf den Terrassen der nahen Häuser gruppirt, mit ungemeiner Aufmerksamkeit zuhorchen. Was für brillante Conquetes hätte ich machen können, wenn ich mein Violoncell bei mir gehabt hätte; da wäre die Terrasse meines Hotels mein Platz gewesen, wo ich die Töne hündergesendet hätte auf die umherliegenden Terrassen, die den bizarrsten Anblick der bunten Gruppirungen gewähren. Besonders interessant war mir dieser Anblick, wenn ich, bevor die Sonne untergegangen, die engen Bergstraßen emporstieg, bis zu den im oberen Theile der Stadt häufig vorkommenden Ruinen von arabischen Häusern, oder solcher, welche zeitweise unbewohnt sind, deren Eingang für Jeden offen steht. Von dort aus übersah ich die bevölkerten Dächer der Stadt, aber eine lautlose Stille herrschte da, so daß ich nur das Rauschen des Meeres hörte. Die Sonne war untergegangen und in der Stadt wurde es allmälig lauter, auch ertönte bald darauf die Regiments-Musik. — Im Hôtel, die Thüre neben der meinigen, wohnte für einige Tage eine reiche maurische Familie aus Boghar, theils die Vergnügungen mitzumachen, theils Waaren gegen mitgebrachtes Leder, aus Affenfellen bereitet, einzutauschen oder einzukaufen. Es war eine von jenen schon etwas emancipirten Familien, welche für Fremde zugänglich sind. —

Der Aelteste der Familie, ein Mann mit silbergrauem langen Barte, erzählte mir einige etwas unverständliche Wundergeschichten aus seinem frühreren Pirateneleben; er sprach schlecht französisch, dafür zwei junge Araber ganz geläufig, ebenso zwei Mädchen, welche äußerst gesprächige und muntere Gesellschafterinnen waren. Ich mußte ihnen Vieles von der Industrie-Ausstellung und der Großartigkeit Londons erzählen, denn auch von Algerien waren Rohprodnete und Fabrikate eingesendet, und sie freuten sich, daß ich ihnen die Art und Weise deren Ausstellung sagen konnte — jede Erzählung davon brachte sie so sehr in Erstaunen, daß sie von Zeit zu Zeit unverständliche Exclamationen herausstießen und mit ganz starr in's Gesicht sahen. Abends soupirte die ganze Familie sammt den zwei Mädchen im Hôtel, ganz nach europäischer Sitte, obwohl etwas unbehilfen. Mir war es leid, daß Niemand der anwesenden Fremden: Franzosen, Spanier, Malthefer zc., die beiden ausdrucksvollen, blühenden Gesichtchen sehen sollte, doch mein Erstaunen und die Freude der Anwesenden war groß, als auf einen Wink des Alten sich die Schleier plötzlich hoben, aber auch nur während des eigentlichen Essens. Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich an eine Scene, die mir im Augenblicke recht komisch vorkam. Ich erblickte nämlich auf einigen Tischen eine grüne Flasche, worauf zu meinem Erstaunen eine deutsche Etikette: „Kolb und Nürnberg" war. Aus erklärlichen Gründen konnte ich mir kaum denken, daß es Bier sei, auch bedwegen nicht, weil die Gäste davon nur den dritten Theil des Glases hineingossen, und die anderen zwei Drittheile mit Wasser nachfüllten. Es war aber dennoch Bier; was war natürlicher, als daß ich mir eine Flasche bringen ließ, und ein trefflicher, sogar ziemlich hübsch präsentirender Getränke fand, nach welchem ich mich nach so langer Entbehrung schon sehnte. Ganz frappirt sahen mich die Gäste an, als ich recht bald meine Flasche geleert hatte, natürlich ohne Wasser; — noch mehr erstaunt waren nicht nur diese, sondern auch der Garçon, als ich mir eine zweite Flasche bringen ließ. Mein Protector, Hr. Moutton, sogar äußerte sich, daß dies bei ihm noch nicht gesehen wurde, und daß ich wahrscheinlich nicht im Stande sein werde, mein Gemach allein zu finden. Es blieb nichts anderes übrig, als meinen Tischgenossen mein gehöriges Gleichgewicht zu produciren, um sie zu beruhigen, und zu erklären, daß es bei uns in Oestreich viele Menschen gibt, bei denen eine ganze Reihe solcher Flaschen keine nachtheiligen Folgen auf ihr Gleichgewicht bewirkt.

Herr Kolb hatte im J. 1848 aus politischen Gründen Nürnberg verlassen und wanderte mit seinen Habseligkeiten, seiner Familie und mehren Arbeitern nach Algier, wo er einen Theil seines Vermögens darauf verwendete, einen Felsenkeller an der Küste zu bauen, was ihm auch nach vielen Anstrengungen gelang. Sein Geschäft ist im besten Gange, indem er einen großen Theil seines Erzeugnisses auf Schiffen nach Frankreich, und besonders nach Spanien auf leichte Weise transportiren läßt. Bier, im warmen Klima genossen, erzeugt ungewöhnlichen Schlaf, darum ist es üblich, es mit Wasser zu vermengen.

Des andern Morgens klopfte es an meiner Thüre, und mein alter Araber brachte mir die Nachricht, daß er denselben Nachmittag abreisen wolle; er lud mich daher zum Abschiede zu einem Frühstücke ein, wo seine Familie schon um den schwarzen Kaffee versammelt war, und ich die Freude hatte, meine zwei schönen Maurinen wieder unverschleiert im bizarrsten Costume zu sehen; der heiße Wormitag war bald recht gut und gemüthlich verbracht mit Gesprächen und mit Rauchen, wobei uns die beiden Mädchen auch Gesellschaft thaten; mit einer hrsonderen Zierlichkeit und Grazie nauchten sie ihre kleinen dünnen afrikanischen Cigarren zum schwarzen Kaffee, der für sie tüchtig mit heißem Wasser vermengt war. Ich konnte leider ihr Anerbieten, mit ihnen nach Boghar zu reisen, nicht annehmen, obwohl mir einer der jungen Leute ein Mantlhier besorgen wollte, denn ich mußte schneller dahin zu gelangen suchen und daher den Eilwagen bis Medeah benützen. Mit wahrer Theilnahme küßte mich der Alte auf die Brust und nur ungern sah ich die gemüthliche Familie fortziehen. Während dem hatte der Consul mir meine Empfehlungen und meine Reiseroute sammt dem Visa auf meinem Reisepasse für die Reise nach dem Innern in Bereitschaft gerichtet; doch früher wollte ich noch die Umgebung von Algier besichtigen. Diese ist nicht nur höchst pittoresk, sondern auch in jeder Beziehung interessant. Ich besuchte gegen Süden hin die Ruinen von Nutzunia, einer römischen Stadt. Man sieht noch hohe Gewölbe, Ueberreste von römischen Bädern, aufrechtstehende Colonnen mit Capitälern, große Stücke der schönsten Mosaik-Böden, tiefe Gruben und Trümmer von Gebäuden darin. Nicht weit davon fand ich in einer Bucht am Strande eine Masse von Muscheln und Schnecken, und eine Anzahl von kleinen Schildkröten lag ruhig daselbst. In dieser Bucht war es, wo 1541 Carl V. sich mit dem Reste seiner stattlichen Armee auf der Flotte des Doria wieder einschiffte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Von der Charaktertracht Algeriens und den Eingebornen ist Einiges entlehnt aus: Berard's Indicateur général de l'Algerie (Algier 1848) und auf Skizzen in einem Wienerblatte v. Jahre 1852.

Digitized by Google

Drei Weihnachten.

Aus dem Leben einer Künstlerin.
Novelle von Alexander Paiusi.

(Fortsetzung.)

Sie hatten schon so viele Residenzen gesehen, waren an kleineren Städten nur so im Fluge vorübergebrauset, und hatten auf ihren Kunstreisen wenig mehr gesehen als Wirthshausrechnungen und auf sie gerichtete Theaterperspective von allen Größen. Allein was braucht ein Sänger auch mehr zu sehen?

Laßnigg hatte manches Unterhaltende von seinem Aufenthalte im Marktflecken erzählt, als er noch bei einer Wandertruppe als Baßpuffo, Held und Deweateur engagirt war und behauptete, daß er trotz seiner gegenwärtigen hohen Gage sich damals viel zufriedener gefühlt.

Stifelo, ein Kind der Residenz, ein Zögling des Conservatoriums und verhätschelter Protection, hatte gar keinen Begriff davon, wollte sich aber wenigstens einen ungefähren schaffen und bestimmte seine Collegen, die bequemeren Straßen und Postchaisen zu verlassen und mit einem gewöhnlichen Bauernfuhrwerk über die Berge den D..imweg anzutreten. Da saß er nun die über die Ohren im Pelze gewickelt und wartete auf Abenteuer, von denen Beschaffenheit er sich eigentlich gar keine Rechenschaft geben konnte; sie schmeckten ihm nur als Dunke, aber höchst interessante Traumgestalten vor.

So fuhren sie denn über einen Bergrücken in der Nähe von Obermershausen. Wie die Kinder sich freuen auf den heiligen Nikolaus, der da kommen soll in Stiefel, dunkler Nacht, um die vor dem Fenster stehenden Schuhe mit Naschwerk zu füllen, wie sie sich fest vornehmen, den Heiligen bei seinem Werke zu überraschen, und endlich über dem guten Vorsatze, wach zu bleiben, einschlafen, so ging es unserm guten Stifelio. Rechts und links sah er beständig über die Schneefläche, ob noch immer keine Abenteuer kommen wollen.

Er nahm sich fest vor, wach zu bleiben, um ja keines zu verschlafen, denn er traute seinen Gefährten die Bosheit zu, ihn nicht aufzuwecken, falls eine gütige Gottheit eines schicken sollte, um es allein zu genießen. Er hatte etwas reichlich dem Flaschenkorbe zugesprochen, den sie bei sich hatten, weil in dem Hotel, wo der Fuhrmann zu Mittage angehalten, die Speisen sowohl ihrer Bereitung, wie ihrer Auswahl nach für seinen Gaumen zu ländlich waren. Wein und Erwartung stiegen ihm zu Kopfe, und unter fortwährenden Versicherungen, nach bleiben zu wollen, verschwanden plötzlich Mund und Nase in den Shawl, sein Kinn sank abwärts, und bald ließ er Töne vernehmen, die — nur dem gefeierten Liebling Apollund zugegeben stehen, jeder andere wäre mit den greellsten Pfiffen von der Bühne gejagt worden.

Da diese Klappermühle endlich schwieg, so wurde es bald vollkommen stille, und es schien beinahe, als verstummten die Schellen am Geschirre des lebensmüden Rennthiers, dem die Aufgabe zu Theil geworden, den vorsündfluthlichen Schlitten durch den tiefen Schnee zu ziehen. Die Schellen klingelten allerdings nicht mehr so lustig, denn das Thier stürzte nicht mehr die Peitsche, noch die aufmunternden Worte, welche sein Besitzer fortwährend an sein Ohrgefühl gerichtet, weil dieser, nachdem ihm die kurze Pfeife im Munde angegangen war, Gott Morfeus in die väterlichen Arme gesunken war.

Seine drei Passagiere waren nicht mehr im Stande, es zu bemerken, so sehr waren sie bereits in sich selbst versunken.

Das Pferd, welches sich den Grundsatz angeeignet zu haben schien, nie über sein Ziel hinaus zu schießen, fürchtete, daß es diesmal doch darüber hinaus könnte, und beschloß daher das Erwachen seines Gebieters ruhig abzuwarten, blieb also stehen, senkte sein Haupt und schlief ebenfalls ein.

Da wollte das Unglück oder das Glück, um den abenteuersüchtigen Stifelio zu erhören, daß so ein ländlicher Spaßmacher daher kam und die Gelegenheit ergriff, einen Witz auszuführen, wie er eben nur auf dem Lande angestaunt werden kann.

Er spannte nämlich den Vierfüßler, nachdem er ihn sanft aus seinem Schlummer gerüttelt, so leise wie möglich aus seinem irdischen Joche, drehte seine Nase der Heimat zu, gab ihm noch zum Ueberfluße einen Tritt auf den entgegengesetzten Theil und lachte dreimäulig, wie er den muntern Trab bemerkte, mit welchem das Thier seinen Heimweg antrat.

Um die Frucht seines Spaßes ganz zu genießen, machte er einen ziemlich großen Schneeball und warf denselben dem Rossebändiger an den Kopf, eine Operation, die mit einem „Hi! Bräune," erwidert wurde. Ein zweiter Wurf brachte den Fuhrmann so weit zur Vernunft, daß er ein Mal mit der Peitsche gerade vor sich hin schlug und ein wiederholtes „Hott!" ertönen ließ.

Der Spaßvogel wollte bereits bersten vor Lachen.

Ein tüchtiger Wurf, der den Alten beinahe von seinem Sitze warf und ganz mit Schnee bedeckte, ermunterte ihn, und seine erste Bewegung ging dahin, dem Pferde einen Hieb zu versetzen; allein der hochgeschwungene Arm erlahmte, die Peitsche schien in der Luft fest gefroren. Der Alte sieh sich mit der unbeschäftigten Linken die Augen, aber ungeachtet dieser Operation erblickte er doch seinen Braunen nicht, der die Hiebe immer mit stoischer Ruhe empfangen, und die jetzt noch nie darüber aus der Haut oder verlaufen war dem Geschiere gefahren war.

Die Sache war richtig, das Pferd war und blieb fort.

Der Fuhrmann sandte einige Dutzend Flüche in die Welt, die an Grobheitsgrad schwerlich ihres Gleichen finden dürften. Aber weder Himmel noch Hölle hatten mit ihm Erbarmen und eine unbeschreibliche Gemüthsbewegung, eine Mischung von Wuth, Verzweiflung an dem Heiligsten, was ihm bis jetzt bekannt und ein Menschenhaß stürmten durch seine Seele.

Der nächste seinen Händen war unser Zwifelio, der den Schlaf der Gerechten schlief. Der Bauer riß ihn die Mühe vom Kopfe und donnerte ihm zu:

„Herr! den Braun hat der Geier geholt."

Laßnigg und Kollert erwachten und sahen erstaunt auf den Bauer, der immer wüthender ward, das unglückliche Opfer nach heftiger schüttelte und mit ganzer Lungenkraft schrie:

„Herr! den Braun hat der Geier geholt."

Der Tenorist fuhr halb aufstand auf dem Schlafe und murmelte etwas vom glücklichen Abend, gereihtem Dank und gütiger Nachsicht, was seine Collegen zu einem wahnsinnigen Gelächter hinriß, denn unter den groben Fäusten eines Fuhrmanns, die ihn schüttelten, träumte sich dieser Liebling des Publicums, nicht der Masen, mit Beifall überschüttet und stürmisch gerufen.

Glücklicher konnte man wahrhaftig nicht organisirt sein.

Seine Collegen applaudirten und schrien: Da capo, während der Bauer immer wieder schrie, den Braun habe der Geier geholt.

Zwifelio kam endlich zu sich und glaubte zu träumen, bis er sich endlich mühsam überzeugte, daß er eigentlich schon geträumt, und in diesen Seemgefilden seine Lorbeeren zu holen seien.

Er schaute verwundert um sich und in die lachenden Gesichter seiner Reisegefährten, die nun ihre Lachlust bezwangen und mit etwas fühleren Blicken in den Winterabend schauten. Viel Augenehmes bot ihre Situation allerdings nicht, in dicke Pelze eingehüllt, auf nichts weniger als Fußreisen vorbereitet, saßen sie sich zehr in einen Schlitten zusammengedrängt, aber feindliche Götter hatten ihnen das Pferd entführt und es blieb ihnen nichts übrig, als den Rest des Weges zu Fuße zurückzulegen, vielleicht gar ihr Fuhrwerk eigenhändig nach sich ziehend.

Und Obermershausen so nahe! freilich, auf gewöhnlichem Wege noch zwei Stunden weit, aber in einem Kesselthale liegend, war es so dicht unter ihnen, daß sie durch die Schornsteine den Leuten beinahe in die Küchen sehen konnten.

Laßnigg, eine resolute, praktische Natur, sah in die Tiefe nieder und sagte dann:

„Hört, Jungens, ich habe keine Lust, vielleicht drei Stunden lang im Schnee zu wandeln, wir müssen den Weg abkürzen. Künstler waren wir auf Beruf, wir wollen Straßenjungen auf Neigung sein."

Mit diesen Worten legte er seinen Mantel ab, knöpfte seinen Rock zu, nahm sein dickes spanisches Rohr, steckte es zwischen die Beine, kauerte sich zusammen und rutschte pfeilgeschwind in die Tiefe.

Kollert, der buckelige Kapellmeister, folgte lachend dem Beispiele. Zweimal berührten sie die Straße und langten endlich an.

Der gewälschte Stiefel stand noch immer oben und sah kläglich seinen Gefährten nach, während der Fuhrmann ihn möglichst aufmunterte, ihnen nachzusetzen und ihn einen Jungen mit einem Pferde zu schicken.

Was gewagt werden soll, muß rasch mit offenen Augen unternommen werden; ein fester Griff in die Nessesn schmerzt weniger, als ein langsames Herumfingern an denselben.

Von diesem Erfahrungssatze scheint jedoch Meister Zwifelio wenig gehört, oder ihn nicht genug beherzigt zu haben. Er hatte lange zu thun, bis er nur den Stock zwischen die Beine brachte, stolperte herum und kauerte sich endlich zusammen, aber dennoch gelangte er über den ersten und zweiten Absatz glücklich hinweg. Seine Gefährten schienen nicht sehr erfreut darüber, denn die schlechten guten Freunde hätten ihm vom Herzen einen Unfall gegönnt.

Ihre Hoffnung sollte auch nicht zu Wasser werden.

Er hatte die ersten zwei Theile seiner Niederfahrt mit geschlossenen Augen zurückgelegt, wahrscheinlich glaubte er, die Vorsehung führe sie Himden; mag sein! Auf dem letzten Drittel hatte aber die gute Dame sich vielleicht nach etwas anderem umzusehen, oder sie wollte ihm ad hominem beweisen, daß der Mensch die Augen selber aufmachen soll, kurz sein Stock stieß an einen großen Stein, er verlor die Richtung und fiel in einen kleinen Bach.

Das Unglück war nicht so groß gewesen, und er saß jetzt in der Gaststube, wo auf seine Unkosten Laßnigg die Gäste mit der fabelhaftesten Uebertreibung dieses Abenteuers unterhielt. Stifelio ärgerte sich zwar über die Geschwätzigkeit und die Art und Weise, wie sein College die Geschichte vortrug, allein ihn tröstete der Gedanke, daß er in den Annalen dieses Dorfestein wenigstens als berühmter Reisender fortleben werde, da man seine Künstlerlaufbahn daselbst gänzlich ignorirt zu haben schien.

Um ihnen aber doch einigermaßen einen Begriff davon beizubringen, daß ihn der liebe Gott noch zu ganz anderen Dingen bestimmt habe, als an der Hand eines Steckens einen Berg herab und mitten in den Kreis gemüth-

Digitized by Google

licher Säue zu fallen, denen aber ihrem Grunzen nach zu urtheilen nicht ganz „kannibalisch wohl" zu sein schien, sagte er zu seinen Gefährten:

„Wir wollen doch den Leuten einen seltenen Genuß verschaffen, und ihnen ein kleines Concert veranstalten. Kapellmeister, hole Deine Geige, wir wollen ein paar Lieder singen."

Der Abend war noch lang, der Bucklige wollte vielleicht selbst die Wirkung moderner Musik auf diese dickfelligen Natmenkinder erschauen, und so brachte er bald sein herrliches Instrument, bei dessen ersten Klängen schon die Gäste zu flutzen anfingen. Lasnigg nahm seine Flöte und Zwiefelio schnitzelte eine italienische Arie heraus, mit allen möglichen Kadenzen, Trillern und Verzierungen, daß er dafür in der Residenz wahnsinnigen Beifall gefunden hätte, hier aber blieb sein Publicum vollkommen kalt und selbst der Schluß mit einem aufschend hohen Tone und dem üblichen Fußstoße mit dem Arm, das Zeichen zum Applause, blieb ohne Wirkung.

Nun spielte der Kleine ein Kirchenlied, eines von jenen, die unsere Väter vor Jahrhunderten gesungen, einfach, tief und ergreifend wahr. Seine Variationen darüber waren dem Thema angemessen und machten auf die lautlosen Hörer einen sichtbaren Eindruck.

Lasnigg stimmte die Arie: „O Isis und Osiris" an, und gab sich eben solche Mühe und sang mit demselben Ausdrucke, derselben Weihe, als befände er sich vor dem gewählesten Publicum, kurz er war wie ein echter Künstler eben sein soll, er übte seine Kunst mit gleichem Eifer an jedem Orte.

Heute aber sollte es nicht ohne Unterbrechung geschehen.

Er wollte sein Auge zu den Wolken erheben, suchte aber den Blick bald herauf durch die mit einem Schwamm Gickenhofse gestäubte Decke, an der einige Junungszeichen hingen — plötzlich klappte der sanfgetige Mund zusammen, ein Zucken flog über seine Winkel, und als er sich wieder öffnete, ertönte ein donnerndes Gelächter.

Alle Blicke erhoben sich und das Lachen wurde allgemein.

Zu oberst auf dem riesigen Kachelofen, der frühlings- oder hoffnungsgrün sich in die Welt hineinbohnte, saßen noch ein paar Zuhörer, an die Niemand dachte, und die auch selbst um sich her vergessen zu haben schienen, so ganz hatten sie sich dem ungewohnten Genusse hingegeben.

Ein lang aufgeschossenes klapperdürres Mädchen von ungefähr vierzehn Jahren, mit weit offenen funkelnden Augen und schwarzen Haaren, deren Pflege ihr wenig Kummer zu machen schien, saß da mit den nackten Füßen in der Luft baumelnd, so was man „Hunde auslüften" nennt; der Mund war überweit aufgesperrt und zeigte prächtige Zähne. Dicht neben ihr, diese Hände ihrer Schulter gelegt, saß ein dickes, rundes Gesicht von sechzehn Jahren, welcher der Musik die gleiche Aufmerksamkeit schenkte. Als die Beiden bemerkten, daß sie der Gegenstand der neugierigen Theilnahme geworden, schlüpften sie von ihrer himmlischen Höhe und rannten zur Thüre hinaus, während der Schulmeister schrie:

„Kathi, gib Acht, wenn Du nicht wieder kommst!"

Alles lachte und mit dem Musikern war's vorbei, denn Stiefelo war in sehr übler Laune, so seine Leistung so wenig Eindruck gemacht. Man griff wieder zu den Karten, Lasnigg und Kolbert rauchten schweigend ihre Cigarre, Zwiefelio duselte vor sich hin und versuchte zu schlafen, von neuen Kunstreisen, neuen Lorbeeren und neuen Eroberungen zu träumen.

Plötzlich knarrte und rasselte die alte Schwarzwalduhr, und was keiner erwartet hatte, sie kündete die elfte Stunde an. Ein paar Augenblicke hindurch herrschte tiefe Stille; man hörte nur das Picken der Uhr, den Hund hinter dem Ofen im Traume leise bellen, und seinen Gefährten, einen alten Kater, niesen. Diese feierliche Minute unterbrach der Schullehrer, indem er jammernd schrie:

„Jemine das Unglück, das Unglück!"

„Was gibt's? was ist's? was habt Ihr?"

Diese dem Inhalte nach so theilnahmreichen, an Worten so armen Fragen erschollen von allen Seiten.

„Mich trifft der Schlag, o Gott, o Gott!"

Der einzige Arzt des Ortes und Barbier, Bader, Schterer, auch Gregorius genannt, zog schnell sein Aderlaß-Zeug heraus, um für alle Fälle gerüstet zu sein, und schrie nach einem Besen, welchen der zu hoffende Patient in der Hand während der Operation umdrehen sollte.

Aber den Schulmeister rührte der Schlag nicht und er gewann Zeit, sich zu erklären. Das Unglück war wirklich groß.

Der Mann, den die Vorsehung bestimmte, der harmlosen Jugend von Germersdhausen voranzuleuchten, daß sie zur Erkenntniß gelange von Gut und Böse und Gott überlich würde, der Mann hatte eine feierliche Kirchenmusik geschrieben, sie mit unsäglicher Mühe seinen Schenkenmusikanten beigebracht, und heute sollte sie zum Weihnachtsgottesdienste ausgeführt werden. Monatlang hatte sich der gute Alte gefreut, Sergen, Mühen und Entbehrungen hatte ihm der Gedanke an sein Werk, sein ausch so sein pittore erleichtert, und jetzt lag sein Büfett auf der Orgelbank, zwar nicht voll des süßen Weines, aber so voll von Bier und Schnapps, daß an ein Nächternwerden vor morgen Mittag gar nicht zu denken war.

Sein Glück war vorbei, seine Hoffnungen in Trümmer geschlagen. Er rang abwechselnd die Hände und schlug sie über dem Kopfe zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Thränen.

1. Kindesthränen.

Ihr seid gerührt, wenn eine falsche Thräne
Auf eines Sühnenhelden Wange bebt,
Und freut Euch mit, wenn kunstgerecht ein Auge
Wie wonnetrunken sich zum Himmel hebt.

Doch tröstet Ihr, seht Ihr ein Kind sich härmen,
Und bleibt so kalt, wenn's sich des Lebens freut:
Ihr meint gewiß: in diesem kleinen Herzen
Sei wohl kein großer Raum für Lust und Leid? —

O glaubt es nicht! — ist doch ein kleinstes Treppen,
Den auf ein Blumenblatt der Thau gemeint,
Auch Raum genug für einen ganzen Himmel
Ob klar, ob thränenfendst sein Aug' auch scheint!

2. Mädchenthränen.

Auch Du, auch Du in Thränen schon ersoben,
Auch Du verstand schon mit des Schmerzes Lehren?
Du armes Kind! so schön, so jung an Jahren,
Wärst Du schon alt genug für Leid und Zähren?

Wie? Sollte Gott von seinen Engelscharen
Nicht einen Engel Deinem Leid gewähren,
Nicht einen Schutzgeist, zum Dein Haupt zu wahren
Vor jenem Fluche: Dulden und Entbehren?

O nein, a nein! ich will es nimmer glauben,
Daß Du am Leidweltkelch schon mußtest nippen,
Und daß die Welt Der Aller kennte rauben.

Wie ist's als sollten Deine Thränen fließen,
Du schlimmes Kind, nur daß zwei schöne Lippen
Sie wieder mögen Die vom Auge küssen.

Wien. Cajetan Cerri.

Der kranke Hund.

Sage von der Entdeckung der Bader Heilquelle. Von J. Schmitt.

Heinrich der Zweite, aus dem glorreichen Hause der Babenberger, der erste Herzog von Oesterreich, ein edler und zupfer Fürst, war auch ein großer Jagdliebhaber und dieses Vergnügen gehörte für ihn zu den angenehmsten. Zu vieler Liebhabered des edlen Waidwerks gehören jedoch auch gute Jagdrevier, die er nicht nur um theuren Geld kaufte, sondern auch zuweilen mit blutsaurer Saat zu hüttern pflegte. Einer dieser Jagdhunde wurde eines Tages von einer sehr bösartigen Krankheit befallen, welche das schöne Thier nicht nur verunstaltete, sondern auch die Besorchtung rechtfertigte, daß alle übrigen Hunde des Herzogs davon angesteckt würden. Der Hund war nämlich räudig und ekelhaft anzusehen. Um nun die übrigen Hunde zu retten, peitschte man diesen auf und jagte ihn davon. Doch half dies wenig. Des andern Tages hetzte der Hund, da er wiegends Obdach und Nahrung fand, wieder zurück. Das Mitleid des Herzogs konnte sich nicht entschließen, den Hund ganz und gar zu lassen; man sann daher auf ein anderes Mittel, sich des kranken Hundes zu entledigen. Auf den zweiten Tag war eine Jagd im Kahlengebirge und der Bader Gegend angesagt; dort hoffte man Gelegenheit zu finden, des Hundes los zu werden.

Die Jagd begann und das kranke Thier war immer einer der vorderste, wo es galt, ein Wild zu verfolgen oder zu Tod zu hetzen. Manches Thier war schon erlegt, im Kloster zu Heiligenkreuz auch schon ein Zmbiß eingenommen und lustig zog man zum Baden zu. Am Abgange des Helenenthales entdeckten die Jäger und Treiber zwischen Gebüsch eine Art Bassin, das tief zu sein schien und warmes Wasser enthielt. Ein plötzlicher Gedanke fuhr hier einem der Rüdknechte durch den Kopf. „Hier könnte man des kranken Hundes los werden," sprach er zu einem seiner Kameraden; „man binde ihm einen schweren Stein mittelst eines Strickes um den Hals und ersaufe ihn." Der Zustimmung des Herzogs war man sicher, daher folgte dem Entschlusse rasch die That. Man band dem Thiere einen Stein gefunden, der an einen Strick befestigt, diesem dem Hunde um den Hals gebunden und Beide in das Bassin geworfen wurden. Das kranke Thier versuchte sich verzweifelnd schwebt gegen die Luft des Steines, als gegen das heiße Wasser. Aber vergebend. Einer der Rüdknechte sang schon an, Mitleid mit dem armen Thiere zu verspüren; es standen ihm sogar Thränentropfen im Auge bei dem jammervollen Gebeule, das winselnd aus dem Wasser kam, und er wäre beinahe im Stande gewesen, gegen das barbarische Verfahren seiner Kameraden nicht nur zu protestiren, sondern sogar dagegen zu handeln und den Hund vom Tode des Ersaufens zu retten, wenn nicht in diesem Momente das Jagdhorn des erlauchten Herzogs ertönt wäre und die Jäger aber unsen hörte. Sie überließen das Thier seinem Schicksale und setzten ihre Reise ihren Fortgang.

Die Jagd begann aufs Neue; doch bald dricht der Abend heran und der Herzog beschäftigt, auf einem der Schlösser in der Nähe von Baden zu übernachten. Am andern Morgen wird die Jagd fortgesetzt; man durchstreift die ganze Bader Gegend und gelangt am Nachmittag wieder in die Nähe der Stelle, wo man den Tag vorher den kranken Hund ersäuft hat. Man lagert an dem schönen Nachmittag am Ausgange des Helenenthales, wohin die Beute des Tages gebracht wurde. Der Becher kreist in der

Digitized by Google

Runde. Der Herzog ist heiter und fröhlich, die Jagdherrer erlönen in lustiger Weise. Da rennt plötzlich ein Hund das Thal entlang und umspringt freudig bellend den Herzog und sein Gefolge.

Staunen und Ueberraschung erfaßt Herzog Heinrich bei dem Anblicke des Thieres. Was ihn freudig umwindet, ihn beleckt und auf jede Art und Weise seiner Freude Ausdruck gibt, ist sein treues Thier, der kranke Hund, den man vergaßt und gestern zu erschießen vermeinte. Er lebt, ist gesund, seine Haut rein und glatt. Mit dem Ausdruck der Verwunderung hubet Herzog Heinrich die Lieblingsjagen und Freudenäußerungen des Hundes, er erkundigt sich bei seinen Rüdknechten nach dem Orte, wo man den Hund in's Wasser geworfen, und begibt sich dann nebst seinem Gefolge an die Stelle. Man entdeckt Röhren, die das Wasser aus einer weiten Entfernung herleiten. Man läßt Herzog Heinrich die Sache genauer untersuchen. Man findet, daß die Röhren sehr alt sind, noch aus den Zeiten der Römer stammen, im Kahlengebirge, dem Stammsitzlosster der Babenberger, ihren Anfang nehmen, und durch Felsen und Berge durch die nach Baden reichen.

Die Heilkraft des Wassers hat sich auf unzweideutige Weise erprobt, und die Bewohner von Baden, das damals noch ein großes Dorf war und erst später zum Markt und dann zur Stadt erhoben wurde, baten den Herzog, ihnen zu erlauben, daß sie die entdeckte Quelle noch ihrem Dorfe leiten dürften; sie versprachen dagegen, alle Kranken auf des Herzogs Gefolge, welche von hoher Quelle Rettung zu hoffen hätten, unentgeldlich aufzunehmen und zu verpflegen.

Herzog Heinrich gewährte ihnen dies großmüthig und bis auf den heutigen Tag sind die Badner Quellen nicht nur berühmt, sondern sie verschaffen auch den Einwohnern der Stadt mit ihrer lieblichen Umgebung einen gewissen Wohlstand.

Dies die Sage von der Entdeckung der Badner Heilquellen.

An die Lobredner Deutschlands *).

Ihr preist's im Ober-Ton
Die deutsche Nation. —
Erlaubt mir nur ein Einwond:
Ist denn Charpie noch Leinwand?

*) Dieses Epigramm, welches zu den treffendsten gehört, die je gemacht worden, bezieht sich im Album einer hochgestellten Person und hat — Jean Paul selbst zum Verfasser.
Anm. der Redaction.

Literatur.

„Zeitlosen." Kleine Gedichte von Otto Prechtler. Wien, 1855. Gedruckt und im Verlage bei Leopold Grund.

Es ist sehr schwer, in einer so bloßirten Zeit wie die jetzige ist, ohne besondere, auffallende Tollheit durchzukommen. Man hat sich's nun einmal in den Kopf gesetzt, daß lange Haare und spitze Hüte den Künstler vor excellenter charakteristren, und wenn ein kleiner Anflug genialer Verrücktheit dabei ist, um so besser. Man will sich nicht gefallen, daß unsere alten deutschen Kunstheroen ihre Siege dem Umstande zu verdanken haben, daß sie das ewig und eine Schöne, bedeutsam Sagungen allgemein und anwendbar sind, zur Form ihrer geistigen Fülle gemacht haben. — Das war eine andere Zeit, sagen sie, und jetzt ist eben wieder eine andere Zeit; — jetzt muß anders gemalt, gereimt und geschlefet sein; was damals schön war, ist es heute nicht mehr, und das Ideal der Kunst wechselt jeden Augenblick das Gesicht — Poesie ist Meere geworden, wie ein Buch, von man heute kurz und morgen lang spricht.

Bei solchen Umständen hat Prechtler unrecht gethan, seine „Zeitlosen" in die Welt zu senden. Man findet zwar Poesie und wieder Poesie in ihnen, dazu dichterisches Bewußtsein, Kraft des Ausdrucks und Innigkeit des Gefühls, die an die besten Zeiten dichterischer Weihe mahnen; — aber was ist das Alles! Die Zeit macht andere Ansprüche und selbst Schiller wäre jetzt sehr übel daran. In welcher Art der Dichter die Anspräche der Zeit hätte berücksichtigen sollen, wissen wir zwar nicht anzugeben; nur haben wir dem entgegen den Wunsch auszusprechen, daß Prechtler, aus seiner Sammlung den vollen dichterischen Werth zu bewahren, auch noch die wenigen „Zeitstimmen" (S. 153 — 170) hätte fallen lassen müssen. „Ein politisch Lied, ein garstig Lied."

Wenn wir die Sammlung mit kurzen Worten charakterisiren wollen, so müssen wir sagen: Es tritt uns hier ein Gemüth entgegen, das noch lange nicht im Kampfe mit der Welt ausgerungen hat; — nun ja, das ist ein Dichter; es tritt uns ein Dichter entgegen, nun sehen wir in jeder Zeile den Dichter seine Weihe erwerben, und der aberaus eine Form handhabt, die imponirend genannt werden muß. Aber diese Schale hat auch mehr einen Kern. Es ist unerwünscht, wie gebauten- und kraftreich dieser Dichter ist, wie er in schöne Ottave reime gewichtige Gedanke zum Anschauungen hineindrängt und wie prächtig er Schluß und Rundung zu geben weiß. Wer glauben soll, daß dieser Vollkommenheit der Form und dieß Ausarbeitung der Gedanken, was den Dichter zunächst auf das didactische Feld verweist, ihm unseren strudelnden Kunstjüngern entfremdet haben, die sich gern à la Heine gerieren.

Die vorliegende Sammlung ist in fünf Hauptabtheilungen abgetheilt: I. Sonnenwende des Lebens. — II. Träumee der Liebe. — III. Auf dem Wege zur Kunst. — IV. Zeitstimmen. — V. Balladen und Lieder.

Wer das Buch ohne vorgefaßte Meinung zur Hand nimmt, wird gewiß befriedigt, ja häufig dingerissen werden. Was das sogenannte Fortschreiten anbelangt, so sagen wir: der Fortschritt des Poeten ist das treue Festhalten an seinen Ideelen. Daß ist heute ein Fortschritt!

Die Ausstattung des Buches ist entsprechend.

A. G.

Oestreichischer Kunstverein.

(Ausstellung im Monate Juli.)

Unsere den 60 Oelgemälden dieser Ausstellung ist die Mehrzahl von einheimischen Künstlern, und wie begegnen diesmal Namen von Wien, Triest, Prag, Bozen, Klagenfurt und Salzburg.

Betrachten wir zuerst das historische und das Genre-Fach. „Maria Stuart im Gebet" von F. Beer in München hat etwas Trockenes, Kaltes in der Behandlung. Maria kniet auf einem Polster vor einem Altar, worauf Christus am Kreuze sichtbar ist; ihre Stellung ist außer aller Beziehung zu dem Altare, sie ist beinahe en face gegen die Beschauer gewendet, mit gefalteten Händen dem Gebete hingegeben. In der ganzen Anordnung liegt etwas Gesuchtes, auf Effect Berechnetes, das ein wahres Mitgefühl nicht aufkommen läßt.

„Die heilige Perpetua" von C. Vogel von Vogelstein in München stellt die Heilige am Gitter des Gefängnisses dar, ihr Kopf ist etwas steif in den Rahmen einer Gitteröffnung eingeschoben, Spuren von Thränen sind in die leidvollen Antlitz eingegraben. Es sind Elemente großer Wirksamkeit in dem Vorwurfe; allein die ganze Haltung der Heiligen ist nicht mit der Handlung verschmolzen, die Ausdruck hat etwas Problematisches, und das Kolorit schwächt.

Von dem talentvollen Anton Strohofschwandtner, dessen „Beteten in der Krim" in der Ausstellung des letzten Monats allgemeiner Anerkennung gefunden haben, ist ein treffliches Bild: „Russische Soldaten, von der Feuerprüfung heimkehrend" ausgestellt. Es ist Sicherheit, Schwung und Kraft darin, man sieht sich schnell in den Moment hinein; die Gruppirung ist sichtvoll und lebendig, der Ausdruck der Gestalten prägnant, ohne Uebertreibung, der Pinsel tüchtig.

Von de Loose in Brüssel „Italienisches Familienleben" kann man mit vollem Rechte sagen, daß es spricht. Der Hauptheit, wo der alte Großvater den Knaben mit dem Teller in der Hand zu der Waffeln backenden Mutter hinreicht, wo mit rückwärts gekehrtem Gesichte dem kleinen Liebling entgegenblickt, ist von lebendigem, charakteristischem Ausdruck. Besonders fein ist jener im Gesichte der Mutter, worin das Behagen des Anschauens vorwaltet.

„Die rothe Gefährung" von Friedrich Dischof in München ist ein recht artiges Bildchen. Die beiden Figuren des stehenden Jünglings und des sitzenden Mädchens, zu dem der erstere mit glühender Feuge hinneigt, treten plastisch aus der Leinwand heraus.

Adolf Henning's in Berlin „Leichenzug der Confraternità della Trinità ai Monti in der Campagna von Rom mit der Aussicht der Wasserleitung Aqua Claudia und des Albaner Gebirges" ist ein recht gutes Genre-Dimensionen. Die feierliche Haltung, die Harmonie in dem, der tief ernsten Handlung entsprechenden Ausdruck der Gestalten, die Ruhe in der Bewegung (wenn man sich dieses paradox klingenden Ausdruckes bedienen darf) verstehen die Wirkung nicht.

Zu den Bilder: „Die verschleierte Brennerei" von Ebr. Mayer in München sind drei spielenden Kinder von trefflicher Charakteristrung. Auch: „Der kleine Retrut" von Fred. Mollitsch aus Wien in Paris ist nicht ohne Ausdruck.

Zwei humoristischen, von den Herren J. B. Schell und Carl Engel in Rödelheim gemeinschaftlich verfertigte Bilder: „Die Schusucht" und „Die Liebesbeschaft" haben etwas zu Gesuchtes und Manierirtes in der Ausführung, und zu wenig Leben und Kraft in der Farbe.

Adolf Schroyer in Wien: „Oestreichische Dragoner, recognoscirend" ist von trefflicher Technik, Hentrik Schäfel in Antwerpen: „Die schlechte Nachricht," Wilchen's in München: „Der reiße Alexander," waren besonders der Ausdruck in der Gestalt der Mutter rührend, wahr und schön ist, Merk's in München: „Der verdrehte Schüge" sind sehenswerthe Bilder. Die Studienköpfe und lebensgroßen Porträte von Louis Kunstädter und München fassen Manches zu wünschen übrig, verrathen jedoch Talent.

„Die Schlacht bei Temesvar (1849)" von Kager in Bozen ist eben keine Schlacht, wie die meisten dieser Bilder; denn von der im Hintergrunde vorgehenden Schlacht ist wenig mehr als Dampf und Rauch zu sehen. Die Gruppe im Vordergrunde, auf Befehl gehenden und einholenden, hin- und herspringenden Ehrenoffizieren, einsamen Marodeurs, Soldaten-Leichen und Pferden ist bestehend, ist die Hauptsache, das eigentliche Bild. Es ist nicht ohne Verdienst. Von Lage in München ist ein treffliches Thierstück; Schafe in einer Landschaft." In A. Friedrich's: „Reitknechte mit Pferden" ist das Charakteristische der edlen Thiere gut aufgefaßt.

Ueber die Kunstschulen, Zeichnungen, Kupferstiche und Kunstvilla, von denen wohl einige schöne Vorzüge haben, läßt sich dieses Mal nichts Besonderes sagen, daher wir unsern Bericht schließen.

F. D.

Musik-Salon.

Die deutsche Oper, mit den „Hugenotten" an der Spitze, hat ihren neuen Cursbegonnen. Sie hat im Beginne den Kampf mit den nachweiterden Einbrüchen der italienischen Oper und der tropischen Sonne des Hochsommers zu bestehen. Der herzliche Willkommgruß, den am ersten Abende die Herren Anders und Draxler nebst dem Fräulein Tietjens empfingen, wurde am zweiten den Herrn Steger, den Fräulein Liebhart und Pochini in der Auber'schen Oper „die Stumme von Portici," am dritten Abende dem Herrn Beck in Rossini „Wilhelm Tell" zu Theil. Das Haus war an allen drei Abenden voll und es selbst erfreute den gewöhnlichen Beifallsgeizen auch nicht an reichen Blumenspenden für die alten Lieblinge.

Als Gäste lernten wir in den „Hugenotten" Fräulein Hoffmann als Isabella in „Wilhelm Tell," Fräulein Weiser als Mathilde kennen. Beide, namentlich die letztere, erfreuten sich einer sehr beifälligen Aufnahme, Fräulein Hoffmann jedoch mit größerem Rechte. Sie besitzt nebst einer zwar etwas schwachen, aber schmiegsamen und höhlichen

Digitized by Google

Stimme eine vorzügliche Ausbildung im Gesange; ihre Intonation ist rein, ihr Umfang fest, ihre Coloratur fließend, ihr Triller vorzüglich. Wenn übrigens auch noch kein Schwung und keinerer Reiz in ihrem Vortrage ist, so kann man ihr doch Wärme der Betonung und Richtigkeit des Ausdruckes nicht absprechen, und sie gehört daher immerhin zu den zweifrechenden Talenten. Fräulein Weiler ist auch sehr Anfängerin, ihre Stimme ist spröde, ihr Vortrag hat etwas Hartes, Ungelenkes, auch tremuliret (!) sie schon. In den mehr dramatischen Theilen ihrer Partie war sie besser und entfaltete darin mitunter einen warmeren, eindringenderen Accent. Doch dürfen dabei übrigens in ihrer jetzigen Gestalt eine Empfehlung, die bei einem Publicum ganz gelingt. Eine vorzüglich dürftige Bühnenerscheinung ist Fräulein Weiler und dieser Umstand mag wohl dazu beigetragen haben, den Beifallssturm gegen ihren Mitbewerb zu lähmen.

Das dritte Terzett im zweiten Act von „Tell," von den Herren Steger, Beck und Draxler mit großer Stimmgewalt und Hingebung gesungen, machte wie immer einen erschütternden Eindruck, den das dramatisirende Spiel befördert. Ist in diesem Finale mit Recht Grundsätzlich alles Theatralische, alles Verdrehen und unnatürliche, auch die späteren Italiener, namentlich Verdi, in Momenten, wo sich große Volksbewegungen oder überhaupt Stimmungen der Massen kundgeben, zu Tage gefördert haben? Ist die einfache Großartigkeit des Gesanges nicht schon erreicht worden?

War nun auf diese Art Gelegenheit gegeben, gleich im Beginne der deutschen Saison das Musterbild der französischen Oper der Neuzeit mit all' ihren geistreichen Zügen, Situationsbildchen und pikanten Effecten in die Mitte zwischen ein Werk des berühmten Deutschen und einen der noch berühmteren Italiener gestellt zu sehen, so ging am 4. Abende die alte „Zauberflöte" bei wenig jungen Erscheinungen der Zeit, des trefflichen Mozart, über die Bretter — ein Werk, einzig in seiner Art, echt deutsch, sein eigenes Muster und Vorbild, ohne Nachfolger geschaffen zu haben, und wie es scheint, auch nicht sehr besucht. War der heiße Sommertag daran Schuld oder die übertriebene Schönheit des Werkes?

Herr Gi annis aus Prag, dem ein großer Ruf vorauging, sang den Tarnino als Gast und gefiel. Er besitzt eine kräftige, vollklingende Stimme und einen geübten Vortrag; da jedoch an diesem Abende eine merkbare Indisposition der vollen Wirksamkeit seines Gesanges entgegen stand, so mag das Urtheil über ihn seinem weiteren Gastspiele vorbehalten bleiben. Am 5. Abende trat eine neue Gästin auf: Fräulein Hoffmann als Gilda und Herr Steger in der Titelrolle. Fräulein Hoffmann bewährte sich auch in dieser Partie als eine gewandte Sängerin und erhielt Beifall. Der Besuch war mäßig.

F. T.

Historische Lückenbüßer.

(Ein salemonisches Urtheil Kaiser Friedrich's IV.) Die Geschichtsforscher Kaiser Friedrich's IV. ist bekannt. Einen Tages beklagte sich ein Bauer bei dem Kaiser in Neustadt, daß die Kriegsknechte des Kaisers ihm sein Pferd vom Wagen weg gestohlen hätten, als er Getreide dahin geführet, während er vom Wirthe die Zahlung empfangen. „Kennt Ihr die Diebe?" sragte der Kaiser. „Nein," sagte der Bauer kleinlaut. „Was ist es für ein Pferd?" sragte Friedrich weiter. „Eine Stute, braun, sechsjährig," war die Antwort. — „Und das Pferd, welches Ihr noch habt?" — „Ist gerade so," sagte der Bauer. — „Nun denn," sagte Friedrich, „so bindet sie ebenfalls vom Wagen los und laßt es laufen, es wird gewiß seine Stute zu finden wissen." — Der Bauer befolgte den kaiserlichen Rath, band sein Pferd los und ließ es laufen, das bald die Stute und mit ihm die Diebe entdeckte, welche dann schwer bestraft wurden.

(Goldene Eier.) Als Kaiser Maximilian I. zu Nachen gekrönet wurde, überreichten ihm die Grossen des Reiches, die Stände, Städte und sogar einzelne Corporationen Geschenke zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit. Unter Andern überreichten ihm auch die Juden einen Korb voll güldener Eier. Der Kaiser nahm das Geschenk gnädig an und befahl, daß man die Juden am Hofe behalte und gut bewirthe. Die Söhne Israels erfrischten darob nicht wenig, denn das Vergehen mit ihnen war ganz ausersprießlich, so daß sie in große Bedrängniß geriethen und den Kaiser frugen, was er denn eigentlich mit ihnen vorhabe. Maximilian ließ ihnen sagen: „Hühner, welche solche Eier legen, müsse man gut halten, darum bewirthe er sie!"

(Eine schwere Wahl.) König Heinrich der Vierte von Frankreich, auch der „kleine Hugenott" genannt, sonst so gern, sich mit seinen Unterthanen oder seiner Umgebung einen Spaß zu machen. Einst Tages bat er einen Geistlichen, um ihn für geleistete Dienste zu belohnen, zwei Gebbthiere an; in die eine sieß der König Geldmünzen, in die andere solche Münzen von Blei werfen. „Bitte nunmal," sprach er zu dem Geistlichen, „ich will sehen, ob Dir Glück hilft." Der Geistliche nahm nun schweren Herzens das eine Beispiel, worauf der König sich des Lachens nicht enthalten konnte. Der Geistliche kam jedoch nicht auf der Fassung, als er seinen Irrthum bemerkt hatte, sondern erwiderte ganz gefaßt: „Sire, thun Sie nicht barbarisch, wenn Sie sich einen Scherz machen!"

Wochenbericht.

Das Erfreulichste, womit wir die Erlebnisse der eben verflossenen Woche beginnen können, war die glückliche Zurückkunft Seiner Majestät des Kaisers aus Galizien, die Montag am 9. Abends erfolgte. Bei der sommerlichen Novitätenleere wollen wir schnell das Paradebrod „Theater" verreiben, einiges andere Cerealien beröhren und dann auch Einiges aus Nah und Fern in den Kreis der Besprechung ziehen.

Frau Brauneder-Schäfer verlängert ihr Gastspiel im Theater an der Wien um 6 Gastrollen und hat jüngst besonders als „Hammerstein'sche" im gleichnamigen Stücke sehr gefallen. Im Carltheater sind die Possen-Paare Pitsch und Jean Berlit eingetreten, nebenher sagt Herr Marr aus Weimar sein Gastspiel unter dem schlaffesten Beifalle fort. Das Theater in der Josefstadt wird am 1. October eröffnet werden, die Renovirungsarbeiten beginnen im August. Im neuen Baden hat Director Fettich am 7. 8. M. die Arena mit Langer's „ein Wiener Freiwilliger" eröffnet. Das Stadttheater in Krakau erfreut bei Gelegenheit der neulichen Anwesenheit Seiner Majestät des Kaisers bereitwillig eine erhöhte Subvention von 5000 auf 10.000 fl. C. M. Dem Vernehmen Wien's, Mis Ella, geht es in Breslau nicht am besten, sie macht selbst in der Krone schlechte Häuser. Ebenfowenig kann die Reiterkunststätte des Herrn Renz dort ihre Rechnung, trotz der Schleuny nach Stuttgart zog. In Graz gastirt gegenwärtig der tüchtige Schauspieler Stolz, zugleich aber auch der Theaterpächter, der unser Dresdner Ideum 1851 dort engagirte war und seit jetzter Zeit ein eminenter Künstler geworden sein soll. Es wird in Eile zum Theater, welches im Sommer trotz der vorzüglichsten Gäste nur Ebbe, Ach, Oh und Weh nicht vermögend ist, die Langeweile von sich fern zu halten.

Der genialen Herr Fernkorn glaubt die Gute September will der Modellirung der Reiterstatue Sr. k. Hoheit des Herrn Erzherzogs Carl um Ihnen fertig zu werden. Die Arbeiten in Bronze werden wohl der dem Jahre 1858 nicht vollendet werden können. Das Seminar für ästhetische Geschichte, dessen Gründung Seine Majestät vor Kurzem bewilligten, wird im Laufe des nächsten Schuljahres in's Leben treten. Die Leitung wurde dem Professor der Geschichte, Herrn Jäger, übertragen. Die Ernennung des Ehrenmit an der Zahnarzter-Ortsvisirein in der Künstnerstraße dürfte bald vollzogen sein. Die Obolen kamt an in verewigten Fällen sich auch in der Umgebung Wien's zu zeigen. In Ungedenket, Gerichtsordnung und selbst in den Fragen der Ehrenbeleidigungen aufgenommen. Am Wienerberge ist von den Arbeitern des Herrn Miedbach in der Tiefe von 2 Fuß an Kennergab aufgefunden worden, welches ein weiblicher Skelett enthielt. Da man an 6 Ellen gemeine Steinsetzung-Arbeit in den Boden gethan hatte, so ist gewiß man Wien sich erst daran gewöhnen. Die Hausbesitzer von den Fischerthorn am Glacis, wenn die Stadterweiterung beabsichtigt wird, schreiben bekanntlich Weile auf Weile lange Line vor, indem nur auf 2 Baupläßen den Häuserbau beginnen hat, kaum aber der Mauern vollendet werden. Unter den Streitern über die jüngsten Anzeichen und den Tod des Kaisers Nicolaus, nimmt eine, hierbei M. Aure erschienene Broschüre: „Leo der-niores heroes da va ie de l'Empereur Nicolas I." eine der ersten Stellen ein. Sie enthält eine Schilderung der Krankheit des Verstorbenen und der wahrhaft bereitend, einer großen Manner würdigen Haltung, mit welcher der Kaiser aus der Welt schied. Diese Züge von edel väterlicher Sorgfalt werden angesührt und schließen mit ergreifender Weise mit den letzten Willen des Kaisers. Der Ertrag hat ausgezeichnet angeschrieben, mit schon angeführten Liegrafien geschmückten Werkchens ist einem wohlthätigen Zwecke bestimmt. Der Verfasser ist eine hohe Persönlichkeit, der sich durch seine literarischen-Arbeiten bereits einen Ruf erworben. Wir werden seiner bei der Bücher hoher Bedeutung als Kunstschätzen im „Faust" unsere Lesern vorführen. — In Rasa, Thurezer-Comitat im Ungarn, sollen 12 von Martin Luther's eigener Hand geschriebene Predigten in einem Pergamentbande aufgefunden worden sein. Zum Schlusse noch die Nachricht, daß am verflossenen Donnerstag die Einweihung und feierliche Eröffnung des neugerstandenen großen Militärhospitals zu Karlsbad zu Stimmen stattgefunden. Den feierlichen Act der Weihe nahm der hochwürdige Bischof Langenfeuchter als virtueller Militärvicar-ordens mit dem vollen Ornate, Herr Dr. Jacob Scherr, vor. Als Stellvertreter Seiner kaiserl. Majestät fungirte Seine Durchlaucht der Herr Armee-Commandant F. M. L. Eduard Fürst zu Liechtenstein.

Wissenschaftliche Aufgabe.

Auf die 64 Felder des Schachbrettes sind die Zahlen von 1—64 so einzuschreiben, daß keine Zahl doppelt genommen und keine Zahl ausgelassen wird, und daß die horizontalen und senkrechten Colonnen gleiche Summen geben.

Raimund Slawizek.

Erklärung der Kunstbeilagen.

Kalvarienberg bei Ischl.

(Originale von A. Prinzhofer.)

Wir bringen heute ein passendes Seitenbild zu der Ansicht des beliebten Badeortes Ischl, welche im ersten Semester Nr. 10 erschien.

Es ist der am Fuße des Jainzen hoch ragend gelegene „Kalvarienberg bei Ischl," von dem 10 verschen Landschaften des Herrn W. Lebenbauer gehörig, neue Herausgabe, mit einem kurzen passenden Text versehen, in der Mr. Kunstschen Buchhandlung daselbst eben vorbereitet wird.

Der Kalvarienberg bildet eine der schönsten Partien der Umgebungen von Ischl. An den Abhang hinein gräumanlagen, von Gedenkmassen durchbrungen Hügels reiht sich ein Theil von Ischl und zieht sich bis zur Salzburger Straße hin. Vom oberen Theile des Hügels hat man, mit Ausnahme von Ischl selbst, die Umgebungen, eine sehr anmutige Nachsicht, Ischl mit den Bergen von Aussee und den Gebirgen von Aussee in Hintergrunde. Die Bergbäden zur linken Hand, eine Zeit des Kattergebirges, sind völlig im Schatten. Die Wiesen im Vordergrunde gehören zur Schmalnau, welchelb sich auch in neuer prachtvoller kaiserlicher Villa erhebt. —

Muster orientalischer Ornamentik.

(Typographischer Farbendruck.)

Wir wollten, dem mit so vielem Beifalle aufgenommenen typographischen Farbendrucke in Nr. 13, „Lend des Gaskin" darstellend, gegenüber, hier eine andere Manier desselben Druckes vorführen. Es ist ein Muster orientalischer Ornamentik, von dem sie zu Titelblättern morgenländischer Werke braucht. In der Mitte: Diener Staatsdruckerei sind mehre orientalische Bücher in solch prachtvoller Ausstattung erschienen, und in Würze verlaßt dieselbe die Presse rund der größten Meisterwerke morgenländischer Dicht- und Redekunst sammt Ueberlegung von Friderern Hammer-Purgstall. Nächstens Näheres hierüber.

Mädchenlage: „Mutterliebe."

(Gedicht von Max Schaukenbert. Musik von Engelbert Lanz. Quartett.)

Theils um Musikfreunden mit einer anerkannt gelungenen musikalischen Compositionen ein Vergnügen zu machen, theils um auch diese graziöse Fach unter unsern Kunstbeilagen repräsentirt zu sehen, bieten wir heuteauf eine Musikbeilage, bestehend, daß sie sich einigen Beifalls erfreuen dürfte. Der Componisten beiseiten, Herr Lanz, ist Regenschori im Stifte zu Kremsmünster und erfreut sich bereits einer vortheilhaften musikalischen Rufes.

Telegraf der Redaction.

Herrn J. Feb. von P. Das bezüglichen Buch ist bis dato noch unversendet. Wird es Ihnen gut gemacht Fortsetzung.

Herrn L. v. M. in T—g. Ihre wöllenumen Beiträge sind und viel früher als Ihr Schreiben zugekommen; den Grund dieser unbegreiflichen Verzögerung kennen wir nicht. In Kurze soll den der Gnadenthron Abtrauch gemacht werden.

Herrn W. M. in K. Mit Vergnügen entsprechen wir Ihrer Bitte. Aber eingesendeten Gedichte lassen keinswegs Talent verkennen, nur muß ich leider noch Reimen und Lindern. Wenn wir von Ihnen uns verfolgenden Gedichten vor der Hand keines aufnehmen, so geschieht es, weil wir mit persönlichen Beziehungen des hohen naturbildenden Dichter sehen zu vermeiden sind, daß wenn Einsendungen der Censurung gemäß nur spät an die Reihe kommen können.

Herrn Dr. G. P. in F. Für den sehr schmeichelhaften Artikel in der F. J. sie uns ganz unerwartet kam, das verbindlichsten Dank. Aber das, was Sie Ihnen bezüglich der Zeitschrift „Austenbeig" anlangt geschrieben haben, wäre wohl eine Antwort sehr verwegen. Die Verwaltung des bewußten Werkes wird von uns bestegt werden.

Herrn Dr. P. in M. Genehmigt und die zurückgewünschten Manuscripte werden wohl ohne langes anstand sein Ihnen Antwort auf die freundlichen Fragen wird demnächst entgegensehen.

Redaction, Druck und Verlag von M. Auer. — Wien 1855.

Im Auslande zu beziehen nur durch Robert Hoffmann's Buchhandlung in Leipzig.

Digitized by Google

Kalvarienberg von Ischl.

Beilage zu M. Auer's „Faust"

Digitized by Google

Muster orientalischer Ornamentik.

Typografischer Farbendruck.

Verlags-Nr. 10. Kunst-Gewerbe-Schule Prometheus, Wien.

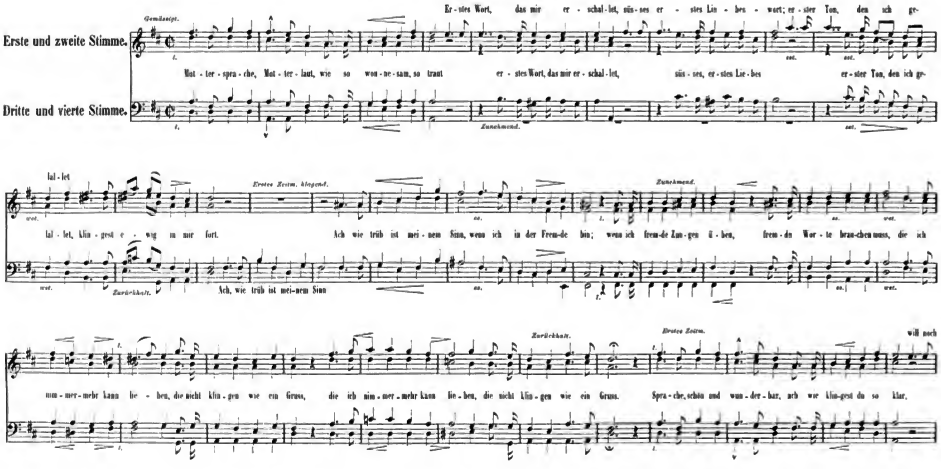
Digitized by Google

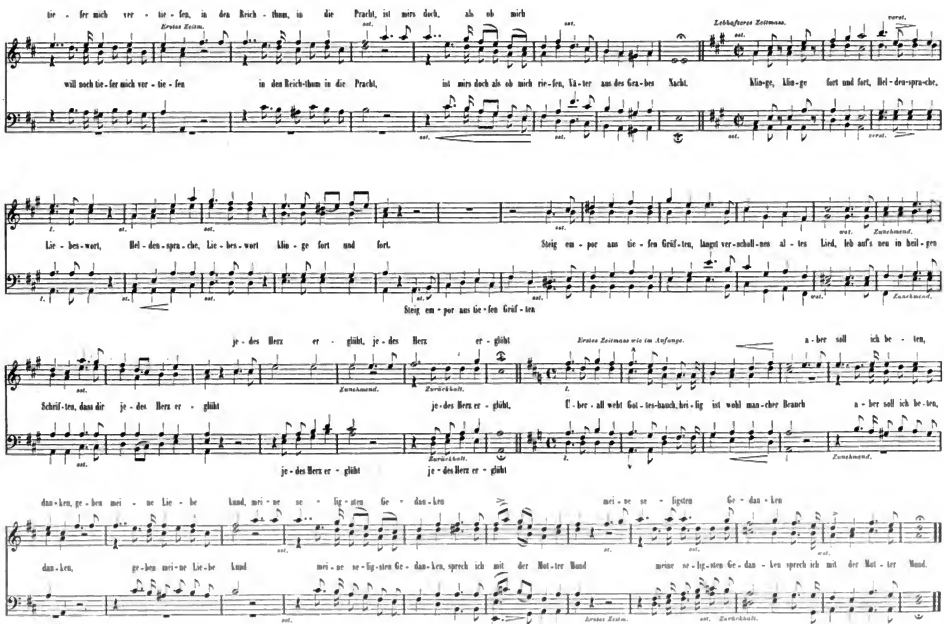
Digitized by Google

Beilage zu M. Auer's Zeitschrift „Faust.“

MUTTERSPRACHE.

Gedicht von **Max von Schenkendorf.** — Musik von **Engelbert Lanz.**





Digitized by Google

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift

für Kunst, Wissenschaft, Industrie und Unterhaltung,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Nummern von 24 Bogen Text und über 70 Kunstbeilagen.

Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- u. Auslandes an. Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. ö. W. Zustellungsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 30 kr. ö. W.

Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten. — Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichrichtig geliefert und billig berechnet. Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gedrungene Petitzeile beträgt 5 kr. ö. W.

Redaction: **Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 75.**

Verlagshandlung und Expedition: Stadt, Kärntnerstraße Nr. 1053.

Inhalt: Südslavische Bilder. — Race-Erinnerungen aus Afrika. (Fortsetzung.) — Drei Wochenblätter. (Fortsetzung.) — Vermischt. — Ein Gang durch das Belvedere. — Der Schutz. — Enthüllung des Planes der Kunstbauten. — Enthüllung der Pläne zur Votivkirche. — Mosaik. — Literatur. — Historische Lichtbilder. — Wochen-Chronik. — Erklärung der Kunstbeilagen. — Auflösung der wissenschaftlichen Aufgabe in Nr. 15. — Telegraf der Industrien. — Anzeige. — Berichtigung.

Artistische Beilagen. Genre aus dem Alpenleben. (Nach Bauermann, in Kupfer gestochen von A. Ermann.) — Preis des Gebirgsdorfes. (Eingeätzt von H. Bendert.) — Algier. (Naturselbstdruck.)

Nº. 16. **II. Jahrgang.** 1855.

Südslavische Bilder.

Von Dr. V. F. Klun.

III. Die Gottscheer.

In meinen südslavischen Bildern führe ich den Freunden des Germanenthums und insbesondere jenen der deutschen Sprachforschung ein deutsches Ländchen vor; ein Ländchen, das einzig in seiner Art eine für sich abgeschlossene Sprachinsel, umflutet von der sie rings umgebenden slavischen Bevölkerung des Herzogthums Krain, bildet, und vollkommen geeignet und würdig ist, die Aufmerksamkeit seiner Stammverwandten auf sich zu lenken. Dieses Ländchen bewahrt Eigenthümlichkeiten und so viele Vorzüge des Stammes, dem es angehört, daß Jahrhunderte an demselben nur sehr wenig zu ändern vermochte haben. Es ist dieses das „Herzogthum Gottschee," das insbesondere für den deutschen Sprachforscher beachtenswerth sein dürfte.

Schon der Name „Gottscheer" hat mehrfältige etimologische Erklärungen hervorgerufen, und die Herleitung des Namens von Gothi-Savii, Goth-Savier, Gotschewer, Gotscheer — schien um so mehr Manches für sich zu haben, als nach Schönleben die Ostgothen auch an der Save ihren Sitz gehabt, und sich bis nach Siburnien und Istrien ausgedehnt hatten; ferner deutet der Name Gotnavas (Gothendorf), ein Dorf bei Neustadtl in Unterkrain — wo einer alten Sage zufolge der Gothenkönig Theodorich Lager gehalten haben soll — ebenfalls auf die obige Ableitung hin. Dieser Annahme, welche übrigens historisch kaum zu beweisen wäre, widerspricht die Thatsache, daß Thomas Chrön, der nachherige Fürstbischof von Laibach, im Archive zu Bischofslack eine Urkunde gelesen und eigenhändig copirt hat, worin ausdrücklich gesagt wird, daß Kaiser Carl IV. dem Grafen von Ortenburg, welcher diesen Landstrich vom Patriarchen von Aquileja im Jahre 1247 zu Lehen erhalten hatte, 300 Mann mit Weibern und Kindern, theils Franken, theils Thüringer, die wegen eines Aufstandes des Landes verwiesen wurden, als dienstbare Knechte überlassen hatte, welche nachher die waldigen Gegenden von Gottschee urbar gemacht und wo sie dann eingepfarrt wurden. Eine weitere Annahme ist jene, welche den Namen von „Gottes-See" ableitet, und sich hierbei auf die örtliche Lage und Beschaffenheit, der zufolge hier ganz wohl ehemals ein See gewesen sein konnte, so wie auf die altdeutsche Mythologie stützt; allein die eben erwähnte Urkunde bezüglich der Einwanderung widerstreitet auch dieser Annahme schon in Bezug auf die Zeitperiode.

Doch dem sei wie ihm wolle, gewiß ist es, daß die Gottscheer deutscher Abkunft sind, daß sie sich in ihren Traditionen selbst für eingewanderte Franken halten und sich seit undenklichen Zeiten von den um sie herum wohnenden Slovenen in Sprache, Kleidertracht und Sitte unterscheiden. Ihre Sprache ist ein vocalisches, grobes Deutsch, ohne Beimengung slavischer Wörter; doch ist es den Deutschen vielfach unverständlich, was zweifelsohne in der rasch vorgeschrittenen Ausbildung der deutschen Sprache seinen Grund hat, während welcher die von ihren Sprachverwandten abgeschnittenen Gottscheer ihre alte Mundart ziemlich unverfälscht beibehalten haben. Bemerkenswerth ist dabei die Aussprache einzelner Vocale, die vielen al im Auslaut, einzelne dem Mittelhochdeutschen entsprechende Endungen, so wie überhaupt viele Ausdrücke dieses Idioms sehr bezeichnend sind *).

Ihre Aussprache klingt übrigens unangenehm und hat einen eigenthümlichen Accent, an welchem man den Gottscheer sogleich erkennt, wenn er auch eine andere Sprache spricht. Zudem reden sie gewöhnlich sehr schnell, was die Beobachtung selbst beim aufmerksamsten Zuhörer erschwert.

*) Ausführlicher habe ich über diesen Dialect mich ausgesprochen im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, des germanischen Museums" 1854, Nr. 3; und in Dr. Frommann's: „Die deutschen Mundarten," Nürnberg 1855, worin Gottscheer-Dichtungen nebst sprachlichen Erläuterungen veröffentlicht werden. Der Verf.

Digitized by Google

Da es in diesen ethnografischen Skizzen nicht meine Aufgabe sein kann, gründliche und ausführliche filologische Reflexionen anzustellen, so möge dieser Fingerzeig als ein Wink für die Freunde deutscher Spracheforschung gelten, indem sich hier ein noch gar nicht bebautes Feld für ihren Fleiß und den Scharfsinn zum Vortheile deutscher Sprachkunde öffnet.

So wie die Sprache fast unverfälscht verblieb, eben so wurde die Kleidertracht von dem Wechsel der Mode wenig berührt, und sie erinnert in so Manchem an die altdeutsche Abkunft. Noch bei Beginne dieses Jahrhunderts fand man nicht selten die bebarmte Halskrause, und im vorigen kamen Wollhärte häufig vor. Grobe Leinwand und weißes Tuch liefern den Hauptstoff zur Bekleidung. Das weiße Kopftuch nach Art der slavischen Frauen um den Kopf gebunden, unter welchem die langen Haarzöpfe mit eingeflochtenen farbigen Bändern frei über den Rücken herabhängen; das lange Hemd, um den Hals einen breiten, in Falten gelegten Kragen, darüber einen Ueberrock und eine Schürze von einem Gürtel umschlossen, über welchen ein Rock aus weißem Tuche und ohne Aermel angezogen wird; Strümpfe und Schuhe ohne Schnallen, — dies bildet die einfache Bekleidung der Gottscheerinen. Die Männer tragen runde Filzhüte, der Hals und die Brust sind frei, das lange Hemd hat einen breiten, über dem Rocke liegenden Kragen; das Oberkleid ist von weißem Tuche, ebenfalls ohne Aermel, und wird häufig mit einem ledernen Gürtel zusammengehalten; von gleichem Tuche sind die weiten Beinkleider.

In Lebensart und Sitte sind die Gottscheer mehrfach ihren slavischen Nachbarn ähnlich, von denen sie mancherlei Gebräuche angenommen haben, obwohl sie die Vermischung durch Heiraten mit den nachbarlichen Slaven gerne vermeiden. Unter den Hochzeitgebräuchen wurde ehemals besonders der folgende hervorgehoben: Am Hochzeittage begab sich der Bräutigam an der Spitze eines zahlreichen Reiterzuges zu seiner Braut, die ihm einen Krug mit Wein vorsetzte. Nachdem er und sie diesen geleert hatten, wurde der Krug zerbrochen, worauf sich der Zug nach der Kirche oder nach der Wohnung des Bräutigams in Bewegung setzte. — Die Erziehung der Kinder, die Feld- und Hauswirthschaft ist dem Weibe überlassen, indessen der Mann bei seinem Hausirhandel für das Auskommen des Hauses sorgt. Wohl ein paar Tausend Gottscheer wandern als Hausirer in der weiten Welt herum, kehren im Spätherbste heim, um nach kurzem Aufenthalte dem beschwerlichen, aber liebgewordenen Geschäfte im Frühjahre wieder nachzugehen. Der Gottscheer lebt im Handel, er gewöhnt sich dazu von Jugend an, denn der Vater nimmt nicht selten seinen Jungen in die entfernesten Länder mit, und so entsteht aus der Gewohnheit eine Neigung zum Handelsgeschäfte, die durch das Bedürfniß wegen des unfruchtbaren Bodens veranlaßt und durch glückliches Gedeihen anlockender gemacht wird. Ihre Manufakturen, die meistens in Holzgeräthschaften bestehen, geben ihnen nicht weniger Stoff dazu als manche Erzwaaren und Südfrüchte, die sie aus Fiume holen, und dann in's Ausland tragen. Man kann mindestens 60—80,000 fl. CM. im Durchschnitte annehmen, die jährlich durch den Handelsbetrieb nach Gottschee kommen. Ihrem Charakter nach sind sie gutmüthige, aufrichtige, treue und mäßige Leute, fern von Trug und List, auch verräth die Jugend mitunter große geistige Begabung.

Einen besondern Gegenstand des Handels bietet der aschgraue Balg des Billich (Myoxus glis des Linné), eines kleinen, dem Eichhörnchen ähnlichen Thieres, welches in den Buchenwaldungen lebend, und vorzüglich von Buchenkern sich nährend, hier im Herbste in großer Menge gefangen wird. Da dieses Thierchen eine Eigenthümlichkeit dieses Landstriches genannt werden kann, so will ich dabei etwas länger verweilen. Im Herbste erneuert der Billich seinen Pelz, ist dabei, seinem Wesen gang entgegengesetzt, sehr träge, und wird in diesem Zustande leichter gefangen. Der Fang geschieht auf verschiedene Weise *). Eine derselben besteht darin, daß man in dem hohlen Stamm der Bäume, in welchen sich diese Thiere über Tag aufhalten, einen langen Stab anbringt. Ein klägllicher Ton des Schreckens — dem, dem, — verräth die Anwesenheit der Billiche. Man nöthiget sie nun durch wiederholte Stöße mit dem Stocke herauszukommen und fängt sie lebend; doch darf man sich hierbei nicht der bloßen Hände bedienen, da der Biß des Thierchens tief geht und starke Schmerzen verursacht. Eine zweite Weise ist folgende: Man bedient sich eines Sackes aus einem zähen Birkenfelle, den man mit einer Sehne über einen Stab spannt, an welchem eine Lockspeise angebracht wird. Wenn das Thier am Köder zu nagen anfängt, so reißt die Schnur los, der Bogen schlägt sich an den Hals des Thieres und fällt es gefangen zurück. Hat man in einer Nacht gegen dreißig solcher Fallstricke aufgehängt, so macht man dabei, um die gefangenen Thiere wegzunehmen, welche sonst Marder und Nachteulen wegfressen würden. Außer diesen zweien sind noch andere Arten beim Fange im Gebrauche. — Die Billiche sind überdies äußerst furchtsam und entfliehen beim mindesten Geräusche. So verschreckt sie selbst das Gekrächze der Nachtvögel, und daher rührte der vormalige Aberglaube, daß die Billiche beständig von Kobolden verfolgt werden. Valvasor nahm diese Meinung gleichfalls an und lieferte, um die Sache deutlicher darzustellen, einen Kupferstich, auf welchem ein gräßlicher Teufel mit einer Peitsche die fliehenden Thierchen vor sich hertreibt. Dabei erzählt er, daß ihm zwei Bauern, die diesen nächtlichen Hirten *selbst gesehen* (!), denselben beschrieben haben, und fügt bei: „Wiel fürnehme Personen im Lande haben's nicht wollen glauben, bis die Selbst-Erfahrung ihnen allen Zweifel benommen;" überhaupt gibt sich Valvasor viel Mühe, dieses zu beweisen! — Endlich führt er auch an, daß man die alten Billiche fast immer an dem einen Ohre verletzt antreffe, und meint, „solches Zeichen mache ihnen ihr ungefegneter Hirt." Doch rühret dieses „Zeichen" wohl einzig nur von der großen Bissigkeit der Billiche her. Ueberhaupt lieferten diese Thierchen einen reichhaltigen Stoff zu Fabeln und Märchen.

Zum Schlusse noch einige topografische und historische Bemerkungen: Das Gebiet dieses Herzogthums umfaßt beiläufig 14½ □ Meilen, und hat seine andere Stadt, als Gottschee, welche Leopold I. dem Grafen Wolf Engelbrecht von Auersperg geschenkt hatte; auch gibt es in diesem Herzogthume keinen andern adeligen Landsitz und kein anderes Gut; alle Insassen sind ihrem Herzoge urbar schuldig und unterthänig. Das Gebiet des heutigen Herzogthums Gottschee gehörte ehemals den Patriarchen von Aquileja, welche ausgedehnte Besitzungen in Krain besaßen. Patriarch Berthold gab es dem Friedrich von Ortenburg, der zu Ortenek residirte, im Jahre 1247 zu Lehen. Nach dem Ableben der Ortenburger kam Gottschee im Jahre 1420 an die Grafen von Cilli. Friedrich, Graf von Cilli, der mit seinem Vater Hermann in Hader lebte, baute sich nahe bei der Stadt Gottschee das Schloß Friedrichstein, welches jedoch gegen Ende des 18. Jahrhunderts niedergerissen wurde. Die Cillier starben aus, und das Erzhaus Oesterreich kam in den Besitz ihrer Güter. In diesem Zeitraume war es, daß Gottschee ein Pfandschillings-Gut und die Stadt landesfürstlich ward. — Georg Graf von Thurn, der in einem Auflauf der Bauern im Jahre 1515 sein Leben verlor, hatte es nur pfandweise genossen; dann wurde es als ein Kammergut verwaltet, bis es im Jahre 1547 Franz Ursini, Graf von Blagay, pfandweise von der Hofkammer an sich brachte. Von seinen Nachkommen verkaufte es Niclas V., Ursini, Graf von Blagay, dem Freiherrn Johann Jacob von Khisl zu Kaltenbrunn im Jahre 1619, der auch Reifniz und Pölland besaß, und im Jahre 1623 in den Grafenstand erhoben wurde. Seit dieser Zeit kam Gottschee als Grafschaft vor.

Diese Grafschaft ist kraft des Kaufbriefes vom 9. Juli 1641 von Bartholomäus Grafen von Khisl dem Grafen Wolf Engelbert von Auersperg verkauft worden, welcher unverehelicht starb, und seinen Bruder Johann Weikhard von Auersperg in seinem Testamente zum Erben aller seiner Besitzungen einsetzte. Der Letztgenannte wurde am 17. September 1653 in den Reichsfürstenstand erhoben, und Gottschee sammt seinen angerbten Besitzungen zu einem Fideicommisse gemacht, welches nunmehr unverrückbar bis in die Gegenwart bei diesem fürstlichen Hause verblieb.

*) Siehe auch Illirien und Dalmatien von Breton, übersetzt von Pannonius, Pesth 1846, sowie Valvasor und Hoff.

Digitized by Google

Reise-Erinnerungen aus Afrika.

Aus dem Tagebuche von Gustav Adolf Vetter.

(Fortsetzung.)

Vom Städchen Bubjareah, auf dem Berge gleichen Namens, überblickt man einen Raum von 600 Quadrat-Meilen; hier ist ein Telegraf errichtet. Man kann kaum einen imposanteren Ueberblick finden. — Das Colonisten-Dorf Dely Ibrahim auf dem Wege nach Blidah besteht größtentheils aus Schweizern und Rheinländern. — Die herrlichen Anlagen mit Orangerien am Meeresstrande des Mauren Sidi-Mustafa-Pascha in Mustafa Pascha, geschmückt mit den fantastereichsten Kiosques und balsamisch duftenden Blumen aller Gattungen, realisirten in mir alle Reverien und Bilder der in meiner Jugend mit Begierde gelesenen „Tausend und eine Nacht.“ — Nahe dabei ist eine kleine Moschee, wo man eines der Gräber des Marabout: Sidi-Mahomed-Ben-Abder-Rahmann Boukebrine zeigt.

Dieser Marabout hatte den Beinamen: El soula Koppa, der Heilige mit zwei Köpfen, welche sonderbare Gunst ihm nach seinem Tode vom Mahomed verliehen wurde, weil die Einwohner vom Tell und die von Algier sich um den Leichnam stritten; die andere Moschee mit dem zweiten Grabe sah ich bei Blidah auf dem kleinen Atlas, unter herrlichen Olivenbäumen mitten im Walde. Ein wenig weiter von dem besprochenen Grabe des Heiligen am Meeresstrande ist jene berühmte Pflanzschule, der Jardin d' essai. Der Garten wird mit Sorgfalt unterhalten, die große Anzahl Bosquets und Anlagen der seltensten Blumen bieten Zone, welche hier zusammengetragen sind, gewähren einen originellen Anblick. Man sieht hier, wie leicht das Zuckerrohr, Indigo, der Kaffee- und Theebaum sogar in der Nähe des Strandes zu cultiviren sind, und es kommt nur auf den Unternehmungsgeist der Colonien an, deren Bevölkung durch Cultivirung zu erzwecken. Der erste Gärtner, an den ich adressirt war, ist ein Münchner; er freute sich, wieder einmal mit einem Deutschen seinen Garten durchwandern zu können. Mit wahrem Vergnügen suchte er mir alles Sehenswerthe zu erklären, während dessen Familie bei unserer Rückkunft auch ein Gedeck für mich am Mittagstische richtete. — Ohne sie zu kränken, konnte ich nicht essen — ein vortreffliches Gericht von gefrorenen Datteln war mir neu. Hier ist eine gewöhnliche Abend-Promenade der Algierer: ein Café maure liegt ris-à-vis des Einganges an der Straße, bei einem sehr wasserreichen Bassin, umschattet von vier Platanen, welche eine riesige Größe, Ausbreitung und Höhe haben; hier serwirt man einen vortrefflichen Moka à la mauresque. Zufällig traf ich keinen Retour-Omnibus, doch mein getreuer Schirm, den ich immer bei mir trug, schützte mich gegen die heißen Strahlen. Der Weg gegen die Stadt führte mich an einem römischen Aquädnct vorüber, der von den Mauren zum Gebrauche gut erhalten wird, vor welchem die Arcaden in doppelten Reihen hoch übereinander gespannt sind. Hier wurde der letzte Angriff Carl's V. am 26. October 1541 vereitelt, welcher den 120 edlen Maithesren bis zum Thore Bab-Azoun zu Hilfe eilte.

Der Gesichtstypus der afrikanischen Jüdinen, ihre hohen gewölbten Brauen, die großen schwarzen Augen, die blendend weißen Zähne, der regelmäßig schöne Bau fesselu das Auge der Europäer. Sie haben einen etwas dunkleren Teint als die Mauresken, und ihr Blut ist noch heißer. Fast Allen wohnt ein mehr oder minder entwickeltes Talent für das Theatralische inne, und sie sind Meisterinnen in der Verstellungskunst. Der Bau der Judenhäuser in Algerien unterscheidet sich von außen nur durch die Größe der Thüre und die schönere Ausschmückung. Die Mitte des Hauses bildet ein viereckiger, von einer Galerie umgebener Hof; diese Galerie ist von zierlich gearbeiteten Marmorsäulen getragen, und das Dach davon ebenfalls von solchen Säulen gestützt. Die Familien bewohnen die auf diese Galerie auslaufenden 4 Wohnzimmer, welche ihr Licht durch diese Thüren erhalten; von außen sind keine Fenster. Häufig sieht man in der Mitte des Hofes noch einen Springbrunnen, dessen Strahl durch ein prächtig gearbeitetes Marmorbecken aufgefangen wird. Um den Springbrunnen, oder in einer Ecke des Hofes, sind die Familien bei einem ärdenen Kohlenbecken, das den Kaffee wärmt, gelagert; die Männer rauchend, die Frauen bei der Haubarbeit. Hier erblickt man ein eigenthümliches reizendes Bild; man glaubt eine Scene aus dem alttestamentarischen Familienleben vor sich. Abends erheitern die Töne der kleinen, sehr verstimmten Flöten und der Derbuka den geselligen Kreis. Die Thüren sind mit Teppichen verhängt, welche die Kabylen so geschickt zu verfertigen wissen. Die Jüdinen haben im Hause fast dieselben Kleidungen, wie die Mauresquen: bloße Füße bis zu den Knien, statt der Schuhe Holzsandalen, die durch Kreuzbänder gehalten sind, faltenreiche Kniehosen vom schwarzen Seidenzeuge, eine seidene Jacke, offene Aermel mit Goldschnüren; ein rothgestammtenes gesticktes, mit Goldschnüren verbrämtes Käppchen in schiefer Richtung auf dem Hinterkopfe befestigt, vollendet den malerischen Anzug. Auf der Promenade tragen sie ein enganschließendes, langes Seidengewand; durchsichtige weiße Aermel bedecken die Arme, welche, so wie die Füße, mit Spangen gejiert sind.

Die dritte Classe der Bewohnerinnen sind die Negerinen; sie beschäftigen sich mit Brot- und Mehlverkauf; größtentheils verrichten sie Dienste bei den Mauresquen. Ihre beschränkte Kleidung besteht in Kniehosen, die Waden frei, rothen Schuhen, den Oberleib nur wenig von kleinen offenen Jacken ohne Aermel bedeckt. In diesem Costume sitzen sie vor ihren Häusern, mit den Negern die zierlichsten Körbe flechtend. Wenn sie ausgehen, hüllen sie den ganzen Körper, vom Kopf bis zu den Füßen, in einen blau, weiß und gelb gestreiften Shawl. Solche gestreifte Gestalten mit den starren, grinsenden Visagen haben nicht viel Anziehendes. Doch habe ich in der Rue Bab-el-Sidi Negerinen gesehen, deren Gesichter nichts weniger als häßlich zu nennen sind; in diesem Quartier sind die bemittelten Negerfamilien. Die Mulattinnen stehen ganz isolirt da, ihre Tracht ist die der Negerinen; man nennt sie Kouloughlis. Sie stammen von Türken und Negerinen ab, lieben berauschende Getränke, sprechen ganz geläufig französisch, und richten ihre Wohnungen so wie die bemittelten Neger nach morgenländischer Weise ein.

Ich trat nun meine Reise in das Innere von Afrika an; zu dem Zwecke nahm ich mir einen Platz im Eilwagen nach Blidah. Wir passirten die Ebene von Mendjda. Diese besteht aus steinigem Boden, wo nichts anderes wächst, als die arabische Cactus-Feige, welche ihre langen Arme weit ausbreitet, dann Burbäume und der laurier rose, die herrlichsten blühenden Oleanderbäume von besonderer Höhe und Stärke. Durch diesen duftenden Blütenwald führt die Poststraße durch einige Stunden bis nach Blidah, am Fuße des kleinen Atlas, längs der Flusses L' ouet-Kebir (reißender Bach); hier wählte ich meinen ersten Aufenthalt, um die herrliche pittoreske Landschaft zu genießen, und bestieg einen Theil des Berges, auf Anrathen des Consuls, bis zu dem berühmten zweiten Grabe des Marabout-Sidi-Abdel Rahmann, welches in Gestalt einer Moschee im Walde unter großen Olivenbäumen steht. Unwillkürlich fiel mir der geistreiche Schmank von Jrinp's Kopf bei, der in duplo existirt. Hier gibt es immer Wallfahrer genug, besonders Beduinen, die nicht weit davon im Thale die Heerden hüten, und fast täglich hier ihr Morgengebet verrichten. — Von hier aus sieht man in der Ferne auf einem Hügel die Gräber der alten Könige von Numidien; die Araber nennen diese Ruine Kobour-Roumia (das Grab der Christen), weil sie vorgeben, daß die Tochter des spanischen Grafen Julien hier begraben sei, welcher die Araber nach Spanien führte.

Blidah ist mit hohen Mauern umgeben, worin 5 Stadtthore sind; die Stadt besteht sowohl aus miserablen Ruinen von afrikanischen Häusern, als auch aus großen, schönen, französischen Häusern im neuesten Geschmack; sie liegt am Fuße der kleinen Atlas-Kette am Flusse L'ouet Kebir. Am Eingange eines jeden Thores ist ein kleiner Platz. Die schönsten Straßen sind: Bab-el-Sebt, Bab-el-Rabah, Abdallah te. — Der originellste Platz ist der arabische Markt mit Arcaden und Bazars, und mit Wohnungen von allen Gestalten. Außer der Stadt, am Rande eines hohen Oliven-Waldes, ist alle Woche arabischer Markt, an welchem Tage die Araber ihre Erzeugnisse zu Markte tragen. Das hiesige kleine Museum enthält einige sehenswerthe Antiquitäten. Eine Druckerei liefert periodische Schriften, und dreimal die Woche eine Zeitung. Die Freimaurer-Loge hat den Titel: Les frères de l'Atlas. Blidah wird mit einem Korbe voll der herrlichsten Blumen verglichen. Der Schriftsteller und General Hamed Joussouf aus Millianah beschreibt: On t' a appelé une petite ville, moi je l'appelerai une petite rose. Mein Mittagmahl nahm ich bei einem polnischen Emigranten ein, der ein Gasthaus dort etablirte. Nachmittag setzte ich meine Reise im Eilwagen gegen Medeah fort über die Gebirge von Mouzaia. Es sind hier die römischen, in Felsen gehauenen Straßen, welche noch vor Kurzem nur für ein Kameel breit genug waren, nun aber durch die Unternehmungsgabe der Franzosen mit ungeheurer Mühe so breit wurden, daß sich an gewissen Stationsstellen die Eilwägen ausweichen können. Die Straße wird der Sicher-

Digitized by Google

heit wegen nur bei Tage befahren; sie existirt erst 5 Jahre. Nun kam ich in eine Gegend, die man ihrer Großartigkeit wegen die arabische Schweiz nennen kann. Die Straße führt über hohe Berge hinweg, immer an Felsenwänden, wo tief im Abgrunde die Chiffa, ein schäumender Waldfluß, brauset. Wahrhaft schauerlich ist die Gegend, und wird im Wagen noch schauerlicher, mit welchem 6 oder 8 kleine arabische Pferde davonjagen auf der linken und rechts sich fortschlängelnden und Schwindel erregenden Straße. Vor 6 Jahren konnte hier noch kein Europäer wandern; auf dem oberen Theil der Berge wohnen noch immer Kabylen, denen zu begegnen äußerst gefährlich ist. Conducteur, Kutscher und auch einige Reisende sind immer bewaffnet, um sich gegen einen allfälligen Anfall zu vertheidigen, was aber seit 3 Jahren nur einige Male geschah.

Nun kamen wir auf dem Berge Hefska (1120 Fuß hoch) an, welcher von Rador bedeckt ist, das ist eine kalkartige Erdmasse, vermischt mit Alaun und Magnesia. Hier wächst lediglich nur der Schaftinsenbaum (dagueanadier) und die blaue Steinbistel (chaussse-trappe); weiter kommen Gebirge, die üppig bewachsen sind mit Thuja, Lorbeeren, Cipressen und mit ganzen Wäldern von Kork-Eichen, Mandeln, Orangen- und Feigenbäumen; noch weiter hin gegen Medeah sieht man ganze Strecken Mastix- und Johannisbrot-Bäume, Tausende von Aloen, deren Blüten und Fruchtsamen an 20 bis 30 Fuß hohem, dicken Stamme hängen. Am Wege begegneten wir einem kleinen Zuge Nomaden, Weiber und Kinder auf Kamelen und Maulthieren sitzend, welche eben still hielten; auch unser Wagen mußte stille halten, denn ein Kamel lag mit kläglichen Geberden am Boden und war so eben im Begriffe, den Mühen des feuerheißen Lebens zu entsagen. Wir stiegen aus dem Wagen, denn die Araber wollten das treue Thier ruhig sterben sehen. Der Eigenthümer rieb die Stirne des Thieres mit Kräutern, während das Weib und zwei Mädchen bemüht waren, die schwere Ladung vom Rücken zu entfernen; treuherzig und wehmüthig sah es in die weinenden Augen des Arabers, sieng den Kopf zur Erde sinken und verschied. Sie sprachen kein Wort, nur die Thränen rollten über die braunen Wangen. Nun zogen sie es bei den Füßen so nahe an die Felsenwand, daß wir weiter fahren konnten. Auch in unserm Wagen war es einige Zeit ganz stille. Der Nachbar zu meiner linken Seite, der alle 14 Tage eine Geschäftsreise von Algier nach Mitlianah macht, versicherte, daß in kurzer Zeit nur mehr das Gerippe des Thieres zu finden sein wird; natürlich, es wurde das Fell, was die Nomaden zu den Dächern der Wohnungen brauchen, sorgfältig abgezogen. Beim Rückwege fand ich an derselben Stelle das ganz fein abgenagte vollständige Gerippe; aber auch noch ein paar andere kleinere Gerippe dabei, wahrscheinlich von im Kampfe um den Braten erlegenen Schakals oder Hyänen.

Die Bergschlucht an der linken Seite wurde nun immer enger und enger. Das Gebirge vis-à-vis, was durch die Chiffa von dem Berge getrennt ist, worauf wir fuhren, näherte sich immer mehr und mehr, bis es und ganz nahe war.

Ein paar lustige Reise-Collegen, welche fast immer sangen und lachten, riefen nun dem Conducteur zu, er möchte halten, denn es sollte sich unsern Augen ein seltenes und höchst komisches Schauspiel darbieten. Wir stiegen alle aus dem Wagen, bis auf zwei alte Araber, deren ernste Miene sich nie veränderte, und stellten uns an den schwindelnden Abgrund. Die Schlucht, wo wir hinabfahren in das feilige Flußbett der Chiffa, mochte kaum 30 Schritte breit sein; das bekannte Affengebirge war uns nun etwa 60 Schritte vis-à-vis. Ganze Schwärme von kleinen Affen, angefüllet von 3 oder 4 großen, kletzern über die Felsenwände, und tummeln sich gewöhnlich so lange herum, bis ein Paar in die Schlucht stürzen, welche dann die Beute der lauernden Hyänen und Schakals werden, die wir deutlich auf den Felsenblöcken im Flusse herumspähen sahen. Einer meiner Gefährten feuerte seine Flinte ab, um das Gewimmel possirlicher zu machen. Gleich darauf flohen die wilden Thiere in ihre Löcher und die Affen kamen in eine derartige Confusion, daß ihre Gesellschaft den Verlust einiger thrneren Häupter zu betrauern hatte, denn wenigstens 10 oder 12 winzige Kerls kugelten übereinander und stürzten hinab. — Diese Gegend ist wirklich im höchsten Grade pittoresk; Schade, daß diese herrlichen Ansichten so selten oder vielleicht gar nicht gezeichnet werden!

(Fortsetzung folgt.)

Drei Weihnachten.

Nach dem Leben einer Künstlerin.

Novelle von Alexander Patuzzi.

(Fortsetzung.)

„Laß sein, Alter, Dir soll die Freude nicht verkümmert werden."

„In einer Stunde wird gefungen, und der Mensch wird von 10 Stunden nicht wach, und kann dann erst noch nicht singen."

„Du brauchst einen Doktoren, gut, das sollst ihn haben, wenn Dir der erste Baßist vom Hoftheater nicht zu schlecht ist."

„Aber mein Gott, die Musik ist so schwer."

„Ohne Sorge, ich singe sie Dir vom Blatte."

„Mich trifft der Schlag vor Freude."

„Er hat Dich nicht im Schmerz getroffen, er wird Dich auch nicht vor Freude treffen. Mein Kleiner wird die Primgeige übernehmen, und daß Du kein Tenoristo, so muß der Zwifello dort als Oberist auftreten, und wenn er Die Deine Musik mit seinem Uffenkeimskram verdirbt, für den er sonst applaudirt wird, so stopfe ich ihm mit meinem Notenpfete das Maul."

Der Schullehrer wollte durchaus seinem Retter aus der Noth die Hand küssen, was dieser natürlich nicht zuließ.

Da rief die Glocke zum Dienst des Herrn.

Alles machte sich auf den Weg.

Der Schullehrer rief: „Kathi, wo steckst Du!"

Kathi schrie in der Ferne:

„Ich komm' schon, Herr Lehrer!"

Die Kirche von Germersdhausen war seine gewöhnliche Dorfkirche: eng, klein und geschmacklos, ein Kirchlein, dem man in seiner Weise eine andere Bedeutung beilegen kann, als den guten Willen des Erbauers, dem es aber an Talent und an Raum gebrach. Die Kirche, faß gegenüber dem Wirthshause, das wir kennen, war weit über die Wechselmühle des Marktflecken und der Umgegend; es war ein schöner mittelalterlicher Bau, dem man es sogleich ansah, daß er nicht nach dem Absrich gebaut wurde und dem größten Pfuscher zupaß, weil dieser die kleinste Forderung stellte. Die Wölbung, von schlanken Säulen getragen, erhob sich prächtig und zeigte in den Rippen des Gewölbes manche werthvolle Bildhauerarbeit. Das Gemälde am Hauptaltar war ein Meisterwerk. Die Orgel besaß noch immer einen vollen reinen Ton, obschon sie in den letzteren Jahren vernachlässigt worden.

In diese Kirche begab sich nun die ganze Gemeinde, nachdem von allen Richtungen die Weiber mit den Kindern und kleinen Laternen gekommen waren, um die Männer abzuholen. Sie selbst hatten sich von den Klängen der drei Glocken rufen lassen.

Um ja keine Zeit nutzlos zu verlieren, tranken sie noch gemächlich den Rest ihrer Gläser aus, verpaßten auch den letzten Stich beim Kartenspiel nicht, aßen noch ein Stück Kuchen oder Brot, und erst nachdem eine Minute lang der letzte Glockenschlag verklungen war, machten sie sich auf den Weg, wohl wissend, daß der alte Pfarrer vor den Widmissen seiner Vorfahren in der Sakristei geduldig warte, bis der Schullehrer ihm gesagt, daß keines der Schäflein mehr fehle.

Eines fehlte zwar, und das war der unglaubfeilige Baßist.

Allein das kümmerte jetzt den schulmeisterlichen Egoisten wenig; hatte er doch einen glänzenden Ersatz gefunden und überdies einen Geiger und Tenor, für welches Kleeblatt er der heiligen Cäcilia tausend und tausendmal danke.

Der Priester trat an den Altar, der Gottesdienst begann.

Die Musik, welche der gute Schulmeister geschrieben, war so, wie sie eben nur ein Schulmeister im Schweiße seines Angesichtes anfertigen kann: pedantisch, am Herkömmlichen haftend, einfach und sehr bescheidene Anforderungen an Sänger und Musiker stellend.

Die Messe begann nach kurzer Einleitung mit einem fugirten Chor, dem ein Duett, Sopran und Tenor, folgte. Zwifello sang seine paar Tacte etwas geziert und mit so gespitzten Lippen, als wollte er jeden Ton zum Abschiede küssen, bevor er ihn herausfende in die Welt, das Lob seines Herrn zu verkünden.

Nun fiel der Sopran ein.

Dem Tenor sist beinahe das Notenbett aus den Händen. Lassnig riß eine vierschrötige Altstim an den Rockfalten zur Seite, daß sie beinahe laut aufschrie vor Schreck, und der Bucklige sprang von seinem Stuhle und lief gegend herbei, um die Sängerin zu sehen.

Da stand die Kathi, die vor Kurzem noch zu oberst auf dem Kachelofen gethront, ihre Toilette war ziemlich dieselbe geblieben, nur war sie jetzt durch ein paar blaue Strümpfe vervollständiget; ihre groben, rothgefrorenen Hände hielten die Blätter, und die weit aufgerissenen Augen, die schwärzer waren, als die schlechte Tinte des Schullehrers, verschlangen beinahe die Notenköpfe.

So stand sie da und sah ziemlich lächerlich aus; aber hören mußte man sie.

Theilnahmlos wie ein Kind sang sie; was sollte sie auch mit dem unverständlichen Latein beginnen, aber ihre Stimme hatte eine Kraft und Reinheit, und eine Fülle von Wohlklang, daß die zwei Sänger und der Residenz sammt dem Kapellmeister außer sich geriethen vor Entzücken, obschon sie alle Primadonnen der Welt gehört.

Digitized by Google

Die Sängerin war ungeschult, roh, aber der Himmel hatte sein reichstes Füllhorn über sie ausgegossen, sie mit den seltensten Mitteln begabt. Mit Fleiß und einiger Ausdauer ließen sich da die glänzendsten Erfolge mit größter Sicherheit erwarten.

Das Orchester warf beinahe um, denn der tactrende Schullehrer gerieth in Verwirrung, als er die Aufregung bemerkte, in der sich seine Gäste befanden, und er schrieb sie der Schwierigkeit seiner Musik zu; von dem Schatze, der in seiner Nähe verborgen lag, hatte er keine Idee; die Kathi hatte eben ein gutes Gehör und eine gute Stimme, das war alles, was er von ihr zu sagen wußte.

Nachdem die drei Musiker sich von ihrem Erstaunen erholt hatten, gaben sie sich alle Mühe, so hab wiele von den Gemeindemitgliedern sich später gestanden, etwas Schöneres noch nie gehört zu haben. Als der Pfarrer den Segen gesprochen, als die letzte Note gesungen und das Nachspiel beendet war, lud Kolbert das ganze Chorpersonale ein, noch ein Glas Glühwein zu trinken. Ein Vorschlag, der mit bereitwilen Kraftsünden und unbedeutenden Höflichkeitsweigerungen angenommen wurde.

Kaum befand man sich in der Gaststube, als auch schon Zwifelio zu Bett verlangte, um seine Stimme zu schonen, von der, wie er wohl wußte, seine ganze Existenz abhing.

Man ließ ihn gehen, aber er beschloß zu bleiben.

Lasnigg ließ die Blicke über die Bauern und Bäuerinnen schweifen, denn auch die Sängerinnen waren in der Einladung mit eingetroffen, aber er sah seine Primadonna nicht.

Kolbert verstand seinen Collegen und zeigte mit dem Geigenbogen nach oben, und richtig saß die Kathi mit dem Wastl mit dauwelnden Beinen auf dem Ofen, diesmal aber mit geschlossenem Munde, doch hingen ihre Blicke an dem schwarzhärtigen Baßisten, dessen Stimme und Gesang sie mächtig ergriffen hatten. Sie konnte sich wohl eigentlich keine Rechenschaft von dem Eindrucke geben, den sie empfangen; sie war ganz Bewunderung, so etwas hatte sie noch nie gehört.

Neben ihr saß wieder ihr Gefährte, mit derselben unnachahmlichen Dorfgrazie, seine schwieligen Hände auf die Schultern des Mädchens legend, wie früher, und eben so unbefangen wie früher in das Treiben unter ihm schauend.

„Gib Deine Geige her, Kapellmeister, wir wollen spehen, was da d'ran ist, und Du da oben sing' einmal nach."

Lasnigg nahm das Instrument, gab einen Ton an, und sing Ton um Ton immer höher und war endlich überrascht von der Ausdauer, mit der ihm das Mädchen folgen konnte, und erstaunt über den Umfang der Stimme, die immer die gleiche Fülle, den gleichen Wohllaut des Tones beibehielt.

„Unsere Primadonna pfeift auf dem letzten Loche; fegne den Giel, Kleiner, der sich unseres Pferdes angenommen, hier blüht uns der glänzendste Erfolg. Nimm Dich ihrer ein paar Jahre lang an."

Der Kapellmeister fragte den Wirth nach den Eltern des Mädchens. Sie hatte keine — sie half nur den Leuten beim Nähen, auf dem Felde, in der Küche, im Stalle und schlief dann im Hause, wo sie eben den Tag über gearbeitet, großen Luxus mit ihrer Garderobe trieb sie auch nicht, und so brachte sie leicht ihr Leben durch. Ihr Gefährte hatte ein ähnliches Schicksal; ebenfalls verwaist, hatte er als Gänse- und dann als Ochsenjunge gedient, bis endlich vor ungefähr zwei Monaten der Schreiner des Marktes ihn in die Lehre nahm, weil er sich zu der Holzmüllerei und der Schnitzel des Jungen, etwas Ordentliches zu lernen, erfreute.

Wenn sie irgend einige Minuten Zeit frei hatten, so fanden sich die Waisen zusammen und hatten schon oft ihren heutigen Platz eingenommen.

„Komme herunter, Mädel, und sag', ob Du in die Stadt ziehen, schöne Kleider und ein gutes Leben haben willst?"

„Ich mag schon!"

„So packe zusammen, was Du hast und fahre mit uns."

„Und soll ich dort 'n Vieh besorgen?"

„Du sollst nur singen, der Kleine dort wird Dich unterrichten."

Kathi jauchzte vor Freude und machte einen Satz herunter vom Ofen, daß sie fast auf die Nase fiel, und schrie, bevor sie noch fest stand:

„Ich bin schon fertig, ich hab' nichts zum Einpacken."

„Zwifel, da kannst Du mich bei Deinen Modellinen anführen, die kostet mich meine ganze Kunstreise."

Zwifel-Zwifelio warf den Kopf zurück und zwinkerte mit den Augen, wie ein trinkender Sperling, und zuckte mit einer wegwerfenden Geimasse die Achseln, als dünkte ihm das Ganze ein Genießreich zu sein, der bereits die Grenzen erlaubter Narrheit überschritten.

Die Sache machte sich so einfach, daß kaum eine Minute vergangen war, von dem Vorschlage des Baßisten bis zur Annahme des Mädchens, und doch hatte man während derselben einige tiefe Seufzer, dann unterdrücktes peinigendes Schluchzen vernommen, und jetzt zerriß ein förmliches Geheul die muskalischen Ohren der resteenlichen Operisten.

Die gesälichen Töne kamen von oben.

Alle Blicke flogen gegen die Decke.

Im Schooße von schweren Tabakwolken theonte der allein gebliebene Schreinerjunge und wie er sah, daß seine Freundin so gewaltigen Verfuchungen von schönen Kleidern und gutem Leben ausgesetzt wurde, wie er ihr Schwanken bemerkte, und ihre Bereitwilligkeit, der Verfuchung nachzugeben, da griff ein noch ungekannter Schmerz in seine Seele und preßte sein ganzes Herz zusammen. Er verfuchte, ihn hinab zu würgen, seine Thränen männlich zu unterdrücken, aber wie ein gehämmter Strom um so wilder tobt, je mehr Mühe es ihm gekostet, seine Dämme zu durchbrechen, um so lärmender wurde der Ausbruch seines Schluchzens, um so rascher flossen seine Thränen die Wangen herab.

„Aber Wastl, was heulst Du denn?"

Wastl schien in Thränen ersticken zu wollen, doch konnte er nicht antworten, er dachte fast zu ersticken.

„Ich plärr', weil die Kathi geht."

Es hatte lange gedauert, bis er diese Antwort gefunden.

„Kann der Wastl nicht mit in d'Stadt?"

„Das geht nicht, lieber Kind, wenn Du eine große Sängerin und eine vornehme Dame werden willst."

„Troß' Dich, Wastl, ich komm' dann wieder."

Man sieht, die Kathi war resolut entschlossen, und dennoch konnte sie die wenigen Stunden bis zum Morgen nicht schlafen, denn immer sah und hörte sie den schluchzenden Gefährten, den sie immer so lieb gehabt. In mancher Minute schien es ihr, als sollte der Abschied recht schwer werden, aber dann kam wieder der Gedanke an die Pracht und alle die Herrlichkeiten, welche man ihr versprochen, und freudige Hoffnung war das überwiegendste ihrer Gefühle, bis endlich ihre Schlafgenossin, die Küchenmagd, ihr einen tüchtigen Stoß versetzte, um sie zur Ruhe zu ermahnen.

Sie stieg mit ihren Gefährten in den Postschlitten und mit lustigem Schellengeklingel ging es hinaus in das Leben, in die Welt, von der das Mädchen bis jetzt nur ihren Marktflecken gesehen.

An der Ecke, eine halbe Stunde weit, saß Wastl weinend und grüßte mit lautem Zurufe.

Da fing Käthchen an zu weinen.

Zwifel-Zwifelio lachte, Lasnigg aber sah auf Kolbert und dieser sprach mit einem leichten Seufzer:

„Es ist vielleicht besser, Du wirst sie jetzt noch auf dem Wagen und in die Arme des Burschen."

„Käthe, willst Du nicht lieber bleiben?"

„Nein, ich komm' mit."

„Also vorwärts, und mag's kommen, wie es will.

II.

Das Jahr eilt seinem Ende entgegen, aber als sollten alle Herzen in dankbarer Freude seiner gedenken, so fallen in die Winterkälte seines Schlusses die freudenhellen, herrlichen Weihnachtsfeiertage. Die Hände fireren, aber die Herzen werden warm; die Tage sind kurz, aber die Nächte sind lang, in denen bei einsamer Lampe treue Liebe, Sehnsucht im Herzen sitzt, und mit emsiger Hand an einer Gabe arbeitet, an welcher der Geber sich eben so erfreut, wie der Empfänger.

Von dem kleinen Gemache, dicht neben der Werkstatt, wo der arme Handwerker seine Familie enge beherbergt, bis hinauf in die schiefwinkelige Dachkahe, wo eine Witwe mit ihren Kindern friert und darbt, sind die Fenster bell beleuchtet und die freslgen Winterblumen an den Scheiben thauen auf von der Wärme, welche die farbigen Kerzchen an den Christbäumen ausströmen. Die grünen Zweige sind reich behangen mit süßem Backwerk und kleinen Geschenken, dem Bedürfnisse wie der Freude gleich dienend.

Auf dem Hauptplatze der Residenz schienen die zahlreichen Gasflammen verdunkelt von den funkelnden Spiegelscheiben, die ihre Reflexe hinab warfen, und den Wanderer beinahe blendeten, der aus einer Seitengasse hervortrat in einen Platz. Am glänzendsten aber zeigte sich das Haus, wo die Primadonna, Signora Monti wohnte, im palastähnlichen Gebäude, das seiner hohen Miethpreise wegen im ganzen Lande bekannt war; es wurde aber auch nur von vornehmen Leuten bewohnt. Das erste Stockwerk beherbergte jene berühmte Sängerin, deren Stimme, deren Kunstfertigkeit das ganze Land zur Bewunderung hinriß; eine Treppe höher hauste der Gesandte eines benachbarten Hofes, dessen Palais eigentlich keinen anderen Grund hatte, als die Wunderlichkeit der Handwerksburschen zu wissen, und die Orden und Medaillen, die sein Souverän einigen distinguirten Unterthanen zuschickte, an die betreffenden Busen zu hängen.

Ueber dem Haupte dieses Mannes, der in seinen eigenen Augen unendlich wichtig erschien, hauste der Obersthofmeister. Er scheute Niemanden, denn er stand „festgemauert" in der Gunst seines Fürsten, aber die Sängerin war ihm ein Dorn im Auge. Ihre Gage ohne Spielhonorar und Nebenvorstellung betrug gerade das Vierfache seines Gehaltes, und dieses Mißverhältniß fühlte er keineswegs durch den Umstand ausgeglichen, daß er bei festlichen Anlässen jedesmal einen Orden bekam, während die Künstlerin leer ausging.

Am meisten ärgerte es ihn, wenn ihre prächtige Equipage mit den herrlichen Hofsteinern an seinem alten Kasten vorüberrasselte und seine

Digitized by Google

Klepper von noch nicht veredelter Landrasse, von mächtigen Preischsschlägen gejagt, abermals nachtraben und immer mehr zurückbleiben.

In allen Ehren wurde Weihnacht gefeiert, sogar die alte Hausmeisterin hatte in den Ausschnitt eines Schamels eine kleine Tanne gesteckt, und dieselbe vielfach mit Bändern und Goldflittern geziert, auch Lichterchen brannten ringsherum, und daneben stand eine Schüssel voll des prächtigsten Rahmes, wie ihn nur die Köchin eines herrschaftlichen Hauses und ihr Liebhaber zum Kaffee genießen, die Heerschaft selbst ihn aber niemals bekommt. Auf einer zierlichen Schüssel lag eine lange, kreisförmig gebogene Semmel. Diese Herrlichkeit war für die alte Katze bestimmt, welche sie at Kindesstatt angenommen.

Es verging kein Abend, wenn die Künstlerin frei war, wo sie nicht ihren Salon öffnete, um alles, was von Notabilitäten die Residenz besaß, was von Fremden, die einen gewichtigen Namen hatten, anwesend war, bei sich aufzunehmen. Es war immer eine zahlreiche Gesellschaft vorhanden, denn da ein bereits ungebundenes Wesen herrschte und nur gesiebte Leute zugegen waren, wo man alle neuen Autoritäten auf politisches Gesetzwäh bedurfte, um sich die Zeit zu vertreiben, so unterbleibt man sich sehr gut.

Am Weihnachtsabend allein blieb der Salon geschlossen, seine Fenster unbeleuchtet, über seine glatten Parquetten glitt nicht der glattgewohnte Schuh eines Höflings, oder der beiporne Stiefel eines Offiziers, noch der schlechtbesohlte eines Schriftstellers; dafür war das Klosett der Künstlerin hell beleuchtet und alles auf das glänzendste bestellt. Reiche Draperien, herrliche Gemälde bedeckten die Wände, die Möbel waren von dem theuersten Stoffen und von der gelungensten Arbeit; es war überall Pracht mit Geschmack verbunden. An diesem Abend wurde alles zu einem luxuriösen Mahle vorbereitet; das Feinste, Gaumenreizendste wurde herbeigeschafft, und der Pariser Koch, um den der Herzog seine Sängerin beneidete, lieferte kulinarische Meisterwerke, bei deren Anblick einem Lucull der Mund gewässert hätte.

Daß keine Gemach bot einen reizenden Anfenthalt.

Eine köstliche Wärme herrschte, und zierliche Blumenbüsche durchzogen daselbe, und Lampen, deren Gläser das zu grelle Licht brechen, erquickten das Auge, alle Sinne fühlten sich auf das angenehmste erregt.

Arm in Arm und Herz an Herz wußte man dort übersellig sein.

Allein es befanden sich nicht zwei Personen in dem Klosett, sondern vier; sie hat nicht die Liebe bieder genesen, sondern die Gewohnheit, Jahr für Jahr an diesem Abende sich einzufinden. Man gab sich seine kleinen Geschenke, diese süßen Zeichen, daß ein Herz an das andere in Liebe oder Freundschaft denkt.

Die hier sich eingefunden, hatten dieser seligen Gefühle abgetan, sie kamen, wie gesagt, nur aus Gewohnheit, aus Spott- und Vergnügungssucht.

Auf einem Divan in halb liegender Stellung befand sich eine Dame, eine üppige Brunette in blühender Schönheit mit funkensprühenden Augen, deren Lider sich an das verschämte Senken nicht mehr erinnerten. Ihre Manieren waren etwas frei, aber zeigend und angebracht von einer unbewußten natürlichen Grazie. Ihre Hände waren etwas groß und im Winter tiefer inkarnirt, als es sich mit den Regeln von Schönheit verträgt, daher sie fast niemals die feinen Pariser Handschuhe ablegte, und doch war es ihr schwer, sich an das beständige Tragen derselben zu gewöhnen.

Aus den Zügen, aus dem Wesen hiefer eleganten Dame haben wir Mühe, die langaufgeschossene, mit der einfachsten Toilette versehene Sängerin, die Kathi von Germershausen zu erkennen, und doch war sie es. Ihre scharfe Beobachtungsgabe, ihr Talent: nachzuahmen, hatte sie bald dahin gebracht, alle Manieren ihrer Umgebung, die Bestreben einer Prinzessin sich anzueignen, und als solche war sie auch am Hofsbeater angestellt und erregte den Neid bei genannten vornehmen Herrn und des Besanden eines kleinen benachbarten Hofes, die Beide über ihrem Haupte wohnten.

Ihre Gesichtszüge sind leichter zu erkennen. Sie lehnten, seine Cigarren rauchend, bequem in Fauteuiles an dem kleinen Tische, der mit den feinsten Weinen, Früchten und Bäckereien bedeckt war.

Zwiefel-Zwiefelin, auf dessen Haupte sich bereits eine Glatze zeigte, pflegte noch immer mit größter Sorgfalt seinen feingekräuselten Schnurbart, den er nebst seiner Stimme auf das höchste schätzte, die jedoch bereits bedeutend gelitten hatte, was ihm allein ein Geheimniß geblieben war, wenigstens bildete er sich eben so viel, wenn nicht mehr auf sie ein, wie vor Jahren. Ihm zur Seite saß Lanzig, dessen hohe, kräftige Gestalt noch mannbarer, dessen Bart noch herrlicher geworden, den zum Falle zu bringen der Hofbeater-Intendant sich alle Mühe gab, allein der Bassist erklärte, er sei einmal mit seinem Barte zusammengewachsen, und würde lieber das Engagement, als denselben aufgeben. Seine Excellenz geruhten zu schmollen, der Sänger lachte darüber, aber er that seine Schuldigkeit, sang meisterhaft und wurde nie breiter.

Was er an Bart und Kunst gewonnen, schien er der Galanterie entzogen zu haben, denn als die Signora den einen brillanten Lauf probirte, und mit weitgeöffnetem Munde eine brillante Cadenz einhielt, warf er ihr eine große Beere der Traube, von der er gerade naschte, in das Halsloch perlender Töne, daß sie vor Lachen und Husten beinahe erstickte.

(Fortsetzung folgt.)

Vorwurf.

O wüßt' ich, ob in weiter, weiter Ferne
Den Süßen, träumerischen Mann
Und jene rätselhaften Sterne
Ein liebevoller Herz bewohnt?

O wüßt' ich, ob im tiefen, tiefen Grunde
Das Meer ein liebevoller Herz verschließt,
Die schöne Perle, deren Kunde
Noch nie herauf gedrungen ist? —

Wer aber wird den Mund, die Sterne fragen,
Wer forschen in dem Ocean,
Wenn Herzen, die und nahe schlagen,
Daß Auge nicht durchschauen kann.

Wien. Jos. Freih. v. Bäumann.

Ein Gang durch das Belvedere.

Die Phäomenschkeit glühen so lockend, der Luftgang ist so schattig und die Aussicht über Wien so reizend, daß der Wanderer die beschaglichen Schritte anhält und auf einer Ruhebank den wilden Jahre des Orts mit Muße genießen will, mag auch darüber das schnaubende Dampfroß, das ihn in's Weite führen sollte, unausbleiben entweilen. Die Luft ist hier über dem Lustlreise der Stadt reiner, das Grün der Wiesen üppiger, und die Einzelne der Gartenanlagen sowohl als des Schlosses gewährt dem Auge einen classischen Genuß. Classisch ist aber auch der Boden, den der Fuß betreten; denn auf ihm, dem Fundorte antiker Ueberreste, lagerten schon römische Legionen und ihm entstieg zu Anfang des vorigen Jahrhunderts der Kunstgenius, dessen Antlitz jedes Vaterlandsfreundes Brust mit geweihtem Stolze erfüllen sollte. Wer kennt ihn nicht, den ruhmvollen Gründer desselben, den geschichteten Helden und doch so milden Pfleger des Schönen, dessen Geist über dieser Schöpfung schwebt? Wer kennt nicht Eugen von Savoien, den „Wiederhersteller Oesterreichs!"

Wenn er aber jetzt vorüberwandeln würde, dieser Held mit der kleinen verschrumpften Gestalt in dem armseligen Ueberrock, wer achtete seiner? — Hier von der Terrasse schaue er wohl erstaunt über die Taxushecken und Blumenbeete nach dem steilen Häusermeere Wien's, bei dessen Anblicke von der Tartenbelagerung (1683) er alsi 19jähriger Oberstlieutenant die ersten Lorbeeren gepflückt hatte; hier ergriff sich der von den Franzosen wegen seines Aeußeren verspottete Prinz (1704) am Arme des ebenbürtigen Marlborough, mit dem er kurz vorher (bei Hochstädt) Deutschland vom fränkischen Joche befreit hatte, und zeigte ihm die reichen Anlagen des architektonischen Meisterwerks, das seitdem noch 20 Jahren vollendet werden sollte; damals aber ging bereits eine neue Morgenröthe der Kunst für Oesterreich auf; Leopold I. hüllte eine Schule für Malerei und Sculptur, die Akademie der bildenden Künste, deren Eröffnung seinem hochsinnigen Sohne Josef II. vorbehalten war, und gleichzeitig mit dieser Stiftung trat die schon von Maximilian I. angelegte Gemäldegalerie an's Licht, deren Schätze 40 Jahre nach dem ritterlichen Eugen's (1736) daselbst verlassenen Wohnsitz verherrlichen sollten *). — Wenn der Gute wieder zu den Lebenden zurückkehren, wenn er wieder an den Reste zügellosen Dissiaten vorüber durch die Säulenalleen in seinen Marmorsaal treten, und zur Rechten und Linken, oben und unten seine Gemächer mit den Meisterwerken aller Schulen und Zeiten angefüllt sehen würde, welche immer Befriedigung müßte er empfinden und wie freundlich würde er auf seinem Fenster der geliebten Stadt, über welche inzwischen so manche Gewitterstürme hingezogen, seine Grüße senden! —

Eine andere hohe Gestalt taucht nun vor dem sinnenden Wanderer empor und schreitet, von blühenden Kindern umhüpft, an den Statuen und Bassins vorbei, die Treppe zur Terrasse hinan. Es ist Maria Theresia, welche gerne die gesunde Luft des oberen Belvedere athmete und sich daselbst oft an dem Anblicke ihrer schönen Residenz ergötzte. Hier umwarfen sie beim 150jährigen Krönungs Josef, bevor er sich mit Isabella von Bourbon, der früh dahingerafften Blüte, von dem Schlosse aus zur Vermählung nach den Augustinern begab (October 1760); hier saumte und sah sie ihr Marie Antoinette zum letzten Male, nachdem ja deren verhängnißvolle Verbindung mit dem Herzog von Berry, nachmaligem König Ludwig XVI. von Frankreich, zur prächtige Hofieß daselbst kurz vorher begangen worden war (17. April 1770). Damals rauschte wohl eine scheinbar Ahnung durch die knospenden Laubwände, der Trauerfahnen und hinter die Berge blickten früh darein, — und früh war auch der Empfang der 13jährigen Königstochter Therese (später Herzogin von Angoulême), welche hierher und dem scherzlichen Lande flüchtete und in den unteren Schlosse ein stilles Asil fand (1796). Der höhere Thorsteher der hohen Jungfrau Eintritt zu dieser Zeit auch auf den Garten, und die sanfte Heldenkeit, die während des Aufenthalts der unvergeßlichen Elisabeth, der ersten Gemalin Franz II., hier gebreitet hatte, schien nicht mehr zurückkehren zu wollen.

Später zog in diesen unteren Palais das romantische Mittelalter ein. Ambras entsendete seine Kunstschätze und Reliquien, nah mit ihnen hielten sich hier die heiligen Schauer der Vorzeit wieder (1806). Siehe, da öffnet sich die Pforte der Ritter- und Wunderkammer, und heraus auf die Esplanade schreiten nun ernste Männer, die mächtigsten Fürsten und Herrscherer mit ihrem blanken Ehrenschmucke; sie kommen mit dröhnenden Schritten auf den Träumer zu; er fährt erschrocken auf, — aber es ist nichts, — nur ein Betreun, der den Garten bewacht, zieht langsam vorüber; die ein-

*) Josef II. ließ im Jahre 1776 die Gemäldegalerie aus der alten Stallung in das Belvedere übertragen.

Digitized by Google

gesunkene Brust ist mit dem Rosenkreuze geziert und das matte Auge nach dem oberen Schlesien gerichtet, als dächte er an den „Adjutt des Herrn," der dort gewohnt, und dann an die Leipzigerschlacht, die er mitgekämpft; vielleicht ist's auch der blutige Tag von Wagram, der vor sein Gedächtniß tritt. Dort, wohin er schaut, standen vielleicht an jenem Tage (6. Juli 1809) unter der Volksmenge auch die Seinen, ängstlich über die in Rauchwolken gehüllte Stadt hinsehend und auf den bald sich wiederholenden, bald entfernenden Donner der Feuerschlünde horchend. Jene Aehnlichkeit zwischen Leid, Wehmuth und Trauer in manch erfreulicher und höherer Bild entrollte sich auf ihr vor den Augen der versammelten Zuschauer. — Auf dieser Anhöhe zieht nun auch der Wanderer seinen Ziele ungeblümt entgegen; die heinernen Schlagwächter, die geheimnißvollen Steine, bleiben ihn nicht zurück, er eilt durch das eiserne Gitterthor an der ehemaligen Menagerie vorüber und läßt nur noch einen Blick auf dem in der Mitte des sonnigen Plateau's gelegenen Teichspiegel ruhen, der früher so häufig dem allgemeinen Vergnügen diente, bald im bereits dem Abgrunde der Nacht, um der köstlige Genuß des Augenblicks reift den umsanft sich Streubenden in seinen brausenden Wirbel.

W. von Meyerick.

Der Scherz.

Der Scherz ist eine Blume,
Mithin ein Schmuck der Welt;
Drum schmücket ihn der Damme,
Denn nur das Herz gefällt.

Dr. Rudolf Puff.

Ausstellung des älteren Kunstvereines

im Bereins-Locale zu Bettlgarten.

Unter den 44 Oelgemälden begegnen wir zwei aus der heiligen Geschichte. Dem ersteren: „Die heilige Elisabeth, Landgrafin von Thüringen, weist sammt ihren Kindern von der Wartburg verstehen." von Carl Kargl, muß man eine religiös empfundene Auffassung des gewählten Gegenstandes zuerkennen; im Uebrigen ist es zu wenig Kunstwerk, um mit Befriedigung darauf hinblicken zu können. Das zweite: „Der Einzug Christi in Jerusalem," von August Wörnhle von Adelsfeld, gibt diesen fremden stammen zugen Künstler des Jungsig einst schönen versicherungen Talentes. Die Anordnung ist klar, lebendig, es fehlt nicht an Mannigfaltigkeit und anregendem Gegensatze. Allerdings ist das Bild allerdings noch kein Meisterwerk, es zeichnet sich noch nicht durch eine sicherer, selbstständige Individualisirung der Gestalten aus.

Unter den Genre-Bildern ragt einst von Franz Berger hervor. Eine arme Witwe, mit einem Kinde auf dem Arme, während ein zweites vor ihr sich mit dem Rücken an ihren Fuß drückt, verbandelt einen Sabel an einen Judengreis, der ihn sichern mit bedachtiger Handelsmiene ertastet. Das Bild ist von großer Wahrheit im Ausdrucke und gut gemalt. Auch die Genre-Bilder: „Der erschienene Großvater" von Josef Mannsfeld in Mannheim, und „Die Bandermenschen" von Adam Brenner sind lobenswerth. In dem Bilde: „Der mehr Blinde und seine Tochter" von Josef Eiger ist die Gestalt des ersteren ein ergreifend wahrer Charakterkopf. Trefflich anwahren ist das Colorit im ganzen Bilde. Zwei Thierbilder: „Eine Viehweide" von Josef Rauch und „Both auf der Weide" von Edmund Wahlknecht zeichnen sich durch anmuthige Gruppirung und treffliche Auffassung der Thiere Hervorgenommen sind. Das letztere gilt auch von dem meisterhaften Bilde: „Landschaft" von Benno Adam aus München. Unter den zahlreichen Landschaften sind Ignaz Rassolz's: „Partie in Bad." Conrad Oberle's: „Partie aus dem Prater," Josef Fries's: „Das Gewitter in Oberdrieschach" und, Waldwinkel," dann Josef Klinkenberg's: „Winterfest bei brannenbarrer Hitze" hervor, wenn sich „Motive aus Unterfrieramark," zwei kleinere Bilder von Josef Brunner, treiben.

Einige Marinestücke von J. C. B. Pürtner und ein größered derartiges Bild; „Untergang der Brigg Alba am 10. März 1852" von Alois Schön zeigen von den erfolgreichen Studien der Künstler.

Mit der Mentalenschule: „Der Erlösung nach Göthe's Gedicht" von Josef Hoffmann möge sich befreunden, wer es vermag! Ganz vorzerstückt ist ein „Rücken-stück-Reh" von Wolbert Schäffer, und auch ein paar gute Fruchten- und Blumenstücke hatte der Saum. Ein wohldurchdachtes Aquarell Mueller ist von spanischen dem Knebrude, und ein paar „Transparente Ansichten Ischl's" auf Seide von Josef Elger machen Effect.

Unter den Bauarellen macht sich Rudolf Alt's: „Ridgeleitar zu St. Wolfgang" durch die äußerst sorgfältige, draftische und saubere Ausführung des vielen Details bemerkbar.

Ausstellung der Pläne zur Botivkirche

im sog. kleinen Redoutensaale.

Wenn wir die wenn wir die aufgestellten Pläne mit Aufmerksamkeit in's Auge fassen, so tritt uns zwar und keinem ein eigentlich schöpferischer Geist entgegen; die Fantasie der Künstler war überall nur eine mehr oder minder glücklich nachbildende, wie sanken und durch seine Ueberzeugung, durch seinen genialen Zug angeregt; allein bald sind wir gewiß, dem Geschmacke der erkandten Schiedsrichter, welche dem Ersten den Preis zuerkannten, den Vorzug gegeben, beizustimmen; denn es zeichnet sich durch eine besondere wohlgefällige Harmonie in allen Theilen aus. Uebrigens zeigen auch die Pläne der übrigen Künstler, deren jeder das Honorar von 1000 Gulden zuerkannt wurde, nämlich der Architecten Hinrenz Stag und Friedrich Schmidt in Köln, des Lehrers der Architectur an der höheren Gewerbschule in Kassel, Georg Gottlied Ungewitter, des Architecten und Professors an der k. k. Acrie-Akademie zu Kleberbrand bei Zittau, Wilhelm Doderer, dann des Friedrich Jak. Schmitt in Bamberg, Jak. Kirschner aus Carl Rösner in Wien und Alexis Langer in Breslau, von erlerer Kunstrichtung und schöner Bildung.

Musik-Salon.

Diesmal geht die ältere Musik vorherrende Feder mit Lust und Liebe an ihre Aufgabe, denn sie hat ein freudiges Ereignig auf dem Gebiete der heimischen Oper zu verkünden. Noch wissen, vielen Gästen, die kaum etwas Anderes bewirten, als daß man jetzen neues Gastspiele mit einem größeren Anbelgen entgegensah, erschien endlich ein Gast, der die vergangenen Zeiten vergessen machte, der die Gegenwart mit Lust zu erheblichen Reigen verschönte, der eine erfreuliche Aussicht in die Zukunft eröffnete. Dieser Gast ist Fräulein Louise Mayer, die lang vergebens gesuchte Primadonna für die große, ernste Oper, die lang vermißte deutsche dramatische Sängerin, die Jugend und Stimme besitzt. Wie haben sie bisher als Valentine in den „Hugenotten" und als „Linda" gehört. Fräulein Mayer hat eine kräftige, jugendlich frische, in der Höhe leicht ansprechende, ziemlich ausgiebige Stimme, die sonach noch nicht vollkommen gebildet ist, aber gerade leinen besonderen warmen und weichen Timbre hat. Ihre tiefen Töne sind schwach und klingen todt, wenn sie ihnen eine künstliche Stärke geben will. Dieser Mangel wird immer kleiner. Schattenvollen ihres Gesanges in jenen Partien bilden, die einen größeren Stimmumfang noch der Tiefe zu erheischen. Ihr Talent zum dramatischen Gesange ist ein angeborliches; besonders ist sie der stärkeren leidenschaftlichen Accente vollkommen mächtig, sie weiß jeden Ton mit Energie einzuprägen und hervorzuheben, so lange das musikalische Motiv es bedingt; aber auch mitterer Empfindungen, das Liebesflehen und die Liebesklage, weiß sie wahr und innig zu betonen, wenn ihr gleich für diese zarteren Nuancirungen es wie für das Spiel an Gelassenheit und an Galauence noch jene volle Ueberwindung und Abrundung der Organes fehlt, wodurch sie den höchsten Zauber erlangen. Ihr Spiel ist vortrefflich, eben so richtig in der Auffassung des Gesammtcharakters der Rolle, als der einzelnen Züge und Zuthaten, eben so gewandt, frei und sicher, als durch Schönheit und Anmuth in Stellung, Bewegung und Geberde hinreißend ausgezeichnet. Diese treffliche Spiel dient ihrem gleich trefflichen, von wahrem Verständnisse zeigenden dramatischen Gesange zur Folie, und erhöht diesen Wechselseitig. Dies war namentlich im vierten Akte der „Hugenotten" der Fall.

Im ersten Akte der „Linda" hat Fräulein Mayer viele kleine Kunstmittel der neueren Coloraturen in Anwendung gebracht, um die graziösen Züge und Wendungen der Musik zur Geltung zu bringen; allein so liebenswürdig die reizende Künstlerin auch in allem und jedem ist, was sie macht und thut, so kann man diese Kunstmittel doch nicht ganz billigen, zumal ihr die höchste Feinheit der Ausführung auch nicht zu Gebote steht. Der Triller z. B. den Fräulein Mayer in beiden Akten ertrang, war ein ungleichmäßiger; der Beifall, den das zahlreich versammelte Publicum spendete, ein begeisterter; die Hervorrufungen wollten kein Ende nehmen. Herr Ander stand als Raoul dem Gaste würdig zur Seite, namentlich war seine Mitwirkung im vierten Akte eine innerspend schöne und warme. Ein Herr Minetti war in der Rolle des Nevers eine neue Erscheinung; er steht weit hinter dem früheren Darsteller desselben, Radmaner, zurück. Herr Derffer gab den Marcel mit wenig ansprechender Stimme, trivialem Tone und der Kapo dadurch unbefriedigend. In der „Linda" war Ander nur theilweise verständlich. Herrn Beck und Minetti dilettantisch empfindlich, und Fräulein Therese Schwarz sahte ihre Aufgabe zu pathetisch an. Im „Othello" hatte Herr Luh die Rolle des Jago. Gestern, als die Musik Meschchet hören. Das Debut hierin Rolle war kein glückliches; er kann seine geringen Stimmmittel nur mehr in den Kraftstellen durch declamatorischen Nachdruck, in den sanfteren Gesangsstellen durch Anwendung des Falsets zu einiger Geltung bringen. Er ist nicht ein musikalischer Sänger, da ihm weder Gehör noch Gefühl in seinen Vortrage, er dictionire mitunter, und Manches mißlang ihm gänzlich. Auch die mangelhafte Aussprache des Deutschen steht ihm im Wege. Hoffentlich wird es mit dieser einen Gegenstand haben.

In Kreutzer's Nachtlager von Granada" hat Fräulein Holm die Gabriele als Gast Matt in Spiel und Gesang soweit die noch sehr junge Sängerin leine rechte Wirkung erzielen. Der Beifall, den sie erhielt, ging nur von einer kleinen Fraction des Publicums aus. Ihre Stimme ist schwach und verträgt keinen Nachdruck der Empfindung; sobald sie angestrengt wird, verliert sie den Klang. Der Ton-Einfang hat noch einen Unsicheren, Mangelhaften; einzelne Stellen, Cadenzen und Wendungen sind ihr recht gut, auch der Triller ist ja haben, und überhaupt scheint es, daß dem Gaste nicht an Gesangbildung. Herr Beck sang den Jäger vortrefflich. F. D.

Literatur.

In so unparteiischer, an geistigen Interessen so armer, materieller Zeit ist es um so erfreulicher, einen Musenjohne im deutschen Dichter-Haine zu begegnen, dessen Lieu in frischem, lebendigen und manchen Tönen erklingt — und sich darum wie mit den Freunden bekannt Poesie die im Verlage der Universitätsbuchhandlung Damian & Sorgel — jetzt Hörnecke & Sohn in Graz, in elegantter Ausfage eben erschienenen „Dichtungen" von Rudolf Dröer an sich zu legen. Es sind die vermischten lirischen Gedichte, auch erotische Balladen und Romanzen, auf die wir namentlich aufmerksam machen. Die erotischen und lirischen sind es besonders, die durch die Wärme und Zartheit des Gefühles so freundlich und traulich zum Gemüthe sprechen, daß man sie gerne wieder und wieder lieset. Die Fülle der Gedanken, der fantastische Schwung des Liedrandes, Leichtigkeit und Naturlichkeit verleihen diesen Dichtungen Werth, und in jüngster Zeit aufstrebenden edlen Poeten, auch gestig höheren Interessen und ästhetischen Streben Entschiedenheit nicht mangelt. Wir sagen sie in fleißenden Versen angenehm anregend hört, und Stelle verdienen, so dürfen wir ihre Bücher der Muse den deutschen Lesern in einsamen, ernsten Stunden bestens empfehlen.

J. M. Raymond.

Historische Lückenbüßer.

Carl der Zweite, König von England, sah, als er einmandt über einen großen Platz in London ging, einen Menschen, der am Pranger stand. „Was hat dieser Mensch gethan?" fragte er einen der Umstehenden. „Sire," antwortete dieser, „er hat Zeugen auf die Minister gemacht." — „Der einfältige Thor," erwiederte der König, „warum machte er sie nicht auf sich, man hätte ihm dann nichts gethan."

Der Bischof von Ermeland verlor durch die preußische Besitznahme in Polen 1772 einen großen Theil seiner Einkünfte. Als er darauf 1773 dem König in Potsdam seine Aufwartung machte, fragte ihn dieser: „Sie können mich wohl unmöglich leid haben?" — Der Prälat antwortete: Er werde nie der Pflicht des Unterthans gegen seinen Monarchen vergessen. „Ich," erwiderte der König, „ich bin Ihr sehr guter Freund und mache Ihre Rechnung auf Ihre Freundschaft. Sollte mir Petrus den Eingang in den Himmel verweigern, so werden Sie, hoffe ich, die Güte haben, mich unter Ihrem Mantel unbemerkt hinein zu tragen." — „Das wird schwerlich angehen," sagte der Bischof, „Ew. Majestät haben ihn zu sehr beschimten, als daß man nach Gnadenbande darunter verstecken könnte."

Digitized by Google

Wochen-Chronik.

Vorerst wollen wir des gewöhnlichen Herkommens halber die Theaterfrage, die im Sommer zwar matt ist, aber doch nicht aufhört, eine Frage zu sein, abthun. Das Interessanteste hierbei dürfte wohl der beabsichtigte Antrag sein, daß künftig Mitglieder des k. k. Hofburgtheaters einen größeren Theil der Ferien unabweichlich nur zur Erholung benützen, aber nicht zu Gastspielen verwenden dürfen. Dann das ernstlichere forcirte Gastspiel einiger Mitglieder, welches mit den wohlwollendsten Absichten der Theaterreferenten nicht übereinstimmt, soll Veranlassung zu dem eben angekündeten beabsichtigten Antrage gegeben haben. Es ist aber auch wirklich nicht zu wundern, wenn dieser Antrag Gehör findet. Gastspielreisende brauchen wir nur anzuführen, daß Friedrich Gerdon kaum in Hof ihr Gastspiel beendete, als sie schon in Berg eintraf, um es dort zu eröffnen. Oder was hat denn heutigem Gastspiele nicht einen eigenen Erholungs-Urlaub brauchen? —

Zwei neue Stücke gingen seit dem letzten Berichte in die Scene. Im Carltheater: „Weit und Theater," Lustspiel in 4 Acten, von Bauernfeld.

Im Sommertheater in Fünfhaus: „Ein deutscher Schullehrer," Lebensbild in 2 Acten, von Landesherr. Beide Stücke haben sehr angesprochen und habe der beiden anerkannten dramatischen Dichter ihren Ruf hiedurch neuerdings gerechtfertigt. Im tgthern Theater werden Gaisner's Novität: „Der letzte Mensch" und eine neue Posse von A. Langer: „Die Aufforderin" vorbereitet.

Herr Pokorny bemüht sich, die berühmte Pistori für einige Vorstellungen im Theater an der Wien zu gewinnen, da sie Spanberg stattlichen Gastrollen würden.

Die Frau Medori entzückte mit ihr Prager durch ihr Gastspiel in ungewöhnlichem Grade.

In Debrezin geht man damit um, ein Nationaltheater auf Actien zu gründen. 1000 Actien à 100 fl. sind bereits bekommt. Ein anderer Fond von 25,000 fl. ist bereits durch patriotische Vermächtnisse da.

Wir haben die traurige Pflicht, leidmal den Tod eines berühmten Mannes zu registriren. Am 13. Juli starb nämlich in Baden, wo er sich zur Erholung von einem Brustleiden suchte, Dr. Carl Spindler, Verfasser der vielgelesenen Romane: „Der Jude," „der Bastard," „die Nonne von Onabrnzück," „der Invalide" ꝛc. Spindler ward 1795 in Breslau geboren, wo sein Vater eine Tuchfabrik versah.

Wir haben indeß noch einen Kunstverblüst zu berichten. Der berühmte Violin-Virtuose Berriot, einst Gemal der berühmten Sängerin Malibran, ist in Brüssel völlig erblindet.

Unsern allerhöchsten Hof anbelangend, haben Ihre Majestät die regierende Kaiserin Elisabeth die Würde als oberste Schutzfrau der adeligen Damenstifte zu Prünn und Innsbruck übernommen.

Seine kaiserliche Hoheit, Herr Erzherzog Ferdinand Maximilian wird in Tunis erwartet. Einer von den Polizien des Bey ist bereits zum Empfange des durchlauchtigsten Prinzen in Bereitschaft gestellt.

Nächstens soll Seine k. Hoheit der Herzog von Montpensier sammt Gemalin in Wien eintreffen. Das Quartier wurde im Hotel „zum römischen Kaiser" bestellt.

In dieser Woche wird die Tegung der Feuerspuul-Telegraphen vom Stefansthurme in das hiesige Kaiserkommando bewerkstelligt sein. Anfangs August werden die Signale gegeben werden können.

Die Fotografie findet jetzt eine besondere Anwendung bei den für die Wissenschaft so interessanten Durchfluguen Staudinger'schen Sonnen-Microscopen. Man macht nämlich Versuche, dieselben fotografisch wiederzugeben und die bisherigen Erfolge, wenn sie auch noch der Verbesserung bedürfen, haben sich als sehr lohnend gezeigt.

Eine Woerer Buchhandlung, ein eigenes Lesezimmer hielt nicht lange, seine gehäuften Bücherschätze beisammen, die Herausgabe eines allgemeinen Militär-Conversations-Lexikons zu unternehmen. Die beiden militärischen Kräfte sollen sich an der Redaction zu derselben gemeinsam sein.

Im nahen Klosterneuburg ereigneten sich neulich zwei unglückliche Liebende, indem sie die Hände an einander banden und sich dann in die Donau stürzten. Der Mann war ein Uhrer, das Mädchen einer Hausbesitzers Tochter.

Fünf Meilen von Warschau auf der Straße zwischen Minsk und Koluschin wurde am 10 d. M. der Gilpostwagen von Räubern überfallen und zuerst der Postillon, dann sämmtliche darin sitzende Reisende, 3 an der Zahl, ermordet. Bis auf eine junge Dame, der es zu entfliehen gelang. Der Schaden, den die Räuber durch 7 Todten, die mit Messern verwundet herbeikamen, und eine ganze Judenfamilie, bestehend aus 9 Personen. Diese Grausthaten sind so unerhört als ungerechtfertigt.

Ein eben so schönes, als hergebrachtes Fest wurde am 21. und 22. Juli hier gefeiert — Fest der ambrosischen Empfängnis Mariä, worüber die Blätter genug Spalten bringen, wir und aber leider darauf beschränken müssen, zu sagen, daß die saleune Prozession zur Sühne der unbefleckten Gottesgebrerin am Hof, welche am 22. Juli Nachmittag von St. Stefan ausging, durch die Innerstadt Z. A. M. M. bei Kaiserd und der Kaiserin, bei ganzen Hofe und der höchsten weltlichen und geistlichen Würdenträger verherrlicht wurde. Vormittags 9 Uhr war in St. Stefan großes Hochamt, am vorigen Nachmittage große Vesper. Abends fand am Hof, wo die Musikcapelle stellt, eine allgemeine Beleuchtung Statt. Das prachtvoll erleuchtete Palais der Nuntiatur mit einem Bilde der seligsten Jungfrau bot einen herrlichen Anblick. Auch meiner Kirchen und Marienbilder in der Stadt waren Kunstlich beleuchtet.

Zum Schlusse noch als Appendix, daß die Cholera. Gott sei es gedankt, bisher noch keinen epidemischen Charakter angenommen hat und daß man hofft, sie werde ihn gar nicht annehmen und — abziehen.

Erklärung der Kunstbeilagen.

1. Feene aus dem Kloterleben.

(Nach Gaurmann, in Kupfer gestochen von A. Armana.)

Der erste Anblick dieses aus dem Jugendleben Armann's herrührenden Kupferstiches schon zeigt Munter, daß wir im Mittelgrunde den unsere jungen, freilichen Eleppaare zu thun haben. Es ist offenbar um die Mittagszeit. Das junge Weib, mit dem baardockigen Kinde am Arme und dem Buckelkorbe am Rücken, in der linken Hand den leeren Meidtrug haltend, ist im Begriffe, von ihrem Manne, der beim Kohlenverkäufer beschäftigt ist, Abschied zu nehmen, und in's Dorf, welches im Hintergrunde schimmer erscheint, zurückzukehren. Sie hat ihrem geliebten Manne das Mittagessen den Berg heraufgetragen und drei Mostkrügleins zur Labung nicht vergessen. Die dritte Frau war ihr Kind, aber er rechnet sicherest zu seiner Lust. Man sieht ihrem Gesichte die Frage sicherlich an, wann ihr Mann, der mit dem Essen eben fertig geworden ist, sein Pfeifchen sich anzünden und den Kohlenrechen ergreifen hat, nach Hause kommen werde. Die Antwort scheinet sie mit Befriedigung aufgefassen sein, wenigstens spricht der Ausdruck des Gesichtes der rüstigen Köhlerfrau ganz dafür. Hinter dem Obgenannten ist eine Schafherde mit ihrem Hirten sichtbar. Auch der Kohlenmann, der seinwärts auf der Bergstraße von einem starken Pferde gerade über eine Holzhaufe gezogen wird, zeigt ganz zur Staffage und verleiht dem Bilde Leben. Nicht minder gelungen sind Baumschlag und Felspartien, alles vortrefflich eingerbeilt, mit einem Worte, die genialle Composition Gourmann's Talent steht überall hervor.

2. Probe des Gebirgstheres.

(Lithographie von G. Senfert.)

Ein auf traskimatische, höchst prosaische Weise gebörtes Idie-à-tête zweier Liebenden dürfte der als Gegenstück zum vorigen Kupfer wohl passen. Der dicke Müller, oder auch der Bruder seiner den kräftigen Arm nehmen will, um ihr Verbrüderungen des freundlichen Gelieben seiner vielleicht einzigen Tochter eine solche Garantie entwickelt, daß wohlschmeichelt mit seinem hohen Töchterlein einen ganz andern Plan zur Verlobung, der aber durch solch' ein Liebesverhaltniß in Träumen zu gehen drohte, beinahe sein ergrimmtes Gesicht, deshalb die herbe Züchtigung des am Rockkragen Ergriffenen. Vergebend ringt das Mädchen, das vielleicht einen Bauerjungen verschmäht hat, zammend die Hände. Sie kann den Erkennen nicht retten, der sie im Gebirgsleben, anstatt seiner Stirn Romantik getragen zu haben, die nächterne Prosa des Gebirgslebens vollständig kennen lernen muß.

3. Zigen. (Wetterlichtdruck.)

Indem wir heute eine Fortsetzung von Naturselbstdrücken der Algenzattungen bringen und selben schon Species: Choudrus crispus Linn., Kaiserchenion pinnatum J. Ag., Halymenia Cystocolps Mont., Cystocolps opuntia Grev., Halymenia Norvegica Ag., Halymenia laciuiata Ag. und Chondrus Turn. vorführen, bemerken wir, daß die Beschreibung der Algen in Kürze nachträgen wird.

Auflösung der wissenschaftlichen Aufgabe in Nr. 15.

64	4	3	10	61	62	53	1
54	44	43	36	29	11	22	21
2	56	9	12	63	5	60	53
20	23	42	37	30	35	28	45
57	46	59	19	6	52	13	8
24	34	38	49	16	27	31	41
7	14	18	47	40	31	25	58
33	39	48	50	15	17	26	33

Richtige Lösungen sind uns eingelaufen von den Herren: G. Meyer, fürstl. Buchhalter, Jos. Würth, C. Weisgang und C. W. in Wien.

Telegraf der Redaction.

Herrn C. in M. Ihre neuestalte Sendung ist uns zugekommen. Wir wissen jedoch erstaunt, daß mit der Sendungen ein bisheriger Ihr Interesse Ihnen Ihnen, so sehr viel an Werth einbringen, sy erschienen, setzen wir mit Kurzbesaiegen zum „Zaun" hinlänglich ersichtes sind und nur Ihrer Bescheidenheit zuzuschreiben kennen, die ein allgemeines Interesse in Anspruch genommen hat. Die ein Einzel erschienen Novelle können wir nicht verwenden.

Herrn A. B. in M. Karge Antwort und kürzester Bescheid.

Herrn Dr. A. in B. Die eingesendete Novelle Ihres Herrn Schwagers wird bald zu Ihr Heilte kommen.

Herrn H. R. v. B. in P. Nächstens soll Ihre vorerst ästhetische Erzählung Aufnahme finden.

Im Verlage der Buchhandlerei von M. Auer in Wien, Stadt, Kärntnerstraße Nr. 1053, erschienen:

Weisungen über die mosaische Schöpfungsgeschichte zu einer Sphäre.

(Nr. 8. Mit 5 lithographirten Tafeln. — Preis in Umschlag broschirt 5 fl. C. M.)

Das unaufhörliche Bedürfniß des Menschengeschlechtes ist es, sich Rechenschaft zu geben über das Verhältniß seines Verhaus und Vergehens, seines Ursprungs und seines Endzieles.

Die vorliegende angekündigten „Weisungen," durch eine, augenblick mosaischer Geschichte gelegene Betrachtungen verfassen, sind einem ungemeinen Ernstlichen hervorgegangen, aber liegen eine tiefe Ruhe, Stetigkeit, Klarheit und Ordnung in der Schrift, welche in mehr als gewöhnlicher mildernder Weise Ausgleichungen, seinen Gegensatz, der Freiheitsstrang, das tiefes Zutrauen, der Widerspruchsgeist und das allmälige Uebergangen der Extreme-Ulcern in unsere nun vorhandenen Zustände bilde. Damit vollkommen ist die einfältigste Auffassungen über die verwirrtesten Gegenstände, über die Stellung der Menschengeschichtes zu anderen geistigen Kreisen. Hier seinen allgemeinen haben Bezug auf den Zeitgenossen und den Weisen und Werken der Vorfahren, bis zur höchsten Erscheinung auf jenen Blumen durch die Schrift, über die Bewandtung im Tode und die Zustände nach dem Tode bis zum Abschlusse der vollkommenen Entwicklung und Stellung der geistigen Welt und Ende mit der Bildung des Charakters.

Neue Anschauungen über die Entstehung der Erde, des Planeten, der Himmelskörper, über das Alter und die Natur der einzelnen Continenten, das Thierleben, werden in diesen Weisungen ebenfalls in neuer Weise geboten.

In der ganzen Verlauf der Menschengeschichte in ihrer allgemein gültigen, objectiven Grundlage, Fortgang und Zustand und Zustand über das Ende sind.

Gründlichst und andringsamen Kenner der alten Welt werden in diesen Buche die interessantesten Bingungen über die in den indischen, persischen, egyptischen Anschauungen und Dogmatik gefundenen Aspecten einer allgemeinen Urofferbarung, einer großen unbegreiflichen ursprünglichen Geschichte finden. Der Christ kann seine Gewissheit aus weit mehr begründet Ueberzeugung finden, als bisher durch Lehrer, durch innere Tendenz und Zustand, sowie durch die unergründlichen Tiefe.

Die Ausstattung des Buches mit Plänen mit einer im Buchdruck ausgeführten, von der Verfasserin gezeichneten „Tafel der Tage" (welche auch in einzelnen Exemplaren [illegible] wird) bietet einen aufgewiesenen Interesse auch mehr empfehlen.

Dieses neue und ausgezeichnete Werk, das theils in größerer Vollständigkeit, theils in wenigstens kurzeren Andeutungen darüber hin und wohl vertreten wird dieser einfache Ausgangspunkte weiteren Forschung, Einwendungen und Fortbildung. Kreise, Theologen, Philosophen und Freunde theosophisch-klarischer Anschauungen werden Auffassungen in nach ihrer speciellen Richtung und Verbindung in diesen Werke finden und als verwertungsvolle Erscheinung auf dem Werke der durch das Erscheinen erschienenen Bahn des Wissens und der Belehrung begrüßen.

Berichtigung: Im vorigen Blatte erschient auf Berichten in der Novelle: „Die drei Weihnachten" der Längenname Zwiefelte an einigen Stellen mit Stiefel verwechselt, was wir hiermit berichtigen.

Druck u. Verlag von M. Auer. Im Auslande zu beziehen nur durch Robert Hoffmann's Buchhandlung in Leipzig. Verantw. Redacteur: Leopold Kordesch.

Prosa des Gebirgslebens.

Beilage zu M. Auers „Fauna"

Digitized by Google

Digitized by Google

Algen. (Naturselbstdruck.)

1. Chondrus crispus *Linn.* — 2. Halarachnion pinnulatum *J. Ag.* — 3. Halymenia Cyclocolpa *Mont.* — 4. Catenella opuntia *Grev.* — 5. Halymenia floresia *Ag.* — 6. Rhytymenia laciuca *Ag.* — 7. Chondrocladium Teedii *Turn.*

Beilage zu M. Auer's polig. illust. Zeitschrift „Faust."

Digitized by Google

Digitized by Google

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift

für Kunst, Wissenschaft, Industrie und Unterhaltung,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Numern von 24 Bogen Text und über 70 Kunstbeilagen.
Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- u. Auslandes an. Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M. Zustellungsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 50 kr. C. M.

Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten. — Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichzeitig geliefert und billig berechnet. Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gedruckten Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.
Redaction: Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 75.
Verlagshandlung und Expedition: Stadt, Kärntnerstraße Nr. 1053.

Nr. 17. Inhalt: Naturwissenschaftliche Briefe über Siebenbürgen. — Meine Erinnerungen aus Spanien. (Fortsetzung.) — Drei Weihnachten. (Fortsetzung.) — Die Meer-Fee. — Meine Kanbenstein. — Das Kind im Grabe. — Nachtrag zu dem Artikel: „Die Murmeltiere." — Bruft-Salon. — Die Zeitschrift „Gutenberg." — Miscellen. — Blumen-Charade. — Berichtigung der Kunstbeilagen. — Telegraf der Redaction.
Artistische Beilagen. Eine alte Frau. (Galvanographie von Berger, nach Knittel.) — Das Kind im Grabe. (Kupferstich von Benedetti.) — Umschlag zum Faust-Kalender pro 1856. (Federzeichnung von Prinzhofer.)

II. Jahrgang. 1855.

Naturwissenschaftliche Briefe über Siebenbürgen.

Von Prof. Dr. J. F. Schur*).

III. Brief.

Als Ausgangspunct für diese Reise betrachte ich die im Süden von Siebenbürgen gelegene, gegenwärtige Hauptstadt dieses Kronlandes, Hermannstadt (Cibinium, Villa Hermanni in alten Schriften; Nagy-Szeben, auch blos Szeben ungarisch; Sabiè walachisch), wo ich meinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Diese Stadt besitzet sich auf einer Hochebene in einer absoluten Höhe von 1324—1372 W. F., unter dem 41° 43′ 58″ der Länge von Ferro, und dem 45° 47′ 4″ der nördlichen Breite. Sie wird eingetheilt: in die Ober- und Unterstadt, wo die letztere etwa 51′ niedriger und mit dem Bette des Zibinflusses in gleicher Höhe liegt, welchem Umstande dieser Stadttheil seine feuchte Beschaffenheit verdankt. Der am Fuße der Fromoasa (auch Fromoaze) entspringende Zibinfluß umschlängelt die Stadt in vielfachen Windungen und raubt durch sein unregelmäßiges Bett seinem Gebiete manche tausend Klafter fruchtbaren Bodens, welchem Umstande aber mit einiger Anstrengung abgeholfen werden könnte. Der Spiegel dieses Flusses befindet sich 1321′ über dem Niveau des adriatischen Meeres und ertheilt der Stadt ein heiteres und lebendiges Ansehen, wenn man die Stadt und Umgegend von geringen Erhöhungen, z. B. von den Hammersdorfer Hügeln überblickt. Der Zibinfluß ist seiner unbeständigen Wasserhöhe wegen kaum mit Kähnen befahrbar. Zuweilen kann man sein sandiges, breites Bett ohne Hindernisse durchschreiten, während nach Regengüssen seine Fluten brausend daherstürzen, deren ungeheurer Kraft die stärksten Brücken und Bollwerke nicht widerstehen und die in wenigen Stunden die schönsten Wiesen und Aecker, die Hoffnung und Freude des Landmannes, mit Sand und Schlamm bedecken. Diese zerstörenden und verändernden Einwirkungen der Gewässer können wir zwar in jedem Gebirgslande beobachten, aber sie treten da am augenfälligsten hervor, wo die Gebirge, wie in Siebenbürgen, mit ihrer bedeutenden Höhe zugleich einen jähen Abfall haben. — Während meiner zehnjährigen Beobachtungen hat die Erdoberfläche um Hermannstadt sich beinahe jährlich auf verschiedenen Puncten umgestaltet, und wir sehen somit unter unseren Augen ähnliche Veränderungen im Kleinen eintreten, wie sie vor Tausenden von Jahren auf unserer Erdrinde im Großen sich ereignet und die gegenwärtige Gestalt der Erde hervorgerufen haben. — Es mag und immerhin geringfügig erscheinen, was jährlich die meteorischen Gewässer von den Kämmen der Gebirge ablösen, was die Quellen aus dem Innern der Erde zu Tage fördern und die Ströme in die Meere führen; aber wir dürfen uns diese Wirkungen des Zerstörens und Ablagerns nur eine Reihe von Tausenden oder Millionen von Jahren ununterbrochen denken, um uns einen annähernden Begriff machen zu können, welche verändernde Gestalt unser Erdkörper allmälig annehmen muß. Wir haben hier Gelegenheit, die ungeheuren Resultate zu bewundern, welche in der Schöpfung aus fortwährend wirkenden kleinen Ursachen hervorgehen. Wie viel Großes und Edles würde die Menschheit leisten, wenn sie der Natur diese Beharrlichkeit ablernen möchte. —

Die Lage von Hermannstadt ist sehr gesund, da es von den berangenden Gebirgen ziemlich entfernt liegt und fortwährenden reinigenden Luftströmen ausgesetzt ist. Das nächste Vorgebirge, der Gohrenberg, liegt etwa drei Stunden entfernt. Die nächste Umgebung bietet wenig anziehende Puncte, wenn wir hier nicht den eine halbe Stunde entfernten „jungen Wald" in Anschlag bringen wollen. Dagegen sind die Fernansichten auf die Hochgebirge großartig malerisch und reizend, und nach welcher Himmelsrichtung man sich wendet, immer treten uns entweder waldige Hügel und Berge oder die Karpathenkämme mit ihren himmelanstrebenden Zacken entgegen und

*) Siehe „Faust" Nr. 3 und 8.

Digitized by Google

erfüllen die Seele des Naturfreundes mit Sehnsucht und Wonne. — Wie manchen schönen Augenblick der Erinnerung habe ich genossen, wenn ich von der obern Promenade auf den östlichen Zug der Gebirge blickte, die scharf begrenzten Regionen zählte und mit geistigem Auge die gefahrvollen, aber reizenden Stege verfolgte, wo ich den lieblichen Kindern der seebenbürgischen Flora nachstrebte. Das eben ist das Schöne beim Studium der Natur, daß sie das Gefühl und die Fantasie zugleich anregt. Auf den Höhen, wie in den Thälern, in dem Dickicht der Urwälder, wie auf den baumlosen Triften wird unser Wissen vermehrt, werden wir weiser und edler durch den innigen Verkehr mit der Natur und erquickend ist die Erinnerung solcher Scenen. An jedes dort gepflückte Pflänzchen in meiner Sammlung, an jeden andern Naturgegenstand knüpft sich daher irgend eine Erinnerung, wodurch deren Werth unendlich erhöht wird.

Hermannstadt hat in seiner Lage mit Wien manche Aehnlichkeit, indem jenes eben so frei wie dieses liegt und den Luftströmungen von allen Seiten ausgesetzt ist; denn die Tage oder gar die Stunden, wo dort kein Wind weht, gehören zur großen Seltenheit. Hermannstadt leidet an zwei Uebeln, welchen aber abzuhelfen wäre, wie solchen in Wien längst abgeholfen ist; erstlich fehlt hier allgemein gutes Trinkwasser, da dieses zwar vom Gebirge bei Reschinar, aber in offenen Gräben zur Stadt geleitet und auf diesem Wege mannigfach verunreinigt wird; dann ist die Stadt im Innern sehr kothig, da sie für den gehörigen Abfluß der Unreinigkeiten nicht eingerichtet ist.

Die Umgegend von Hermannstadt ist äußerst fruchtbar und Wiesen, Aecker, Obst- und Weingärten wechseln hier mit einander und entzücken, namentlich im Frühling, das Auge, wenn die Obstbäume in der Blüte stehen und wie mit Blütenschnee bedeckt sind. An Obst finden wir hier mehre edle Sorten, ja mehre Aepfelsorten, welche in andern Gegenden Europa's unbekannt zu sein scheinen und es wäre der Mühe werth, diesem Gegenstande einige Beobachtung zuzuwenden. So haben wir hier den Batullenapfel, Pfarrapfel, Bosapfel, Blauapfel und noch andere Obstsorten, welche mir unbekannt, aber als sehr edel Obst vorkamen. Vorzüglich ist das anderthalb Stunden von Hermannstadt gelegene schöne Dorf Heltau seines trefflichen Obstes wegen berühmt, besonders sind die Kirschen hier von ausgezeichneter Schönheit und Mannigfaltigkeit und in gewöhnlichen Jahren kann man schon zu Pfingsten oder Ende Mai hier reife Kirschen in Menge bekommen, was auf das milde Klima dieses Ortes deutet. Der Weinbau ist bei Hermannstadt sehr untergeordnet und die Weinsorte leicht und sauer. Die meisten in der Nähe von Hermannstadt gelegenen Dörfer bauen den Wein nur aus alter Gewohnheit und bemühen sich nicht, eine Vermehrung oder Veredlung der Reben zu erzielen. Prächtige Wiesen umgeben das Weichbild von Hermannstadt, werden größtentheils vom Zibinsflusse bewässert und führen streckenweise verschiedene Namen, z. B. Fleischhackerwiese, Burgerwiese, Bayerthswiese u. s. w. Viele dieser Wiesen werden dreimal gemäht, Ende Mai, Juli und September, und im Frühling bis Georgi den 24. April, dann nach der Ernte bis zum Eintritte des Schnee's beweidet. Sollte man bei diesem gesegneten Zustande des Landes nicht einen ungemeinen Aufschwung der Viehzucht vermuthen? — was aber leider nicht der Fall ist. Aber wie finden dagegen auch viele Wiesen, welche bloß aus Nachlässigkeit erst im Spätherbst oder auch gar nicht gemäht werden. Es existiren in Siebenbürgen zwar ökonomische und pomologische Gesellschaften, aber dennoch wollten die für dieses Land so naturgemäßen industriellen Zweige: Ackerbau, Weinbau und Viehzucht, bis jetzt im Allgemeinen keinen Fortschritt gewinnen. — Die Obstcultur finden wir hier weniger als Gewerbe oder Industriezweig, als aus Liebhaberei und als Nebensache betrieben. Der Apfelbaum gedeiht in der Gegend von Hermannstadt, wie in Siebenbürgen überhaupt, leichter als der Birnbaum, indem letzterer meistens im Frühling durch die späten Nachtfröste sehr leidet, wobei es an edlen Birnensorten im Allgemeinen hier mangelt. Aprikosen und Pfirsiche wachsen bei Hermannstadt zwar, gedeihen aber nicht besonders und mißrathen nicht selten gänzlich. Melonen, Cucomis Melo L., gedeihen bei Hermannstadt nur in Gärten, die Wassermelone, Cucurbita Citrullus L., so wie der Flaschenkürbis, Lagenaria vulgaris Ser., werden hier nur als Rarität cultiviert. Die Gemüsearten werden ohne besonderen Fleiß angebaut, gedeihen aber, durch das Klima begünstigt, dessen ungeachtet außerordentlich und in großer Menge. Merkwürdig ist es, daß man hier die Erdbeere vom Anfang Juni bis in den Spätsommer hinein auf dem Markte findet, was man nur dem Umstande verdankt, daß dieselbe in den höhern Gebirgsregionen um acht Wochen später als in den niedrigsten Thalgegenden zur Reife kömmt; die Arten sind Fragaria vesca L. und semperflorens Duroeus Duch; diese letztere vorzugsweise in der Tannenregion. Auch die Zimmerterbere, Fragaria elatior Chrp., kommt um Hermannstadt in Hainen und Gebüschen nicht selten wildwachsend vor. Es ist überraschend, auf den Märkten gleichzeitig Erdbeeren, Himbeeren, Kirschen und Kernobst anzutreffen.

Die Erträgnisse des Bodens um Hermannstadt sind nicht genau bestimmt. Nach einigen Erfahrungen entfallen auf ein Joch (16,00 □Klafter) beiläufiges Erträgniß: an Kukurug 2,70 Metzen, an Weizen 2,12 Metzen, an Kesten 1,20 Metzen, an Roggen 1,19 Metzen, an Gerste 0,27 Metzen; wobei bemerkt werden muß, daß kaum der vierte Theil Ackerland und von einer rationellen Bewirthschaftung des Bodens hier noch keine Rede ist.

Die Witterung um Hermannstadt ist zwar nicht rauh zu nennen, aber sie ist sehr unbeständig in Folge der unausgesetzten Luftströmungen und der Nähe der Gebirge, welche letztere wieder auf die Temperatur und Beschaffenheit der Winde von großem Einflusse sind. Die Einwirkung der Winde läßt sich bei Hermannstadt im Frühling am deutlichsten wahrnehmen und die dortigen Oekonomen und Gärtner beobachten gewisse Anzeichen, welche ihnen zum Beginne des Säens oder Pflanzens maßgebend sind. Die Gebirge liegen in einem Halbkreise von Südost nach Südwest in einer Entfernung von 3 — 6 Meilen um Hermannstadt, während gegen Norden, Nordost und Nordwest die Hügelkette sich ausdehnt. Die südöstlichste Kette ist zwar höher und schroffer, aber von Hermannstadt weiter entfernt und somit auf diese Gegend von geringerm Einflusse. Die südwestliche Kette ist zwar nicht so rauh, sondern mehr kuppenartig gebildet, aber ihre Vorberge ziehen sich bis tief in das flache Land hinein und schon dieser Umstand ist hinreichend, um ihren Einfluß auf die Vegetationsverhältnisse zu empfinden, wenn wir auch ihre mehr westliche Lage nicht in Betracht ziehen möchten. Nicht selten schon beim Beginne des März wird der unangenehme, launige Winter durch einen vom Rothenthurmpasse herwehenden Südwind verdrängt, welchem zu Folge dann die vorspringenden Felsenmassen aus den Schneeflächen nengierig herausblicken. Diese Erscheinung nennt man das „Schwarzmachen" der Gebirge, oder man sagt: „Die Gebirge bekommen schwarze Nasen." Dieses Sichschwärzen der Bergriesen tritt in Siebenbürgen nicht selten auch mitten im Winter ein, erregt aber dann nicht das freudige Gefühl als im Frühling, weil so der später einfallende Schnee gewöhnlich einen späten Frühling verursacht. Für Hermannstadt sind hinsichts der Witterung die südwestlichen Gebirge höchst wichtig, denn so lange nämlich auf diesen der Schnee liegt, sind Reif und Nachtfröste die der Vegetation feindlichen Erscheinungen, welche vorzüglich gegen den Morgen und in wenigen Stunden nicht nur die jungen Gartenpflanzen, z. B. Salat, Fisolen u. s. w., sondern auch die Obstblüten und die zarten Triebe der Weinrebe total zerstören. Diese Nachtfröste treten unter diesen Umständen oft noch bis zum 9. und 11. Mai, ja noch viel später ein und sind um so gefährlicher, je später im Jahre sie eintreten.

In botanischer Hinsicht bietet die Gegend von Hermannstadt einen ungemeinen Reichthum von seltenen Pflanzen, welchen sie vorzüglich den nahegelegenen Hammersdorfer Tertiärhügeln verdankt.

Reise-Erinnerungen aus Afrika.

Aus dem Tagebuche von Gustav Adolf Vetter.

(Fortsetzung.)

Jetzt war es mein sehnlichster Wunsch, meinen Bruder an meiner Seite zu haben, der hätte gewiß nirgends vorüberziehen können, ohne sich in seinem Skizzenbuche sowohl diese Ansichten, als auch einzelne pittereske und charakteristische Gruppen der höchst originellen Bewohner zu fixiren. Noch vor Abend erreichten wir das Ziel und langten in Medeah an (76 Kilometres südlich von Algier). Die Stadt besteht noch aus den alten maurischen Constructionen und bietet einen bizarren Anblick. Ein römischer Aquäduct in doppelten Arcaden-Reihen reicht bis dicht an die Stadt. Ein baufälliges altes maurisches Haus dient als Unterstand für Fremde. Schücktern nahte ich mich meinem Bette, wo ich nach des Consuls Instruction Scorpion-Visitation hielt, sagte dann die zahllosen Mücken aus dem Zimmer, schloß das Fenster und warf mich müde auf das Lager, wo ich aber vor Stechen und Beißen der berüchtigten afrikanischen Wanzen keine Minute schlafen konnte. Zum Glücke war Mondenschein, und ich wußte mir keinen

Digitized by Google

andern Rath, als mit einem Bettuche über die gefährlichen Holz-Galerien der Arcaden zu wandern, das Tuch sorgfältigst zu reinigen, mich darin einzuwickeln und in den Hofraum zu gehen, wo ich drei weiße vermummte Gestalten umherwandeln sah, die mich fast zur Flucht getrieben hätten, als mir einer meiner Reisegefährten erklärte, daß sie aus derselben Ursache ihre Gemächer verlassen mußten. Wir fanden eine Gattung Stall, worin wir vier Flüchtlinge uns niederstetzten und den Rest der Nacht ruhig schliefen.

Es war Freitag und daher ein zahlreicher Besuch aus der ganzen Umgebung zum arabischen Markte. Die Eingeborenen bringen ihre künstlichen Gewebe und kaufen sich dafür Leinwand ein. Die Zouaven bringen ihre selbst erzeugte Seife, die Mouzaias ihren trefflichen Tabak. Sie bringen eingefangene wilde Thiere zu Markt, Strauße und Straußeier, Häute, welche in den alten Gebäuden der Eingebornen hier in Medeah gegerbt und gefärbt werden. Sie bringen Pferde, Kohlen, Salz aus den Bergen, Gartenproducte ꝛc. und auch Kupfer aus dem Bergwerke zu Mnaaia. Neger sitzen an den Häusern, Kebbe und Schahe verfertigend. Ein malerisches Bild stellt sich den Augen dar, und noch seltsamer wurde es, als eine zahlreiche Caravane herangezogen kam und die Waaren ablud. Ich durchwanderte den Markt und kaufte mir einige leicht transportable Andenken. Wie gerne hätte ich von den vielen interessanten Gegenständen Manches in die Heimat zu nehmen gewünscht!

Einen unangenehmen Eindruck machten auf mich die Schlangenbändiger, welche sich dabei sehen ließen, und mit Pfeifen von Schilfrohr und den rasselnden Tambourinen Lärm machten; es sind meistens Kabilen und Bewohner der feindlichen großen Kabilie, welche ihre Künste producieren; der Andrang der Neugierigen um den Schauplatz war so groß, daß ich nur mit großer Mühe zusehen konnte. Diese Leute werden von den Eingebornen als heilig verehrt, gelten für Heb- und Schutzfest, geben sich mit der Heilkunde ab, und verkaufen Amulette gegen den bösen Blick und die bösen Geister. Die Vorstellung hatte mit Gesängen auf dem Koran begonnen, die allmälig immer wilder wurden. Der Kabile läuft bald nackt im Kreise umher, steht den Proseten um Beistand an, preiset das Feldherrntalent Abdel-Kader's ꝛc., dann gleicht sein Wesen einem Wahnsinnigen; er sticht sich Nadeln durch die Backen in den Mund, durch die Haut des Oberarmes und der Waden und läuft so mit Nadeln gespickt umher. Die stark blutenden Wunden reibt er dann später mit Salz und sammelt Geld ein. Die kleinen Oeffnungen der mit Schlangen gefüllten Behälter dreht der Kabile langsam der Sonne zu, entfernt den Deckel, worin die Oeffnungen sind, die Thiere stecken die Köpfe empor und winden sich heraus, und nach Kurzem wimmeln sie von allen Seiten auf dem Boden umher; er wählt sich dann einige heraus, stellt sie auf den Schwanz, beginnt einen Tanz, wobei die Schlangen dem unter sie gehaltenen Stabe folgen, läßt sich und einige Araber-Knaben gänzlich von den gezähmten Thieren umwickeln, und es endet die Production unter Jubel und Beifallsgeschrei, daß es mir Angst dabei wurde.

Nachdem ich mir Führer beim arabischen Chef anwarb, trat ich am folgenden Morgen meine Reise gegen Bogbar an, theils zu Fuß, theile auf einem Maulthiere oder einem Kameele.

Den Abend benützte ich noch dazu, dem Ablösen der Wachen in Medeah beizuwohnen; täglich Abends ist auf dem Hauptplatze so wie in Algier und Blidah die französische Musikbande hörbar. Diesen Abend zogen die afrikanischen Spahis von der Wache ab, die Kapuzen ihrer weißen Burnousse über den Turban gezogen; sie saßen in vorgebeugter Stellung, die dem orientalischen Reiter eigen ist, in ihren hohen Sätteln. Die dunklen, umherrollenden Augen, die aus der weißen Kapuze hervorleuchteten, zeigten, daß reges Leben in ihnen vermummten Gestalten wohne. Gerade und aufrecht in imposanter Haltung saßen dagegen die französischen Chasseurs d'Afrique, noch ohne Mäntel, in blauen Waffenröcken mit gelben Kragen und Aufschlägen, diese viel erprobten tapferen Reiter. Deutsche trifft man immer darunter, welche sich aus der legion étrangère dazu rekrutieren. So muthig und wild die arabischen Hengste sind, so sehr lassen sie sich durch die Geschicklichkeit der Spahis dressieren, denn sie können ihre Pferde ganz frei umhergehen lassen, während die der Chasseurs mit dem Vorderfuße an lederne Riemen gebunden werden. In ganz Algerien haben sich nach und nach ungefähr 5000 Deutsche etablirt, wovon der größte Theil Handwerker oder Bauern sind; ein großer Theil derselben kommt aus der Fremdenlegion und ist nach überstandenen Strapazen der Dienstzeit an Ort und Stelle geblieben. Nur Wenigen dieser Abenteurer ist es geglückt, zu einer bedeutenderen Militär-Charge sich emporzuschwingen, und von den jetzt noch Dienenden hat es nur Einer bei der ersten Legion zum Obersten gebracht; die meisten Uebrigen, obgleich mit dem Kreuze der Ehrenlegion geschmückt, nehmen den Abschied als Sergeanten oder Unterlieutenants nach 7 martervollen Dienstjahren.

Am frühen Morgen folgte ich mit pochendem Herzen meinen arabischen bewaffneten Führern. Freude, Bangigkeit, Neugierde, Neue, kurz alle möglichen Gefühle gestalteten sich in meinem Inneren auf eigenthümliche, nie gefühlte Weise; doch die Freundlichkeit meiner vermummten Begleiter verscheuchte meine Sorgen recht bald und wir wanderten unter mimischen Gesprächen, die natürlich nicht sehr unterhaltend waren, bis wir gegen Abend auf einem Berge eine Moschee im Wald erreichten, wo wir das erste Nachtlager hielten. Es war eine dunkle Nacht, so daß man kaum die Zacken der nahen Berge, die sich auf dem lichteren Hintergrunde ausschnitten, deutlich sehen konnte, aber im prächtigsten Glanze funkelten die Sterne, auch aus den nahen Büschen blitzten Tausende von Leuchtkäfern. Anfangs, als wir uns in die kleinen Ecken der Moschee in Mäntel eingehüllt hinkauerten, herrschte eine lautlose Stille, doch bald erschall von der Ferne das heisere, dem Geheule hungeriger Hunde gleichende Gebell der Schakals und Hyänen zu uns herüber und verkündete nur zu deutlich, daß wir auf Afrika's Boden uns befanden. Ein fast betäubender Wohlgeruch quoll von den Orangenbäumen, von Myrthen und Aloen, die um die Abhänge der Berge zu Tausenden stehen, zu uns herauf, und selbst der Rauch des Feuers, das später von einem meiner 6 Begleiter angezündet wurde und durch Myrthenstämme und Reiser genährt ward, roch wie Weihrauch. Diese Wärme war ein Bedürfniß, denn mir war, als ob die Hitze des Tages mir den ganzen Wärmestoff aus dem Körper gesogen hätte. Der Stand des Thermometers ist gewöhnlich im Juli 34—36 Grade, und zur Nachtzeit 11 bis 13 Grade. Mich fror wie im Herbste auf meinem Bodensitzchen zu Neuwaldegg, wenn wir 2 oder 3 Grad Wärme haben. — Nun erschien der Mond und bald darauf vergaß ich alles Irdische.

Des andern Morgens, als wir eine ziemliche Strecke waldeinwärts kamen, trat an die Stelle des wunderbaren Duftes ein unangenehmer Dunst, der immer intensiver wurde, je näher wir zu einem durch Mimik bezeichneten Orte kamen; aber eben dorthin wäre es ein Wagestück gewesen, hindurch zu kommen, denn der Rauch des Erdpechs (bithume), welches siedend aus dem Schiefer dringt, die zunehmende Hitze, die hohen Gesträuche und Schlingpflanzen aller Art machten es unmöglich. Auf der andern Seite zwischen dem Gebirge ist eines der Warmbäder (eaux thermales) deren es so viele gibt, und welche in der Temperatur sehr verschieden sind. Das Bab-Hamman Kirba, wo ich auf der Route von Blidah nach Miliana vorüberkam, war bei den Römern unter dem Namen Aquae Calidae bekannt; die römischen Ruinen der dort bestandenen Colonie sind auf den Höhen zerstreut; über der heißen Quelle besteht dort noch die antike Schwitzstube aus Stein. — Im Jahre 1844 etablirte dort Dr. Malle ein Spital für 30 Militärs; nicht weit davon ist eine Quelle mit den Bestandtheilen des Selterwassers. — Im Ursprunge des Bades von Hammam el Maskoutin hat nach der neuesten Beobachtung das Wasser 76° Réaumur, so Fleisch in wenigen Minuten gekocht werden kann.

Ich war froh, als wir einen Pfad rechts einlenkten und auf eine der reizendsten Aussichten kamen, wo wir uns lagerten. Meine Taschen waren voll mit Orangen, Feigen und Johannis-Brot; ich preßte davon den kostbaren Saft in meinen Federbecher und feuchtete mein schon ziemlich hartes Algierer Weißbrot damit an. Schön gefiederte Vögel kamen von allen Seiten, uns Gesellschaft zu leisten, und setzten sich ganz zahm auf die nächsten Palmen und Gesträuche; Schade, daß die Natur diesen schönen Geschöpfen den Gesang versagte. Ganze Colonien von Störchen trafen wir allenthalben; 5 oder 6 dieser langbeinigen Thiere brachen nicht weit von uns auf dem Gebüsche heraus und waren im Begriffe, eine Gesellschaft von Schlangen zu verfolgen. Zwei meiner Begleiter feuerten ihre langen Rohre ab, mit war es leid, denn ein schöner Storch blieb auf dem Platze. Ein anderer Begleiter machte mit dem Zeigefinger eine Rotations-Bewegung, und wies auf einen weiteren Punct hin, wohin wir nun auch aufbrachen, und nun erst verstand ich die Mimik, denn einige Schlangen wanden sich auf hohe Binien empor; ich zögerte vorüberzugehen, doch gaben sie mir zu ver-

Digitized by Google

stehen, daß es keine Gefahr gebe; sie sind unschädlich, nur muß man die Vorsicht gebrauchen, wenn sie sich quer über den Weg legen, was sich auch öfters ereignete, daß man behufsam darüberstieg. Unheimlich war es, wie sie ihre Köpfe von den Bäumen wegstreckten und auf und ab schwenkten; meine zwei Jäger hatten aber eine sichtliche Freude darüber und waren allem Anschein nach von dem Benehmsstein durchdrungen, die Schlangen erkennen sie als Lebensretter; wahrscheinlich hielten sie das Kopfnicken für Beifallbezeugung und Dank. — Eidechsen und Chamäleons ergriffen die Flucht, wo sie uns ersahen. — Jetzt kam die gefährliche Stelle, wegen welcher meine Führer bewofsnet waren; es war ein schmaler Weg, der sich rechts um eine Felsenwand schlängelte, links ein grofses, aber wasserarmes steiniges Flufsbett, von wo aus Löwen, Panther, Leoparde und Luchse oft bis an die Meereslüfte hinabsteigen. Doch hald hatten wir die Gefahr im Rücken und noch hatten wir einen Berg hinanzusteigen. Wir übersahen die Gebirge bei Massafran, Boubouaon und Harrach, die Wälder von Sumata, von B'Cued-Derda, und b'Ait-Tordoun, vor uns die Wälder von Boghar, und die beschneiten Gipfel des Djerdjera und des grofsen Atlas; die Namen schrieb ich mir nach der Explication eines meiner Begleiter auf. — Rechts davon liegt die unübersehbare Sahara, obwohl noch in einiger Entfernung, aber mittelst meines ausgeborgten Fernrohres bemerkte ich die dunklen Flecken, die Oasen, welche sich bis in den reinsten Horizont verlieren. Die Wüste zu überblicken, erregte in mir ein unbeschreiblich banges Gefühl, ich konnte kaum den Anblick ertragen. Es herrschte eine allgemeine Stille und mir war, als ob ein tiefer, immer dauernder dumpfer Ton hörbar wäre, der das ganze Gemüth durchdrang. Wie begreiflich ist mir jetzt die herrliche Musik der Wüste von Zelliers David, wie charakteristisch sind in der Overture die langgehaltenen, dumpfen Töne des Contrabasses, die sich wie langsame Caravanen allmälig im Crescendo näher bewegen, hörbarer werden, bis endlich die Freude der überstandenen Gefahren vorgestellt ist! — So sah ich auch die Sonne vom Horizont der Wüste herausfliegen und erinnerte mich genau, dieses Schauspiel schon aus diesem grofsartigen Tonstücke zu kennen. — Besser haben noch wenige Compositeurs einen Moment wiedergegeben, wie David den Aufgang der Sonne; die Violinen ganz allein, mit Sordinen gedämpft, fünkeln die ersten Strahlen, jetzt kam das unvergefsliche Crescendo, welches hervorgebracht wurde durch allmälige Wegnahme der Sordinen von 8 zu 8 Tacten, bis sich endlich die ganze Kraft entwickelte, das Orchester fortissime einstimmte, und unter donnerndem Beifallsrufe und allgemeiner Rührung diese herrliche Moment wiederholt werden mufste. Ich war damals ebenso ergriffen wie jetzt, und erinnere mich, daß ich, als ich bei den Productionen mitwirkte, Mehreren im Orchester bemerkte, welche daß nun herrschende hohe Salon-Gefrg ganz ausser Acht liefen und ans Rührung weinten. Warum führt man diese wunderbare Composition dem Publicum nicht wieder vor? Fürchtet man etwa, daß ein einflufsreiches hartes, politisches Salon-Herz in der Wüste erweicht würde? Hier dürfte man wohl nicht zögern, diese Wüste sogar als schmeichelhaften Spiegel der obersten Schichten der menschlichen Gesellschaft Manchem zum Hineinsehen vorzuführen!

Bevor man Boghar wieder erreicht, trifft man auf grofse Heerden von Schafen, welche von einer Anzahl Beduinen geführt werden, die in immerwährender Aufmerksamkeit sein müssen, daß die beständig umherstreifenden Geier und Aller wenig Raub begehen können.

Bevor ich meine Rückreise antrat, sollte mir noch die Ueberraschung werden, den Original-Samum zu fühlen, der im Juli gewöhnlich einmal, manchmal auch zweimal die Woche die Bewohner heimsuchet, welche die Berge ris-à-ris der Sahara bewohnen. Ein heifser Dunst kommt von der Wüste herüber, der immer heifser und heifser wird, bis das Thermometer gewöhnlich 42—43 Grad zeigt; meine Begleiter liefsen mich auf die Erde legen und bedeckten mich mit einem ihrer Bournousse. So lagen wir beinahe 1½ Stunde, bis die gewöhnliche Temperatur wieder eintrat und wir beraufwollten wandern konnten, wo es allmälig angenehmer wurde. — Die Temperatur ist in nicht gar grofsen Zwischenräumen der Entfernung ganz verschieden, in einigen Gegenden milde, so daß man an gewissen Puncten gar nicht glaubt, in Afrika zu sein, z. B. die herrlichen Gesträuche im Zell und der Sahhel, umgeben von den dichtesten Laubgängen, wo man Erquickung findet nach einer beschwerlichen Tour in der brennenden Sonne. Ebenso ergnicken ist es an der Meeresküfte; — auf den Gipfeln des kleinen Atlas kühl, während an dessen Fufse unerträglich heifs. Der Himmel ist vom April bis October beständig heiter; der darauf folgende Winter, in welchem der Regen nicht beständig anhält, aber ergiebig ist, währt 60 bis 70 Tage, begleitet von oftmaligen schweren Stürmen und Gewittern.

(Schluß folgt.)

Drei Weihnachten.

Aus dem Leben einer Künstlerin.

Novelle von Alexander Palazzi.

(Fortsetzung.)

„Ich finde vor acht Tagen meine Stimme nicht."

„Schreibe unserem schiefbeinigen Intendanten, ich habe Dich in einem Anfall von Othellolaune erstechen wollen, vielleicht löst er dann meinen Contract; meinen Bart hat er sich endlich entschlossen, hinunter zu schlucken."

„Schade, daß er so lang und dünn ist, er könnte in diesem Falle für einen mit Pferdehaaren gefütterten Ball gelten."

„Tenorist, um Gotteswillen keinen Witz, Du tiefest Sie immer so fadenscheinig, wie Dein Haupt, das früher so goldgelockt war."

Zwiefelto wurde ärgerlich, denn eben weil jedes Haar auf seinem Haupte bereits gezählt war, so zeigte er sich höchst empfindlich, wenn Jemand über die geringe Anzahl derselben zu spotten schien.

Schweigend und nur manchmal durch ein hingeworfenes Wort oder ein trübes Lächeln an der Unterhaltung theilnehmend, saß der dritte der Gefährten, der Capellmeister Kolbert am Tische. Seine Gestalt schien noch gekrümmter, seine hohe, breite Stirne noch erhöhter, denn sein Haar war recht spärlich und schon stark mit Grau gemischt worden.

Der Mann mufste viel gelitten haben.

Seine karfatische Laune, die immer um die Mundwinkel ihre Purpelbäume schlug, war von ihm gewichen, alle seine Stacheln waren ihm entfallen, er war ermüdet bis in das Innerste seiner Seele. Manchmal schien er gar nicht theilzunehmen an dem Gespräche um ihn her; er war in Sinnen still verloren, und wenn man ihn oft rasch anfprach, so schrack er zusammen und wufste nicht, wovon die Rede war.

Auch diese Periode der Zerstreuung und Selbstverlorenheit war in dieser Weihnacht, wo wir ihn wieder gefunden, bereits abgethan und jetzt war er nur mehr ein bleicher, melancholischer Mann.

Er war einmal so freudig, frisch und lebenskräftig, der sich mit Andern über sein eigenes Gebrechen lustig machte, den nichts anfechten konnte, der nur seinem Ideale der Kunst, dem himmlischen Weibe, lebte.

Hätte er sich doch nie dem Irdischen zugewendet!

Wie die drei Mitglieder des Hofstheaters mit ihrem aufgefrischen Schlafzinge von Bernershausen in der Residenz ankamen, da wurde bei einer einfachen und sehr ehrenwerthen Familie ein hübsches Stübchen gemiethet, Käthchen dortbin gebracht und mit hübschen beschiedenen Kleidern versehen, wie sie einer Bürgerstochter zukommen. Sie feyrte sich auch recht darüber, nur nicht über die Schade, in denen sie sich höchst unbedaglich fühlte, da sie nur schwere Holzschuhe und die nie satten gertagen hatte. Dann wurde bestimmt, daß nur Kolbert, als der Unbedenklichste seiner äußeren Erscheinung nach, sie besuchen und unterrichten sollte, denn man wollte ihr Talent im Stillen heranreifen lassen; die Musikwelt sollte mit einem Male eine Künstlerin vor sich haben, von der sie bis dahin noch keine Ahnung gehabt.

Der Capellmeister, ein tüchtiger Musiker aus der besten Schule mit einer vorzüglichen Lehrmethode, widmete dem Mädchen jede freie Stunde und strengte sie an, so weit es ihre Kräfte nur immer zuliefsen. Diese seltene Klangreine Stimme entwickelte sich auch zum Erstaunen des Lehrers, der von Zeit zu Zeit sich des Vergnügen machte, sich an der Ueberraschung seiner Genossen zu weiden, wenn er manchmal seine Schülerin vor ihnen singen ließ. Man wollte ihr noch andere Lehrer halten, um sie in Sprachen und anderen Wissenschaften auszubilden, allein davon wollte sie nichts hören; ihr ganzes Glück lag nur im Singen, dazu hatte sie die Natur bestimmt, alles andere war ihr gleichgiltig, lästig, verursachte ihr Langeweile und Ueberdruß im höchsten Grade. Sie schlief bei den Lectionen ein und hatte bei der nächsten richtig ihr Lehrbuch verschenkt, verloren, oder auch zerrissen, je nach dem Grade des Unmuthes, der sie ergriffen.

Die Meister waren nicht mehr zum Wiederkommen zu bewegen, und die hoffnungsvolle Primadonna brachte es im Lesen bis zur Mittelmäßigkeit, und im Schreiben so weit, daß sie allenfalls im Stande war, unter einem Contracte etwad hinzumalen, was man so ungefähr für ihren Namen annehmen konnte, ohne aber völlige Gewißheit für diese Annahme zu haben.

Was liegt am Ende auch daran?

Bei einer Sängerin ist Singen, oder nach unseren heutigen Begriffen die Stimme die Hauptsache! Vorurtheil wäre es, auch Ortographie zu verlangen! Wenn sie ein Billetdour schreibt, so wird es der Empfänger schon errathen können, und ist er es nicht im Stande, so wird er schwol so viel Muß besitzen, sich persönlich um den Inhalt desselben zu erkundigen.

Umsonst hat Kolbert seine Schülerin mit Thränen in den Augen, doch ja mehr Aufmerksamkeit, mehr Fleiß auf ihre weitere Ausbildung zu verwenden und sich nicht allein auf die Cultur ihrer seltenen Stimme zu beschränken, sie könne diese verlieren und stünde dann verlassen da.

Dann war Käthchen einen endlosen brillanten Triller in die Luft, lachte wohl ihren melancholischen Lehrer aus und meinte, solch' eine Stimme ginge nicht verloren und wenn auch, so behielte sie als Naine noch ihre Reize.

Da half kein Bitten, kein Ueberreden, sie blieb beharrlich.

Aber Fortschritte machte sie im Gesange, die überraschend, staunens-

Digitized by Google

werth waren, und so überließ denn der Capellmeister mit schwerem Herzen sie ihrem Schicksale, hoffend, daß dieses sie bewahren werde.

Schon nach wenigen Jahren war sie reif, in den Kreis der ersten Sängerinen einzutreten, und nicht lange dauerte es, so glänzte sie als Primadonna, während ihre alte Vorgängerin, gottsjämmerig vor Neid, sich in das Privatleben zurückzog und mit ihrer Pension und ihren Ersparnissen Wucher trieb, auf Pfänder lieh und sich dabei recht gut befand.

Um diese Zeit war es, daß Kolbert, der sich von allen Freunden zurückgezogen, einen harten Kampf mit sich kämpfte. Er liebte seine Schülerin! Die Neigung, die er gleich anfangs zu ihr gefaßt, hatte sich im Laufe der Zeit zu einer gewaltigen, alles verzehrenden Leidenschaft erhoben. Was ihm ein Fremder darüber hätte sagen können, sagte er sich selbst; er erinnerte sich an ihre Augen und ihren Leichtsinn, an sein ernstes Wesen und seine Mißgestalt. Aber wo helfen Vernunftgründe im Kampfe mit der Liebe? und weiß ein sehnendes Herz nicht stärkere Puncte aufzufinden, an die es seiner Hoffnung zerreißbare Fäden knüpfen kann, und weiß es nicht da und dort Beispiele herzuleiten, daß aus solch' scheinbaren Mißverhältnissen doch noch glückliche Ehen entstanden?

Wie er auf diesen Punct mit sich selbst gelangte, wage er es, so eine leichte, oberflächliche Anspielung hinzuwerfen, aber Käthchen gerieth schon bei der Vorstellung eines solchen Verhältnisses in die ausgelassenste Lustigkeit, und Kolbert lachte am Ende mit, während blutige Thränen in seine Seele sanken.

Er verschloß die Liebe in sein armes Herz und ließ das zarte Gefäß von den lodernden Flammen qualvoll verzehrt werden.

Käthchen gab sich zügellos jedem Einfalle, jeder tollen Laune hin und verschwendete mit vollen Händen ihre Gage, so daß sie ungeachtet der bedeutenden Größe derselben nie bis zum Ende des Monats reichte. Auch hier trat Kolbert warnend auf, wurde aber ebenfalls verlacht, und er fing an, sich recht unglücklich zu fühlen, weil er das Mädchen, das er so hingebend liebte, so charakterlos fand.

Der Tenorist versuchte auch sein Glück, aber er war eine zu lächerliche Zierpuppe, als daß er einem anderen Wesen, als einer Modedame hätte gefallen können. Er zierte und schmachtete, fühlte sich unglücklich und sprach immer nur von den zahllosen Eroberungen, die er gemacht, aber es half ihm nichts, er war zu langweilig.

Laßnigg sah in das Treiben und als er einst Cigarren rauchend, bei Kolbert gemächlich auf dem Kanapee saß, sagte er zu diesem:

„Höre Junge, Du dauerst mich! welcher Teufel heißt Dich denn, Dein Herz an dieses Füllhorn von Launen, Eitelkeit und Leichtsinn wegwerfen? Der abgeschmackte Kerl, der Zwiefel, fühlt wie die Gintagsfliege nur für den Moment, und sein Kahnjammer macht mir Spaß. Du aber nimmst die Sache ernst, süßlich Dich unglücklich und wirst unglücklich. Höre einmal, das Mädchen muß mir gehören, dazu ist sie und zum Singen, aber nicht um Dein Weib zu werden."

Kolbert warf einen langen, trüben Blick auf seinen Gefährten, und es lag ein Ausdruck in demselben, als hätte er schon manchmal in das Herz dieses Weibes geschaut und nur Schein getragen, sich die Resultate dieses Forschens klar zu machen; er fürchtete immer Moder zu treffen, wo ihm die Ferne so schöne, farbenstrahlende Blütenkronen ahnen ließ, oder einen verderblichen Wurm in all' den Knospen.

„Ich hoffe, Du nimmst die Sache nicht ernster, als sie genommen werden kann und darf. Das Mädchen gefiel Dir, die werdende Künstlerin war Dein Werk, das schmeichelte Dir, und so verliebtest Du Dich; ich gönnte Dir das Vergnügen, der Kreis Deiner Eroberungen ist ohnedies klein, aber Du stelltest Dich zu gewichtig und wirst ausgelacht, was auch dem Zwiefel geschieht, und der ihm macht es mir Spaß. — Er ist ein Gott und ein Dummkopf, treu seinen Kräuze. Du aber bist ein Mann und ein Genie, Du darfst um solch' ein Mädchen nicht leiden."

„Wer sagt Dir, daß ich leide?"

„Sei ruhig, das kennt man. Mit ihr verheiratet würdest Du mehr als unglücklich, Du würdest elend sein, aber die Rosen zu pflücken, wo sie eben blühen, dazu bist Du nicht leichtsinnig genug. Ich sage Dir, das Mädchen fällt mir zu, für den sie paßt, so lange sie jung und schön ist. Ich sage es Dir, weil ich Dein Freund bleiben will, und Du vielleicht doch am Ende im Stande wärest, Dich eines Weibes wegen mit einem Manne zu entzweien; das paßirt manchmal dem Klügsten."

Laßnigg verließ seinen Freund bald nach diesem Geständniß.

Mit dem ausgesprochenen Vorhaben ließ er nicht lange auf sich warten. Er näherte sich Käthchen mit seinen Bewerbungen, wobei er das

„Tritt den Frauen zart entgegen"

nicht im mindesten berücksichtigte, auch nicht bei und verwogen war, sondern mit überraschender Offenheit zu Werke ging, die Ueberraschte förmlich in Besitz nahm und gleichsam Beschlag auf sie legte. Diese Art und Weise der Bewerbung gefiel ihr, und bald war sie leidenschaftlich in ihn verliebt, hatte auf den Proben und bei den Vorstellungen nur Auge und Ohr für ihn, lebte nur gleichsam für ihn, und besuchte er sie zwei Tage lang nicht, so fuhr sie am dritten ganz gewiß zu ihm und verließ ihn nicht früher, als ihr der Regisseur nach eine Minute gönnte.

Weil er aber ihren Gesang, ihr Spiel auf das strengste beurtheilte, so lernte sie fortwährend mit Eifer, nur nach seinem Beifall strebend, und ward eine tüchtige Sängerin.

Allein Laßnigg fand bald auch im Ballete anziehende Erscheinungen und es kamen Stunden der stürmischen Eifersucht, denen der Baß dadurch ein Ende machte, daß er seiner Primadonna rundweg erklärte, wie er sich nie an ein Wesen binde, und sie fasse somit dem Engagement sogleich verlassen würde, und dann zeigte sie kaum die leiseste Eifersucht. Offene Thränen — geheime Thränen — stille Verwünschungen der Ungetreuen, die man Männer nennt — einige Schminktöpfchen, die dem Kammermädchen an den Kopf geworfen wurden, dann trat wieder Ruhe ein. Und in diesen Wechselscenen, wo wir sie wieder fanden, hatten bereits alle Stürme ausgetobt; die Leidenschaft hatte einer warmen Anhänglichkeit Platz gemacht und sie vergaben sich gegenseitig ihre kleinen Gebrechen.

Kolbert hatte sich aber gehärmt und war immer trauriger geworden, denn wenn er auch vielleicht das Mädchen nicht mehr so heftig liebte, so schmerzte ihn doch ihr Benehmen und raubte ihm alle Lebenslust. Oefter hatte er um seine Entlassung nachgesucht, aber man brauchte ihn zu nothwendig, um ihn zu entlassen, jetzt aber, wo sein Contract abgelaufen war, konnte ihn nichts mehr zurückhalten. Diesen Abend wollte er noch mit seinen Freunden zubringen und am nächsten Morgen seinem neuen Bestimmungsorte zueilen. Diese bevorstehende Trennung, nicht die Feier des heiligen Abends, hatte die Freunde etwas ernster gestimmt, als es vielleicht sonst bei diesen lebenslustigen Charakteren der Fall gewesen wäre.

Zwischen hinein bemerkte eine Canarienvogeldame von solcher Tiefe:

„Einfältiges Bedientenpack, Ihr könnt nur abweisen, wen Eure Herrschaft nicht sehen will; von mir aber weiß sie nicht, daß ich komme, gehe hinein und sagt, der Zeiselmeier ist da."

Bediente und Stubenmädchen lachten überlaut.

Bei dem Namen Zeiselmeier stutzte die Primadonna, Zwiefelio aber lachte und sagte, um nach der Ursache des Lärmens zu sehen, dem erstoll es: „Was gibt's zu lachen, Gottsdel!" und im Momente, wo der Tenorist öffnete, flog der Bediente in seiner Galalivree herein, daß er auf die Erde hinfugelte, während seine Collegin abwechselnd von einem auf das andere Bein balanzirte, bis sie wieder das Gleichgewicht erlangte.

Nun trat, lächelnd und zugleich über sein Werk verlegen, erröthend, die Mütze in rothblauen Fäusten drehend, ein junger Mann ein, dem man den Handwerker auf hundert Schritte ansah.

Er war eine kräftige Figur, und wenn sie aus Thon erwaß in sich selbst zusammengesunken. Auf seinem Gesichte sprach eben kein besonderer Geist, aber eine offene Treuherzigkeit, Gutmüthigkeit und ein gerades Wesen, das wohl öfters etwas plump auftritt, aber doch am Ende auf gutem Samen entsprossen ist. Ein roher Klotz, aber wenn auch nicht zum schlanken, eleganten Spaziersteckchen tauglich, konnte er doch zur derbsäulichen Stütze gemacht werden.

Er stand da da, der Zeiselmeier Nazi, den wir vor Jahren auf dem grünen Kachelofen neben unserer gefeierten Primadonna sitzen gesehen, als diese noch eine barfüßige, fangenbürtige Bauerndirne war.

Einen Augenblick lang schien es, wie von den Strahlen der Jugenderinnerung in Käthchens Augen zu dämmern; es war, als wollten alle Reime in ihrem Herzen junge Wurzeln treiben, als wollten lang und tief schlafende Gefühle die schweren Augenlider wieder öffnen. Allein dieser Moment verwischte bald vorüber; nach dem Frühlingsdurcheinander, der ihre Seele erwärmen wollte, kam sogleich der Frost und zog erstarrend, verherrend durch sie hin.

Sie erkannte wohl den Jugendgespielen, aber die Röthe, welche ein Augenblick der Freude auf ihre Wangen getrieben, ging bald unter in dem Erröthen der Scham. Sie hätte laute Freude empfunden und gewiß gejauchzt, wäre er von sie hingetreten als eine Berühmtheit, als Künstler, Schriftsteller, — somit Einer, aber um Gotteswillen nicht als Handwerker, und Zeiselmeier hatte es nun einmal noch nicht weiter gebracht, als zum fleißigen, tüchtigen Tischlergesellen, der jetzt im abgetragenen Sonntagrocke glühend in Freude und Verlegenheit vor ihr stand.

Ihre Verlegenheit wuchs von Secunde zu Secunde, man sah es, und Kolbert bemerkte es nicht ohne Unwillen, daß sie sich ihres Jugendgespielen schämte. Dieser schien über solchen frostigen Empfang in allen seinen Erwartungen getäuscht und ließ betroffen, er ließ Kopf und Arme sinken und sagte traurig:

Digitized by Google

„Aber Kathi, ich bin's ja. Du wirst mich doch wohl kennen."

„Freilich, Herr Zeisselmeier, aber —"

„Herr Zeisselmeier? — Bist Du so stolz, da soll ich wohl Fräulein zu Dir sagen? Das hab' ich nicht erwartet!"

„Die Zeit, wo wir Kinder waren, ist längst vorbei, und ich will auch, daß sie vergessen sein soll."

„Aber mein Gott, das ist ja nicht möglich. Ich hab' Dich so gern, und lieber als mein Leben, es war mein schönster Gedanke, daß Du einmal meine Frau wirst."

Zwifelio trank eben ein Glas Champagner und brach jetzt bei diesem Gedanken bei ehrbaren Tischherzeffen, der Mann der gefeierten Primadonna zu werden, in krampfhaftes Lachen aus, daß er sich verschluckte und dem Erstickten nahe kam.

„Warum lachst denn der einfältige Komödiant?"

Zwifelio fühlte Anwandlung eines Schlagflusses! Alle Damen nannten ihn ihren Liebling, ihren Abgott, alle Journale nannten ihn den größten Künstler, der jemals existirt, was ihm freilich immer einige Ducaten kostete, und jetzt taucht Jemand auf und nennt ihn einen Komödianten, noch dazu einen einfältigen, und Gottes Welt geschmettert nicht den Ferner, die Erde verschlingt ihn nicht, und lieb nicht einmal die kleinste Erschütterung verspüren?

Lösnig lachte zwar innerlich über das Entsetzen seines Collegen, fühlte sich aber doch veranlaßt, das Wort zu nehmen:

„Hören Sie einmal, würdiger Leimconsument, wie sind alle durch Hofcereet zu Künstlern ernannt und keine Komödianten."

„An Sie war mein Wort nicht gerichtet, sondern an einen Narren, der es über sich vermag, bei dem Schmerz eines Andern zu lachen. Kathi, daß Du mich denn ganz vergessen?"

„Ja bitte Sie, Herr Zeisselmeier, die Kluft zu bedenken, die jetzt zwischen uns befestet, und mich nicht wieder zu besuchen."

„Also so weit ist es gekommen! Nun, vielleicht bereuest Du es, den ehrlichen Handwerker mißhandelt zu haben, wenn Du erkennst, was eigentlich Deine sogenannten Künstler werth sind. Zwei Tage bin ich erst in der Stadt, aber ich habe schon viel gehört, was ich nicht glauben wollte."

„Hinaus, ich will nichts mehr hören!"

Diese sornvoll aufgestossenen Worte der Künstlerin schienen dem Bedienten, Kammermädchen und Zwiefel-Zwifelio ein Signal, ihrer Rache zuzu thun, und die alle Orte beförderten den Liefergeflissenen, der keinen Widerstand leistete, durch das Vorzimmer vor die äußere Thüre.

Katharina glühte in heftiger Aufregung.

Aber weit entfernt, sich abzukühlen, trank sie rasch noch einige Gläser Champagner und sprach erbittert gegen das Bauernvolk, das rücksichtslos überall einzudringen begehrte, ohne einen Unterschied von Ernst und Zeit zu machen.

Da schlug es drei Viertel auf Zwölf und es war hohe Zeit, nach der Hofkirche zu fahren.

Kolbert reichte ihr die Hand zum Abschied, denn seine Zeit war gemessen; sie sah ihm eine Secunde lang in die treuherzigen Augen, dann schloß sie ihn in die Arme, küßte ihn bewegt und sagte:

„Leb' wohl, Kleiner, Du bist doch die treueste Seele."

(Schluß folgt.)

Die Meer-Fee.

Ein Jüngling löset am Strande
Den Nutengeschaukelten Kahn
Und treibet vom Heimatlande
Hinaus in die wogende Bahn.

Er fasret in das sichende Schäumen
Der wildempörten See,
Im Auge ein düsteres Träumen,
Im Herzen tiefes Weh.

„Heran! heran denn ihr Wogen,
Und nehmt mich in eure Hand!
Die Liebe, die mich betrogen,
Sie treibt mich zu euch hinaus."

Da taucht empor aus dem Schaume
Die Fee mit dem bleichen Gesicht —
Ein Bild aus höheren Traume —
Die bodenvoll zum Jünglinge kreicht:

„Ich hab' die beglückere Erde,
Die Schwester mit lachendem Grün,
Auf hellen schnellenden Pferde
Hollkammernte Rosen ihr glüh'n."

„Sie weigt sich in Lust und Entzücken,
Doch mir in dem düsteren Haus.
Das duftige Blumen nicht schmücken,
Mir tönt nur der Wogen Gebraus."

„D'rum zieh' ich aus ihren Wonnen
Herab in mein Haus voll Gram'n
Nur die sich im Glücke noch sonnen,
Und liebend die Erde schau'n."

„Doch Dich, der im wunden Herzen
Nur trägt ein gebrochenes Bild,
Dich soll' ich mit Deinen Schmerzen
Die lachenden Erde zurück."

Und bäher und bäher schwellen
Die Fluten gegen den Strand
Und bringen den kranken Gesellen
Zurück an das sichere Land.

Wien. Moriz Markl-Werner.

Ruine Rauhenstein.

Von Wilhelm von Meyerein.

Allenthalben rühmt man sich zum Festzuge gegen die Romantik. Literatur, Industrie und geselliges Leben stellen zahlreich ihre Mannen und Fleiß ist das Losungswort der Gegner. — So lange aber die alten Burgen des Mittelalters noch nicht vollends zerfallen sind, so lange sie noch ihren unverwandten Zauber auf das Gemüth üben und als Zeugen hoher Mannesthat der Bewunderung unserer Tage sinnen zu Lust, so lange ist nicht alle Romantik geschwunden. — Mag eine Landschaft an sich noch so reizend sein, hat alte Germaner auf dem ragenden Felsen ist ihrer Krone, und es ihr verdienen wollen, bleibt es alter Poesie entbehren; — dient doch auch eine Narbe nur zur Verschönerung des männlichen Angesichts und ist doch immer ein Zeichen, sei es bei Naturschönheiten oder Kunstwerken, des Elegische darin vorhanden hat, was uns rührt und ergreift. Aber dritte auch nie, über dem Schutte der Vergangenheit auf geistige Todter schauend, den Frieden der Natur dort wandeln zu sehen, ohne Wehmuth und Schrecken, die über diese Stätte hingegangen, sie recht gewiß, gewaltig hatten! —

Wer folgt nun auf unserer romantischen Wanderung? Es geht durch das rebenumkränzte Land an's Heerenthal und nach Bergzabern. Von dem Dampfwagen der Eisenbahn um die Schneefelsmassive der inneren Stadt hinter uns und wollen die beide Stirn in der kräftigen, harzdurchzuteten Waldluft kühlen. Da schlängelt sich das klare Schwarzbächlein an uns hochgerben hin; eine hohe Doppelallee führt lange bei Hirsi zu dem Heimathlichen und in einer Villa gleichenden Brauhause, über welchem das Ziel unserer Ausflüge majestätisch emporragt. Wir aber haben genug? — Ein freundlicher Wirt, selbst eine wandelnde Ruine, der unsere Nahrungslosigkeit gewahrt, entreißt und bereitet, unsere Ruhe zu stören. Wir aber, sagte er, der Ort sei wohl lauwig und wisse davon mehr zu erzählen, als der Meyner oben, der die Steine des Burgwegs verstehe. Wir widerstehen und folgt gerne seiner Führung und singen über das zweite gastliche Felsschloß zwischen Hirsi und Bergzabern. Dasselbe vor wir zu dem Wälchen gelangten, aus dessen Dammerung die Reste des ehemaligen Thorthurms hervorsehnten, überblickten wir noch von einem Wiesenabhang den vorliegenden Thalgrund. Nur schwach drangen die Laute des regsamen Tages herauf; Hundegebell aus dem kleinen Gehöfte, Aufschlag vom Walder der mit ferner Wagengerassel auf der Straße nach Heiligenkreuz unterbrochen von Zeit zu Zeit die feierliche Stimmung; dazu franselten sich blaue Rauchsäulen über den Thälern und ein Raubvogel spielte vorüber den Höhen des Lindlegle an, an dessen von der Schwachheit bekrönten Fuße der herrliche Herzasteig, die Weinburg, sich bleudend vom Waldesdunkel hebt und hebt. Von den bläulichen Vorgebirgen zwischen Landau und Wissel zu dem dreifeitigen Thurme der älteren Schwesterburg Rauhenek empor, von diesen schimmern sich die weitere Aussicht über die ungeheure Ebene bei allen Panoramen bis an's Teutoburgebirge reichlich.

Auf dieser Thurmspitze," erzählte unser Alter, „wurzelte noch vor einigen Jahren eine Föhre, an welche sich die Sage von dem Burggeiste knüpfte, der wimmernd die Mauer umwandelte und alljährlich von Thurm zu Thurm herzog, wie heute noch das Baumchen geschaukelt, wenn aus dessen Nähe hervorgeht, eine Klage für seinen Befreier gejammert werden sollte."

Gleichsam regte sich in der angedeuteten Richtung gleichzeitig eine dunkle Gestalt, sie bewegte sich an den Zinnen hin und trug eine Art Waffe in der Hand. Da sich aber bald als ein Fremder erwies und die Illusion zerstörte. „Hier," fuhr der Alte fort, „hat sich im 12. Jahrhunderte der Stammsitz der mächtigen Luxemer, deren Name schon unter Karl dem Großen als „Schred der Sachsen" bekannt genug war, befunden. Von hier, um den Gingang des Thales gegen die Buschritter zu bewachen, die in der Nähe von Wissenor Raubzüge und Plünderich von Thurm zu Thurm herzog, wie heute noch das Baumchen geschaukelt, wenn aus dessen Nähe hervorgeht, eine Klage für seinen Befreier jammert werden sollte."

Gleichsam regte sich in der angedeuteten Richtung gleichzeitig eine dunkle Gestalt, sie bewegte sich an den Zinnen hin und trug eine Art Waffe in der Hand. Da sich aber bald als ein Fremder erwies und die Illusion zerstörte. „Hier," fuhr der Alte fort, „hat sich im 12. Jahrhunderte der Stammsitz der mächtigen Luxemer, deren Name schon unter Karl dem Großen als „Schred der Sachsen" bekannt genug war, befunden. Von hier, um den Gingang des Thales gegen die Buschritter zu bewachen, die in der Nähe von Wissenor Raubzüge und Plünderich von Thurm zu Thurm herzog, wie heute noch das Baumchen geschaukelt, wenn aus dessen Nähe hervorgeht, eine Klage für seinen Befreier jammert werden sollte."

Gleichsam regte sich in der angedeuteten Richtung gleichzeitig eine dunkle Gestalt, sie bewegte sich an den Zinnen hin und trug eine Art Waffe in der Hand. Da sich aber bald als ein Fremder erwies und die Illusion zerstörte. „Hier," fuhr der Alte fort, „hat sich im 12. Jahrhunderte der Stammsitz der mächtigen Luxemer, deren Name schon unter Karl dem Großen als „Schred der Sachsen" bekannt genug war, befunden. Von hier, um den Gingang des Thales gegen die Buschritter zu bewachen, die in der Nähe von Wissenor Raubzüge und Plünderich von Thurm zu Thurm herzog, wie heute noch das Baumchen geschaukelt, wenn aus dessen Nähe hervorgeht, eine Klage für seinen Befreier jammert werden sollte."

Gleichsam regte sich in der angedeuteten Richtung gleichzeitig eine dunkle Gestalt, sie bewegte sich an den Zinnen hin und trug eine Art Waffe in der Hand. Da sich aber bald als ein Fremder erwies und die Illusion zerstörte. „Hier," fuhr der Alte fort, „hat sich im 12. Jahrhunderte der Stammsitz der mächtigen Luxemer, deren Name schon unter Karl dem Großen als „Schred der Sachsen" bekannt genug war, befunden. Von hier, um den Gingang des Thales gegen die Buschritter zu bewachen, die in der Nähe von Wissenor Raubzüge und Plünderich von Thurm zu Thurm herzog, wie heute noch das Baumchen geschaukelt, wenn aus dessen Nähe hervorgeht, eine Klage für seinen Befreier jammert werden sollte."

Digitized by Google

wollte. Manche Blätter waren ausgerissen; man weiß es nicht, ob es eine geheime Censur gethan oder ob sich damit gieriger Autographensammler zu bereichern gesucht; andere waren mit Fragezeichen besudelt, und so behältlich sich hier wieder ein Vandalismus, welchem die von einem Kunst- und Alterthumsfreunde in diesem Buche vorgezeichnete edle Richtung umsonst zu steuern strebte. — Nachdem wir uns im Sinne des wiedrigen Ernstes verewigt und dem Vogte unserer Obdusi in die Hand gedrückt hatten, begannen wir den 63 Fuß hohen Hauptthurm zu erklimmen, dessen Dunkelheit im Innern und der durch die Schießscharten einfallende Licht nothdürftig erhellte und dessen unter dem zerstörten Fußboden verschüttete Treppe vielleicht das Burgverließ gewesen war.

Freistehend boch sich auf den Zinnen die Wand; von dem Schnitthaufen hinunter ging der schwindelnde Blick über das regnerische Rundbild und der Gedanke an die Schrecken und Drangsale, welche im Laufe der Jahrhunderte diese Gegend heimgesucht, breitete einen eigenen Zauber darüber, der durch die weiteren Mittheilungen unseres Führers/ihn noch erhöht werden ließen.

„Verschieden," begann derselbe wieder, „waren die Schicksale dieser 700jährigen Mauern, die ursprünglich größer, sich immer wieder wie jener sabelhafte Vogel freizog und ihren Schutt erhoben und die Spuren der Jahrhunderte verwischten sowie warm und wie die Geschlechter, welche sie, bald zum Segen, bald zum Fluche der Umgegend bewohnten. Den wichtigen Turs'enen folgte im 15. Jahrhunderte ein wildes Raubvolk, welches nach Erstürmung der Veste von hier aus das ganze Land in Schrecken setzte, so zwar, daß selbst die Stadt Wien Tribut zahlen mußte. Am schrecklichsten hauste ein gewisser Tann (1408) und gleichzeitig an Raubsucht der Ruprechter Stolzing, Burggraf von Mühling, von der entsetzlichen Grausamkeit nicht zu schildern. — Es war im Jahre 1466, als die Kaiserin Eleonore, die Gemalin Friedrich's IV., nach dem Gebrauche der Bayern-Herzoginnen hier vorüber nach Neustadt zurückkehren wollte. Da setzen die Knechte des wilden Ritters auf der Veste Burgwarten, stürzten die Geistige nach dem kais. Kammerwagen, welche Frechheit sie jedoch theuer büßten, indem alsbald Reisige mit schwerem Geschütze von Wien anrückten und das Berzschloß nach langer Gegenwehr zum Falle brachten. Wen da nicht ein eisiger Tod ereilte, der wanderte in den tiefen Pfleger (Burggasern) auf Raubenstein, bis es nach dem Tode des Eginud Gottermaier, der es 1592 von der Kammer erstanden und von dem das verwaiste Gutsherrschaft am Wienerberge den Namen führt, an die edlen Geschlechter eines Sauer, Cantrini und Rudolphi kam."

In sinnenden Anschauen versenkt, auf die stille Fahrstraße und einsamen Thalwege blickend, die schauerliche Vorzeit des Mittelalters hintraumend, fühlten wir kaum die Flammenglut, mit denen uns der Mittagssonne zusetzte, bis uns der Ruf: Mittag! bedeuten, nach einiges Denkwürdige zeigen zu wollen, hinabzog. Da standen wir im dritten Burgboden, in welchen die breiten Fenster der eigentlichen Beschaffung mit teeren Angenlöchern hineinstarrten, wenn nicht die Gitterstäbe unter so manche Epaulet, wenn deren zierlichen Kreuzgewölbe noch die Trachtene haben, und daselben und dann auf einem freien, mit Ringmauern umgebenen Platze, den man wegen dort aufgefundener Menschenknochen gewöhnlich den Todten-Hof nennt, und aber unser Führer mit Nachdruck auf die Oertlichkeit gedoben verwarf; seiner Meinung nach diente derselbe etwa als Zwinger, als Vorwerf zur Vertheidigung, vielleicht auch als „Burggarten, wenn sich in Ihnen Nachgrabungen dort reisgarten lassen sollten." Besten Lenken wir jetzt unsere Schritte, aber nicht von Menschen, sondern von Hühnern und anderm ähnlichen Gethier als Reste einer gemüthlichen Gesellschaft, wegen wobei der alte Brot das in seinem unverwüstlichen Keller gelegene Hirschenbier (vielleicht Hirschen-Bier-Nachenbier, wer weiß es, vielleicht auch gleichlommen möchte) gefüllert hatte. — Von diesem Kellerloche aus wurden noch vor einigen Jahren, um die mathematisch nach Nordwest führenden „geheimen Gang" zu suchen, Nachgrabungen angestellt, wenn jedoch von unbarmherzigen Festungsbau daß Alles bis auf den Grund, noch unsere Führers praktischen Dafürhalten. — eine süße Illusion hievermanitscher Seelen, wie nicht minder die Sagen von der heiligen Bebme und den Vernieren, die hier gehaust worden sein sollen. — Wir wollten und aber bei den allerdings grundmäßigen Mittheilungen nicht verweilen, sondern schreiten, nachdem wir auf der zumeist bereits zerfressen Nordseite die herumbrennende Besitzung mit ihren Wirthshäusern, Brustwehren und Wachhäusern in Augenschein genommen, zum Ausgange zu. Hier bot sich uns ein Schauspiel, welches uns das Thonen von einem unterirdischen Gange fortgesetzt, wozu eben eine Feiendolde, die sich früher hinter einem einmummelten Schutthaufen geöffnet, willkommene Veranlassung gebotet; unser Führer hatte wohl die Höhle gesehen, aber nicht betreten, indem er, blos zu einem Meinlieller gehörend haben und ist später in eine Einsiedelei umgewandelt worden, in der man noch bis zum Jahre 1843, wo sie verschüttet wurde, einen leidenden Graubart von Holz sehen konnte. — Wir waren so auf unsere Entdeckungen versessen, daß wir nicht gewarten, wenn und nicht gerade die Kälte, mit welcher er die Lieblingsästen dichterischer Beschreiber belämpfte, von seiner Oberlichkeit überzeugt hätte. Uebrigens hatte er in Anbetracht der remonstrirenden Posse selbst gerathen, vorher eben das Zuviel, das krankhaft Ueberreizte und Unwahre am meisten Schaden bringt.

Den Nachtrag nahmen wir auf der Bergstraße über die größtäh Alexandrowiesschen Anlagen, welche durch das schauerliche Dunkel ihrer mannigfachen Baumgruppen, die verlassenen Ruinen gewähren; aber bereits wurde die Stille der Natur durch munteres Gurgeln und rasch hinwallende Campagnen unterbrochen; die Haushwirte und die Reisenden hatten ihren Hunger durch Mundvorrathsgenuß und nahmen auch das nicht aus, die über den poetischen Genüssen auf die Feuerung und den heimathe vergessen hatten. — Wie Riesen in Thale und folgten dem allgemeinen Zuge zum gastlichen Tische. Bald aber nach langer Rast und Labung geht es einem neuen Ziele entgegen; es geht über Hetzendorf und Meidling, durch die Gitterstraße und nach Hernals. Weiter Du und dahin folgen, lieber Leser, aber daß Du etwas schon erwidest!

Das Kind im Stuhle.

(Mit einer Kupferbeilage.)

Du Mütterchenfreuer und du Vater auch,
Schmiedest Kindheit Zukunft Zeiten Glück!
Du Kindlein von so herzig gar viel,
Wie stimmt Du ein zum Herzen mich!

Was Dein Gesicht so Rosiges, Weiß!
Und Aeuglein Himmelsblau und Haar!
Und Händchen Wachsgebildet Zierlich!
Der mag zerstören Christ und Art.

Ja's Kindlein eines Kindes Gott
Wenn dich ein Seliger Freudenbotschaft!
Du's Paradies der Unschuld gut,
Wenn alles Menschengleichen ist.

Wenn noch so tief die Mutter sinnt,
Und auch in tiefer Zweifelnoth,
Sie sich vertrauen darf dem Kind,
Wie es zur Seelen Frieden kam!

Da rauhen, schlichen Gesichts,
Verdüstert auch Gesinn Gedicht,
Vertrübt auch Seinen Lebens Zug!
Verrathst Du Seelenschuld und Trug,
Im Innen Hell und Dunkle Leben.

Doch wenn Du's mit Gott zuschanden hast,
Dann gehst gebeugt durch Not Leidenschaft,
Und wirst verlassen durch und durch,
Bis nicht's mehr auch von zeigt das Kind!

A. M. Kaltenbrunner.

Nachtrag zu dem Artikel: „Die Mormonen."

(Siehe Nr. 11, 12, 13, 14.)

Bevor wir den nachstehenden interessanten Bericht auf Utah folgen lassen, sei uns noch erlaubt, auf autentischer Quelle zu melden, daß die Mormonen am Salzsee laut einer Nachricht vom 6. Februar d. J. den Oberst Steptor an Young's Stelle zu ihrem Gouverneur ernannten.

Aus Utah, im Mormonenlande, wird berichtet: Der vom 2. Oberstkavallerie des Vereinigten Staaten-Berichtshofes im Utah Territorium wurde zu Salt City am 19 März unter den Vorsitze des Obrist Justie Kinney die Klage der Vereinigten Staaten gegen die drei Indianer: Antilie Joint, Sandy Jake und White Tree wegen Ermordung des Capitain John W. Gunnison vor sechs Jahren seiner Begleiter verhandelt. — Die Erwerbung ging am 26. Oktober 1853 vor sich. Die Thäter waren eine Bande von Ute vom Utah Thale. Gunnison war ein Offizier der Vereinigten Staaten und reiste von Denver, indem er eine Ausdauer-Expedition commandirte. Im Frühling 1854 wurde von der Regierung eine starke Abtheilung von Artillerie und Dragonern unter Obrist Gol. G. J. Steptor nach Salt Lake beordert, mit dem Auftrage, die Mörder um jeden Preis zur Strafe zu ziehen. — Auf Betrieb von Brigham Young wurde dies durch Verhandlung mit den Häuptlingen des Stammes auf freiliche Weise erreicht, indem sechs Indianer als Thäter ausgeliefert wurden. — Einige Indianer stellten sich sogar als Zeugen gegen dieselben, und unter diesen war selbst der oberste Häuptling des Stammes. — Die Gerand Jury von Juab Land Anklageurgen gegen die drei eingebrachten Indianer, und am 19. März wurde, wie bemerkt, die Sache verhandelt. — Auf den im „Herald" enthaltenen Mittheilungen ergibt sich nun mit Bestimmtheit: daß die auf Mormonen verübten Raub, Brand, Todtschlag und Mordthaten mit Bewissen Wissen des Mordes, auf Befehl Brigham Young's nur einen Spruch auf Todtschlag gefällt, und daß man sogar nachher die drei Indianer, welche dem gemäß zu dreijährigen Gefängnisstrafe verurtheilt wurden, entkommen ließ. Brigham Young behauptete: daß ihm Christie erschienen sei, und ihm erklärt habe: daß die Angelegten nicht als Mörder verurtheilt werden sollen. — Und die Mormonen baben sich nicht geschert zu bekennen: daß sie den Gouverneur gegen Brigham Young's Befehl, welcher als Mund Gottes zu ihnen spricht, mehr verbindend sei, als jeder andere Gid. — Als vor einiger Zeit die Indianer zwei Mormonen umgebracht hatten, wurden die Schuldigen ohne zu große Formalitäten gehängt. Die Erwerbung eines Ungläubigen oder „Heiden" schien also nach mormonischer Moral nicht dasselbe Verbrechen zu sein, wie die Erwerbung eines „Heiligen." Man sieht in der That nicht ein, wohin diese Dinge noch führen sollen. — Die Mormonen führen jetzt auch eine eigene Correspondenz mit englischer Sprache ein, indem sie sonstige Briefe verbieten haben. — Der Vertrag scheint nicht den Muth zu haben, die Schwierigkeiten zu übernehmen, welche mit der Stelle eines Gouverneurs von Utah verbunden sind. Er hat seine Ernennung nicht angenommen, und noch dem „Detroit Review" hat er seinen Namen von einer Petition gestellt haben, in welcher um Wiederernennung von Brigham Young gebeten wird.

Musik-Salon.

Die Oper — und wieder die Oper! Hierauf beschränken sich unsere musikalischen Zustände im Sommer. Wohl schwingen die zahlreichen Musik-Directoren den Tactstock im Freien; in manchen freundlichen Garten immer und außer den kleinen Thieren, unter kleinen Gemüsebeeten zwischen Unkraut und abwechselnd Regen und heißen Sonnenstrahlen den bunten Gemenge der verschiedensten Laute ertönen, daß heiteren Tonweisen; allein seit der alle Mister Strauß heimgegangen, haben die Kunstberichte in öffentlichen Blättern, wie nur sie bisheren Zwecke im Leben gereichet sind, wenig oder nichts mehr damit zu thun.

Der Mannergesangvereinen sind allzubleich mit seinen Ausflügen in eine und die andere der nächsten Umgebungen Wiens, und der musikalisch-poetische Blumen zu sehr Lorbeer Wer der denn, in der vorgen Woche hattgefundenen Ausflage beiseiden nach dem sogenannten Hallenden-Berg nicht Dornbach den Gesangen gelauscht hat, die ein jubelvolles Herz, aus ebenden Treibe zu Freuden Poesie gelagert, um weiter Kreis und Lerbe und der Brust strömen ließ, der wird den zauberischen Eindruck nicht jobald vergessen. Man denke sich die innige Gruppen freblicher Menschen, die dem Zuge folgten, um den Teich herumgelagert, von dem Wasser prächtigsgrün, die sommerliche, goldene Landschaft rund herum, die freudlichen Reize — und wieder, wiederum der dem Wasserspiegel beziehervorwende leichte, frait- und feierliche Gesang ein höherer Poesiehen über die kommt Schönheit der Natur ergeß! Es war ein reizender Gott, ein erhebender, sinnvoller, ganz nachklingender Eindruck!

In der Oper ist es noch immer Fräulein Louise Mayer, die alles Interesse absorbirt. „Fidelio" und „Alice" im Robert waren ihre beiden und vierte Gastrolle, der dem Berneuen nach nun noch „Donna Diana" in der Oper folgen soll.

Fidelio und Alice, welche verschiedenen Aufgaben! Die erstere Partie, worin das eigentliche von reinem Bewußtsein und reifer Bildung geleitet, in voller Thätigkeit ihrer Gesichtskreis gegen irdische Gewalten kämpfend, sie gewiß, ein Doppelsieg, einerseits eine concrete, sinnliche, über selbst unbewußte Natur, andererseits ein von innerem Berufe zur Würde ermündigtes sämmerlicher Kräfte von einem gelehrten Kampf getrieben, dramatisch bedeutsamer Weise! Fräulein Mayer hat ihre vorgängliche Begabung für das Erfassen dramatischer Situationen und des Charakteristischen sowohl im Spiele als im Gesange dadurch neuerdings glänzend bewiesen, daß sie die Gesangsweise in jedem schwierigen Passus treffsich verwandelte und sowohl der tiefen Leidenschaftlichkeit Florestans, als der Bewunderung in allen Abstufungen, als dem wiederhandelnden Erheben der reinen Natur in Alice gegenüber der ihr entgegenstehenden feindlichen dämonischen Kräfte, je wie der Gegenden höheren Macht in der sie dem ganzen, warmen Ueberzeugungsgange des Gedichte, gegenüber dem schwankenden Robert einen wahren und ergreifenden Ausdruck zu geben wußte.

Das Publikum bereitete solche sich mehr mit ihrer Darstellung der „Fidelio" als der „Alice," die reicher, ergiebiger Partie man bisher an das Vorherrichen mit höherer Accente gewohnt war, als die etwas harter gefärbte Spiel- und Betonungsweise des Fräuleins Mayer, die vorzugsweise in ein rein Dramatischen glantz, zu Tage drangt. Das Fräulein Mayer und seiner vorzüglichen Gesangslehrerin ist, das sie dieses Mankos zu kennen, und zu verbessern, manche kleine Unarten abgelegen hat, ist ihr von der Wiener Kritik schon zur Genüge vorgehalten worden, und wir wollen und jonach hier auf den Wunsch beschränken, daß sie einmal mehr Ruhe und Maß in der Spiel zu bringen trachte und die in Ganzen so erfreulich hervortretende Richtigkeit und Schönheit beiselben nie durch kleine gesuchte Effekte und Kunstjücke der Coquetterie, wie sie an ein paar Stellen in „Linda" der Fall war, verunziere.

Von dem Gastspiele des Herrn Kuhly als Arnolb Melchthal im „Tell" und des Fräulein Price als Sofonstaxerin im „Robert" wollen wir schweigen. Der erstere wußte ganzlich und mit tollem Rechte, sie ingrave das seine Eigenthiell, um zu gefallen und den Eindruck vergessen zu machen, den im verflossenen Jahre die geringe Leistung in dieser Tonsterne hervorbrachte.

Digitized by Google

Werfen wir einen Blick auf die drei andern großen Hauptstädte Europa's, die in der Musik den Ton angeben, auf London, Paris und Berlin, so sehen wir nur in der letzteren die Musik-Saison endlich abgeschlossen. Selbst die Oper ist auf einige Zeit verstummt. Dagegen hält die große Weltausstellung in Paris das heitere Musikleben noch in vollster Blüte. Berdi's eigens für die große Oper geschriebene „sizilianische Vesper“ hatte einen glänzenden Erfolg, wer sich Tag für Tag hingert und unerhörte Einnahmen bei der Première mit dem „Tell,“ dem Herrscher in goldener Rüstung, „Robert,“ „Wilhelm Tell“

Galvanographie.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Beilage zu M. Auer's Faust.

Digitized by Google

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift

für Kunst, Wissenschaft, Industrie und Unterhaltung,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Numern von 24 Bogen Text und über 70 Kunstbeilagen.
Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- u. Auslandes an.
Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M.
Insertionsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 30 kr. C. M.

Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten. — Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichzeitig geliefert und billig berechnet.
Die gesetzliche Einrückungsgebühr für die gedruckte Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.
Redaction: Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 75.
Verlagshandlung und Expedition: Stadt, Kärntnerstraße Nr. 1035.

N. 18.

Inhalt: Oestreichische Städtebilder. — Reise-Erinnerungen aus Asien. (Schluß.) — Drei Weihnachten. (Schluß.) — Toposspruch. — Musik-Salon. — Der sehnliche Erwartete. — Literatur. — Miszellen. — Wochen-Chronik. — Erklärung der Kunstbeilagen. — Telegraf der Redaction. — Anzeige.
Artistische Beilagen. Portrait des Architekten J. Orsoi. (In Kupfer gestochen von Christian Mayer.) — Die Capelle am Hallthurer Friedhofe. (Nach der Natur gezeichnet und lithographirt von W. Lehmann.) — Druckwunder eines Kinderbuchstabes. (Originalholzschnitt.)

II. Jahrgang. 1855.

Oestreichische Städtebilder.

Historisch-Topografische Skizzen von Dr. Rudolf Puff.

III. Agram.

Croatiens Hauptstadt, der Sitz der historischen Erinnerungen, der umstalteten Gegenwart und vielleicht der künftigen Wichtigkeit des schönen von der Save durchströmten Landes, erinnert beim ersten Anblicke unwillkürlich an Prag — nur daß Entfernt sein des Stromes — ein ungünstiger Umstand, den Agram mit Waradsin theilt, Größe und theilweise Bauart machen den Unterschied beider Hauptstädte augenfällig.

Wir können auf der Bahn die Strecke von Steinbrück in Steiermark, wie können sie auf der Save zurücklegen oder endlich auf der krainerisch-steierischen Poststraße, sie bietet auf jedem dieser drei parallelen Wege eine reiche Mannigfaltigkeit von kaleidoskopischen Wechsel der Gegenden, Volkstrachten und historischen Erinnerungen. Wir wollen den Weg von Rann aus nehmen, dem äußersten Städtchen der Steiermark im Südosten, einem nicht unwichtigen Hafenplatze für die Schiffahrt der Save. Von Rann nach Agram braucht man 4 bis 6 Stunden, die Partien sind oft pittoresk; nur zeitweise durch das Austreten der vielgekrümmten Flüsse: Sottla, Krapina u. s. w. gefährlich. Zur Rechten von Rann, gerade jenseits der Save in sehr lieblicher Lage erhebt sich in Krain die schöne Pfarrkirche St. Veit. Nach einer halben Stunde kommt man auf der Straße zur kleinen Filiale Fabian und Sebastian, im Dorfe genannt am Brückl, einem Orte, der bei Hochwässern völlig in einen See verwandelt wird. Eine Stunde von Rann sind wir in Dobova und bald an der Sottla, die hier die Grenze bildet. Links hoch oben über den Weinbergen schimmert die Kirche Kapellen mit ihrem schlanken viereckigen Thurme; wir lassen rechts das ansehnliche Gebäude des frühren Grenzzollamtes, später links das ein Stock hohe, 5 Fenster lange einstige Dreißigamt, die sich vor Franz Josefs gefegnetem Regierungsantritte eben so schroff gegenüberstanden als die Nationalitäten, die sich hier finanziell und moralisch von einander absperrten. Nun setzen wir unsere Wanderung von da auf croatischem Boden fort. Bald zeigt sich zur Linken das nette Gut Ladnez, Eigenthum des Grafen Zellacicz, Banus von Croatien. Eine Stunde später ebenfalls links ist Janusovecz, ein prachtvolles Schloß, früher Eigenthum des Baron von Werklein im Berzovecz'er Districte gelegen. Das Gebäude im edlen italienischen Stile, 2 Stagen hoch, mit Kupfer gedeckt, bildet eine mit 4 stattlichen Säulen geschmückte Façade von 11 Fenstern, ringsum von herrlichen Gartenanlagen umschlossen, eine paradiesische, stolze Villa. Der Sommersaal mit seiner Kuppel, der Wintersalon mit der Altane, das Badezimmer ꝛc. zeichnen sich auf unter den 14 mit den feinsten Tapeten und Parquetten versehenen Gemächern des ersten Geschosses. Gemälde und Möbel entsprechen den 16 Zimmern der 2. Etage. Der Pferdestall mit eisernen Krippen, der Meierhof Verbina mit dem eleganten Salon als Mittelpunct von 9 Gemächern, der Garten, die Schweizerei, die beiden Glashäuser — darunter eines mit 4 kleinen Säle — sind beachtenswerth. Bald sehen wir rechts die Pfarrkirche St. Veit groß und stattlich mit einem schlanken Thurme und zwei Seitenobelisken. Nach einer Stunde schimmert zur Linken das Schloß Lobnic mit 4 Thürmen, 2 Stock hoch, 15 Fenster lang, Eigenthum des Baron von Rauch, etwas später zwischen Pappeln versteckt sehen wir das Gut Neuhof. Hier sind an der Mündung des Krapinabaches und steigen die schöne Straße jenseits der Brücke bergan. Verlassen wir nicht, rechts in fast gleicher Höhe die wüsten Trümmer der Burg Pod-Sused zu beschauen. So wenig die cielopischen Mauern, die Reste gewaltiger Thürme ꝛc. Sehenswerthes bieten, so herrlich ist die Aussicht nach der krainischen Seite, so schaurig groß der Anblick, wenn die Save durch Hochwässer über ihren flachen Ufersaum getrieben, das ganze Thal in einen breiten See verwandelt.

Digitized by Google

Das Dörfchen St. Peter mit seinem Kirchlein, von einem niederen Holzthurme überragt, bietet keine Merkwürdigkeiten. Von hier haben wir noch 2½ Stunde zu Fuß nach Agram. Eine Stunde von Croatiens Hauptstadt entfernt erhebt sich rechts vom Dorfe Stenetlie die schöne Wallfahrtskirche Maria Babovie oder Kosteinovie. Der große, lichte, freie Bau ist mit einem schönen Thurme versehen, im Innern ohne Säulen mit 5 Altären deren Bilder an die Wand gemalt sind, als: Maria, Anna, Josef, drei Könige und Johann der Täufer. Die Kirche wurde laut einem Inschriftstein im Jahre 1769 unter dem Pfarrer Georg Popovich von Stefan Punj conferirt. Ein Stein rechts vom Portale trägt die Inschrift:

JMP. CAES.
C. MESSJO.
QVINTO. TRA.
IANO. DECO.
P. T. ANG. R. MR.
POT. COSER.
P. T. RESPAN.
DANT. DD.

Es gibt keine mannigfaltigere Scenerie, als hier die Wallfahrt am 8. September. Tanz und Musik, Krambuden und improvisirte Schenken, das Volk in seinem ganzen Frohsinn, die Mädchen in schneigen Linnengewändern, die langen freien Zöpfe mit rothen Bändern durchflochten, die Weiber mit Hüten von Pappendeckel, über welchen weiße Tücher herabhängen, wie sie auch in Deutschland, besonders in den Badeorten Mode geworden sind. Die Bursche in den weißen Hemden und Gatticn, mit rother Weste und der unvermeidbaren bunten Torba. Zur Linken auf waldigem Berge sehen wir die doppelgethürmte Ruine der Burg Bärenberg, bald darauf an derselben Seite, aber näher gegen die Straße, die nette Kirche heil. Geist mit ihrem hübschen Thurme; noch eine Wendung und man hat Agram, die gewaltige Doppelstadt vor sich, nachdem man den Bach Medvedsak überschritten, an dessen Brücke Kervavimost (Blutbrücke) sich eine der wichtigsten Episoden aus Agram's Geschichte knüpft. Agram macht besonders in der Abendbeleuchtung einen mehr düsteren als heiteren Eindruck, und hat, wenn man von Turopolje über die lange Save-Brücke kommt, eine ernste Aehnlichkeit mit Prag, von der Seite von Podjebrad her, welche den Ankömmlingen von anderen Richtungen entgeht. Links von den Ruinen der Veste Susedgrad an erstreckt sich nach dem Laufe der Krapina hinauf das laubbewaldete Gebirge Medvedjica. Die Stadt selbst richtet sich in ihrer Form nach den beiden Hügeln Gredi, auf denen die obere von Bela IV. 23. Sept. 1242 privilegirte Stadt sich befindet und Zagreb (Zagreb — Zagrab), wo die bischöfliche Residenz die vom Könige Ladislaus dem heil. Stefan erbaute Capelle umschließt. Zwischen beiden Theilen schleicht an minder schönen Bauten das Bächlein Gitkmoica, in den Urkunden des Königs Emerich bereits 1201 erwähnt. An seinem weiteren Laufe dehnt sich die walachische Gasse, also genannt, weil Bischof Stefan II., der 1247 starb, diesen von den Tataren 1241 zerstörten Theil der alten Stadt mit Wälschen (Walachen) bevölkerte; die nach weitere Strecke, reich an Grundmauern und Bausteinen, heißt noch die Brandstätte (Pogorelisce). Durch die Ilica, in welcher rußige, hölzerne Kneipen an der Seite eleganter Bauten ein langgezogenes Bild der croatischen Freistadt geben, wenden wir uns nach der Harmizer, nun Jellacicz-Platze, einem der schönsten in Europa, wenn er ganz gepflastert und drei seiner Seiten mit so stattlichen Gebäuden besetzt wären als die vierte. Und nun steigen wir den Hügel Zagreb hinan, der gewiß schon in den Tagen der Römer — wenigstens nach gefundenen Denkmälern zu schließen — eine Veste, nicht unwichtig im alten Valerien oder Ufernpannonien tragen mochte. Auf diesem Hügel ist die Geschichte Agram's bis auf 800 Jahre zurück klar und aufgehellt bis über den Moment hinaus, in welchem sich Croatien an Ungarn anschloß, als ersteres nach dem Erlöschen seines heimischen Königstammes mit Zwonimir und Stefan 1088 den Ungarkönig Ladislaus sich zum Herrscher erkor, der 1091 den Dom zu bauen begann und als ersten Bischof von Agram den edlen Böhmen Duh einsetzte. An der oben erwähnten Blutbrücke kam es 1303 zu einem eben so hartnäckigen, als blutigen Gefechte, welches die Tempelherren in Verbindung mit der meinerzigen Besatzung der vom Bischofe Filipp 1255 erbauten Burg Medvedgrad, dann mit den Agramer Pöbel, den Johann und Heinrich, die Söhne des Banus Heinrich führten, den Grellenten und Domherren von Agram lieferten. Letztere unter dem Cantor Pankratius behaupteten die obere Stadt, ihre Gegner besetzten die untere. — Eine gewaltige Mauer umschließt den Dom und zum Theile die Residenz, als festes Bollwerk vom Bischofe Lucas 1509 erbaut, von seinem Nachfolger Thomas Bakabover 1517 gewaltig verstärkt. Da schaut uns trotzig der finstere Rundthurm Nebojan an der Ecke entgegen, an den sich ebenfalls eine ernst-Episode der croatisch-ungarischen Geschichte knüpft. Es war im Jahre 1527, als die spanischen Truppen des Kaisers dem Bischofe Simon Erdödy als Anhänger Zapolya's scharf zu Leibe gingen und die beiden großen Thürme des Domes verwüsteten. Kaum hatten sich die Agramer vom ersten Schrecken erholt und in ihrem Kastellan Vagerovicz Vertrauen gefaßt, so erschien auch bereits Nikolaus Graf Thurn, des Kaisers Feldoberster, mit 1000 Veteranen, verbrannte die untere, bestürmte die obere Stadt, versuchte aber vergebend das Schloß zu gewinnen, welches Vagerovicz mit 60 Mann besetzt hielt. Während Thurn durch 7000 Deutsche vom Laibacher Bischofe Freiherrn von Raubet verstärkt, alle Kräfte aufbot, sich am 7. Juli 1528 der Residenz zu bemeistern, zog der Kastellan durch List ein bedeutendes Corps Zapolyaner hinein, wüthete mit grobem Geschütze unter den Belagerern, fing viele ihrer Hauptleute und stellte selbe auf dem heftig berennten Nebojan dem Angriffe der Deutschen bloß. Der Zug der Türken gegen Wien machte der Belagerung ein Ende, aber 40 Jahre lang zeigten die obere Stadt und der mit Stroh nothdürftig gedeckte Dom noch die Folgen des gewaltigen Kampfes. Und nun betreten wir den befestigten Ring, in dessen dunkler Mitte der Dom groß und hehr mit seinen 3 Thürmen, seinen 6 Kleinrotnen und 20 großeren Strebepfeilern, ein riesiger Quaderbau, in die Lüfte ragt. Er ist die schönste Kirche in Croatien, im edelsten römischen Stile erbaut, schon durch sein bald byzantinisches reiches Portal mit den 12 Aposteln, den darüber emporsteigenden Thieren, den Stamen der Façade imposant. Sechs Pfeiler je in 3 Reihen theilen ihn in 3 prachtvolle Schiffe, in welchem 24 Altäre aus den kostbarsten Marmorarten, drei riesige Orgeln, einige stattliche Seitenaspellen und im Presbiterio 3 colossale Fenster von neuer Glasmalerei sich befinden. Meisterhaft ist das Altarblatt Maria Himmelfahrt, das ganze Innere erinnert an den Dom zu Salzburg. Die Länge des Domes beträgt 219, die Breite 98 und die Höhe 72 Fuß. Die fensterlose gothische Wölbung, die Statuen an alten Pilastern, die Kanzel aus schwarzem Marmor mit Standbildern aus Alabaster, getragen von einem gewaltigen Engel aus weißem Marmor, der 1698 vom Domherrn Johann Zuika eingeschafft wurde, machen einen unbeschreiblichen Eindruck. Zahlreiche Denkmäler schmücken die Wände, doch bedauert der Freund der Geschichte, daß gerade die ältesten und wichtigsten 1774 unter dem neuen schwarz und weiß geschachten, vom Custos Anton von Zuchen angeschafften Pflasterstreine verloren gingen. Soverschwanden die Monumente des Johann Erpristeri von Dubieza, † 1303, des Bischofes Oswald, † 1499, u. Noch vorhanden sind die Grabmäler einer Elisabeth, Tochter Valentins, Grafen von Agram, † 1200, das ritterliche Standbild des Banus Thomas Grafen von Erdödy, welcher am 17. Jänner 1624 im Alter von 66 Jahren verschied. Der ganz gepanzerte Held steht neben dem 1688 errichteten Marienaltare. Der Hochaltar, um den nebst 5 fensteren noch 20 Nischen sind, erlitt vielfache Veränderungen. Der vom Bischofe Oswald Thuz erbaute wurde in der Mitternacht des 27. Mai 1624 zertrümmert, bei welcher Gelegenheit Residenz, Thurm und Glocken in Flammen aufgingen; den hierauf vom Bischofe Franz Hasjanich errichteten Hochaltar ließ Bischof Klagovich 1832 abtragen und durch den gegenwärtigen ersetzen. Der schöne Ladislaualtar im Schiffe wurde vom Domherrn Johann Babicz 1690 gegründet, den Chor erbaute 1601 Bischof Martin Bogdan, Bischof Verbowacz aber ließ ihn abtheilen rechts für die Musik, links für das Oratorium, welches Klagovich noch insbesondere durch Glasfenster abtherte. Der jetzige Thurm ist vom Bischofe Franz, den Dachstuhl gab Franz von Keglevich, nachdem am 29. März 1645 das Kirchendach sammt der oberen Stadt abgebrannt war. An dem von den Tataren verwüsteten Dome bauten die Bischöfe Filipp 1255, Timotheus II., Anton, Johann und Michael I. — Die 5 gemalten Fenster bei dem Hochaltare ließ der jetzige Bischof Haulik in München arbeiten; dort beschäftigte sich auch der Künstler Sitinger mit der Verfertigung eines kostbaren gothischen Altars für diese Kathedrale. Die Residenz des Fürsterzbischofes ist von gewaltigen, schon oben erwähnten Rundthürmen flankirt und nach 2

Digitized by Google

Seiten von paradiesischen, dem Publicum geöffneten Gärten umgeben, 2 Stock hoch, gegen Süden mit 25, gegen Osten mit 12 Fenstern Fronte. In dem Parkgarten ist eine der ältesten und größten Agaven Oesterreichs. Die Treibhäuser, botanischen Seltenheiten ꝛc. würden ein tagelanges Beschauen lohnen. Das neue Kloster der barmherzigen Schwestern schließt als schönes, 2 Stock hohes, 14 Fenster langes, 3 Fenster tiefes Gebäude in der Mitte die nette Hauskirche ein. Von der obren Stadt ist die Aussicht besonders gegen Turopolje bei Gorizen, jenseits der großen Saverbrücke an der Straße nach Kaelstadt, ferner gegen Westen nach dem Bärenberge und seiner Burgruine lohnend. Das neue Comitatsgebäude ist prachtvoll. Die schönsten Neubauten aber sind nächst der Post und dem Palaste der königlichen Gesellschaft. Wie auf dem alten düsteren Grau der Convenient Graf Wickenburg ein freundliches und besseres Stadt Deutschlands schuf, so verdankt Agram dem edlen und kunstsinnigen Banus, dem ritterlichen Sänger F. J. M. Graf Jellačić, seine allmälige Auferstehung im Kleide würdiger Schönheit. Deutsche Wohnlichkeit und heitere italienische Form charakterisiren die meisten Neubauten. Den Staats- und Diensteralgebäuden, den Wohnsitzen des Adels steht man es an, daß Agram der Sitz der wichtigsten Behörden, so wie des Banus und der Banalregierung, des Oberlandesgerichtes, der Finanz-Landes- und Steuerbehörde des Königreiches sei. Unter seinen mehr als 1400 Häusern sind manche in trefflichem Geschmacke aufgeführt, Vasthöfe, wie die „zum Kaiser von Oestreich" ꝛc. überraschen in der That den Fremden. Bei einer Bevölkerung von mehr als 20,000 Einwohnern finden wir hier von Bildungsanstalten eine Rechtsakademie, ein k. k. Obergimnasium, 2 Seminarien, eine reiche Bibliothek, Nationalmuseum; von Vereinen: die südslavische, die historische, die croatische, die slavonische Landwirthschafts-Gesellschaft, den Forstverein ꝛc. Für öffentliches Vergnügen sorgen ein hübsches Theater, die sehr zweckmäßige Schießstätte, nette Kaffeehäuser ꝛc. Der Handel ist lebhaft, die Zufuhr von Rohproducten ungeheuer. Das Fabrikwesen ist durch eine Seiden-, eine Porzellanfabrik ꝛc. vertreten. Der hier domicilirende Clerus zählt Häuser an Capitelplatze gehören Domherren) trägt viel zum allgemeinen Wohlstande bei. Agram ist auch reich an freundlichen Privatgärten. Es hat seiner 2 Friedhöfe, jeden auf der Kante einer Höhe gelegen, reich an geschmackvollen Denkmälern. Auffallend ist ein großen Friedhofe, dessen Mitte eine stattliche Capelle einnimmt, gleich links vom Eingange ein großes blühendes Gartenbeet mit 13 einfachen Holzkreuzen, meist ohne alle Inschrift. — Es ist die Ruhestätte der Opfer des Conflicts am 29. Juli 1845. Die Inschrift auf Straidacher's Kreuz allein bezeichnet die Stelle der Unglücklichen, die in der Volksbewegung verblueten. Die Umgebung von Agram ist reich an schönen Partien. Dahin gehören das einsame ländliche Posavien, der wahrhaft königliche Landsitz und Park von Marimie, das liebliche Thal von Lavert mit der neuen Kaltwasserheilanstalt; der ältere Zeitungsleser aber, der Theilnehmer an der Geschichte Croatiens, wie sie noch vor 20 Jahren sich selbst aufführte in Amtsbehörden, Parteienlehen ꝛc., untersuchme eine Wanderung nach Turopolje — dem einst eben so viel gepriesenen, als verschrienen Lausitze der Turopolser — bäuerlichen Edelleute. Wenden wir uns nach der Kartstadter Straße über die lange Brücke zum rechten Ufer der Save, lassen wir die Straße ihren Zug auf dem wohlgepflasterten Damme gegen Süd-West nehmen, so sehen wir gegen Süd-Ost eine weite Fläche gegen Petrinia hinab. Eben und freucht zeigt dieser Boden nur Feld und Wiesen, Reste einstiger Wälder, langzeilige Baumgruppen und hölzerne Häuser, die, weil sie innen und außen ohne Tünche sind, an die Blockhütten der nordamerikanischen Ansiedler erinnern. Diese Ebene ist das Turopolser Feld, auf dem in 24 Gemeinden Bauern hausen, die alle ohne Ausnahme adelig unter einem eigenen Comes stehen, aber zum Agramer Comitate gehören. Die letzteren nie Robott und Vorspann, hatten ihre eigene Gerichtsbarkeit, wählten allein ihren Comes Curialis und gaben zu Stolz den spanischen Hidalgos, an Robheit den ungarischen Gortes in nichts nach. So war es bis auf unsere Tage. Keiner unter den Turopolsern ist reich, ihre Gründe sind klein und unbedeutend, und daß Turopolser ein Hause ist der blaue Mantel, in welchen sich Sonntags die ländliche Edelfrau wickelt. Geschlossene Höfe sind hier wenige; darunter Kurovina, Bukovez, Pesenica und Gorica ohne alle Merkwürdigkeiten. Der Stolz des Turopolser als Magiaromanen hatte den Grund — in der Abstammung. Bela IV., König von Ungarn, siedelte, als er am 20. Sept. 1266 Agram zur Freistadt erhob, auf dieser Ebene die Edelleute seiner Leibwache an, und befreite sie und ihre Nachkommen für ihre Tapferkeit gegen die Bulgaren und Mongolen auf ewige Zeiten von allen Abgaben und Lasten. Dafür bildeten sie eine so treue Vorhut gegen die Osmanen, daß ihre Gegend von den steten Kämpfen den Namen Turopolje (Türkenfeld) erhielt.

Reise-Erinnerungen aus Afrika.

Aus dem Tagebuche von Gustav Adolf Netter.

(Schluß.)

Pflanzen und Bäume wuchern auf dem üppigen Boden Algeriens in seltener Pracht, nur unsere europäischen Obstbäume werden höchstens mannhoch, tragen aber schon im zweiten Jahre die besten Früchte. Zahlose Blumen, die bei uns in Töpfen und Treibhäusern gezogen werden, sind da sogar im Winter wildwachsend. Alle nicht angebauten Landstriche sind durch mannshohe Gras, untermischt mit Stachelpflanzen und Cactusgattungen, fast unzugänglich, und man hegt sie ihrenwillen. — Sehr oft des Nachts in einiger Entfernung von anderthalb Stunden von Algier spazieren, so belehen sich diese Büsche und man hört das klägliche Geheul der Schakale und Luchse und sieht schon dann und wann eine Hyäne über den Weg schleichen. Mehre Tage vor meiner Ankunft in Afrika wurde in der Nähe von Blidah ein großer Löme erlegt, dessen Haut an Napoleon überschickt wurde und zwar auf demselben Schiffe, mit dem ich nach Frankreich zurückkam. — In einsamen Gegenden gibt es viele Panther und in allen Wäldern Luxen und Luchsarmeen; — Stachelschweine, Füchte, wilde Schweine und Hasen sind überall in großer Anzahl. — Die Vegetation in Algerien entfaltet sich mit der bewundernswürdigsten Activität:

Im Jänner werden Kartoffeln ausgegeben, der Orangen- und Oleanderbaum blühen, der Maulbeerbaum hat neue Blätter, an den Gebirgen sammelt man Erdbeeren.

Im Februar sind die Orangen reif; — die Colonisten säen Gerste, bei Samen der Erbse, der Platanen; sie pflanzen wieder Kartoffeln für den Sommer, eben so Tabak.

Im April sind die Gärten voll von Blumen und Gemüsen.

Im Mai macht man Vorrath an Viehfutter und impft die Olivenbäume.

Im Juni ist die Ernte von Gerste, Getreide, Bohnen und Linsen; man gräbt wieder Kartoffeln und pflückt Feigen.

Im Juli bringt die afrikanische Hitze Myrthen, Pfeffer, Granaten hervor, — die Clematis blüht, dann die Aloe (l'agave), welche eine Höhe von 34—36 Fuß erreicht und zwar vom Samenkorn immer nach zwei Jahren. Datteln und Johannisbrot sind reif. Caetusfeigen (figues de Barbarie) von besonderer Süße, — Pistazien, Grapp — der Ricinus (Wunderbaum), laurier roses, Oleanderbaum, Mastixbaum, wachsen in den Wäldern wild; eben so Cypressen und Thuia. Der Tabak wird zum ersten Male abgeschnitten; der türkische Weizen hat eine Höhe von 6 Fuß erreicht. Die Bananien haben reife Früchte. — Auf dem Frachtmarkte zu Algier bekam ich die prächtigsten Banan-Feigen.

Im August tragen die Zwergpalmen Früchte. Die zweiten Feigen sind nun besonders wohlschmeckend und in Unzahl überall wild wachsend. Die Natur ist nun schon allmälig versengt. — Der erste Regen und der Winter erschint. — die afrikanische Natur ruht den Sommer aus.

Im October ist in manchen Gegenden die Weinlese in den Laubengängen sehr beträchtlich. Europäische Gewächse behaupten ihren Platz.

Im November sind durch die in diesem Monate herrschende gemäßigte Temperatur die Tulpen, Narcissen, Aurikeln, Veilchen und der Wermuth (absynthe) in der schönsten Blüte, — Blumenkohl (choux-fleurs) ist reif, eben so die wohlschmeckenden Früchte des Erdbeeren-Baumes (arbousier); — cotons wird geschnitten.

Im December sind die Wiesen voll Gras, Klee und Erbsen, auch findet man während des Winters Melonen. — Das Thermometer zeigt im Winter 10 bis 15° Wärme.

Allgemein gehört unter die weniger beachteten, aber sehr vortheilhaften Puncte, welche der Auswanderungslust große Vorzüge bieten könnten, die Nähe von Europa und der gar Cultur mit leichter Mühe umzuwandelnde Boden. Die ersten 12 Ackerbau-Colonien in dieser Provinz wurden im Jahre 1848 im September gegründet. In Folge der fruchtbaren Juni-Ereignisse wurde der beschäftigungslosen, von Elend und Hunger heimgesuchten Arbeiter-Classe von Paris hier ein Asil angewiesen, — jeder Familie wurde ein Haus mit 8—10 Hectaren Ackerland gegeben, und die Colonien unter die Autorität eines Directors gestellt, der die Mission hatte, die Ansiedler in ihren Arbeiten zu leiten. Seit 1851 administrirt sich aber jede Colonie selbst.

Die Bevölkerung besteht aus 1035 Familien. Sie weden zeigt nicht mehr vom christenfeindlichen Araber beunruhigt, denn er ist in gewisser Hinsicht dem Einflusse europäischer Civilisation brachaus nicht antipatisch. Hie und da verschwindet zeigt die Lust zum Nomadenleben vor den materiellen Vortheilen und dem unwiderstehlichen Reize des Besitzes; denn die Araber sind von Natur intelligent und in wenigen Monaten sind sie ohne Mühe im Stande, die Kenntnis der französischen Sprache sich vollkommen anzueignen; ich fand unter den Chefs des tribus auf meiner Reise in das Innere Männer, welche von der französischen Literatur so begeistert sind, daß sie die Lecture allen andern Vergnügungen vorziehen. — Nicht eigentlich die Lust, sondern der Drang der Nothwendigkeit machte den Araber von jeher zum Nomaden. Stets den Gefahren innerer Kriege Preis gegeben,

Digitized by Google

im eigenen Lande wie in Feindesland lebend, stets bewaffnet, mußte er jederzeit zum Angriffe bereit sein; nun aber fängt er hie und da schon an, das friedliche Haus dem ewigen Schlachtfelde vorzuziehen und sich im pacifizirten Algerien behaglich zu fühlen.

Der Grundsatz ist nun hier durch Gesetze geschützt. Den Europäern ist seit 1851 verboten, auf arabischem Gebiete Grund und Boden zu kaufen, um einen bestimmten Colonisirungs-Umkreis zu stiren, um unnützes Einwanderwesen und Bekämpfen der Gefahren durch Uebersall von Kabilen-Stämmen zu verhindern, besonders aber das kein arabischer Verkäufer das Opfer listiger europäischer Speculanten werde.

Auf der englischen Weltausstellung sah ich schöne Proben von der im Aufsteimen begriffenen algerischen Industrie: Eisenwälle, Canna-root (ein neuer Nahrungsstoff), dann Opium; besonders aber Erwähnung verdient eine ganz eigenthümliche Art von Producten, das sogenannte vegetabilische Roßhaar (crin végétale) und den Blättern der Zwergpalme, aus deren Marke eine Papiergattung gemacht wird. — Diese Palme ist aber der Schrecken der Algierer Landwirthe, denn deren unaufhaltsame Wurzeln verdrängen alle andern Gewächse. Auch Tabak von ganz besonderer Güte war ausgestellt.

Die Kabilen stammen von den Gerulern oder Barbaren, — 2000 Jahre vor der Geburt Christi, und waren die ersten Bewohner von Algier. Ueber 850,000 derselben bewohnen noch immer die Berge und verbergen uns ihre Lebensweise, welche ganz patriarchalisch ist. Sie zeigen uns nur ihre Zollstöhnheit und ihre athletischen Kräfte.

Die sanatischen Araber entstanden etwas später durch Invasionen und durch Einwanderungen bei den jährlichen Pilgerfahrten nach Mekka; man zählt deren in Algerien 1,500,000; sie sind die berühmten Pferdebändiger und stehen mit ihren antiken Bournousen höchst malerisch aus.

Das Costume der Chefs: Kaids, Cheiks, Hakems, Kadis, Muftis genannt, zeichnet sich vor den andern durch Eleganz aus.

Die eifersüchtigen Mauren sind Söhne von allen den Völkern, welche sich herbergaben, von den Negenauten angefangen bis zu den Renegaten der letzten Jahrdundertz; — ihre Anzahl beläuft sich auf 100,000 Seelen. — Sie bewohnen ihre beschirdenen Wohnungen nahe an den Städten und begnügen sich mit Kleinhandel.

Die Beduinen (bedu-Bewohner: Bewohner der Wüste) sind jene Araber, welche ihre Abkunft von Jömael, dem Sohne Abrahams ableiten; — sie sind die Ureinwohner Arabiens, als solche erschinnen sie in der Bibel, in der Urgeschichte des Menschengeschlechtes, und zwar, was von großem Interesse ist, in demselben Zustande, mit denselben Sitten und Gebräuchen, welche sie noch heute vor vielen andern Nationen auszeichnen. Als Nomaden hatten sie natürlich niemals fire Niederlassungen. Ihre Heimat ist eigentlich die arabische Wüste Sahara. Wen hier auf verbreiteten sie sich schon im Alterthume über die steische und egipsische Wüste. Ihr Gebiet, das ihnen gewiß Niemand streitig machen will, dehnt sich bis zur Grenze Persiens aus und bis zu den Negerstämmen des Sudan. — Sie sind die einzigen Gebieter der Wüste und der rätselhaften Oasen, wohre sie und die besten Datteln bringen. Ihre mahomedanischen Priester sind ebenfalls die Marabouts, die durch aberische Beschäftigungen im Gerucht der Heiligkeit verdrängen. Sie haben lebhaften Geist und poetische Fantasie, was sich in ihren Märchen und poetischen Ergissen zeigt; — Hirtenleben, Raubsucht, Rivalrache, Fanatismus, aber auch Gastfreundschaft charakterisiren sie. Ihre Weiber sind nicht verschleiert, darum ist es Fremden gestattet, in ihre Wohnungen zu geben, was bei Arabern und Mauren nach alter Sitte nicht zu wagen wäre, indem die fürchterlichste Eifersucht auf ihre Seraile sie zur schrecklichsten Rache fähig machen würde. Diese Serails sind gewöhnlich in ihren schönen Zelten in einiger Entfernung von Städten. Nach dem Koran ist nur jenen erlaubt, Weiber zu nehmen, die sie ernähren können — je nach den Vermögens-Umständen, wenige oder mehre; darum haben die Beduinen ihrer Armuth wegen nur Ein Weib, am häufigsten aber keines. Die Kleidung der Beduinen von selbst gewebrem weißen Wollstoffe besteht wie bei den andern Arabern in einem langen weiten Unterkleid, Haild genannt, welches zugleich den lahtgeborenen Kopf bedeckt, um den es fest gebunden ist durch einen kamelhaarenen, turbanartigen Gurt, dann erst wird der Bournous umgelegt. Manche ihrer Häuptlinge: Kaids — führen den Titel: Emir.

Der Türken sind im Lande seit den Barbarossen 6000 an der Zahl.

Die Juden wanderten hier nach der Zerstörung von Jerusalem zu Titus und Hadrians Zeiten ein; sie sind uns die schönsten Erinnerungen und Bilder aus der biblischen Geschichte, ungefähr 19,000 Seelen. Auch hier negocieren sie mit allem Möglichen, und sind wie überall Meister in Ebtiauen, aber höchst gefällig und artig gegen ein Billiges. Die jüngeren sprechen alle französisch.

Neger aus Tombouctou sind arbeitsam und zufrieden, immer treu und rechtschaffen, sei es als Sclave oder frei, — im Lande gibt es deren über 3000. — Hier in der Mine von so verschiedenen Völkerstämmen, Sitten und Fisiognomien ist die arabische die gewöhnliche Sprache; aber der gelehrige Eingeborene hat Uebung genug in der französischen, denn die Anzahl der französischen Einwanderer beläuft sich nun schon ohne die Armee gegen 150,000. Die französische Armee besteht sammt der Fremdenlegion beiläufig aus 108,000 Mann.

Die Stadt Algier hat ungefähr 100,000 Einwohner. Die katholische Religion zählt einen Erzbischof, die protestantische ein Consistorium, die Muselmänner 2 Muftis, einen für den malekischen Ritus, den zweiten für den hanefischen, — die Juden haben eine Sinagoge.

Bevor ich wieder nach Europa zurückkehrte, wendete ich mein Augenmerk auf das Fast-Endfest berühmte Fest des Ramasan, das ist die Fasten der Mahomedaner. In der großen Moschee unweit des Einganges ziehen die Mahomedaner ihre Schuhe und Bournouffe aus, und waschen sich in der schönen Fontaine, die am Rückheile der Moschee aus geschliffenem Marmor steht, dann treten sie ehrerbietig in die Mitte; Mahomedaner und Araber reihen sich in langen Colonnen aneinander und beginnen ihre stillen Vorgebete. Unter beständigen Verbeugungen stürzen sie sich dann in kurzen Zwischenräumen auf's Gesicht und breiten die Arme am Boden aus, dann stehen sie wieder einige Minuten, und beginnen von vorne die Ceremonie, bis der Mufti sammt andern Priestern eine hohe Tribune besteigt und aus dem Koran vorzuleten anfängt, welches Gebet dann nach und nach zu einer Singung Melodie wird, in welche die übrigen Priester einstimmen und eine Weile ganz unisono fortsingen. Endlich stimmen alle mit ein, und es ensteht ein rythmuslofes Geheriche, bei dem aber doch merkwürdiger Weise die Melodie hörbar ist.

Dann hat in seiner Mitte auf kunstvolle Weise diese Melodie geregelt und eine Begleitung hineingelegt; ich erkannte sie bei den ersten Tönen des Mufti wieder. Zur Rechten in der Moschee ist eine große Tribune für Fremde — auch Frauen dürfen hier zusehen; — nur arabischen Frauen ist der Eintritt in die Moschee nicht gestattet. An der Seite des Hochaltars befindet sich eine nicht gar große Nische, die mit einem kostbaren Verhange bedeckt ist, worin der älteste Marabout sitzt, der sich von Zeit zu Zeit auf einen Augenblick sehen läßt. An der Rechten der Nische ist die Abbildung der Pantoffeln Mahomeds, unter eisernen Stäben sichtbar; nebenan, an die Wand gemalt, prangen mit großen arabischen Letteren die ersten zwei Verse des Koran, die Mahomed von Gott empfing. Diese stehen fast eben das Motto zum Fest des Ramasan; um 7 Uhr Abends fing das Gebet an und währte eine Stunde. Um 8 Uhr beleuchtet der Iman die Kuppeln, die Galerien und Minarets der Moscher, und ein Kanonenschuß gibt das Zeichen, daß die arabische Bevölkerung nun auch an den Magen denken darf. Der Araber hält strenge die Fasten während des Tages, von 8 Uhr Abends aber bis spät in die Nacht wird das Versäumte eingebracht und Kaffee und Pfeife sind doppelt so viel werth.

Vor der Hand ist es unmöglich, die christliche Religion hier einzuführen und aus dem Herzen des geringsten Beduinen den immer lebhaften und immer thätigen Gedanken zu reißen, daß er in seiner gottgefälligen und vollkommenen Religion weit über den Christen stehe und für die Vertheidigung des Glaubens des Profeten leben und sterben müsse. Der Islam bewahrt nur noch in Afrika, besonders in der algierischen Sahara und im Tell seinen ganzen Zauber, seine ganze Macht; — schwächer wird er in der Türkei und in Persien. Die längere Berührung mit europäischer Civilisation hat zum Verfalle des islam'schen Wesens beigetragen. Die Kaderbrüderung des Mahomedanismus ist keineswegs erloschen, er reicht weit über die ihm imaginär gesetzten Grenzen; es müßte nur in diesem Lande der Erobrungskrieg zum Religionskrieg werden. Dieses aber wäre wahrlich dem Menschlichkeitsgefühle entgegen, wenn auch die Macht einmal dazu vorhanden sein sollte. Man behauptet zwar, daß nun eine Zeit sei, wo sogar der katholische Fanatismus, wenn auch nur aus politischen Gründen, wieder gewekt werden will; sollte man die alten Schreckbilder der Intoleranz und den vorigen Ausschließungsgeist vergessen haben, der Grausamkeiten zur Ehre Gottes verübte? Lange Zeit hatte man Furcht in Algerien, katholische Priester zu halten, — man wußte damals noch nicht, daß der Araber eine Sache in der Welt besonders respectirt, nämlich: jede Religion und ihre Diener. Er fürchtet zwar die katholischen Truppen und deren Macht, aber er ehrt die Bischöfe und Priester. Die geistlichen Schwestern bringen bis in das Innere der Familien ein, wo sie wie Engel empfangen werden. Wir wären es einem Muselmanne einfachen, sie zu beschimpfen. Zu weiter man sich von Algier entfernt, desto zweifelhafter wird die französische Herrschaft, und es ist klar, daß Algerien nur dann vollkommen pacifizirt werden kann, wenn christliche Civilisation Wurzel geschlagen hat.

Aus Politik legte der Herzog von Nemours den Grundstein zu einer Moschee, und die arabischen Schulen werden einstweilen beschützt, um die französische Herrschaft als keine drückende erscheinen zu lassen, auch um leichter Missionäre einsenden zu können, doch wäre es an der Zeit, wenn man jetzt schon die Söhne der arabischen Chefs nach Frankreich nehmen würde. — Eine ihren Glauben achtende europäische Erziehung würde unfehlbar die Wirkung haben, ihre kriegerischen Ideen zu verändern, ihren Charakter zu modifiziren und sie zu nützlichen Gehilfen der französischen Herrschaft in Afrika zu bilden.

Als der Herzog von Rovigo ein Kreuz auf dieser trockenen Erde aufpflanzte, frappirte und tröstete es die Araber, dieses erste Zeichen des Glaubens von den Siegern gehen zu sehen, denn sie hatten uns für eine

Digitized by Google

Nation gehalten, welche keinen Gott verehrt; — alſo nicht durch das Schwert allein kann man Afrika civiliſiren und den Fanatismus entwaffnen.

In Algerien beſtehen 7 mahomedaniſche Brüderſchaften, welche alle von verſchiedenen Marabouts geſtiftet ſind; die Brüderſchaft von Aiſſaua, von Moulin-Taieb beſtanden ſich in Algier in der rue de lion, eben ſo die von Abd-el-Rahman-Talebi und von Abd-el-Rahmann-Bouſerbine ꝛc. ꝛc.

Der Marabout Sidi Abd-el-Kader-el-Djimila war der Stifter einer derſelben, und dieſe genießt die höchſte Verehrung im ganzen Islamismus; — Sidi Abd-el-Kader wurde ſeiner Tugenden wegen von Gott zum Gouth gewählt. Es heißt nämlich: Im Monate Februar läßt der Himmel 380,000 Uebel aller Art auf die Erde fallen; der Gouth allein nimmt ¾ Theile auf ſich, und das beruhmte Ereignis vor 40 Tag, der übrige vierte Theil wird unter 20 heilige Männer und die gewöhnlichen Sterblichen vertheilt. — Sidi Abd-el-Kader ertag ſeinen 285,000 Uebeln, aber die Engel trugen ihn zwiſchen den beiden und vierten Himmel, wo er eine neue, den Gläubigen unbekannte Geſtalt annahm. — Er hört und ſieht nun Alles, und beſchützt alle, die ihn anrufen, ſelbſt Juden und Chriſten, beſonders aber die Khouans (Brüder) dieſer Bruderſchaft. Aus dieſer Zahl ſteht man, daß es der berühmte Emir Abd-el-Kader, der wirklich von dieſer alten Familie herſtammt und im Namen des benannten Marabouts führt, in ſeiner ganzen religiöſen Miſſion es dahin abgeſehen hatte, die Gläubigen zu ſeinen Gunſten zu fanatiſiren; er gab vor, daß ihm ſein heiliger Ahnherr in einer Capelle bei Bagdad erſchienen ſei, daß er ihm zum Sultan gewählt und ihm ſeine Unterſtützung verheißen habe. Im Jahre 1832 wurde er in der Ebene von Eghnef proclamirt und übte die abſolute Herrſchaft von Oran. So hatten auch die übrigen religiöſen Aſſociationen eine mehr oder weniger wichtige politiſche Rolle in algieriſchen Angelegenheiten von jeher. Die algieriſchen Frauen verſammeln ſich in Algier in den Straßen Sidi-Abdalah, Kataruegil und Darfoue in Häuſern, welche ſie zouaon nennen, wo ſie ſich ihren bizarren Ceremonien an jenen Feſttagen, welche ſie dordoba heißen, hingeben. Bevor man von Algier abreiſt, muß der Name des Betreffenden durch drei Tage in der Zeitung öffentlich bekannt gemacht werden in politiſch-polizeilicher Hinſicht, weil Afrika als Aſil für Flüchtlinge gilt; beſonders gibt es viele adelige polniſche Emigranten, denen die Rückreiſe nach Europa nicht geſtattet iſt; auch wegen alljährigen Schuldforderungen beſteht dieſe Maßregel.

Die erſten Stunden auf meiner Rückreiſe auf einem ſchönen Peivatdampfer betrug ich das Meer recht artig gegen uns. Im glasgedeckten Salon am Vordecke des erſten Platzes befand ſich ein Clavier (natürlich angeſchraubt), wo es mir ganz komiſch war, eine Polka zu hören. Die Dampfer ſchien darüber vergnügt zu ſein, denn er fing allmälig zu tanzen und zu ſchaukeln an, ſo daß der Spieler ſeine Noten, worüber er ſpielen; doch er hat noch ärger wurde, wollte ich das Vergnügen haben, einmal auf dem mittelländiſchen Meere Clavier zu ſpielen und ich pealdurete einige Minuten, bis der Capitän die Geſellſchaft aufmerkſam machte, daß ein Sturm im Anzuge ſei und es beſſer wäre, die Schlafſtellen noch bei Zeiten zu ſuchen, bevor noch die Schritte ganz unſicher werden und die Wellen dem Vordecke einen Beſuch machen. Schon wurden in größter Eile die Segel gezogen, daß Ein- und Herrennen der Matroſen und das Heraustauwerken der Meſſerten verurſachte einen lärmenden Aufruhr, — die Maſchinen verdoppelten die Kraft und die Wellen ſtichten an Schiffe, daß wir wie im feinen Regen ſtanken. Endlich füllten ſich die Cajüten, jeder lag in ſeiner Cabine, aber es war kein ſanftes Schaukeln, — Jammer und Wehklagen von allen Seiten; ſo währte dieſe peinliche Situation durch 49 Stunden, bis wir ganz erſchöpft, mit einigen blauen Flecken und ziemlich von den Strohſtiegen zerſtochen im Hafen von Marſeille ankamen. Wir wurden in das Hotel transportirt, aber das Eſſen und ſtrenge verboten: erſt den folgenden Tag kam ich einiger Maßen wieder zu Kraft, und nach einigen Tagen ſetzte ich die Reiſe zu Lande nach Nizza und Genua fort, wo die Naturſchönheit während der Zahrt ſowohl die grandioſeſten als lieblichſten Bilder in einer foloſſen Fülle zeigt, daß ich mich kaum erinnere, je ſo befriedigt geweſen zu ſein. Die Straße zieht am Strande des Meeres hin, bei den reizenden Fürſtenthümern am Hafen von Marſeille ankamen. Wir wurden in das Hotel transportirt, aber das Eſſen und ſtrenge verboten: erſt den folgenden Tag kam ich einiger Maßen wieder zu Kraft, und nach einigen Tagen ſetzte ich die Reiſe zu Lande nach Nizza und Genua fort, wo die Naturſchönheit während der Zahrt ſowohl die grandioſeſten als lieblichſten Bilder in einer foloſſen Fülle zeigt, daß ich mich kaum erinnere, je ſo befriedigt geweſen zu ſein. Die Straße zieht am Strande des Meeres hin, bei den reizenden Fürſtenthümern und Spinola und Monaco vorüber, links die beſchneiten Meergipfen, theils über hohe Berge, z. B. den Eſtrelle, wo die herrliſche Fernſicht iſt; — hier hatten wir den ſchrecklichen Anblick eines Pinien-Waldbrandes im Thale, der von vier Seiten aufzuloderen anfing; dann wieder durch duftende Olivens und Pinien-Wälder. — Hiaginten, Narciſſen und gelbe Immortellen blühen auf den grünen Abhängen an der Straße und verbreiten den herrlichſten Geruch; auch gibt es hier und dort Aloen von ziemlicher Höhe wild wachſend. Ueber Mailand ging dann die Reiſe durch Verona nach Venedig. Die kurze Fahrt auf dem adriatiſchen Meere geſchah mir unbewußt, denn als ich aufwachte, befanden wir uns im Hafen von Trieſt.

Mühſeligkeiten der Reiſe waren im Ganzen genommen nicht wenige, doch ſie wurden auf die dankbarſte Weiſe belohnt, und auf Afrika nahm ich für die Zeit meines Lebens die ſchönſten und lebhafteſten Erinnerungen mit.

Drei Weihnachten.

Nach dem Italieniſchen einer Novelle von Alexander Patuzzi.

[Schluß.]

Sie gingen die Treppe hinab, nachdem Laßnigg der Sängerin den weichen Pelz übergeworfen. Sie ſah bereits im Wagen und Zwifelio wollte ebenfalls einſteigen, als plötzlich Zeiſelmeiere bewortrat und die Hand auf den Wagenſchlag legte. Zwifelio ſtieß nach ihm, ſchlug aber nur in die Scheibe. Der Kutſcher erſchrak in der Hitze, ſie brauſten dahin und Laßnigg, der den Wagen auch benützen wollte, hatte das leere Nachſehen. Da ſah er neben ſich den unglücklichen Liebhaber ſtehen, der nur mit Mühe die Thränen zurückzuhalten ſchien; zu dieſem wandte er ſich.

„Junger Mann, wünſchen Sie ſich Glück zu dem heutigen Abend. Er hat Sie unſanft aus Ihren Träumen geweckt, aber es iſt ſo beſſer, als wenn ſie noch länger geträumt hätten. Das iſt kein Weib für Sie, die muß man überhaupt nicht heiraten wollen, die iſt nur für eine Stelle geſchaffen, für die Sie zu gut ſind. Gute Nacht, lieber Freund.“

Der Baſiſt zog den Mantel enger um ſich und verfolgte ſeachen Schrittes ſeinen Weg, während der Schreiner durch mehre Seitengaſſen ging, ſeine wenigen Habſeligkeiten packte, und mit den erſten Morgenſtrahlen die Reſidenz verließ, wo ihn nach ſeiner Meinung ſo namenloſes Unglück getroffen.

Der Weg zur Hofkirche führte über mehre Plätze und über den breiten Fluß, wo ein heftiger Luftzug und die eiſige Winterkälte das aufgetrege Blut der Sängerin ſo ſehr abkühlten, daß ſie ſich ganz durchſchauert fühlte und vor Froſt zitternd ankam. Erſt nach einigen Minuten, in dem erwärmten Vorzimmer zugebracht, konnte ſie ſich wieder erholen und ſich den übrigen Sängern zugeſellen.

Endlich gab der Hof-Ceremonienmeiſter das Zeichen und die Muſik begann. Man hatte eigens für dieſen Abend dem Part der Primadonna eine wälſche Opernarie eingelegt, und wie Niese von Weber kam, blieben die hohen Hörer nach dem Chore. Aber plötzlich ſchrillte mitten in einer Cadenz ein ſchneidend ſcharfer Ton, die Stimme verſagte und wegen plötzlicher Heiſerkeit mußte die Sängerin abtreten. Das nächſte Opernrepertoir mußte abgeändert werden.

III.

Es waren viele Jahre vergangen, ſeit der Schullehrer in Germersdaufen durch die Armſeligkeit ſeiner Mitglieder der Hofcapelle ſolche Freude erlebt, und mit ſeiner Kirchenmuſik ſolchen Triumf gefeiert. Er ruhte ſchon lange im Grabe und das kleine, ſchwarze Kreuz, das jene Stelle bezeichnen ſollte, war eingeſunken und vergeſſen, wie er ſelbſt und ſeine Compoſition. So ein Schulmeiſter iſt auch viel zu unbedeutend, als daß man ſich lange die Stelle merken ſollte, wo man Jemand eingeſcharrt. Man hat ſo viel zu thun und zu denken, daß es zu verzeihen iſt, wenn man ſolche Kleinigkeiten aus dem Gedächtniſſe verliert.

Der Herr Bürgermeiſter von damals konnte ſchon weniger vergeſſen werden, denn wie er ſich im Leben mehr als hinlänglich breit gemacht, ſo hatte man ihm noch auf ſeinen Hügel ein Denkmal hingepflanzt.

Kurz, man machte auf ſeinem Grabe ſo viel Lärm, als er im Leben gemacht.

Nun, er iſt unter der Erde, mag ſie ihm leicht ſein.

Der neue Bürgermeiſter war ein ſchlicher, einfacher Mann, von ſtreng rechtlichem Charakter, der kein Haar breit von ſeiner Pflicht, was er einmal für ſeine Pflicht erkannt hatte. Niemand hatte vor ihm den Geſchäftsu zu ſtren obgelegen, wie er, Niemand das Wohl der Gemeinde ſo aufmerkſam beachtet und ſo uneigennützig, ohne Rückſicht auf eigenen perſönlichen Vortheil. Der redliche Name ſah mit vollem Vertrauen auf ihn.

Das Bewußtſein, immer mit freudigem Herzen ſeine Pflicht zu erfüllen, macht den Menſchen heiter und getroſten Muthes in jeder Lage des Lebens. Wenn auch in ſich gekehrt und ruhig ſinnend, war der Schreiner und Bürgermeiſter Zeiſelmeier heiter und zufriedenen Herzens.

In dem Orte geboren, früh verwaiſt und in tiefer Armuth ſeine Kinderjahre verlebend, hatte ihn ein Schreiner in die Lehre genommen, wo er durch unermüdeten Fleiß und Geſchicklichkeit bald den größeſten Geſellen gleichkam. Er war ein ſtiller, träumeriſcher Junge, der mit ſeinen Altersgenoſſen keine Kameradſchaft hielt, in ſeinen freien Stunden las oder ſchnitzte, und bei der Arbeit faſt immer Kirchenlieder ſang. Daß kam daher, weil er ſein ganzes Kinderherz an ein Mädchen gehangen, den der Schullehrer geiſtliche Geſänge einſtudirte, um die prächtige Stimme ſeiner Schülerin im Chore zu benützen. Eines Tages wurde Käthchen von fremden Muſikanten mitfortgeführt, um ſie ganz der Kunſt zu widmen. Man hatte in dem abgelegenen Orte, wohin wenig Zeitungen drangen, und wo man ſich um die Muſen beinahe weniger als gar nicht bekümmerte, nichts weiter von ihr erfahren. Ignaz aber konnte ſeine Geſpielin nicht vergeſſen.

Kaum war die öbliche Lehrzeit verſtrichen, ſo ſchnürte er ſein Bündel, hauptſächlich, um wieder von dem Mädchen etwas zu erforſchen.

Dem Mannesalter nahe, kam er wieder zurück, aber Niemand fragte ihn nach der Verſchollenen und er erwähnte ihrer nicht. Aber er war recht

Digitized by Google

ernst geworden, und es gab Stunden, wo er tief traurig war. Sein Lehrherr, der indeß alt und gebrechlich geworden, übertrug ihm die Leitung seines ganzen ziemlich ausgedehnten Geschäftes, das der junge thätige Mann noch bedeutend vergrößerte und nach einigen Jahren ganz übernahm. Der Greis sah getrost seine letzte Stunde herankommen, denn er wußte sein einziges Kind in guten Händen, das sein ehemaliger Lehrling, wenn auch nicht mit schwärmerischer Liebe, doch mit ruhiger, treuester Neigung zum Altare geführt.

Sein geordnetes Wesen, seine Thätigkeit, sein besonnenes Benehmen in mancher schwierigen Lage hatte ihm das Vertrauen seiner Mitbürger erworben, und als der Bürgermeister, der mehr Hochmuth als Weisheit besaß, mit Tod abgegangen, da wählte man ihn einstimmig für diese Stelle und sah bald ein, wie gut man dabei gefahren, denn er verband mit allen Eigenschaften, die für ein solches Amt nöthig sind, den redlichsten Willen, seinen Verpflichtungen gerecht nachzukommen.

Der Winter war mit grimmiger Kälte hereingebrochen und von Tag zu Tag wuchs seine Strenge, so daß man oft Vögel erfrieren fand und der Preis des Holzes eine fast unglaubliche Höhe erreichte.

Zeiselmeier hatte den Wohlthätigkeitssinn seiner Gemeinde angeregt, er hatte es dahin gebracht, daß die Wohlhabenden willig beisteuerten, um nach Kräften die Noth zu lindern, und heute, als am Weihnachtstage sollten die Kinder der Armen mit Kleidern, ihre Eltern mit Lebensmitteln und Holzanweisungen beschenkt, alle aber zu einem reichlichen Male vereiniget werden.

An so etwas hatte vor ihm noch kein Bürgermeister gedacht.

Es waren noch einige Stunden bis zur Zusammenkunft und Zeiselmeier war noch einmal zu dem Wirthe der Kirche gegenüber gegangen, der Armenvater war, um mit ihm noch dies und jenes zu besprechen, noch eine und die andere Anordnung zu treffen.

Da hielt vor dem Wirthshause ein elender, offener Bauernwagen, auf dem ein Landjäger, ein Weib und ein alter Bauer saßen. Der letzte lenkte das magere Pferd, von Zeit zu Zeit einen Blick auf das Weib werfend, welches zwischen ihm und dem Landjäger saß. Fieberfrost schüttelte die dürre Gestalt, die ungekämmt der ergrauenden Haare weniger vom Alter, als durch Kummer und Elend gebeugt erschien. Sie hatte einen durchlöcherten Tuchmantel enge um sich gezogen, zu dem der Fuhrmann noch eine Pferdedecke gefügt, während der Landjäger ihr seine Fäustlinge abgetreten. In dem engen Raum, welchen diese Drei auf dem Wagen noch sehr gedrängt, befand sich eine elende Harfe, die schon viele ihrer Saiten verloren hatte. Allein es mag der wandernden Künstlerin, die wir vor uns zu sehen glauben, wohl mehr um ein Almosen, als um Beifall und Ausübung ihrer Fertigkeit zu thun sein.

Es war wohl eine jener Bettel-Musikantinen, die ohne Stimme und ohne singen zu können, mit gräßlich verstimmten Instrumenten in den Wirthshäusern einigen Spektakel machen, und dafür von uns ein Vögelgeld erpreßen. Die dieyn nöthigen obrigkeitlichen Erlaubnißscheine könnte man eigentlich mußfalsche Kappenbriefe nennen.

Das Weib war jahrelang auf Märkten und Kirchtagen mit ihrer Harfe herumgezogen, hatte in Wirthshäusern um eine Kleinigkeit gesungen, und hatte manchen Tag nicht genug gehabt, um ihren Hunger zu stillen oder ihren Leib gegen den rauhen Wechsel der Witterung zu schützen.

Ungefähr zwei Tagreisen von Germersheim hatten sie betrunkene Bauern gezwungen, ihnen die ganze Nacht hindurch aufzuspielen, ungeachtet sie sich bedeutend unwohl fühlte. Gegen Morgen sank sie ohnmächtig zusammen; die Frau, bei der sie auf einer Kammer schlief, wollte sie nicht länger behalten, da man den Ausbruch einer ernsten Krankheit fürchtete, und so sah die hohe Obrigkeit sich veranlaßt, ihre liebevolle Hand wenigstens in so weit aufzurühren, daß sie die Arme in ihre Heimat abschieben ließ. Freilich wurde dabei keine Rücksicht genommen, daß das Uebel sich noch verschlimmern müsse, sie ging blos von dem stanntropischen Grundsatz aus, daß jeder Mensch sich am wohlsten zu Hause fühle, und deßen Gemeinde für ihn sorgen müsse, und so war sie für das Fortkommen der Kranken auf das emsigste besorgt.

So hielten die Drei vor dem Wirthshause, denn der Landjäger wollte ihr eine Suppe geben lassen und ihr Zeit gönnen, sich gründlich zu wärmen, bevor er sie in das Gemeindehaus schaffe.

Zeiselmeier, der vom Fenster sah, wie mühsam die Arme vom Wagen stieg und kaum Kraft genug zu haben schien, sich in die Stube zu schleppen, fühlte sich von Mitleid bewegt und ließ ihr noch guten altem Wein reichen, für den die Frau, die bald betäubt zu sein schien, kaum mit einem leichten Kopfnicken dankte.

Sie hatte die Arme gekreuzt und das Haupt war tief auf die Brust gesunken, von Müdigkeit und Kummer gleich gebeugt. Der Bürgermeister dachte daran, die Arme auf seine Kosten verpflegen zu lassen, falls ihre Papiere in Ordnung wären und die Frau nicht eines schlechten Lebenswandels wegen an ihre Gemeinde geschickt werden sei, und selbst in diesem Falle wollte er ihr an die Hand gehen, um ihre Zukunft vor Fehltritten zu bewahren. Er verweilte absichtlich etwas länger, um einige Fragen an die Angekommene zu stellen.

Bald wirkte die Wärme wohlthätig auf die Halberstarrte, die jetzt ein wenig Suppe genoß und einige Tropfen Wein zu sich nahm. Zeiselmeier wollte sie nicht gleich anfangs durch directe Fragen einschüchtern; er fragte also, ob ihre Reise beschwerlich gewesen, ob in den Thälern jenseits der Berge auch so viel Schnee läge und was man sonst Gleichgiltiges eine Fremde fragen kann, mit der man unbefangen plaudern möchte. Mit heiserer, unangenehm rauh klingender Stimme antwortete die Fremde und wurde auch bald von einem trockenen und schmerzhaften Husten unterbrochen.

Ihre Blicke, die anfangs theilnamlos durch die Stube geschweift, wurden jetzt belebter, ihre Züge nahmen einen gespannten Ausdruck an, sie betrachtete die Stube, die seit vielen Jahren faßt ganz unverändert geblieben, sie ward einem Blick auf die gegenüberliegende Kirche und ihre Anfregung wuchs mit den Secunden.

Sie war aufgestanden und stützte sich mit der Hand auf den Tisch.

Von dem alten, rauchgeschwärzten Kruzifixe schweifte ihr Auge nach dem großen, grünen Kachelofen; sie zitterte heftig, und während die Thränen auf ihren Augen stürzten, sprach sie mit zitternder Stimme:

„Ja, da war es, da war es!“

Nun sank sie langsam auf die Knie, aber nicht um zu beten, sondern aus Schwäche, dann neigte sich ihr Körper und sie lag ohnmächtig am Boden.

Zeiselmeier rief schnell die Wirthin, trug ihr auf, die Fremde in eine warme Stube zu bringen, sie zu entkleiden und zu pflegen, zugleich aber den Arzt zu rufen.

Indeß war es Abend geworden; durch einzelne Fenster sah man bereits die hellen Flämmchen an den Christbäumen, und hundert junge Herzen pochten in lebhaftester Erwartung den nächsten Minuten entgegen; im Gemeindehause hatten die Armen ihre Gaben empfangen, und setzten sich eben zum Mahle, das ihnen die Sicherheit gab, nach langer Zeit sich wieder einmal satt essen zu können. Zwei von den Armenvätern, kinderlose Greise, setzten sich mit zu Tische, als wären sie im Kreise ihrer zahlreichen Familie, die Andern gingen nach Hause, um die Ihrigen zu überraschen und sich überraschen zu lassen.

Der Bürgermeister befand sich unter den Letzteren; er hatte sich wohl manchmal diesen lustvollen Abend durch Amtsgeschäfte verkürzen, niemals aber gänzlich entziehen lassen. Er faßte die schönsten Stunden seines Lebens in sich, wenn er so das dalbe Dutzend seiner Kinder jauchzend sich herumtummeln sah. Die Mutter schaute mit glücklichen Augen in das Treiben, und während sie ihren Kopf an die Brust des Mannes lehnte und ihn mit einem Arme umschlang, fühlte sie an dem freudigen Pochen seines Herzens, daß er ihre Gefühle theile, daß er eben so glücklich wie sie und die Kinder sei.

Nach und nach verstummte alles wieder; die Kleinen, von ihrem Glücke ermüdet, ließen die Köpfchen sinken, und ihre schlafstrunkenen Augen sprachen deutlich den Wunsch aus, zu Bette gebracht zu werden. Die Kinder schliefen ein, die Eltern plauderten; da kam die Magd und dem Wirthshaus'e und sagte, daß nach dem Ausspruche des Arztes die Fremde schwer erkrankt sei und daß diese selbst den Herrn Bürgermeister zu sprechen wünsche.

Dieser machte sich auf den Weg und fand in einer einfachen, aber sehr rein gehaltenen Stube, die nur matt beleuchtet war, die Kranke auf ihrem Schmerzenlager. Sie hielt die abgemagerten Hände auf der Brust gefaltet, die tief eingesunkenen Augen waren halb geschlossen und die gefurchten Wangen brachten von vielem Kummer, Leiden und Elend. So lag die Frau da — ein Bild des Jammers.

Leise trat Zeiselmeier hinzu und betrachtete sie, die ihn nicht zu bemerken schien, so sehr war sie in sich verloren oder von der Krankheit betäubt. Endlich aber öffnete sie die müden Augen und wollte sich aufrichten, als sie den Theilnehmenden gewahrte, dieser aber bat sie, ruhig und bequem zu bleiben, es sollte für sie gesorgt und sie während ihrer Krankheit nach Vorschrift des Arztes gepflegt werden.

Diese Theilnahme, das gebiegene Wesen des einfachen Mannes wirkten beruhigend auf die Leidende, ihr schwacher Körper nahm ihm mittheilte, daß sie zwar von ihrer Heimat sei, aber keine Verwandten, keine Freunde mehr habe, da sie, früh verwaist, dieselbe schon vor vielen Jahren verlassen und sich nie mehr um sie weiter bekümmert habe. Was ihr damals nahe gestanden, habe sie längst vergessen, oder Alles sei wohl schon gestorben. Die schnell empfangenen Eindrücke eines Kinderherzens werden eben so schnell wieder verwischt, und was sich in der Jugend geliebt, steht sich im Alter ferne.

Es waren trostarme, aber recht wahre Worte.

Auf dem Tische lagen einige Papiere verstreitet und nicht ganz rein gehalten, denen man es ansah, daß sie schon durch vielerlei Bureaurbände gegangen; auf diese zeigend, sprach die Kranke:

„Meine Legitimation.“

Der Bürgermeister hätte sie vielleicht gar nicht berührt, aber die Frau neigte ihren Kopf ermüdet zur Seite, und so wollte er, um sie einige Minuten Ruhe zu gönnen, sich auf irgend eine Weise beschäftigen.

Aber kaum hatte er einige Minuten in den Schriften geblättert, so ließ er dieselben wieder auf den Tisch sinken und trat tief ergriffen an das Bett; sogleich raffte sich die Kranke aus ihren halbwachen Träumen und sah fast

Digitized by Google

erschrocken auf den Mann, der jetzt ihre Hand ergriff und beinahe mit Thränen in den Augen sagte:

„Katharina, so erwartete ich nicht, Dich wieder zu finden."

„Ich glaubte nicht, daß irgend Jemand erwartete, mich wieder zu finden, am wenigsten dort, wo ich meine ersten Jahre verlebte."

„Doch Du denn bei Zeiselmeier ganz vergessen?"

„Vergessen nicht, aber nur selten, fast nie an ihn gedacht."

„Er aber recht oft an seine Gespielin."

„Ich kann mir's denken, Ignaz! Du warst immer eine treue, redliche Seele, und wenn ich Dich jetzt betrachte, so kannst nur Du es sein knderer sein. Ich komme mir neben Dir recht verworfen vor."

„Du warst nur leichtsinnig."

„Ja, in Leichtsinn und Eitelkeit wurzelte mein ganzes Elend."

„Was Du auch reiseh hast, jetzt kommst Du doch zur Ruhe."

„Ja, Ignaz, Du hast Recht; dafür danke ich Gott."

„Du denkst an Dein Ende, aber ich glaube, Du wirst noch lange leben, denn Dein gegenwärtiger Zustand ist nur Folge von Entbehrung, Kälte und Müdigkeit. Morgen lasse ich Dich in mein Haus bringen, meine Frau wird Dich pflegen, meine Kinder Dich aufheitern und wenn Du nicht fröhlich wirst, so liegt es nur an Dir; also sei getrost."

Katharina hatte die Hände gefaltet und schien leise zu beten, dann sagte sie mit reichgöttter Stimme:

„Drei Weihnachten; zuerst, wo die Drei mich hier gefunden; sie haben es gut gemeint, aber es ist mein Elend geworden; dann wieder zu Weihnachten bin Du gekommen, und ich lachte, als sie Dich in meinem Zimmer verbühnten, dafür gab mir Gott eine Krankheit, die meine Stimme zu Grunde gerichtet, und weil diese, wie ich jetzt recht gut weiß, mein Einziges war, so bin ich bis zur Bettelhaftigkeit herabgesunken."

„Und Deine Freundin?"

„Zwiefelo wäre mir ähnlich geworden, aber der wird von einer alten Dame unterstützt; Lasinigs suchte ich nicht auf, weil er mir mein Eos einmal profezeite, als ich nur dahin strebte, applaudirt zu werden, und Kolbert, zu dem ich Vertrauen gehabt hätte, hat so lange in Liebe und Sehnsucht an mich gedacht, bis er melancholisch wurde und sich erschoß."

„Und auf mich rechtest Du nie."

„Es hat vielleicht mit zu meiner Strafe gehört, daß ich den Gedanken an Dich stets zurückwies."

„Jetzt kommst Du auch nicht wieder von meiner Seite. Schlafe ruhig bis morgen; es wird alles wieder gut."

Er reichte ihr die Hand, die Arme beugte sich darüber und weinte heftig.

Am nächsten Morgen aber fand man sie todt; ein Nervenschlag hatte ihrem Leben ein Ende gemacht, und jetzt liegt sie auf dem Kirchhofe von Gerwerthsdorf, und noch oft weilt der Bürgermeister an dem schönen Kreuze, daß er selbst verfertiget und betrauert mehr das Leben, als den Tod seiner Jugendgeliebten.

Friede ihrer Asche!

Segensspruch.

(An eine junge Künstlerin.)

Sei mir gesegnet durch den Feuerkuß,
Womit die Götter nur die Ihren küssen;
Mit diesem Kuß erwacht Dein Genius. —
Weiß für ihn leben — für ihn sterben müssen!

Sei mir gesegnet durch die Wahrheit, Kind,
Sie gibt der schönen Form erst Werth und Leben;
Wenn Deine Ideale Menschen sind:
Dann hast Du schon das Göttliche gegeben. —

Sei mir gesegnet durch die Anmuth; sie
Verklärt und glättet Dunkles, Rauhes. Wildes;
Die Anmuth wirkt als heilige Magie
Selbst in dem Schrecken des Menschenschildes.

Sei mir gesegnet durch die Liebe, — sei
Ein Trener Jugend Schmerz, so's ihre Blüte;
Groß Liebe macht dem Geist die Flügel frei,
Aus Liebe löst des Herzens schöne Mithe.

Sei mir gesegnet durch Bescheidenheit,
Die weise Blume einst in Deinem Kranze;
Sie ist's, die ihm das grüne Leben leiht,
Und daß er nie verliert von seinem Glanze.

So kraufte, die Du einst in Andern weckst,
Des Guten Flamme Dir auf dieser Erde!
Und was Du Göttliches im Herzen trägst,
Das, sage, daß es Lobl der Menschheit werde!

Wien, Juli 1855. Otto Prechtler.

Musik-Salon.

Ist auch unser ganzes öffentliches Musikleben unter den Garten-Productionen auf die Oper beschränkt, so dürfen wir uns doch nicht beklagen, daß es dieser an Reiz der Mannigfaltigkeit fehle, und daß bei der ehrlern Geschmack, der nach Hörderm verlangende Sinn unbefriedigt bleibe. Mozart's drei große Opern: „Don Juan," „Figaro," „die Zauberflöte," die keiner Stadt, keinem Menschenstamme, keiner Nationalität, sondern der ganzen Welt angehören, und von der Wiege des Kind, allgemein und unvergänglich Schönen umgeben sind, gingen bereits an und vorüber; Beethoven's Opern-Cabinet „Fidelio" mit dem rein menschlichen, tief einbringenden Tonklangzauge trat uns leuchtend entgegen; Auber's Meisterwerk „die Stumme von Portici." Rossini's ebelte dramatische Schöpfung „Wilhelm Tell," Meyerbeer's drei der Zeit beherrschenden Opern „Robert," die Hugenotten" und „der Prophet," Kreutzer's lieblich „Nachtlager von Granada" und Lortzing's trefflicher „Czaar und Zimmermann" fehlten nicht in den Opernkreise des ersten Monats der deutschen Saison, und die erste Novität, die in Aussicht steht, ist Werner's „Kunzunde," dieß lang mich gehörte berühmte Opus Werner's — gewiß die interessanteste neue Gabe, welche man den Freunden wahrhaft schöner und echter Musik bieten kann. Auch das Personale wurde bereits mit einem zweiten Gastspiel der hohen Hoffnungen berechtigt; und die sichere Aussicht auf den Gewinn einer wahren dramatischen Sängerin in Fräulein Louise Meyer läßt nur wenige Lücken mehr in dem Kräfte-Verein unserer Hofopernbühne gewahren, worunter dem Hörer in der Oeffentlichkeit wiederholt und scharf ausgesprochenen Directer Cornet bald auch die bezeichnete Gunst nicht vorenthalten wird. Möge er nun noch dahin wirken, daß Wien nicht immer die letzte Stadt in ganz Deutschland sei, wo die epochemachenden Opern der Neuzeit zur Darstellung gelangen; möge er und bald den „Vorchter" und den „Lohengrin" darstellen; möge er auch nicht darauf vergessen, daß Deutschland in Morschner einen trefflichen Opernkomponisten besitzt, und die Wiederverstellung seines „Hanns Heiling" gewiß mit allgemeiner Lbeilnahme begrüßt werden würde *).

Wieder war es Fräulein Meyer, die in der verflossenen Woche die größte Anziehungskraft übte, die oberste Thränahme in Anspruch nahm. Wo fände man aber auch musikalisch-dramatische Gestaltungskraft, deren Lösung man einer tüchtigeren Persönlichkeit mit größerem Interesse abzulauschen wehre, als in Aller im „Robert," Donna Anna im „Don Juan." Fräulein Meyer hat in diesen Rollen viel Schönes geleistet und doch nicht befriedigt? — Was Verschiedenes, Darstellungsvermögen, starke und jugendliche Stimme, dramatischer Gestaltungstrieb und Persönlichkeit besitzen, hat Fräulein Meyer wie Vielen, mitunter sehr Ungreifenden in ihrer Leistung; allein es ist eine Klippe in beiden wie in so manchen anderen Partien für die beiden, begabtesten Sängerinnen; ihre wohlsommene Wesensart und Begabung nämlich ist durch Persönlichkeit bedingt, durch Persönlichkeit im höheren Sinne des Wortes, nicht blos durch die äußere Erscheinung, sondern durch die ganze sittliche Eigenthümlichkeit. Wohlthuend war allerdings der jugendliche Reiz, die jugendliche Kraft, der anschauliche Ausdruck der Stimme bei Fräulein Meyer, so wie ihr natürlicher, aus voller Seele strömender Vortrag in beiden Partien, wo Leidenschaft und Energie so schön gepaart sind; allein ihr Spiel und ihr Gesang hat entschieden etwas zu vorwiegend Liebenswürdig-Weibliches und minnere Weiblein, ihre Gesangbildung ist für die Rolle der Donna Anna noch nicht durchaus hinreichend, um auch der Poesie, dem idealen Anhauche in dem Wesen dunter Chorakterzeichnung vollkommen zu genügen.

In Herrn Schmid, welcher noch dem Sarastro in der „Zauberflöte," den er als Gast sang, bereits zweimal als engagirtes Mitglied auftreten ist und zwar als Fallstaff in den „lustigen Weibern von Windsor" und als Gouverneur im „Don Juan," lernten wir einen Sänger kennen, der mit einer prachtvollen, sehr ausgebildeten und ausgeglichenen, wohlklingenden Stimme bereits so viele musikalische Ausbildung besitzt, daß an einer weiteren erfreulichen Entwicklung seiner allerdings noch unreifen Gesangskunst nicht zu zweifeln ist. Ueber Nicht von Schmid der komischen Komik kann ich mich nicht aussprechen, da ich seine Darstellungsgabe in eine sehr geringe. Lortzing's köstliche Oper „Czaar und Zimmermann," in der ungeschminkten Wahrheit des dramatischen Ausdrucks sei Mozart's Wundervogen nicht bei Weg, war in Hinsicht der komischen Sing-Drama erschienen ist, daß die Freunde echter Musik häufig erfreut. Die drastisch wirksame Darstellung des Bürgermeisters von Saardam durch Hölzel, der einsinnigen Ausdruck und das trefflich Spiel Ander's und Marienne von Brandt's, die herrliche Stimme und der warme Vortrag Beck's als „Czaar Peter" trugen wesentlich zu dem sehr günstigen Erfolg der Wiederaufnahme dieser Oper bei.

Fräulein Hoffmann gab als neu engagirtes Mitglied die Marie. Ihr Gesang war correct, doch ohne Schwung und Reiz, ihr Spiel gewöhnlich, der feinerempfindende Geist der Rolle gemäß, viel zu sehr von banalen Coulissen-Manieren beherrscht.

In Kreutzer's einfach lieblichem „Nachtlager von Granada" sang Fräulein Horn als Gast die Gabriele. Ihre Gesang ist nicht übel, ihre Stimme ist nicht übel, ihr Gesang ist nicht übel, ihr Spiel ist nicht übel. Damit ist alles gesagt. Im „Robert" sang den „Rus des Seeducteurs" im dritten Akte Fräulein Price als Gast und gab der Kritik viel Stoff zu spöttischen Bemerkungen darüber, daß sie einen Blatte der Teeny ihrer Anzug und Tanzes als die hervorragendste Vorzug gepreisen wurde. Den ihrem Tanze ist in der That nicht viel Aufdrehen zu machen; sie tanzt mit Leichtigkeit und hat eine gute Schule, allein es fehlt ihr persönliche Anmuth, es fehlt der Geist und Schwung, es ist das ganz Gewöhnliche, was wir sehen. Später sahen wir sie noch in einem Pas de trois in „Robert und Bertrand," worin auch Herr Price mitwirkte.

Im verflossener Aufsatz steht die baldige Aufführung von dem Wiener-Publikum beinahe ganz unbekannten „Corporante" Weber's und „der Jüdin" von Halevy, worin Madame Lafont in Paris eben jetzt eine unerhörte Sensation macht. F. D.

*) Da die Aufführung von R. Wagner's „Tannhäuser" und Marschner's „Hanns Heiling" in naher Aussicht steht, wissen wir nicht, daß aber Meyerbeer's „Nordstern" bald an die Reihe kommt, wird als gewiß versichert. Anm. d. Red.

Der sehnliche Erwartete.

„So leb' denn wohl!" rief sinnig in beiden Thränen
Am Kahl des Scheidenden das junge Weib.
„O kehre bald, willst Du mich noch erkennen
Vor Schmerz und Gram; schnell komme eher — bleib'!"

Drei Monate sind um. — Es ist entsetzlich,
Wie lang' er weilt! Da deißt's: „Er naht zu Herr!"
„Ach," seufzt die treue Frau beklemmt, „so plötzlich?" —
Ich wollte, daß er — noch geblieben wär'!" —

Leopold Kordesch.

Digitized by Google

Literatur.

Herrn Dr. Heinrich Costa in Laibach, dem Verfasser der Biographien mehrer berühmten Frauen, wurde durch die kaiserlicher französischer Gesandtschaft in Wien eröffnet, daß Seine Majestät der Kaiser Napoleon III. den von ihm verfassten biografischen Abriß der Kaiserin Josefine mit a. h. Wohlgefallen aufzunehmen geruhe.

Wiener Zustände im Mittelalter" von Emil ***. Weimar bei H. Bäßler. 1855.

In einer Zeit, wo die Standesvorurtheile rings gleich giftigen Pilzen emporschießen, kann einem Streben, welches die vaterländische Geschichte im Rahmen einer Erzählung zur Geltung zu bringen versucht, schon an und für sich die gebührende Anerkennung nicht versagt werden.

Das vorliegende Buch kommt aber auch vom belletristischen Standpunkte nicht gering zu schätzen. Wir finden, abgesehen von den eigentlichen wortbreiten, geschichtlichen Beilagen, trefflicher Schilderungen von Sitten und Gebräuchen. Wie begegnen wundersamen Charakteren und gelangen zu höchst interessanten Situationen. Gestalten und den Höhen und Tiefen des Lebens wandeln an uns vorbei und entrollen das Bild einer großen, vorzugsweisen Zeit. Wir lauschen in den Kemenaten der Kreuzfahrer und treten in die sittlichen Gemächer des ehrsamen Bürgerthums.

Es würde die uns angewiesenen Schranken überschreiten, wollten wir die Fabel des Buches selbst besprechen, auch würde dadurch dessen hoffentlich baldiges ins Interesse verringert werden. Wir können jedoch versichern, daß wir in der heiteren viel Vergnügen gefunden, und hegen die Ueberzeugung, daß Niemand diese „Wiener Zustände" unbefriedigt aus Hand legen wird.

Druck und Papier verdienen gleichfalls belobt zu werden.

Sit gratum libello talum! —

Miscellen.

Wir bringen hier nach einen kleinen Nachtrag zu dem Artikel: „Die Mormonen." —

Der erste Präsident aller Mormonen-Gemeinden ist jetzt mehr als 70 Jahre alt, zugleich Profet, Seher und Ängur der Gemeinde. Nach dem Gouverneur kommen 7 Apostel, 2086 Mitglieder des Rathes der Siebenzig, 715 hohe Priester, 994 Aeltester, 514 Priester, 471 Lehrer und 227 Diakonen. Zu dieser priesterlichen Abtheilungen hat dieser Präsidenten, Aspiranten behufs der ein Präsident von Sion, ein Patriarch und ein Geschichtschreiber des Staates. Es bestehen sich jetzt 331 Missionäre der Mormonen in der Welt und sind besonders im nördlichen Europa verbreitet; 166 weitere Missionäre bereiten sich zur Reise vor. Der Auswanderung dieser merkwürdigen Religionssecte macht zusehends. Wohin wird das kommen? —

Reaumur hat die Spinnengewebe genau beobachtet und berechnet, daß ein einziger Spinnenfaden aus 60,000 andern Fäden besteht, daß erst 4000 Fäden einer jungen Spinne, die oben anfängt Fäden zu ziehen, so dick sein, als 3 einzelne Fäden einer großen, ausgewachsenen Spinne, und daß endlich 4,000,000 Fäden junger Spinnen zusammen noch nicht die Dicke eines Barthaares erreichen.

Wochen-Chronik.

Die wahrhaft afrikanische Hitze, welche uns die sogenannten Hundstage — ihr Renommé vollkommen rechtfertigend — in der verflossenen Woche beschenken, weiste erwiderndn und säumend auf alle geistige und materielle Thätigkeit zu; ein Gleiß ist es zu nennen, daß der Sanitätszustand der großen Bevölkerung Wien's bemach ein ziemlich befriedigender ist gegenüber anderer kleinerer Städte, wo die Cholera so energisch auftritt.

Das Theater wird wieder drei Novitäten auf: Das Gartenhaus drucke „Marriage, wie der Advokat hatten in ihren verschiedenen Richungen einen durchaus günstigen Erfolg. Bei dieser Gelegenheit können wir nicht unerwähnt lassen, daß Herr A. Langer in seinen Spielen und Volksstücken dadurch, daß er gerade die entgegengesetzte Richtung des Herrn Nestroy verfolgt, indem er auf die Charaktere des gemeinen Lebens in verebelter Gestalt verzichtet, der Anerkennung vollkommen würdig ist, die seine Stücke finden.

Bei der Dürre von Theaterneuigkeiten dürfte es nicht unsinteressant sein, wenn wir anführen, daß es in Deutschland jetzt 163 Theater, davon 19 weltliche Hoftheater, 12 Stadttheater ersten Ranges, 28 Theater zweiten Ranges, 39 Stadttheater dritten Ranges, 87 reisende Gesellschaften, von denen 20 sehr gut renommirt, eben so viel ziemlich flaute sind — gibt. Die Zahl der in Deutschland lebenden Schauspieler, Sänger und Sängerinnen, Tänzer und Tänzerinnen beläuft sich auf 6000, die Zahl der Theorien, Orchester-Musikerer, Komponisten, Dichter, Regisseure, Maschinisten, Theaterdiener, Logenschließer, Garderobiers, Souffleure, Theaterschneider, Theaterfriseure, Theaterschuhmacher, Theaterdekorateure, Theaterdirektoren, Theaterunternehmer, Theaterpächter, Theaterbesitzer, Sänger und Sängerinnen, Tänzer und Tänzerinnen

LEOPOLD ERNST.

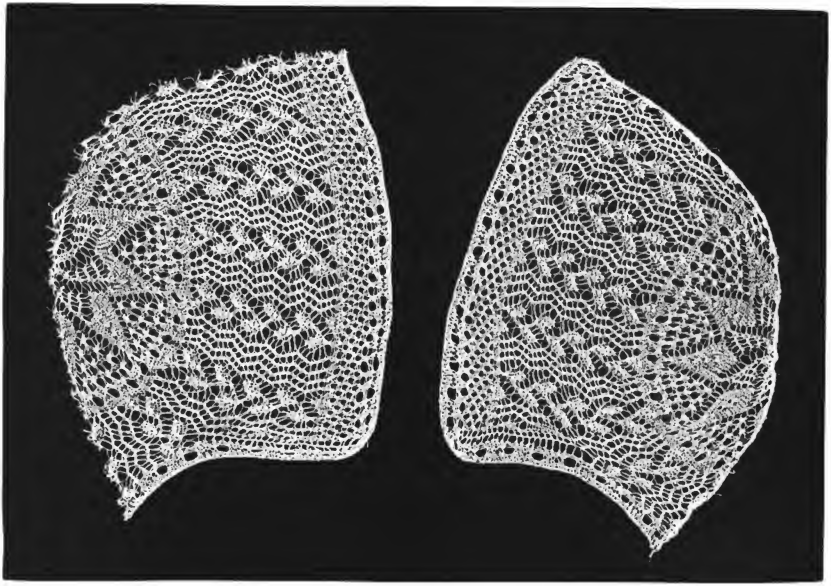
Portrait to W. Ernst's poetry «Aus Leopold's Leben».

Mörk & Aber px. u. lith. v. W. Lehmann

Kapelle im Friedhofe zu Hallstatt

Beilage zu M. Aber's „Faust"

Digitized by Google



Originalfeldblumen.

Beilage zu W. Auer's Zeitschrift „Faust".

Digitized by Google

Digitized by Google

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift

für Kunst, Wissenschaft, Industrie und Unterhaltung,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herren Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Numern von 24 Bogen Text und über 70 Kunstbeilagen.

Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- u. Auslandes an. Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M.

Insertionsgebühr 30 kr. — für Anzeigen mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 30 kr. C. M.

Ankündigungen, welche dem Zweck dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten. — Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichrichtig geliefert und billig berechnet.

Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gedruckten Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.

Redaction: **Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 75.**

Verlagshandlung und Expedition: Stadt, Kärntnerstraße Nr. 1053.

Inhalt: Zur Edelsteinkunde. — Aufstieg auf den Sinai im Jahre 1855. — Im Lande der Turcopelle. — Die Adelsberger Grotte. — Das Narrenhaus. — Wasserwirthschaft. — Ausstellung der österreichischen Kunstvereine. — Musik-Salon. — Literatur. — Hebräische Musik. — Bier-Conversationsverhandlungen. — Miscellen. — Wochen-Chronik. — Erklärung der Kunstbeilagen. — Telegraf der Redaction.

Artistische Beilagen. Stadtansicht. (Stahlstich von Christian Mayer.) — Gouachenspiel. (Chromatische Gravüre von J. Würthel.) — Das Stadt am Leythen. (Kupferstich.)

N. 19. **II. Jahrgang.** 1855.

Zur Edelsteinkunde.

Von M. Gladny.

Jede Kunst, jede Wissenschaft hatte eine Periode der Kindheit, wo wir nach wenigen Jahrzehnten ihre Ansichten und Begriffe mitleidig belächeln, bis andere Wissenschaften, die bereits weiter vorgeschritten sind, ihnen stützend die Hand reichen, um sie zu sich emporzuheben. So ging es der Edelsteinkunde (Lithologie) auch, und der Ausspruch eines Mannes, der wegen vieler Uebung als Kenner galt, war hinreichend, um über die Benennung und den Werth eines Edelsteines zu entscheiden, ohne eines Beweises zu bedürfen, den erst vielseitige Vergleichung, Mineralogie, Physik und Chemie geben konnten.

Um nicht von der Unkenntniß der Römer zu sprechen, denen der damals wohl kenntnißreiche Plinius von Statuen erzählte, die von Smaragd gewesen sein sollen, müssen wir bei den Arabern beginnen, in deren Nähe das Vaterland der meisten werthvollen Edelsteine war. Schon in sehr alter Zeit schrieb ihr Schriftsteller Mohamed ben Mansur nebst vielen Irrthümern recht viel Wahres, und er kannte bereits das unrichtige physikalische Unterscheidungs-Zeichen zwischen echten und falschen Steinen durch den Grad ihrer Wärmeleitungs-Fähigkeit, indem er angab: man unterscheide leicht den Edelstein vom Glase, wenn man beide nach einander unter die Zunge legt, wo man das zarteste Gefühl für Wärme und Kälte hat, und wo man sehr genau empfindet, um wie viel kälter der Stein als das Glas ist. Nur finden wir zu größerer Bestimmtheit nöthig: beide zu vergleichende Körper vor der Probe in ein Glas frischen Wassers zu geben und mit einem Löffelchen unter die Zunge zu bringen. Selbst um die Echtheit der minder schönen Marmorsäulen in Rom zu prüfen, und sie vor täuschenden Nachahmungen im Stücke zu unterscheiden, übersprang nicht immer das Anfühlen mit der Hand.

Noch im Anfange und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts benannten unsere Juwelenhändler die Edelsteine nur nach ihren Farben: alle rothen galten ihnen als Rubine, alle blauen Safire, alle grünen Smaragde, die gelben Topase und die violetten Amatdiste, und als ihnen die Steinschneider, denen zuerst die ungebenne Verschiedenheit der Härte und die Art, wie sie behandelt werden mußten, sowie der lebhaftere Glanz auffiel, ihre Bedenken und Zweifel äußerten, war ihre Erklärung: „daß die härteren orientalische Steine wären, welche das Klima mehr aufzeitigte.“ ·

Nun haben Schriftsteller und Sammler in Frankreich auf die verschiedenen mineralogischen und physikalischen Eigenschaften der Edelsteine als deren Unterscheidungszeichen aufmerksam gemacht.

Man lernte von den Mineralogen bei rohen Steinen die Krystallisationsform als die trügend anwenden*), und Rome de Lil war der Erste, der die Gewichtverschiedenheit bei gleichen Größen (oder das spezifische Gewicht) als Unterscheidungskennzeichen bei Steinen, wie einst Archimedes auf echtes oder falsches Gold, anwendete.

Selbst die verschiedene Art der Färbung machte bei manchen Steinen eine Namenbezeichnung nöthig, und man nannte einen sogenannten Rubin, der einen Stich in's Gelbliche hatte, zum Unterschiede von jenem, der in's Purpurviolette zog, Rubin Spinell, und erst in neuerer Zeit, als es sich zeigte, daß jener gegen Purpur ziehende um vieles härter, glänzender und als sechsseitige Säule krystallisirt, der in's Gelbliche aber als Oktaeder krystallisirt ist, fand man, daß letzterer ein ganz anderer Stoff ist, und er behielt nur den Namen Spinell, da auch der eigentliche Rubin sich nun durch alle Kennzeichen als rother Saphir zu erkennen gab, was die Araber längst dadurch bewährten, daß sie den Spinell Lal, den Rubin aber rothen Jacut (d. i. rothen Safir) nannten.

Auch an den gelben, durchsichtigen Edelsteinen wurde man bald bedeutende Unterschiede gewahr. Der eine überbot alle andern an Glanz und Intensität der Farbe, und der Steinschneider konnte ihn nur durch Diamantpulver bezwingen; da ihn aber die alten Kenner als Topas bezeichnet hatten, mußte er nun ein orientalischer Topas sein, bis ihn alle Kriterien als gelben Saphir charakterisirten.

Einen ebenfalls gelben, durchsichtigen Stein von schöner Farbe und gutem Glanz, den der Steinschneider nur mit Benützung von Schwefelsäure gut poliren konnte, bezeichnete die Krystallisation als rhombische Säule, der blätterige Bruch nach der Quere der Säule und das Electrischwerden durch Erwärmung als wirklichen Topas, der aber eben so gut auch farblos oder wassergrün sein kann.

Noch ein gelber Stein von zwar minderem Glanze und ähnlicher Fär-

*) La Haupe war der Erste, der dieses Kennzeichen anregte.

Digitized by Google

bung läßt sich mit Schwefelsäure durchaus nicht poliren, und kristallisirt als sechsseitige Säule mit Pirramide ist also von der gelber Kristall und heißt der Farbe wegen Zitrin, obwohl ihn manche unserer Steinhändler durchaus zum spanischen Topas machen wollen, wogegen aber die Chemiker die Einwendung haben, daß rr aus Kieselerde (Kristall) besteht, während Topas aus Thonerde bestehen und electrisch sein müsse.

Wir sehen also, von wie wenigrm Belang die Farbe beim Erkennen der Edelsteine ist und wie sehr man dabei der fisikalischen und chemischen Kennzeichen bedarf, welche uns durch die allerinnigst Zusammentreffen Sicherheit geben können, da die Färbung nur von höher oder minder orditen Metallen herrührt, welche den ungefarbten Urstoffen der Edelsteine in so kleinen Quantitäten beigemengt sind, daß sie der chemischen Analise fast entschwinden. Ich habe darum vor vielen Jahren eine Ueberschkarte der Unterscheidungzeichen der verschiedenen Edelsteine — und zwar, da ich sie mir dadurch kürzer dachte — in französischer Sprache entworfen, die ich an meine wissenschaftlichen Freunde vertheilte und welche ich hier übersetzt bringe.

Uebersichts-Karte

zur Unterscheidung wirklicher Edelsteine durch drei Haupt- und vier Hilf-Kennzeichen.

Haupt-Kennzeichen.

Name	Farbe	Glanz	Härte	Spezifisches Gewicht	Kristallisation	Grenzlinien-Strahlung	Electricität	Strahlenbrechung
Diamant	farblos gelb rosa grün blau braun schwarz	Diamant-Glanz mit Regenbogen-Spiel	alle ritzend	von 3518 bis 3600	achtseitige Doppelpyramide.	keine	keine	einfache
Saffir Rubin ord. Topas	blau roth purpur gelb violett olivengrün schwarz	sehr lebhaft	geritzt vom Diamant, ritzt alle folgenden	von 3000 bis 4200	sechs-seitiges Prisma mit Pirramide	keine	keine	doppelte
art. Amathist								
Chrisoberill	gelbgrünlich bräunlich	sehr lebhaft	geritzt vom Saffr, ritzt das Kristall	von 3698 bis 3799	Prisma	keine	keine	doppelte
Zirkon Hyazinth	bräunlich aurora olivengrün gelb fast farblos	fast Diamant-Glanz	geritzt vom Topas, ritzt das Kristall	von 4416 bis 4700	vierseitiges Prisma mit Pirramide	keine	keine	doppelte
Spinell	blutroth violett Lasurblau schwarz	sehr lebhaft mit gefälligem Schimmer	geritzt vom Saffr, ritzt das Kristall	von 3579 bis 3628	Oktoeder oder Dodekaeder	keine	keine	einfache
Smaragd	grün fast farblos	lebhaft	geritzt vom Chrisoberill	von 2690 bis 2730	sechs-seitiges Prisma	keine	keine	doppelte
Beryll	gelb bräunlich wassergrün	wenig lebhaft	geritzt vom Chrisoberill	von 2690 bis 2719	sechs-seitiges Prisma	keine	keine	doppelte
Aquamarin								
Euklas	pistaziengrün bläulich	lebhaft	geritzt vom Topas, ritzt das Kristall	von 2690 bis 3000	Prisma	keine	keine	doppelte
Topas	gelb farblos grünlich bläulich apfelessigfarb roth	lebhaft	geritzt vom Saffr, ritzt das Kristall	von 3464 bis 3564	vorsho-benes Prisma	electrisch vor jener aus Brasilien	keine	doppelte
Granat Pirop Almandin	bräunlichroth rosenroth violettroth blutroth braun	wenig lebhaft	geritzt vom Topas, ritzt den Feldspath	von 3553 bis 4229	Zwölfer oder Zwanzigner	keine	keine	einfache
Turmalin	schwarz, grün blau roth braun	wenig lebhaft	geritzt vom Topas, ritzt den Feldspath	von 3066 bis 3363	Prisma ander-kömmer Flächen	sehr electrisch	keine	doppelte
Hyazinth-Kreiß	feuerfarb gegen braun oder gelb	wenig lebhaft	geritzt vom Topas, ritzt den Feldspath	3600	nicht kristallisirt	keine	keine	einfache
Dichroit (Wasserlose)	lavendelblau vor ordnen Richtung gelb	wenig lebhaft, meist trübe	geritzt vom Topas	von 2550 bis 2670	nicht kristallisirt	keine	keine	doppelte
Berg-Kreiß	farblos violett (Amathist) gelb (Zitrin) braun (rauh Kr.) schwarz (Morion) Rosa (Lazulit)	fast Glasglanz	geritzt vom Topas, ritzt den Feldspath	von 2600 bis 2750	sechsseitige Säule mit Pirramide	keine	keine	doppelte
Chrisolith	grünlichgelb (Peridot)	Glasglanz	geritzt vom Topas, ritzt den Feldspath	von 3330 bis 3430	rhombische Säule	keine	keine	doppelte

Unter den Kennzeichen habe ich dennoch die Farbe zuerst gesetzt, weil sie uns zuerst in's Auge fällt und dem unsichern Blick zuerst eine Richtung gibt; auch habe ich bei jedem Steine sein Farbe zuerst genannt, in welcher er am öftesten vorkommt. Diesem Kennzeichen ließ ich den Glanz der Oberfläche folgen, der wohl von seiner Härte und der Dichtheit seiner Theile abhängt, und den ein ungeschickter Steinschleifer vermindern, aber nie einem Steine einen Glanz geben kann, der nicht seinem Härtegrade zukömmt.

Die nächstfolgenden Kennzeichen, welche die Mineralogen für Steine haben und welche allein schon zu ihrer Erkennung hinreichen, sind: die Härte, die spezifische Schwere und die Kristallisation; diese stehen und leider bei den Edelsteinen, die wir fast immer nur geschliffen, oft gar gefaßt zu sehen bekommen, nicht zu Gebote, und wir müssen uns in Ermangelung des einen oder aller drei mit minder verläßlichen behelfen, wie es Farbe und Glanz sind, und ich noch die Grwärmung-Electricität und doppelte Strahlenbrechung erklären werde.

Alle Edelsteine, wie auch alle Glas-Gompositionen haben die Fähigkeit, durch Reibung electrisch zu werden, aber nur der Turmalin und der brasilianische Topas können durch mäßiges Grwärmen electrischer Wirkungen zeigen, d. h. Baumwollflocken oder die auf einer Nadelspitze leicht bewegliche electrische Nadel anziehen, daher kann diese sogenannte Piro-Electricität nur für diese beiden Edelsteine als entschiedenes Kennzeichen gelten.

Die doppelte Strahlenbrechung ist die Eigenschaft manchter Edelsteine: einen dünnen, durch ihn angesehenen Gegenstand doppelt zu zeigen. So wird und oder von den an's Auge gehaltenen Saffr an der Spitze der Nase Entfernung von 8 Zoll gehaltene Stecknadel mit ihrem Nebelbilde erscheinen, welches wir vor einem Spinelle nicht sehen würden. Da aber diese Eigenschaft von dem Durchgang der Mitter der Kristallisation abhängt, kann sie uns den Anblick der Kristallform einigermaßen ersetzen, und um uns diese schwierig zu erkennende Eigenschaft zu erleichtern, lassen wir uns zweier Turmalin-Plättchen bedienen, die wir kreuzen lassen vor einander so, daß und den zu prüfenden Stein zwischen diese geben. Da nun dieß quer auf einander liegenden Blätter eines grünen oder blauen Turmalins nur sehr wenig durchscheinend sind, wird ein dazwischen gelegter Saffr, Rubin, Chrisoberill, Zirkon, Smaragd, Beryll, Topas, Turmalin, Dichroit, Kristall und Chrisolith diese Dunkelheit aufheben und Licht zeigen, während Diamant, Spinell, Granat und Hyazinth-Kneel die Dunkelheit noch vermehren, weil sie nur einfache Strahlenbrechung haben.

Wir müssen also einen und zum Kauf angebotenen durchsichtigen Stein zuerst prüfen: ob er wirklich Stein oder eine Glas-Gomposition, d. h. ob er unter die Zunge gelegt, kälter als Glas, dann ob er auch ein Edelstein sei? Wir müssen nämlich mit dem Rücken eines Rabiermessers oder einer Scheere an einer Kante versuchen, ob dieser ihn angreift, was wir daran erkennen, ob an ihm ein weißer Strich oder von dem Stahle Spuren an ihm anhaftbleiben, welches uns beweist, daß er mindestens so hart als Kristall wäre, dem wir ungrachtet seines häufigen Vorkommens den Rang als Edelstein — wenn auch des letzten, mindest wertholsen — nicht absprechen können, da er nebst der Härte auch Glanz und Durchsichtigkeit hat, wohl auch als Amathist und Zitrin zum Schmucke verwendet wird.

Um aber auch zu erkennen, welcher Edelstein er wäre, müssen wir uns statt des Stahles der verschiedenen Edelsteine zum Ritzen bedienen.

Um das spezifische Gewicht eines Steines zu erforschen, müssen wir uns der eigens hiezu eingerichteten Wage bedienen, wo ein Gefäß genogene Stein nun unter dem Wasser gewogen wird, um zu sehen, um wie viel er schwerer ist, als das durch ihn verdrängte Wasser. Da die zu untersuchenden Steine wohl meistens sehr klein und ihre Gewicht-Differenzen mit gewöhnlichen Gewichten kaum bemerkbar waren, mußte man diese in unendlich kleine Einheiten theilen.

Unsere frühesten Vorsteren wogen schon die Edelsteine nach Weizenkörnern (woher die jetzige Bezeichnung Gran kömmt); wier solcher Grane machen einen Karat. Um aber die kleinsten Gewicht-Differenzen zu bezeichnen, theilte man den Gran in 1000 Theilchen und nahm das zu vergleichende Gewicht des destillirten Wassers zu 1000 solcher Theilchen an. So wäre ein mit einem 1000 Theilchen wiegenden Wassertropfen gleich großer Stein, der 4000 solche Theilchen wöge, viermal so schwer als Wasser und müßte bei dem Zusammentreffen der übrigen Eigenschaften Saffr sein.

Man nimmt nun der uns zum Kaufe angebotenen Stein, den wir untersuchen wollen, gelb, so stele auf der Ueberschkarte unser Blick auf den ersten gelben Stein, den gelben Diamant, — dazu hätte er aber den eigentümlichen Demantglanz und das Spiel der Regenbogenfarben nicht. Auch unter dem Saffiren ist eine gelbe Färbung, aber er glänzt nicht genug und nahm vom Saffr, ja sogar vom Topas am Rande einen deutlichen Rig an.

Nun stehen wir Gelb bei Topasen den ersten Platz einnehmen, aber hiezu machte ihn und schon verdächtig, daß ihn der Topas angriff und er nicht electrisch wurde, jedoch auch sein Gewicht ist hiezu viel zu gering, was und ebenfalls erinnert, ihn bei den allerschwersten Edelsteinen, den Zirkonen, nicht suchen zu dürfen, und was ihn auch, da er nur 2590 Gewichttheilchen gleichkam, nicht für einen Beryll eignet.

Es erübrigt uns nur der letzte in der Reihe der gelben Steine, der sich

Digitized by Google

durch seinen matten Glanz, sein leichtestes Gewicht, seine geringe Härte, seinen Mangel an Electricität und seine doppelte Strahlenbrechung ganz als gelber Bergkrystall, als Zitrin zu erkennen gibt.

So weise ich, daß man bei einiger Uebung in Anwendung der Kennzeichen die Edelsteine ohne tiefere Kenntnisse, die man in meinen „Briefen über Edelsteinkunde“ an zwei deutsche Fürstinen aufzuhäufen strebt, kennen würde.

Eben so dürfte es nicht schwer sein, durch ein scharfes Auge die französischen Nachahmungen der Rubine durch ein Blättchen Granat, an welches von unten rothes Glas geschmolzen ist, an der verschiedenen Härte des Ober- und Unterbeiles, an den innen erscheinenden Luftbläschen und an einem gewissen falschen Schimmer zu erkennen.

Ausflug auf den Sinai im Jahre 1855.

Von Georg Frauenfeld.

Schon am zweiten Tage nach meiner Ankunft zog sich die Verhandlung wegen Kameelen zum Transporte meines Gepäcks, der Lebensmittel und des Wassers für diesen Ausflug herum, ohne daß dieselben von den Beduinen herbeigeschafft werden konnten. Die Toriten, die christlichen Bewohner des einzigen, an einer korallenreichen Stelle der Westküste der Halbinsel gelegenen Ortes, die keine Kameele haben, sich jedoch nicht den Verdienst entgehen lassen wollten, suchten mich durchaus zu bewegen, Esel hiezu zu nehmen, was ich jedoch nicht einging, da ich mein Zelt mitnehmen wollte, welches für diese hier nicht sehr starken Thiere zu schwer geworden wäre. Selbst meinen sonst braven Diener schienen sie gewonnen zu haben, da er mir gleichfalls dazu rieth. Als ich ihm jedoch entschieden erklärte, ich müsse zwei Kameele haben und zwar bis Mittag, weil ich nicht länger zu zögern gesonnen sei, so war die Sache auch wirklich wie immer, wo der Araber festen Willen sieht, binnen einer Stunde geordnet. Für mich hatte ich einen Esel gemiethet, indem ich es stets vorzog, einen solchen zu reiten, möglichst beweglich zu sein und schnell herabspringend, augenblicklich etwas mir Augenfälliges fangen oder untersuchen zu können, was vom Kameele, das wohl weit besser und angenehmer trägt, viel schwieriger und nur zögernd möglich ist.

So brach ich denn wirklich um 12 Uhr Mittag auf, mit dem Vorsatze, über das Wüstenplateau el Kaa hinweg nach an diesem Tage bis an den beiläufig fünf Stunden entfernten Fuß der Gebirge zu kommen, die sich in langer Linie ziemlich parallel der Küste, malerisch gruppirt, erstrecken. Allein es ist bei der launigen Unverläßlichkeit der Bewohner dieses Landes eine Unmöglichkeit, etwas nach einem vorgefertigten Plane zu vollführen und hundert und hundert Schwierigkeiten sind zu überwinden, um irgend ein Ziel zu erreichen. Schon in dem nur eine kleine Stunde entfernten Wadi Musa, woher die Toriten das Wasser beziehen, mit dem sie Handel treiben, da sich die meisten Schiffe an diesem Hafenorte damit versorgen, machten wir Halt, um ebenfalls Wasser einzunehmen, wobei aber die Kameele zur Rast gänzlich abgeladen wurden. So sehr ich mich gegen den Aufenthalt sträubte, es war umsonst. Wadi Musa ist vielleicht der wasserreichste Ort der ganzen Halbinsel, an der südlichen Abdachung eines kleinen Bergzuges gelegen, der aus dem Meere aufsteigend die Küstenräume quer durchsetzend in der Wüstenfläche bei Kaa sich verliert. An dem, dem Meere zunächst gelegenen Thalende findet sich eine Warmquelle von nahe 26° R. zu einem Bade gefaßt und die und da auch manchmal von Muselmännern besucht und benützt, deren Wasser, einen großen Dattelgarten durchströmend und bewässernd, kaum außerhalb desselben sich im Sande verliert. An diesen reihen sich eine Menge kleinerer Gärten in einer Ausdehnung von mehr als einer halben Stunde, deren jeder eine rieselnde Quelle oder Brunnen zur Bewässerung besitzt. Nachdem ich mir mehre dieser Gärten besehen und schon ein paar Stunden verstrichen waren, trieb ich zum Aufbruche. Das erste war nun, daß hier einer der Kameele gewechselt wurde, warum — wurde mir nicht klar, denn dieses beiste stets des Nachts wieder zu uns und machte die ganze Partie blos aus Zeitvertreib mit, wobei es der begleitende Beduine von Zeit zu Zeit tritt, theils voraussteigt, theils zurückbleibend. Dieses zwecklose, unbeschränkte Herumstreifen dieser Wüstenbewohner ist etwas höchst Eigenthümliches. Es ist die ganze ebene Wüste, so wie die wilden Felsschluchten der unfruchtbaren Gebirge seine Heimat, und der Fleck, wo oft nur eine elende Lache sumpfigen Wassers sich findet, seine Lagerstätte. So ist er denn überall zu Hause, an nichts als jene Stelle gebunden, wo er dieses unerthebliche Lebensbedürfniß eben weiß. Es scheint sich auch dieses fesselnde, stets nur dem Augenblicke angehörige Wesen so innig mit dem Charakter desselben vereinigt zu haben, daß es ohne Zweck dahin zu leben scheint und es ihm durchaus widerstrebt, sich an etwas Bestimmtes binden zu lassen. Als ich mich einige Zeit vorher über die willkürliche Veränderlichkeit und rücksichtslose Unzuverläßigkeit der Beduinen beklagt hatte, so hatte man keinen Worte je mit Sicherheit vertrauen könne, erwiderte man mir: Es sei so arg wohl nicht, man müsse sie behandeln wie die Kinder; nur rieth man mir zugleich, ja den Karbatsch nicht zu vergessen, der sei das wahre Mittel, alles zu erreichen. Nun hatte ich freilich bisher einen andern Begriff von Behandlung der Kinder, allein wenn man sie als Kinder dieser Art betrachtet, so ist allerdings etwas an der Sache, denn ich muß gestehen, es war wirklich oft das einzige Mittel zur Erlangung des Gewünschten oder zur Schlichtung einer Sache. Die Beduinen nehmen dadurchlebe aber auch mit einer unbegreiflichen Resignation hin, so wie sie dem heftigsten Aerger das unerschütterlichste Flegma entgegensetzen. Ich war wohl oft betroffen, wenn mein Diener, der ein scharfes Regiment über sie führte, ihnen derartige Erklärungen bei geringen Anlässen beibrachte, und fürchtete, daß die Sache dadurch wohl schlechter gemacht werde; allein so wenig ich damit einverstanden war und bin, ich muß zugeben, daß der Erfolg stets gut für mich war.

An dieser Wasserstation findet sich auch die Grenze der salzigen Küstenbäne und es beginnt hier die wohl 12 bis 15 Klafter höher gelegene Wüstenebene von mehr oder weniger grobem Gerölle und Sand, die sich in langer Ausdehnung parallel der Küste hinabzieht und an 4 bis 5 Stunden in der Breite ausdehnt, wo sich dann die verschiedenen Gruppensysteme des sinaitischen Gebirges rasch abheben, um im Dschebel Serbal und Om Schomr gleich in vorderster Reihe zu beiden mächtigsten Colossen anzuwachsen. Wadi Musa selbst erstreckt sich vielfach schlängelnd gleich einem gewaltigen Strombett noch weit hinein und ist selbst mit reichen Gruppen von Dattelpalmen, deren jetzt, mehre werden durch Lehmwände vor Versandung geschützt erscheinen, noch eine halbe Stunde lang besetzt. Auch die Tamariske, die als kümmerliches Gestrüppe bis gegen den Küstenrand hinab dringt, bildet hier schlankere Sträucher, doch erzeugt sie, wie man mir sagte, hier niemals Manna. Unser Weg führte Nord- Nord-Ost gerade gegen den Dschebel Serbal, von dem sich die Bergreihe in ziemlich gerader Linie gegen die Spitze der Halbinsel hinabzieht. Eine von Abbas Pascha gebaute Straße führt von Tor über Wadi Musa, anfangs beinahe nördlich, dann schnurgerade gegen Wadi Hebrân, indem sie die Wellenhügel der Sandebene oft ziemlich tief durchschneidet. Diese bilden auch oft die Ränder breiter, mehre Klafter tiefer Flußbette, welche die zur Regenzeit vom Gebirge niederstürzenden mächtigen Wasserströme gegraben haben. Zwischenhurch finden sich mehr und minder ausgedehnte Vertiefungen, wo Wasserstrümpel wohl längere Zeit über wasserhaltigem Grunde gestanden haben mochten, deren lehmiger Rückhand jetzt verrrocknet und gegläht, von der Hitze geborsten, in gekrümmten Schollen den Boden bedeckt.

Sie geben ihre wasserhaltende Kraft durch eine größere Anzahl von Pflanzen kund, so daß man mit dem Auge diese Eigenschaft des Bodens weithin verfolgen kann. Es findet sich mitten im el Kaa ein beinahe stundenbreiter Gürtel von größerem Steingerölle, wo auch nicht eine Spur einer Pflanze zu finden ist, welche an den andern Stellen, zwar immerhin vereinzelt stehend, den Boden reichlich bekleiden. Verschwindet ein großer Theil derselben durch unscheinlichen Wuchs und Färbung, daß man sie wenige Schritte entfernt nicht mehr wahrnimmt, so sind doch auch stattliche Sträucher darunter, die dem trostlos öden Grau des Randes einen warmen, grünen Rester verleihen. Hie und da steht eine alte, krüppelige, weißwonige Mimose, bei der man fragend verweilen möchte, wie es ihr gelungen, dieser austrocknenden Glut widerstanden zu haben, denn die Sonne brannte auf blauem, wolkenlosen Himmel heiß hernieder und der vom Gebirge herziehende schwache Wind machte die Hitze nur fühlbarer, und dennoch war blos noch die feuchte Zeit, dennoch sagte man, es sei noch zu früh für Schlangen, die noch im Winterschlafe lägen. Erst die Chamsine bringen den Sommer, erst diese die Hitze.

Bis in die fünfte Stunde waren wir so fortgezogen, längst schon war die Sonne hinter Egyptens Bergen verschwunden, der junge Mond, des Arabers Glaubenslicht, stand über unserm Haupte, noch eine Stunde waren wir vom Gebirge entfernt, als meine Beduinen erklärten, wir müßten Halt machen, da die Kameele uns den Dienst versagen würden, wenn sie nicht Futter bekämen. Es wurde also nach einem tauglichen Platze umgesehen,

Digitized by Google

wobei man wohl das scharfe Auge dieser wilden Naturkinder bewundern muß, da sie auf mehr als 1000 Schritte Entfernung eine taugliche, sandige Stelle mit himreichenden Pflanzen in ihrer Nähe bei dem unsichern Lichte des Mondes auszumitteln vermochten. Schnell waren die Kameele abgeladen und freigelassen, um sich in den sparsamen niedern Büschen ihr Mahl nach Belieben auszuwählen, die Decken zum Lager ausgebreitet, dorniges Gesteippe zusammengelesen, und bald flackerte ein fröhliches Feuer empor, über dem der Kaffee bereitet und im Kreise rings umher hockend, die Leute ihre Pfeife schmauchten. Einige kalte Lebensmittel wurden hervorgeholt und so im Sand gebettet, das frugale Mahl liegend verzehrt. Die Reiter zogen aus der Vorrathskammer ihres Hemdes, die vorne an der Brust sich befindet, ein Säckchen grob gemahlenes Mehl hervor, ein Klappen von Knyen, einfmal ein Bauernest, der zum Lager, zur Decke, zum Tischtuch, zur Hülle, als Mantel, kurz zu Allem dient, ward ausgebreitet, darauf der mit Salz und Wasser bereitete Teig geknetet und zum flachen Kuchen geformt, dieser in die Kohle geworfen, mit Glut überdeckt und gebacken. So lebt der Beduine ohne Abwechslung einen Tag wie den andern an jedem Orte gleich, nur da, wo er in größerer Gesellschaft unter Zelten oder in Lehmhütten in der Nähe der Dattelgärten diese pflegt, tritt einige Abwechslung ein.

(Fortsetzung folgt.)

Im Lande der Burzesten.

Vaterländische Novelle von Heinrich Ritter von Leyitschnigg.

Todtschlägers Glück und Ende.

Die Kinder der romanischen Race in Siebenbürgen sind den Bewohnern des westlichen Europa's nur wenig bekannt, namentlich gilt dies von ihrem gewaltigsten Stamme, von den sogenannten Bergmotzen. Man nennt sie auch: die Burzesti. Es sind die Söhne jenes hochgelegenen Gebieglandes, welches im Westen von Untoralba beginnt, und über Zarand hinaus bis zum Theiß reicht. Die Bewohner dieser romantischen Thäler sind von einem kräftigeren, höhern Schlage als die übrigen Romanen, und ihre Wildheit ist sprichwörtlich. Ihr allgemeiner Stammname lautet wie gesagt: Burzesten. Wo Adrihbänia zwischen starren Bergen sich verbirgt, bis weit über Zarands Klüfte und Thäler hinüber, dann abwärts Nagyag in das goldreiche Zalathana reichen die Wohnsitze der Burzesti. Gelänfig ist dasselbst der Name: Horra. So viel steht fest, unter den Burzesten zählte dieser alte Rebelle die ersten Anhänger, und in jenen Bergen erhob der Aufstand von 1784 sein Haupt. Die Burzesten bildeten den Kern seiner Horden, und man nannte sie oft im engern Sinne Horra's Volk. Ja noch heute erzählen sächsische Großmütter ihren Enkeln von dem Riesenvolke Horra's und den blutigen Thaten, welche der gewaltige Stamm verübte. Es sind hohe und trotzige Männer, welche in der Nacht des Bergwerks arbeiten, oder mit der Büchse in der Hand über den waldigen Rücken der Karpathen streifen, den Bären aufstöbern, und den Eber oder Steinbock mit nie fehlender Kugel von dem Felsen holen. Mit Stolz nennen sie sich „Männer des Kaiseos," denn der Kaiser ist ihr Grundherr, und das Gold und Silber graben sie für den Kaiser aus der Erde.

Unter diesem Geschlechte, dessen Männer selten unter sechs Fuß zählen, ist der Haß grimmiger und ausdauernder, als unter seinen übrigen Stammgenossen; unter ihnen gibt es gleichfalls kein Verzeihen wie auf Korsika und in Montenegro, und Blutrache muß ganze Familien von erlittener Schmach reinwaschen. Realte patriarchalische Einrichtungen stehen noch fest unter diesem Volke. Die Familienoberhäupter sind die Dinasten der Verwandschaft und entscheiden über die Wohlfahrt des entfernesten Gliedes, so wie sie die Kränkung des Geringsten unter ihnen durch Menschenalter zu rächen streben. Selten reicht das Gesetz in diese Berge hinein, und niemand erzählt in diesen grünen, goldreichen Thälern von der Bildung, von der Sicherheit, von der Milde des frenen Westens.

Wenn der Burzeste im tiefen Schooß der Erde den Schacht durchwühlt, so trifft es sich oft, daß von entgegengesetzter Seite der Fäustel tönt, die Felswand zur Sohle sinkt, und aus der Teufe Schlund erhebt sich im Grubenkittel der Genosse, der Nachbar, vielleicht der treueste Freund; aber siehe da, zum Wilden neigt sich die Kluft, adend streicht ein Blatt durch das Gestein, und geheimnißvoll flimmert rother Spat, der Wächter goldhaltigen Erzes. Und die Zwei, wie sie vor Oct stehen, heben einen grimmigen Kampf an, wer den adeligen Gefangenen erlösen soll. Zur Waffe wird der Fäustel, wird das Sprengzeug, wird der nervige Arm, bis Einer allein noch prüfend vor Ort steht, der Andere aber hinstarb, begraben in taubes Gestein. Der Teufe finsterer Mund schwägt das blutige Geheimniß nicht aus, der Todtschläger aber sprengt stumm den Fels über den gefallenen Freund, und löst freudig das funkelnde Erz aus den steinernen Fesseln der Schöpfung. Und wird er gefeiert vor Ort, Kain wird es zu Rapport bringen, — aber nicht Allen!

So war es noch vor wenigen Jahren. Gegenwärtig schreitet jedoch, Gott sei Dank, Themis bereits richtend durch die siebenbürgischen Alpenwelt. Unsere Geschichte spielt aber leider noch im Vormärz. Doch lassen wir die Burzesten selbst sprechen und handeln. Ist doch gerade die Zeit der Weinlese gekommen, und der wird sicherlich nichts, er schwätzt nur aus. — Noah jenseits des Kirschpfluß ist ein ganz eigenthümlicher Kauz, kurz das Bild einer siebenbürgischen Weinlese erfreut sich eines eben so interessanten als originellen Anstrichs. Man sieht da oft an hundert Dörfer beiderlei Geschlechtes nach den Preßhäusern eilen. Dort gibt es ja einen ganz wunderlichen und seltsamen Ball. In einer Unzahl weiter Tonnen tangen Reihen von halbnackten, barfüßigen Menschen zu der Musik der Sackpfeife, die Masse von Trauben, die ihre Genossen herbeitragen, als schlüpfrige Packetten betrachtend. Man rechnet, daß ein kräftiges Menschenkind volle zwei Stunden ununterbrochen in den Tonnen zu tanzen vermag. Bei frostigem Wetter streicht man zur längeren Ausdauer die Beine der Kelterer mit warmen Wein. Auch kann sich jedermann nach Belieben an geistigen Getränken erlaben. Die Hauptstätte des Traubentanzes ist aber die Sackpfeife oder die Fidel. Ohne sie in einer halben Stunde todtmüde, hält er bei ihren Klängen die ganze lange Zeit den nationalen Tanzschritt ein und begleitet ihn wohl auch mit einem Gesange aus dem Stegreife.

Ein derlei originelles Bild war auch in der Nachbarschaft von Borószpatak in einem Weingarde zu schauen. Weit über hundert Menschen elten nach den Preßhäusern der Weinberge. Lustig erklang die Sackpfeife, wacker spielten die Fidler zum Tanz auf und die Gesänge aus dem Stegreife wollten nicht enden. Auch die jüngern Weiber wie die stattlichen Dienen wiegten sich hübig „auf den tanzenmuthigen Füßen." Als Blume der schönen Häfte des Menschengeschlechtes allhier galt eine dirtschöne, schlanke Romanin, Namens Manda, der es trotz ihres fast männlichen Wuchses keineswegs an echtweiblicher Anmuth fehlte. Wunderhübsch ließ ihr die vaterländische Tracht, und es bestand dieselbe aus einem Hemd, blendend weiß, am Halse wie an den Aermen gestickt, einer rothen Tuchmütze, einem neuen Unterrock und einer bunten Schürze. Dazu kamen noch weiße Strümpfe und Opanken mit lebenen Riemen, endlich ein wollener, dicker, mit vielen runden Knöpfen besetzter Gürtel, welcher das Gewebe bei Vorrnchen am Leibe befestigte. Natürlich, daß es einer so stattlichen Schönheit keineswegs an Verehrern mangelte. Drei der Letzteren verdienen eine nähere Schilderung.

Der erste, und wie es allgemein hieß, auch begünstigte Anbeter war ein junger Mann von einer Leibeslänge, die selbst unter Horra's riesenhaftem Volke Aufsehen erregte. Sein Name lautete Imre. Aus dem benachbarten Nagy-Enyed gebürtig, wo man bekanntlich ein sehr reines Ungarisches zu sprechen pflegt, von Jugend auf zum Bergbaue bestimmt, hatte er dem ungeachtet, Dank einer kleinen Erbschaft, „viele Völker, Städte und Sitten" gesehen, und namentlich auch Lust an waldmännischen Abenteuern geraume Zeit in der Schweiz wie in Tirol verweilt. Gegenwärtig erfreute er sich einer sehr anständigen Beloienstung in den Goldbergwerken bei Abrudbanya und Borószpatak und war dermalen nach dem Motzendorfe entsendet worden, um einige bergmännische Arbeiten zu überwachen, die in der Nähe des dortigen Edelhofes gegen Verrechnung mit dem Grundherrn Bela vorgenommen werden sollten.

Der zweite Brautwerber schien nach seiner Tracht zu schließen ein Szekler zu sein, gab sich auch alle Mühe, recht stattlich und mannhaft aufzutreten; nur Schade, daß die kleine schwammige Gestalt wie ein gewisser orientalischer Geschichtmitt durchaus nicht zu dem Vertreter eines kriegerischen Mannes taugen wollten. Der Mann zählte, um mit einem geistreichen Schriftsteller zu sprechen, zur alten Leibgarde Jehova's in Palästina. Das vereiedt sich auf hundert Scheitte und in seinem Geburtsscheine stand gewiß Schmuel zu lesen, mochte er sich auch überall Laif nennen und scheiten lassen. Er war ursprünglich Geldmäkler gewesen, gab aber jetzt als rechte Hand des eben erwähnten Grundherrn. Bei einem so gebrechlichen Rivalen

Digitized by Google

hatte Imre freilich nicht viel zu besorgen. Gefährlicher erschien der zweite Nebenbuhler. Es war dies ein himmelhoher, riesenfester, siebenbürgischer Aelpler, der wie alle Burzesten den Kugelstutzen so tüchtig wie das Sprengzeug und den Fäustel zu handhaben wußte. Der Mann hieß Marko. Grauenhafte Gerüchte waren über sein wüstes Treiben im Umlaufe. Man sprach von Gegnern, denener im Ringen den Rückgrat gebrochen hatte. Noch Schlimmeres wußte der Teufe finsterer Mund zu erzählen, aber dieser schwätzt, wie weiter oben gesagt, ein blutigst Geheimniß nie aus und was er selbst, Marko nämlich, vor Ort gesehen, Kain wird es zum Rapport bringen, aber nicht — Alles!

Imre und Marko lernten sich erst am Tage der Weinlese kennen, da Letzterer bisher in einem obern Bergwerke gearbeitet. Tanzfeste wie Zechgelage pflegte Letzterer jedoch nie auszulassen. Drohalb gab sich auch Manda ziemlich zerstreut, auch flog ihr Blick oft sichtbar besorgt nach der unsernen Schießstätte hinüber. Marko stand ja bereits unter den Schützen und wo dieser Raufbold in der Nähe war, da sprach man Tags darauf gewiß von blutigen Köpfen. Ein schlimmer Nachbar dieser Todtschläger, wie man ihn nannte! Die Weiber der Bergmoten waren aber an derlei Schlägereien zu gewöhnt, als daß sie wegen allenfallsigen blutigen Nachwehen bei der Weinlese langen Muthes auf die Freuden des Tanzes verzichtet hätten; nein, sie sprachen mit wahrem Heißhunger dem Leibgericht in Siebenbürgen zu, das aus gefüllten Schnecken besteht; auch leeren sie manche Schale köstlichen Rahmes der Büffelkühe, jener Sahne, die man als die Blume aller Milch bezeichnen darf. Hie und da wurde auch süßer Most genippt. Die älteren Männer wollten jedoch wenig von diesen beiden Getränken wissen und hielten sich lieber an mehrjährigen Rebensaft oder gebrannten Wasser, was natürlich die obnehin bereits laut lärmenden Gespräche in Wälde zu einer halben Orgie zu gestalten drohte. Das Erscheinen des Grundherrn Bela bewirkte eine momentane Stille, welche jedoch schon im nächsten Augenblick durch so manchen lauten Zuruf unterbrochen wurde. Letzterer sah übrigens sehr trübselig aus. Er hatte sich als Wüstling und Duodezitaun so manchen Uebergriff zu Schulden kommen lassen, der selbst im ungarischen Vormärz nicht ungeahndet bleiben konnte, weshalb er auch kürzlich nach Klausenburg vorgeladen ward, wo er auch später durch mehr Jahre in schwerer Haft Gelegenheit hatte, die Vergänglichkeit irdischer Größe zu besinnen. Dies gehört jedoch nicht zu unserer Geschichte.

Auch Mätler Laik schien in keiner rosigen Stimmung zu sein. Es war demungeachtet komisch anzuschauen, mit welchen verliebten Blicken er zuweilen nach der reizenden Tochter der Wildnis hinüberschielte. Manda mußte trotz ihrer besorgten Seele ein paar Mal laut auflachen, wenn sich das schwammige Männlein mitunter wie der Jesch in der Fabel aufblies, um als stattlicher, gefährlicher Freier zu erscheinen. Laik's Auge schweifte zuweilen auch verstohlen nach der Schießstätte hinüber und in seinem Blicke stand dann eine gewisse Befriedigung zu lesen. Sah er doch den Rivalen Nummer Zwei, den riesenhaften Burzesten Marko, neben dem unbequemen Bergmann Imre stehen; erwiderte dieser doch die drohenden Blicke des siebenbürgischen Samson mit einer Glut, vor welcher der Sohn Horra's seine Augen wider Willen zu Boden senken mußte. Hier konnte es zu einer zweifelsohne tödtlichen Schlägerei kommen. Die Gegner schienen sich gewachsen, vielleicht brachen beide dabei die Hälse und dann saß der Orientale zwar noch nicht im Rohre, er hatte aber keinen Hahn im Korb mehr zu befürchten und zu befeitigen.

Das Scheibenschießen nahm mittlerweile seinen Fortgang. Man schoß aus einer Entfernung von dreihundert Schritten aus Kugelstutzen. Jeder Schütze sollte sechs Schüsse thun. Die Scheibe wies das Conterfei eines halbabgewonnenen Luchses, dessen linkes Auge das schwarze Centrum vertrat. Das Best oder der Preis bestand aus einem wunderschönen Pulverhorn von englischer Arbeit, das Gutsherr Bela zum Lohne des Siegers gestiftet. Die Burzesten bewiesen sich ihres hohen Rufes werth, wie es sich denn auch von Männern gar nicht anders erwarten ließ, die da, wie bereits erwähnt, mit der Büchse in der Hand den Bären aufstöbern, oder den Steinbock mit der nie fehlenden Kugel von dem Felsen herabholen. Zwei bis drei Treffer in's Schwarze unter sechs Schüssen gehörten trotz der bedeutenden Entfernung nicht zu den Seltenheiten, ja Einer traf vier Mal in die Mitte der Scheibe. Letztere war daher auch bereits ein paar Mal durch ein frisches Abbild des Luchses ersetzt worden.

Bald waren nur mehr zwei Schützen übrig, Marko und Imre nämlich, und es war diesem durch das Los der letzte Schuß zugefallen. Marko trat also vor. Er nahm sich trefflich. Wier Kugeln saßen nacheinander im Schwarzen, die fünfte schlug hart am Rande des Luchsauges ein, die letzte aber sechste dagegen schmetterte schon wieder lustig in die Mitte des Zieles. Der Burzeste hatte also fünf Meisterschüsse gethan. Sein Sieg schien vorbrieft, war es doch kein Bergmote, der ihm schließlich die Ehre des Tages streitig machen sollte.

„Kannst Du es besser," frug hohnlachend der romänische Riese.

„Mutiger Herrgott, ja," versetzte Imre, „es ist zwar kein ordentliches Preisschießen mit Scheibenbüchsen, wo ich spielend sechs Kugeln und mehr nacheinander auf der stählernen Nadel aufzuspießen pflege, aber auf diese Entfernung wäre es doch eine Schande, den Knopf am Rock eines Gegners nicht ein halbes Dutzendmal Schuß um Schuß zu treffen, zumal wenn er so albern stille hält, wie dieser gemalte Luchs!"

Marko biß sich in die Lippen. Imre sprach noch, als er den ersten Schuß abfeuerte, aber die Kugel saß demungeachtet mitten im Schwarzen. Allgemeiner Beifall! Noch fünf Kugeln folgten, keine fehlte auch nur haarbreit; sie schlugen eine auf die andere, so daß das Auge des Luchses wie durch einen Keil aus Blei rücksichtslos getrieben wurde. Der Jubel der Burzesten machte die fernsten Berge wiederhallen. Manda, die sich nach den sechsten Meisterschuß mit freudigem Lächeln gerührt, blickte zärtlich nach ihrem Liebling hinüber, worüber Laik aus Eifersucht und Unglück bis an die Schläfe erblaßte, während die Glut des Zornes wie Purpur auf Marko's Wangen lag. Bela überreichte dem Sieger das Pulverhorn. Imre dankte artig, schenkte jedoch das gewonnene Best dem Schützen, der vier Mal in's Schwarze getroffen, eine Preisverzichtung, die ihm die Herzen der Burzesten vollends gewinnen half. Nunmehr theilten auch Manda's Eltern, Wlad und Marscha gebeißen, die Freude ihrer schönen Tochter; wußten sie doch, wie eifersüchtig ihre Landsleute auf die Ehre des Beinamens „die beste Kugelbüchse" seien. Auf diese Weise blieb jedoch alles auf das Friedlichste und Ehrenvollste geschlichtet. Die schmucke Romanin blickte jedoch in Bälde ziemlich verdrießlich, kehrte Marko, der sie mit verliebter Geberde angesprochen, verächtlich den Rücken zu und eilte raschen Schrittes in den Kreis ihrer Gespielinen zurück. Der Grund ihres Aergers war die plötzliche Entfernung des Geliebten. Imre schlich sich nämlich, von einer gehimen Ahnung getrieben, von der Schießstätte. Bela und Laik schlugen ja nach dem Schlusse des Preisschießens den Weg nach dem Edelhofe ein. Ein Zufall fügte es, daß sie an einer Krümmung der Straße, Dank welcher ihnen der ungarische Bergmann, im Dickicht lauschend, den Weg abgeschnitten, ein paar Augenblicke im lebhaften Gespräche verweilten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Adelsberger Grotte *).

Ihr Bildner, deren kunstgeformte Werke
Man prunkend ausstellt zur Bewunderung,
Und — daß man so des Künstlers Namen merke —
Ihn ätzt und eingräbt zur Verewigung;

Ihr stolzen Meister edler Baukunst alle,
Die Ihr so oft ein Schöpferwehen blickt
Auf eine wohlgestalt'ne Elfenbeinhalle,
Die aufzustellen endlich Euch geglückt:

Wie steht Ihr doch in dieser Wundergrotte
Vor einer Bildnerin erbärmlich da,
Die hier so still nach ewigem Gebote
Jahrtausende schon Eure Kunst versah! —

Werft einen Blick auf die demant'nen Räume,
Auf der krystall'nen Säulen Zauberwald,
Und jedes Dunkels buntgewebte Träume
Zerhüllen, wenn auch Riesen es Gestalt! —

Ist nicht all' Eure laute Kunst, kreglende
Mit dieser stillen hier, ein Schatten nur? —
Denn ewig bleibt sie gleich und unvollendet,
Wie ihrer große Meisterin Natur. —

Da hängen sie, die vielen tausend Tropfen!
Es, bildet draus nur einen winzgen Stein,
Dann mögt erst auf Eure Brust Ihr klopfen,
Der hehren Künstlerin hier gleich zu sein! —

Wien. Leopold Kordesch.

*) Aus den im heutigen Blatte beigebogenen „Rosenblättern," redigirt von L. Bowitsch.

Digitized by Google

Das Karrendorf.

Geschichtlicher Schwank von Moriz Hermann.

Im Prachiner-Kreise Böhmens, in der gewesenen Herrschaft Horažďowitz liegt Hrzna oder Hlazníwa (Karren) Chrzna, auch Karrendorf genannt.

Im XV. Jahrhunderte stand schon daselbst auf einem Berge die Kirche zum heiligen Jacob, welche sich nach dort befindet. Die Einwohner des Dorfes mußten alle, wenn sie eine Messe hören wollten, da hinaufsteigen. Das verdroß gar Manchen. Man sprach so viel darüber, wie sich dies ändern ließe, daß der Richter eine allgemeine Versammlung der Honoratioren anordnete. Bei derselben wurde man viel hitzig wie dagegen gestritten. Endlich nahm Herr Jan Czabrowa, der Vorsichter, welcher sich durch seinen Reichthum und seine gerngesehene Dummheit auszeichnete, das Wort.

Er behauptete, daß sich ohne Vorzug sämmtliche Dorfbewohner mit Ketten, Hebeln, Haaren, Strahlschienen und anderen ähnlichen Werkzeugen wohl ausgerüstet zur Kirche begeben sollten, wo er ihnen dann schon das Weitere erklären werde.

Dies geschah. Der Zug war pomphaft. Es eröffnete ihn der Scherge Hanusch Kaudelnik vom Schlosse Rabý, woselbst der Gutsherr residirte, dann kam der Dorfhirte mit seinem Blasinstrumente, und von mehreren Dutzendschaflosern begleitet; diesen folgte die ganze liederwandrige schmutzige Dorfjugend, ferner die Einwohner mit allen Arten Werkzeugen beladen und am Schlusse gingen die Honoratioren unter Vortritt des Herrn Richters Jan Czabrowa und der beiden Fürster Mikeš und Schipa.

Man kam bei der Kirche an. Czabrowa ließ rings um die Grundsteilen herum die Erde abgraben, dann die Kirche fest in Stricken und Ketten einschließen und eine große Reihe von Ochsen und Pferden daran spannen, welche mit Schlägen und Geschrei angetrieben werden mußten. Die Vorkehrlichkeit dieses Mittels, um die Kirche mitten in das Dorf zu rücken, leuchtete den Bewohnern so sehr ein, daß sie nicht nur jubelnd dem Richter beipflichten ließen, sondern auch der festen Ueberzeugung waren, es könne gar nicht fehlschlagen. Man mähte sich den ganzen Tag ab, zerbrach viele Werkzeuge, zerriß viele Stricke und richtete manches schöne Stück Vieh zu Schanden, aber es wollte nicht gehen. Schweißtriefend rasteten die Arbeiter.

Da kam des Weges ein munterer Gesselbruder gezogen und besah sich kopfschüttelnd das Treiben.

Herr Jan Czabrowa trat ihm entgegen und fragte ihn mürrisch und aufgebracht: „Wer ist man?“

„Mechaniker von Handwerk und Gesellenser der hohen Sternkunde,“ antwortete höflich der Jüngling.

„Wie heißt man?“

„Jan Taborský, zu dienen.“

„Was schüttelst man den Kopf?“

„Mein Herr, ich mußte mich wundern, daß Leute, welche ein so riesenartiges Unternehmen erdachten, nicht mehr Andauer besitzen.“

„Ah, sieht Er ein, was das für eine Unternehmung ist! Die Idee ist von dem Richter und der bin ich. Aber trog unserer Bemühung ist es noch nicht gelungen, die Kirche nur ein Haar breit zu verrücken. Es scheint doch unmöglich zu sein.“

„Vielleicht doch nicht unmöglich. Vergeiht, gestrenger Herr, aber den Beweis will ich sogleich liefern. Erlaubt mir, Euren Mantel zu nehmen.“

Der Richter gab ihm denselben. Taborský bestieg ihn auf der Erde neben der Kirche und ordnete das Zugvieh und die Arbeiter auf der Dorfseite.

„So, nun treibe ein Theil von Euch die Ochsen kräftig an, der andere drücke aus allen Kräften rückwärts nach und es muß gehen.“

Man befolgte dieses. Während Alle von Neuem arbeiteten, verbreitete Taborský den Mantel in einem nahen Gebüsch und zeigte ihnen, daß er verschwunden sei.

„Seht Ihr, wie weit Ihr die Kirche gerückt habt. Wo ist jetzt der Mantel?“

„Ja, wo ist der Mantel!?“

„Die Kirche steht darauf. Nur zu fortgearbeitet und Ihr werdet bald die Verräthin sein sehen.“

Die guten Leute mähten sich ab bis in die Nacht, aber die Kirche blieb am alten Flecke. Der Student aber sammt dem Richter Mantel war mittlerweile verschwunden.

Jan Taborský wurde später ein hochberühmter Astronom und Mechaniker, der nebstbei ausgezeichnete Miniaturen malte. Noch in späten Lebenstagen verfertigte er die Scene, bei welcher er eine Rolle gespielt hatte und dadurch hielt sich diese Begebenheit bis auf den heutigen Tag. Taborský ist der Schöpfer des astronomischen Uhrwerkes auf dem Rathhausthurme in der Altstadt Prag. Er starb um die Mitte des XVI. Jahrhunderts.

Ein paar Tage nach verrichteter Begebenheit geschah es, daß der Bauer Jacob Kozeba im Walde bei Hrzna-Soly fällte. Gerade als er seine Axt an einen Baum legte, bemerkte er auf demselben eine Gestalt, welche von brauner Farbe, klart behaart und von abscheulich häßlichem Gesichte war, auch steil die Zähne fletschte. Die Geberden dieses Ungethümes waren nebstbei so wirklig, daß Jacob seine Arbeit ruhen ließ und einige Zeit lachend zusah. Endlich ergriff ihn aber die Furcht und er war übergungt, den Teufel zu sehen.

In größter Eile lief er in's Dorf, rief die Einwohner zusammen und erzählte ihnen von dem Spuck, der im Walde hause. Er bat sie, sich mit Hacken, Spießen und Stöcken zu versehen und ihm nachzufolgen, er wolle ihnen den Ueberer alles Bösen — den Teufel zeigen; sie sollten ihn angreifen und todt oder lebendig auf das herrschaftliche Schloß liefern.

Freudig ergriff man diese Gelegenheit, sich bei der Gutsherrschaft, dem wackligen Herrn Pota Schwihowsky von Riesenberg und Skala durch eine solche unschätzbare Heldenthat beliebt zu machen; ja der Gebieter würde, wenn sie den Teufel auf Schloß Raby *), vor welchen, brächten, ihnen gewiß ein stattliches Trinkgeld verehren.

Man zog wohlgemuth nach dem Walde und traf wirklich den beschriebenen Teufel auf dem Gipfel eines Baumes an. Der erste Anschlag war, diesen Baum umzuhauen. Als man aber die Hacke anlegte, ertönte er sich auf einen andern. Auch dort beim zweiten und bei noch mehrern ging es nicht besser, daher die Gläubigen den Operationsplan veränderten. Man warf nämlich Steine und derbe Knittel nach dem Scheusale, aber dies geschah so ungeschickt, daß unter den dicht gedrängt stehenden Umherstehen mehre blutige Köpfe bekamen.

Endlich hatte Jacob Kozeba den Muth, einen Baum zu erklettern, um wo auf er dem Teufel einen so derben Hieb versetzte, daß dieser betäubt herunterfiel. Alles stürzte auf ihn zu. Man legte ihm Ketten an und brachte ihn gefesselt zum Richter führen. Da sich aber der Teufel wehrte und stark um sich biß, wurden Mancher eine tüchtige Maulschelle erhielt, daß ihm Jacob einen Streich mit seiner Hacke, der besser Lehen ein Ende machte. Man bewegte man sich im Triumfzuge nach dem Schlosse, um dem Gutsherrn die frohe Ueberzeugung zu bringen, daß der Teufel für immer gebannt sei.

Herr Pota Schwihowsky war so eben von Prag mit den Rittern Bohuslaw Doubinsky und Otaken Krustowsky auf Schloß Raby angelangt und wunderte sich nicht wenig, als sein Hof- ihm nicht wie gewöhnlich entgegen sprang. Er frage die gesammte Dienerschaft, aber keiner wußte, wo der Affe hingekommen sei. Schon sollte der Scherge fortgeschickt werden, um ihn im Walde zu suchen, als der Lärm mit dem erlegten Teufel im Schlosse geschah.

Wie erstaunten die freiherrlichen Unterthanen, als der Gutsherr ihre Erzählung kaum zur Hälfte vernommen, wie ein Ungethüm auf sie losfuhr, sie verächtlich beschimpfte und zornfunkelnd befahl: daß wegen solcher Narrheit das Dorf in Zukunft nicht anders als Hlazníwa (Narrendorf) Chrzna genannt werden dürfe. Auch verordnete er, daß von nun an sämmtliche Einwohner einen jährlichen opicaj pist (Affenzins) zu zahlen hätten. Dieser Zins wurde noch zu Ende des XVII. Jahrhunderts eingehoben, obwohl man am 13. Mai 1623 die Herrschaft Horažďowitz dem Herrn Theobald Schwihowsky von Riesenberg und Schwihau (seinem Anherrn des Winterkönigs Friedrich) confiscirte und an Herrn Adam von Sternberg verkaufte. Barty Raby kam später an die Familie Kolowrat.

Schließlich noch ein Erdichten aus dieser Gegend.

Zu Anfang des XVII. Jahrhunderts war Martin Jrakaniký Pfarrer zu Straschin (Prachiner-Kreis) in der Gegend von Rabý und ein eifriger Katholik. Einst kam er nach Kotowitz, wo ihm die Einwohner des Ortes klagten, daß sie durch ihren Grundherrn Peter Banditsky gezwungen werden wären, der utraquistischen Secte beizutreten. Der würdige Geistliche tröstete sie und ermahnte sie standhaft zu bleiben, da die wahre Religion, wenn auch die Zahl der Gläubigen geringer sei, doch noch über die Gegner den Sieg davon tragen werde. Was thaten die Katowitzer? — Sie und die Chlupin verabredeten sich hierauf, weder der katholischen noch der utraquistischen Lehre beizutreten, sondern zu warten, bis die Zeit käme, wo einer die andere Partei die geschärfte Oberhand gewänne; dann wollten sie jener Religion angehören, welche die Oberhand haben würde.

*) Dieß Burg ist es, wo im Februar 1427 Ziska sein zweites Nag verlor.

Gasstreundschaft.

Als wir vor Hitze glühten,
Verfällt Herr Fitz darauf,
Erfrischung anzubieten
Und macht — ein Fenster auf. —

Dr. G.

Ausstellung des österreichischen Kunstvereines.

(Im Monate August 1855.)

In dieser Ausstellung, welche 37 Oelgemälde, 10 Zeichnungen und Kupferstiche und 12 in Elfenbein geschnitzte Füllungen der Oberthüre für die Kathedralkirche in Gran, nach Zeichnungen von Kicking, im Atelier des Bildhauers Schönthaler ausgestellt, enthält, begegnen wir einzelnen ausgezeichneten, einer näheren Betrachtung würdigen Leistungen. Der heiligen Geschichte angehörig ist Heinrich Mücke's in Düsseldorf: „Die Auferstehung Christi.“ Dieses Bild ist nicht geeignet, einen wahrhaft religiösen Eindruck hervorzubringen, die Gestalt des Heilandes ist nicht einmal einmal typisch Erhabenes, gefällig Verklärtes an sich, geschweige etwas individuell, lebendig Idealet. Der Auferstandene ist den Gestalten der von dieser Erscheinung überraschten, am Boden liegenden Römer, wovon zwei den Anblick mit abwärts gekehrtem Blicke nicht ertragen können, der dritte verkehrt emporblickt, ist kräftig, das Colorit gut. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung der neueren Zeit, daß vorzerrliche Künstler, die malen können, bei ihren religiösen Darstellungen so wenig wahrhaft religiöse Stimmung beurkunden, während viele angehende Jünger der Historienmalerei, die noch viele Studien nachzuholen haben, um bei Technischen Herr zu werden, ein tiefes Erfassen und scharfes Auffassen des religiösen Momente in ihren der heiligen Geschichte entnommenen Gegenständen an den Tag legen.

Es scheint, daß der Christlichen Malerkunst aus unserer, der christlichen Religion und ihrer Trägerin, der Kirche, sich mit erneuernder Lebe zuwendenden Zeit eine schönere Zukunft erblühe! Ein großes historisches Gemälde erblicken wir in dem Bilde des J. B. Huysmans in Antwerpen: „Der niederländische Adel überreicht der Statthalterin Margarete von Parma seinen Protestzornig gegen die Einführung der Inquisition im Jahre 1656.“ Dieses Gemälde hat große Vorzüge. Die Anordnung ist sichtvoll, der

Digitized by Google

Ausdruck der Seelenzustände in den beiden einander gegenüberstehenden Gruppen bei niederländischen Werk einerseits und der höfischen Umgebung der Herzogin andererseits ist mannigfaltig, sowohl im Gegensatz im Allgemeinen, als die individuelle Verschiedenheit der Einzelnen glücklich aufgefasst. Besonders gelungen sich jene Gruppe, welche die Herzogin umgibt, durch charakteristische Lebendigkeit und effectvolle Steigerungen aus; matter ist der Ausdruck in den Gestalten des niederländischen Adels. In der Herzogin selbst ist die Herrscherwürde und Zurückhaltung wohl etwas zu scharf ausgedrückt. Die Ausführung, was die Technik anbelangt, ist eine vorzügliche. Ein zweites grosses historisches Gemälde behandelt einen schaudervollen Moment aus Shakespeare's „König Johann."

4. Aufzug, erste Scene. Hubert de Brugh, Kämmerer des Königs Johann von England, ist im Begriffe, dem Sohne des Herzogs von Bretagne, Arthur, die Augen auszubrennen. Seinwärts setzen schon die Holzkohlen, der Ofen mit den glühenden Eisen in der Hand. Hubert, in Lebensgröße, wankt im Entsetzliche, in den schönen fürstlichen Knaben beraublickend, der mit den hellen, kindlichen, unschuldvollen Augen stehend zu ihm hinaufsieht.

Welch' ein Verwurf der erschütternden Art! Der Künstler hat in der Lösung seiner Aufgabe sehr Verdienstliches geleistet. Namentlich ist der Ausdruck in den Gesichtzügen Hubert's von großer psychologischer Wahrheit und mit echt künstlerischem Sinne aufgefasst. Man sieht in vielen Gesichte mit gleicher Sicherheit die charakteristische Härte, welche sich zu einer solchen That hingen lässt, als auch Schwanken der Natur, den Einspruch des Menschengefühls im Augenblicke der Vollbringens. Zu flach aber ist der Ausdruck in den Gesichtzügen des an dem Herzen seines Henkers ruhenden Knaben, wob der Wirkung des trefflichen Bildes Eintrag thut. So sehr wir gegen jede Uebertreibung, gegen jedes grelle Auftragen gerade in solchen Darstellungen sind, so können wir uns doch nicht damit einverstanden erklären, daß der entsetzliche Augenblick sich nicht lebendiger in dem Gesichte des schönen Knaben, wenn auch eines Heldenknaben, spiegelt. Es wäre im Bilde erschient, könnte er allenfalls um das Leben eines liebgewollenen Paul fehen.

Unter den Genre-Bildern ragt Reinhard Sebastian Zimmermann's: „Der erste Kuß" weit hervor. Das ist Naturwahrheit in schönster künstlerischer Auffassung. Es ist kaum möglich, sich eine reizendere, exquisitichere Behandlung des Gegenstandes zu denken. Man muß lächeln und fühlt sich zugleich von Rührung beschlichen, so viel Liebenswürdigkeit und echtes Gemüth liegt in dem Mutterauge und zum Großmüthigsten emporblickenden seligen Jungen, so wie in den Gesichtzügen der ihn bedächtig musternden Matrone. Nicht minder trefflich ist die Gestalt des aus einiger Ferne behaglich auf die Gruppe hinblickenden Vaters, während die kleineren Kinder unter dem Schutze der Mutter oder Wärterin bei dem Geschäfte sind, das Ei in Sand Spitze zusammenbaut. Das Bild ist vorzüglich gemalt, und reiht sich in jeder Beziehung den besseren der alten niederländischen Schule an.

Carl Bega's in Berlin: „Italienisches Mädchen" ist durch national-charakteristische Schönheit und Eigenthümlichkeit anziehend, und zeichnet sich durch kräftig lebendiges Colorit aus.

Die Bilder: „Lesendes Mädchen" von Jean Fauvelet und „Ein Atelier" von Louis von Hagn in Paris haben die Vorzüge der französischen Schule: eine leichte geistreiche Behandlung und einen feinen charakteristischen Ausdruck; das letztere ist mit kühnen Strichen ohne Detail-Fleiß angedeutet.

Ferner nennen wir noch Kotzmeser's in München: „Häusliche Scene aus dem Schwarzwald," Carpentero's in Antwerpen: „Holländisches Landleben," Schotel's in Amsterdam: „Warum kömmt er nicht?" O. Bega's in Berlin: „Ruhe auf der Pilgerfahrt nach Rom," Greiner's in Wien: „Die furchtsamen Rächer," Reiter's in Wien: „Ein Mädchen bei der Wasserleitung" und K. Swoboda's in Wien: „Ueberfahr am Plattensee" als mehr oder minder schenswerthe Bilder. Rubig's in München: „Kinder am Meeufer" ist zwar mit Geschicklichkeit gemalt, bringt jedoch nicht den Eindruck wahrer Begladung hervor; es ist etwas Starres, Unlebendiges darin, wie so häufig in breit nicht ans unmittelbarer Anschauung hervorgegangenen Kunst-Darstellungen.

Unter den Landschaften zeichnen sich des Düsseldorfers Wilhelm Klein: „Das Rheinthal unterhalb Andernach" um „Abend am Rocky bei Heidelberg" als viel empfindung, von der feinsten Naturauffassung gelegene Bilder aus. Auch Oswald Achenbach in Düsseldorf: „Italienischer Landschaft mit dem Wege nach Cerbara, Schotel's in Rampen: „Stromaufschl bei Dordrecht in Holland," Frich'n Christiania: „Landschaft aus Thelemarken, und Jos. Altenkofs in Wien: „Partie an der Moldau" sind vortreffliche Bilder, denen sich noch andere schenswerthe Stücke aus dem Gebiete der Landschaftsmalerei anreihen.

Den R. Friedrich in Wien sind wieder ein Paar treffliche Thierstücke: „Stall mit Futterwangsferen" und „Stute mit Fohlen" zur Schau gestellt, auch ein gutes „Blumenstück" von Moritz Krug in München prangt in der Sammlung.

Einige ganz vorzügliche Kupferstiche nach berühmten Meistern (Rafael, Murillo, Carlo Dolce) sind eine erfreuliche Beigabe.

F. D.

Musik-Salon.

Von der Oper der letzten Woche ist wenig zu berichten. Fräulein Mayer nahm als Valentine in den „Hugenotten" Abschied von Wien, um hoffentlich bald wieder zu kommen. Das Publikum bezeugte ihr seine Gunst auch an diesem Abende durch lebhafte Beifalls-Aeußerungen und zahlreiche Hervorrufungen. Nun ist Platz für einen zweiten Gast gewonnen, der seit dem Debut als Mathilde im „Wilhelm Tell" nicht wieder vor dem Publicum erschienen ist. Fräulein Weiser's zweite Gastrolle war „Undra" in der gleichnamigen Oper Flotow's. Die Künstlerin befindet sich der Umbedeutendheit gegenüber am meisten in Verlegenheit; man möchte gerne nicht blos gerecht, sondern auch billig sein und ist sich keines fassenden Eindrucks, seiner wahren Verbiedigung bewußt, ohne doch Grund zu entschiedener Mißbilligung zu haben. So geht es uns mit Fräulein Weiser. Eine hübsche Gestalt, eine nicht unangenehme, mittelstarke Stimme, Zeichen des Verständnisses der musikalischen Aufgabe im Vortrage, gute Intonation und Anlage zum dramatischen Ausdrucke, so wie einige Gewandtheit im Spiele sind der jugendlichen Anfängerin nicht abzusprechen; dagegen ist ihre Gesangsbildung noch sehr zurück, jede etwas schwierigere Tonfolge kommt fremde und unbehaften zu Tage; sie weiß noch den Ton nicht zu bilden und bei jedem häufigen Nachtrude, den sie ihm gibt, wird er klanglos und artet in Tremuliren aus. Ueberhaupt ist das Fräulein noch Anfängerin in allem und jedem, scheint aber der Entwicklung fähig zu sein.

Die Herren Beck und Ander, der erstere als Camoens, der letztere als König, sangen ihre Partien vortrefflich und waren beide vorzüglich gut bei Stimme. Ein neues Ballet, „Carlin" von Pasquale Borri erfreute sich eines allgemeinen Beifalls, den es auch — abgesehen von höheren Ansforderungen, die man an Choreographische Leistungen zu stellen sich lange entwöhnt ist — wegen der hübschen Tänze, schönen Decorationen, trefflichen Instrumentirung und dirnafen Leistung des Fräulein Pochini verdiente.

Weber's „Euryanthe," Halevy's „Jüdin" und Cherubini's „Wasserträger" sind dem Verndmen nach die nächsten in Aussicht stehenden Novitäten, um wie können mit einer Russische zufrieden sein. „Euryanthe" gilt in einem großen Kreise von Musikkennern für Weber's Meisterwerk und ist für Wien so viel wie neu; die „Jüdin" ist anerkannt Halevy's beste Oper und enthält eine Glanzrolle für einen Sopran; der alte, liebe „Wasserträger," des classischen Cherubini anmuthigste und gefälligste Oper, kann jedem Freunde wahrhaft schöner Musik nur willkommen sein.

Möchte sich doch sodann auch eine oder die andere Oper des echt komischen Marschner, sein „Hans Heiling" oder sein „Templer und Jüdin" anschließen! Es ist doch zu bedauern, daß Wien diesen anerkannt trefflichen Tondichter so wenig kennt! Gute Hoffnung blüht den Freunden solcher Musik allerdings, denn es verlautet, daß ein Ballmeisterchen von Mayerhof, mit Musik von Marschner, demnächst über die Bretter mehrerer deutschen Bühnen, namentlich auch jener des Theaters an der Wien schreiten werde.

F. D.

Literatur.

„Rosenblätter," lyrischer Album, redigirt von Ludwig Bowitsch. Verlag und Druck von J. N. Enders in Neutitschein.

Neutitschein? fragt der Leser nachsinnend. Ja, Neutitschein in Mähren und wo weiter? — In der materiellen Sahara der Gegenwart muß man ja nach Frob sein, wenn das zarte, himmelentsommte Blümchen „Poesie" nur noch eine Oase findet, wo sie gepflegt wird. Die Größe des grünen Plätchens kommt hier gar nicht in Betracht, denn bald wird der Leser mit Ausdauend Grün sagen wollen:

„Schon und fern den Klüftlein keime' und wuchs und blühe mein Lieb."

Und so hat denn der Herausgeber der „Rosenblätter," Dr. Ludwig Bowitsch, einen lyrischen Almanach herausgegeben und ihn den Lesern seines obengenannten Städtchens freundlich gewidmet. Die Redaction bevorzugt der anerkannte vaterländische Dichter und Mitherausgeber des südtschechischen „Balladenbuches," Herr Ludwig Bowitsch in Wien. Unter den 68 Dichtungen, denen wir im Buche begegnen, sind die meisten gediegen, viele ganz vorzüglich und ausgezeichnet. Folgende Dichter haben ihr Schärflein zu diesem Almanache geliefert: F. Arolf, Gustav Aich, Ludwig Bowitsch, Bojetan Cerni, W. Constant (Dr. Wenzig), Emil Ludwig Fegler, Alexander Gigl, Adolf Herchenhan, Alexander Hutschenreiter, Carl Adam Kaltenbrunner, Josef Kenner, Leop. Kordesch, P. A. Rudolf Ladesi, Wilhelm von Merzfeld, Dr. Otto v. Müller, L. Gottfried Neumann, Josef Raimund, Emerich Ranzoni, Carl Rick, Joh. Gabriel Seidl, Emanuel Straube, Dr. Joh. Nep. Vogl und A. O. Waldberg.

Die Ausstattung ist nett. Leider haben sich einige unliebsame Druckfehler, eine Folge der Entfernung der Redaction vom Druckorte, eingeschlichen, was bei einem poetischen Werke mehr als sonst störend ist.

„Kindergeschichten gegen die Thierquälerei," von Heinr. Reinhardt, illustrirt mit 4 Abbildungen in Holzschnitt und herausgegeben auf Kosten und Veranlassung des Vereines gegen die Mißhandlung der Thiere im Herzogthume Oesterreich ob der Enns und im Herzogthume Salzburg. Druck und Verleg von M. Auer in Linz.

Der durch Kinderschriften schon bekannte Verfasser suchte hier durch 12 einfache, ganz für das Kindergemüth berechnete Erzählungen, wobei in Nr. 1, 4, 5 und 7 Gehre Lithographien als Illustrationen dienen, im Sinne des löblichen Thierschutzvereines auf Belehrung, Moral, Veredlung der Jugend, verzüglich aber auf Erweckung des Mitgefühls gegen die Thiere in dem jungen Herzen einzuwirken, was ihm auch gelungen. Die Ausstattung ist anerkennenswerth, der Druck sehr schön und correct. Wir glauben auch noch auf die 4 gelungenen Lithographien aufmerksam machen zu sollen, die ebenfalls nicht zu wünschen übrig lassen.

L. K.

Historische Rückblicke.

Dem verstorbenen Erzbischof C . . . , von Verdeaux wurde eines Tages eine Frau gemeldet, die seine weil und breit bekannte Herzgüte in Anspruch nehmen wollte. „Wie alt ist sie?" fragte er — „Siebenzig Jahre." — „Ist sie wirklich in einer bedrängten Lage?" — „Sie sagt es." — „Nun, so muß man es wohl glauben. Gebt ihr 25 Franks." — „Hünfundzwanzig Franks! gnädiger Herr," sagte betroffen der Diener. „Die ist überdies eine Jüdin." — „Eine Jüdin? Großer Gott!" — „Ja, ja, gnädiger Herr!" — „Nun, das ändert die Sache; gebt ihr 30 Franks und damit für ihr Zutrauen!"

Digitized by Google

Wer neue interessante Erfindungen.

Herr Wilhelm Zollmann in Trieb hat hier neue Erfindungen gemacht, die interessant, und wenn sie sich bewähren, aber weitere auch vom großen Nutzen sein können. Diese sind:

I. Eine Schreibfeder, deren Construction derartig ist, daß der damit Schreibende die Tintenlinie in das Tintenfaß, oder mit anderen Worten, das Aufnehmen der Tinte mittelst der Feder, welches bei dem bisherigen aufzunehmenden Neuen Quantum bis zur Erwärmung sich wiederholt — überhaben wird, da bei der Feder dieser neuen Erfindung eine solche Einrichtung getroffen ist, daß nach geschehener Füllung 10,000 Buchstaben oder Schreibzeichen niedergeschrieben werden können, ehe man mit Tinte oder Tintenfaß — das dadurch gänzlich überflüssig wird — zu kümmern.

II. Eine chemische Tinte zum Gebrauche obiger Feder, die bei ihrem Aufdrücken auf der Feder, also nach einem niedergeschriebenen Worte, Buchstaben, Zahl oder was immer für Schriftzeichen augenblicklich trocken und unauslöschlich ist, wobei auch der Gebrauch des Streusandes beseitigt wird, welcher besonders für hochbetagte Personen oder höhere Beamte, die zu hundert Malen täglich ihren Namen zu unterzeichnen haben, von großer Bequemlichkeit ist.

III. Eine Maschine zum Anspitzen der Federn. — Jeder, der sich jemals in der benannten Lage befand, sich einen Kiel zum Schreiben zu spitzen, hat die Erfahrung gemacht, daß der Federn Zubereitung nur die Zähne zu zerstören oder auszureißen vermögen; von einem Jahrzehnten kann bei den dabei angewendeten Instrumenten keine Rede sein. Diese neue Erfindung versprecht den gemeinnützigen Vortheil, diesen Uebel abzuhelfen. — Eine Klammer, die mittelst einer Presser-Schraube an dem Tronsen und herausspannenden Zahn angebracht wird, steht mit einer weiteren Maschine derartig in Verbindung, daß der Zug sowohl von oben nach unten, als umgekehrt stattfinden kann, je nachdem der herauszuhmmende Zahn sich in der oberen oder unteren Kinnlade befindet. Ein mehrmaliges sogenanntes „Anlegen“ oder ein Abdrechen des Zahnes wäre sonach dabei nicht möglich, da mittelst dieser Maschine jeder Zahn — welchen Kalibers er immer sein möge — sicher und rasch, ohne Zerquetschungen entfernt soll. — Selbst bei dem Gebrauche von Aether, bei Operationen dieser Art, sagt der Erfinder, sei der Nutzen seiner Maschine unermeßlich, da die Schwade vor der Aetherreizung schwerlich auf den kranken Zahn gebracht werden, oft auch völliger Ausfall derselben vor Zug stattfindet; wo hingegen bei der jetzigen Verfahrungsweise dem Patienten im ein-gefühlerten Zustande der Mund gewaltsam geöffnet, der Zahn auf's Gerathewohl herausgerissen wird, wobei denn auch häufig genug Zahnfleisch, oder, was nicht selten vorgekommen — gar ein falscher Zahn, d. i. ein gefunder statt des kranken — herausgenommen wird. Ja, Fälle ereignen sich, daß der herauszunehmende Zahn der fühlen Kraft des Operateurs widerstehet, und — versteht in Folge dessen zu einer zweiten Anstrengung genöthigt ist. — Allein dem wurde durch die gedachte, neu erfundene Maschine vorgebeugt, da das Herausziehen des Zahnes mittelst derselben auf eine Sekunde und — sonach als möglich schmerzlose Weise geschieht, was die jetzt nicht der Fall war, selbst nicht mittelst der Aetherreizung. — Endlich.

IV. Eine Erfindung, die Herr Zollmann einem Staate anzubieten beabsichtigt, ist die Verfertigung von Schiffsmasten neuer Construction. Mit diesen Masten nämlich soll es möglich sein, Schiffe viel länger, als bisher auf See Segelfähig zu erhalten. Man hat die Wahrnehmung gemacht, daß das rasche Untauglichwerden der meisten Schiffe darin seinen Grund hat, indem die bisher zum Schiffbau verwendeten Hölzer durchaus nicht der Art sind, daß sie nicht — wenn sie auch vom besten Material und tadellos befestigt sind — mit der Zeit einem gewissen Lockerwerden ausgesetzt wären, was sich nach und nach vermehrt, bis Gesammtfestigkeit des ganzen Schiffes beeinträchtigt und bis zur Untauglichkeit derselben führt.

Der k. Herr Zollbeamter Dr. Heinrich Costa hat die genannten Erfindungen, auf Ansuchen des Erfinders Herrn Zollmann, der kontinuer Societät zur Prüfung und Würdigung mitgetheilt. Wenn sich dieselben sich bewähren, wird wohl auch in Oesterreich die Anerkennung nicht ausbleiben.

Miscelle.

Nach dem Organ der Mormonen, „Scandinavienis Stern“ belief sich die Zahl der Mormonen in den drei skandinavischen Reichen am 30. Juni 1855 auf 2701, worunter 227 in Norwegen, 283 in Schweden, 5 in Island, alle übrigen in Dänemark wohnen.

Wochen-Chronik.

Die Woche, über die wir uns zu berichten vornehmen, war leider keine glückliche. Einen Theils hat der Choleva in den wenigen Vorstädten, die von ihr bisher heimgesucht wurden, einen bedauerlich großen Umfang angenommen und viele Opfer gefordert. Dann sei es dem Himmel, daß sich der Sanitätszustand in den letzten Tagen doch wieder in erfreulicher Art gebessert hat. — andern Theils aber ist das große Eisenbahn-Unglück bei Mendlau in der Nacht auf den 29. Mai ein trauriger Schlußstein der letzten Woche gewesen. Möge es das letzte sein, wenn schon, wie alles gutes Ding — auch alles schlimmen drei sein müssen, denn sie in diesem Sommer so rasch auf einander gefolgten drei Unglücksfälle auf dieser Bahn, von denen der letztere der beklagenswertheste ist, sind der Warnungszeichen genug. —

In den Theatern ist an Novitäten momentan eine erklärliche Stagnation eingetreten. Das k. k. Hofburgtheater, dessen Pforten wieder geöffnet, wird hoffentlich viel Neues und Gutes bringen. Herr Director Hoffmann ist stets bemüht, für die Zierde der Hofbühne eine tüchtige Gesellschaft zu engagiren um also läßt auch die innere Räume in glänzenden Weise ausschmücken. Den Vernehmen nach erhält das Parterre demnächst Fauteuils mit rothem Sammt gepolstert. Die Logen sollen gar mit rothem Seidendamast ausgeschlagen werden. Auch der neue Gobelaer soll ein Prachtstück sein. Indem sind zwei neue Vorhänge in geschmackvoller Weise bestellt worden. Glück auf!

Zwei Festvorstellen wurden in der laufenden Woche am gleichen Tage (am 15. August) hier begangen. In den Räumen der neuerbauten Loyelle des k. k. Arsenals ging die Grundsteinlegung in feierlicher Weise vor sich, und im Palais der hiesigen französischen Gesandtschaft wurde das Namensfest auf eine glänzende Weise gefeiert, zu dem der 400 Personen der diplomatischen Welt und bei hohen Adel Theil nahmen. Um 11 Uhr vollendet Tages fand vorher bei St. Anna ein feierlicher Gottesdienst statt.

Der öffentliche Kunstverein hat für 1856 zwei Preise ausgeschrieben. Der eine mit 1600 Franks wird für ein historisches oder Genregemälde bezahlt, das zugleich als Vereinsprämie pro 1857 verviefältigt werden soll. Der zweite Preis beabsichtigt die Anschaffung einiger Vereinsprämien pro 1856, wozu Kupferstiche, Lithographien, Statuetten, Medaillen ꝛc. eingesendet werden können.

Zu Anfang October werden wir wieder um eine Zeitschrift reicher sein. Es erscheint in Wien eine: „Oesterreichische Theater-Chronik“ für dramatische Kunst, Musik und Theaterwesen. Weil wir schon von Zeitschriften reden, so will es vielleicht die Leser interessiren, zu vernehmen, daß in London ein deutsches „Journal für Kunst, Musik, Literatur, Gewerbe und Industrie“ zu erscheinen anfing und die erste Nummer am 4. August ausgegeben wurde. Die Unternehmer dafür in Deutschland sind erlebten Absag. Möglich, aber nicht wahrscheinlich! —

Das Opernhaus, das der Journal-Literatur bis zu einem Schiffstheater ist nicht weit. Wie haben neulich den Tod des beliebten Dr. Spindler gemeldet, der auch für den „Kuß“ tüchtige Mitarbeiterlösung zuletzt, leider aber durch Krankheit verhindert wurde, etwas einzuliefern. Das Honorar, das bisher für den Kuß an Gallberger in Stuttgart erhielt, betrug mehr als 100,000 fl. und doch machte der Buchhändler noch sehr gute Geschäfte dabei.

Am 8. August wurde zu Bruneckhof in Tirol die neue Majestät der Königin Witwe von Sachsen auf der Stelle, wo die erlauchte Gemal am gleichen Tage im vorigen Jahre seinen Tod fand, geweihte Capelle feierlichst eingeweiht.

Zum Schlusse noch eine Notiz, wie lohnend der Hopfenbau in Böhmen sei und welchen großen Ertrag er liefert. Für das letzte Hopfenquantum haben nur die Bürger von Saaz in Böhmen allein 4 Millionen Gulden in Conv. Münze eingenommen, denn sie haben der 20,000 Centner, den Centner für 150 bis 295 fl. verkauft. Ein erstaunliches Geschäft. Deutschlands Tabelschiffer können ihren Hopfen nur nicht kostlicher Autoren nähren, so wünschten wir uns fast — Saazer Bürger zu sein!“

Erklärung der Kunstbeilagen.

1. Stadtansicht.

(Stadtbild von Christian Mayer.)

Dieser weltliche Stadtansicht Christian Mayer's darf wohl hinsichtlich der Ausführung zu den sorgfältigsten Arbeiten dieser thätigen Künstlerin gerechnet werden; er zählt zu den besten und schönsten Ansichten unserer Journale im laufenden Jahrgang und wird gewiß eine hübsche Zimmerzierde abgeben.

2. Constantinopel.

(Eingerichtet Gravure mit Kreidemanier, nach einer Zeichnung von J. Würdel.)

Constantinopel (einst Byzantium), türkische Stadtsal genannt, die zeitige Hauptstadt des türkischen Reiches, liegt im Eyalet Rumili, auf einer Landzunge im Marmore-Meere an der Mereenge von Constantinopel, auf dem letzten Abhange zu Propontis und auf sieben Hügeln um den europäischen Hafen besonderen Theilen. — Diese prächtige, amphitheatralisch vom Meere sich abdehnde Hauptstadt der Osmanen bat ohne Einrechnung der Vorstädte zwei und eine halbe Meile im Umfange, zählt über 88,100 Häuser (worunter die meisten hölzern sind) und an 600,000 Einwohner. Die in die Aeußern bei Großsultans; ebenso heben hier die oberen Landesbehörden, der Divan, der Mufti, die Ulema's, der griechischer Patriarch mit der Patriarchal-Synode von 12 Bischöfen, ein ar-menischer und ein katholischer Bischof ihren Sitz.

Constantinopel ist äußerst vortheilhaft für den Handel vermöge seiner Lage am Eingange in das schwarze Meer und vermöge seiner Situirung am Bosporus, den beiderseits Berge mit alten Schlössern thronen. Die Umgebung ist baum- und strauchreich und wird von Marmorsäulen und andern Prächten bewässert. Constantinopel ist eine der reichsten und gelegenen Städte von ganz Europa, wenn man Neapel und Stockholm ausnimmt. Die Stadt ist beständig mit an 40 Staatsrivrei gethrilt. Sie hat neb 30 Moscheen, mehre Derwisthöfe, mehr als alle Privatbeter, Paläste aufgenommen, fast ausschließlich aus und Holz gebaut. Moscheen (türkische Tempel), Kirchen der Griechen, der Armenier gibt es sehr viele, selbst die Katholiken haben deren vier. Auch die Juden haben mehre Synagogen, so wie die Protestanten ihr Bethaus haben. Die Türkei hat verschiedene Moscheen auf unserem Bilde sind die Sofien-Moschee, die Moschee Muhomeds und die Moschee Achmeds. Darüber zählt Constantinopel eigentlich nur acht, wenn man nur Minar-Türker, die alle auch täglich zu Verrichtern gerufen werden können, ferner auch Fabriken in Seidenstoffen, Baumwolle, Saffian ꝛc. verreten. Unterrichtsanstalten, als Gimnasien, Akademien, Studentenhäuser gibt es zusammen über 500, auch 13 Bibliotheken verbanden, worunter die bei Sultan Achmed die bedeutendste ist. Wenn wir noch hinzufügen, daß Constantinopel auch viele Wohlthätigkeitsanstalten, als Spitäler und Speisehäuser für Arme gibt, so sieht man, daß diese Hauptstadt in neuerer Zeit bedeutend ist, ihren großen Schwestern im Westen möglichst nachzukommen.

3. Das Kind auf dem Töpfchen.

(Originalbild von Peter Fendi, in Kupfer gestochen von Benedetti.)

So sehr man hinsichtlich der verschiedenen Sitten und Gebräuche: „Natürlich, natürlich,“ sagt, eben so kann man bei Ansicht dieses Bildchens, besonders wenn man es durch das Auge der Eltern betrachtet: „Kindlich, herzig!“ sagen, und schließen und ganz der Erklärung des Dichters an: „Naturnin von ewig kurpin.“ *)

*) „Das Natürliches ist nicht plötzlich.“

Telegraf der Redaction.

Herrn L. S. in W. Ihre zwei letztmitgesendeten Aufsätze haben wir erhalten und sie werden Verwendung finden.

Herrn W. A. M. in W. Für die Einsendung der drei willkommenen Artikel sind wir verbunden! Wer den Hund haben wir genug in diesem Blatte.

Herrn z. S.-L. in W. Vorgehen Sie. Ich die bewußte Recension noch nicht erschienen konnte. Sie wird jetzt nicht lange auf sich warten lassen.

Herrn C. L. in St. St. Nicht möglich! —

Herrn L. W. in L. Wie können die uns übersendeten Gedichte unter der Masse der täglich einlaufenden Artikel nicht mehr berücksichtigen.

Herrn B. in W. Auf Verwendung des Skandinavischen sind sich noch keine Gutsgenheit.

Herrn V. v. K. in V. Wir sind Ihnen für das schmeichelhafte Schreiben sehr verpflichtet.

Frau O. v. C. in C. Wohnlicher im Hause! Auch dazu kann im Verlaufe der Zeit noch Rath werden.

Herrn O. in C. Sind Sie glücklich zu Hause angekommen? Vergessen Sie das Versprechen nicht!

Druck und Verlag von M. Auer. Im Auslande zu beziehen nur durch Robert Hoffmann's Buchhandlung in Leipzig. Verantw. Redacteur: Leopold Kordesch.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Constantinopel

Digitized by Google

Digitized by Google

Dr. Frank. del. Thom. Benedetto fc.

Naturalia
Non sunt turpia! *)

Der Aesthetiker zwar schilt,
Dass ich so empfinde;
Doch — wenn jenes Sprüchlein gilt,
Gilt es wohl bei'm Kinde.

K.

*) „Das Natürliche ist nicht hässlich."

Beilage zu M. Auer's seliger. illustr. Reiterbuch „Faust."

Digitized by Google

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift

für Kunst, Wissenschaft, Industrie und Unterhaltung,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Nummern von 24 Bogen Text und über 70 Kunstbeilagen.
Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- u. Auslandes an. Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M. Insertionsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 30 kr. C. M.

Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten. — Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichgiltig geliefert und billig berechnet. Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gedrehene Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.
Redaction: Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 75.
Verlagshandlung und Expedition: Stadt, Kärntnerstraße Nr. 1053.

Inhalt: Der Bilchfang in Krain. — Ausflug auf den Ätna im Jahre 1855. (Fortsetzung.) — Im Lande der Barsarellen. (Fortsetzung.) — Das Grafenherr Kotto. — Die Lag auf dem Wasserglocken. — Epigramme. — Musik-Salon. — Musikverein Schachspiel. — Literatur. — Hofmeister Kinderbühne. — Miscelle. — Wochen-Chronik. — Erklärung der Kunstbeilagen. — Telegraf der Redaction.

№ 20. Artistische Beilagen. Holzschnitt-Original. 1. k. Hofmalspielerin. (Gemalt von Rahl, in Kupfer geschabt von Christian Mayer.) — Leopold Graf Kollonitsch, Bischof von Wiener-Neustadt, Fürst Cardinal. Orginalbild von Ohan und Palma von Ungarn. (Gemalt von Rahl, in Holz geschnitten von Oster.) — Das Oehmenmahl. (Photodruck und lithographirt von H. Bowser.)

II. Jahrgang. 1855.

Der Bilchfang in Krain.

Naturhistorische Skizze von Leopold Korbesch.

Das an seltenen Naturmerkwürdigkeiten überreiche Krain ist noch so wenig oder doch so mangelhaft in neuerer Zeit im Detail beschrieben worden, daß es dem Natur- und Geschichtsforscher eine wahre Fundgrube von Seltenheiten darbietet, die zum Theil noch nie erörtert wurden und sämmtlich reich an Interesse sind.

Allein soll sich die theilweise Beschreibung der Merkwürdigkeiten eines Landes (wir verweisen auf die bisher in diesem Blatte erschienenen „Südslavischen Bilder" I. II. III. des Herrn Dr. Vincenz Ferrer Klun) zu einem vollständigeren Compendium gestalten, so muß man nicht, das weniger Beachtenswerthe überspringend, nur allein dem Wichtigsten, sondern auch dem minder Erheblichen eine gleiche sorgfältige Aufmerksamkeit schenken.

So behandelt der gegenwärtige Aufsatz zwar einen minder wichtigen, aber doch einen Gegenstand, der als Beitrag zur Naturgeschichte von Krain sowohl für Einheimische, denen die Erinnerung an das Bekannte stets angenehm ist, als für Freunde des „Faust" nicht ohne Interesse sein dürfte. Veranlassung zu dieser Skizze gab eben Herr Dr. Klun in seinen „Südslavischen Bildern" (III.), indem er, die Sitten und Trachten der Gottscheer beschreibend, im Vorbeigehen auch ganz kurz des krainischen Bilches und seines Fanges erwähnt, ohne näher in die Materie einzugehen.

Der Bilch, Billich, auch Siebenschläfer (Glipus isaulus, seu glis esculentus), in der Landessprache Poh genannt, ein aschgraues, in der Lebensart mit dem Eichhörnchen übereinkommendes Thier, kömmt zwar in den südlichen europäischen Ländern, als in Spanien, Italien, Frankreich, allein sicher nirgends in solcher Menge vor, als in einigen Gegenden Krains, weswegen er gewissermaßen zu den Naturmerkwürdigkeiten dieses Landes gerechnet werden muß.

Das Thierchen ist größer als die Hausratte, unterscheidet sich auch von dieser durch einen härkeren und zottigen Schweif und wohnt gewöhnlich auf Anhöhen im Walde, wo es sich sein Lager in hohlen Bäumen oder auch in der Erde macht und sich von Obst, Bucheln, Kastanien, Haselnüssen, Eicheln ꝛc. nährt. Mit Unrecht hat man in der Naturgeschichte dem Bilche den Namen „Siebenschläfer" (von den sieben Monaten, die das Thier in der Erde schlafend zubringen soll) beigelegt; denn ein vor wenigen Jahren in Innerkrain sich ereignetes Fakt, als man nämlich von ungefähr zur Winterzeit in eine große unterirdische Vertiefung gerieth, hat glaubwürdig erwiesen, daß die Bilche den Winter zwar in Erdlöchern, aber nichts weniger als in einer Erstarrung zubringen.

Sobald es im Frühjahre warm wird, kommen die Bilche schaarenweise auf ihren unterirdischen Verstecken hervor und wählen die Höhlen und Vertiefungen der Bäume, besonders die Buchen, zu ihrem Aufenthalte. In den Gegenden um Zirknitz, Laas, Zhuber, Sittich, Ohlak, ferner in Gottschee, in dem großen Birnbaumer Walde (zwischen Loitsch und Wippach) werden sie am häufigsten angetroffen, sobald obgleich diese Thiergattung in Unter- und Innerkrain zahlreich ist, weiß der Oberkrainer nur wenig oder fast nichts davon.

Da die Bilche dem Landmanne von zweifachem Nutzen sind, indem er nicht nur ihr Fleisch genießt, sondern auch die zarten Felle zu Pelzkappen und zur Ausfütterung der Winterkleider verwendet oder verkauft, so wird besonders im Spätherbste auf verschiedene Arten Fang auf dieselben gemacht. Die einfachste Methode des Fanges ist folgende: Weiß man einen hohlen Baum, worin man Bilche vermuthet, so klettert Jemand zum Aufgang hinauf, ein zweiter aber klopft mit einem Stocke unten an den Stamm und sogleich läßt sich ein Gebrummse im Innern des Baumes vernehmen, sodann aber kommen die Bilche einer nach dem andern einzeln oben bei der Oeffnung

Digitized by Google

heraus, die der Kuſpaſſer mit geringer Mühe mittelſt eines Stöckchens todtſchlägt; oder man ſtürt mit einer langen Ruthe in der Höhlung herum, was dieſelbe Wirkung hervorbringt.

Eine andere Fangart iſt, ſie mittelſt Bögen zu fangen. Dieſe Vorrichtung könnte nicht einfacher ſein. Sie beſteht aus einem bogenförmigen Holz mit einer Schnur, worin ſich das Thier fängt. Es gibt Bauern, die wohl hundert und mehr derſel Bögen haben und in einer einzigen Nacht hundert, auch fünfhundert Bilche in denſelben fangen, wobei aber immer mehre Perſonen beſchäftigt ſind. Auch eine Art hölzerner Maukfallen gibt es, die den Bilchen aufgeſtellt werden.

In größter Menge aber kann man ihrer im Spätherbſte, wenn ſie ſchon ihre Winterquartiere in der Erde ſuchen, auf folgende Art habhaft werden: An dem Loche der Bilche, welches oft ſehr tief iſt, gräbt man nämlich entweder eine Tonne oder ſonſt einen hölzernen Verſchlag in die Erde ein. Aus dieſem Behältniſſe geht eine Röhre heraus, die mit eiſernen ſpitzen Nägeln ſo beſchlagen ſein muß, daß die feinen Spitzen einwärts laufen, ſo daß das Thierchen wohl durch die Röhre hinein, aber der zuſammenlaufenden Nägelſpitzen wegen nicht wieder zurückgelangen kann. Iſt die Tonne an einem guten Orte angebracht, ſo kann man ſicher ſein, daß über Nacht ſo viele Bilche hineinſchlüpfen, als deren faſt, worauf die Gefangenen herausgenommen, die Tonne aber wieder ſo in die Erde vergraben wird, daß blos die Röhre hervorſteht.

Dieſe letztere Art von Bilchfang iſt nicht überall frei geſtattet. Die Unterthanen, die ſich in Dominicalwaldungen damit abgaben, mußten ehedem von einem Fanglochs jährlich einen Thaler oder auch mehr, je nachdem die Gegend reicher an dieſen Thieren war, an die betreffende Herrſchaft zahlen.

Die allgemeine Sage aber und der Glaube, daß der böſe Feind ſelbſt die Bilche auf die Weide führe, und daß im Spätherbſte die Bilche aller Gegenden an einem und demſelben Tage verſchwinden, indem ſich einige Zeit vorher ein ungewöhnliches Schnalzen im Walde (vorzüglich im Birnbaumer Walde) vernehmen laſſe, ſind bei dem gemeinen Volke ſo feſt eingewurzelt, daß ſie keine Ausſtäubung zu ſchwächen vermag. Auch der ehrwürdige Geſchichtſchreiber Krains, Freiherr von Valvaſor, war von dieſem Glauben nicht frei, wie er ſelbſt geſteht, denn er will bei einer dießfälligen nächtlichen Excurſion den Peitſchenknall des angeſagneten Hirten ſelbſt gehört haben, wie er denn auch im erſten Theile, III. Buche, XXXI. Capitel, Seite 438 ſeiner berühmten Chronik: „Ehre des Herzogthums Krain“ denſelben in optima forma, wie er die Bilche weidet, in Kupfer geſtochen vorführt. Einige wollen wiſſen, daß die große Ohrenemle, die dieſe Thierchen verfolgt, mit ihrem Schnabel jenes Schnalzen vernehme, welches dann durch das Waldecho, nach mehr oder durch die erhitzte Fantaſie der abergläubiſchen Horcher verſtärkt wird.

Die Bilche haben ein zartes, weiches Fleiſch und ſind in der Regel immer auferordentlich fett, ſo daß ſie dem krainiſchen Sprichworte: „Jo debel kakor polh“ (er iſt fett wie ein Bilch) den Urſprung gegeben haben. Außer einem anfangs etwas unangenehmen Fettgeruche ſollen ſie ſehr wohlſchmeckend ſein, daß man ſie gebraten, in Reis oder Gemüſe gekocht, für Lammfleiſch zu halten verſucht wäre, wenn man nicht durch die Geſtalt und die an der Decke der Bauernſtuben in zahlloſer Menge aufgehängten Felle eines Andern belehrt würde. Die Leber dieſer Thierchen ſoll ein wahrer Leckerbiſſen ſein, das zerlaſſene Fett aber in verſchiedener Anwendung als Hausmittel gegen manche Krankheit ſich trefflich bewährt haben.

Indeſſen hat man (beſonders bad Frauenvolk) wegen der äußerlichen Aehnlichkeit der Bilche mit den Ratten, noch mehr aber aus dem Umſtande, daß man ſich an Ungenöhnteß ſo ſchwer anſchließt, einen unüberwindlichen Ekel vor dieſen Thieren, die hingegen bei dem Landmanne in Gegenden, wo man ſie beſonders häufig findet, zur Herbſtzeit einen großen Theil der täglichen Nahrung ausmachen. Auch werden ſie zu Tauſenden in Tonnen und Fäſſern eingeſalzen und im Winter verſpeiſt. Doch muß hier bemerkt werden, daß die Bilche vor Zeiten, wo die Induſtrie bei dem Landmanne noch nicht in dem Grade wie jetzt gediehen war, nicht nur in Unterkrain, ſondern auch in Innerkrain viel häufiger gegeſſen worden als heut zu Tage, wo ſie nur noch als eine localbeliebte Speiſe auf dem Tiſche des Bauers figurieren.

Die Bilchfelle, die ausgearbeitet in der That ein recht zierliches, glänzend weißes und beilgraues Pelzwerk abgeben, werden, was über den Hausbedarf hinausgeht, als Handelartikel weit nach Norden und Süden verſendet, und der Fremde, der zur Winterzeit ſeinen Weg durch Krain nimmt, wird auf dem Kopfe des krainiſchen Bauers nicht leicht eine andere Bedeckung, als eine Rundmütze aus dieſem Pelzwerke ſehen, ſo wie der Pelzrock (Koshuh), der bei der ärmeren Claſſe nur aus Schaffellen beſteht, bei den Vermöglichern ſehr oft mit Bilchfellen ausgefüttert iſt.

Ausflug auf den Sinai im Jahre 1855.

Von Georg Frauenfeld.

(Fortſetzung.)

Bald hatte ſich Alles hingeſtreckt und tiefes Schweigen ruhte über der Wüſte, die nur durch die ſchon oben bemerkte Ankunft des dritten Kameels unterbrochen wurde. Einmal glaubte ich das Ziſchen einer Fledermaus zu hören, kann es jedoch nicht gewiß behaupten, ſowie ich ſie überhaupt nicht hier vorkommend anzugeben vermag; in Tor wenigſtens finden ſich keine, was ich als beſonders eigenthümlich bezeichne, da ich ſie in den einſamen Stationshäuſern der Wüſte zwiſchen Cairo und Suez ſowohl, als in den unbewohnten ſchauerlichen Felsſchluchten des Sinai ſelbſt antraf.

Mit dem anbrechenden Morgen, Montag den 26. März, ward die Reiſe fortgeſetzt. Nach eine Stunde hatten wir bis zum Eintritt in den Wadi Hebran, der gewöhnlichen Caravanenroute von Tor nach dem Sinai. Dieſes Thal zieht um den ſüdlichen und öſtlichen Fuß des Serbal und ſcheidet ihn von den zum Sinaiſtocke gehörigen Bergen. Nahe am Eintritt in die Berge zeigte ſich als Stromdett ein tieferer Einriß in das Felſengeklüfte, durch deſſen Krümmungen und enge Schluchten die aus dem Thale zu betreffender Zeit hervordrechenden Waſſer ſich mit wildem Toben durchdrängen mögen. Jahrtauſende mußten es aber ſein, um in feſtes Urgeſtein ſo tiefe Klüfte einzugraben, in denen die abgerollten Felsblöcke Zeuge ſind, daß die Fluten oft wohl ungehener anwuchſen. In Wadi ſelbſt trifft man ein kleines, kaum die Felſen überriefelndes Bächlein, das ſich oft genug ſpurlos im Sande verliert, und nur an einigen Stellen in Felſenmulden etwas größere Tümpel bildet. Seine Anweſenheit wirkt belebend genug, eine reiche, üppige Vegetation zu erzeugen und Tifa, Erigeron, Scirpus, Strauß- und Gipergräſer nebſt andern waſſerliebenden Pflanzen, die ſich auch nirgendß ſonſt mehr zeigen, wuchern in dichten Büſchen zwiſchen den Felſen empor. So winzig der Waſſerraum, mächtige Waſſerwangen, rieſige Gerinne und andere Waſſerlöſer treiben ſich luſtig darin herum, während die darüber ſchwebenden Libellen, anhänglich ihrer Geburtsſtätte, gaukelnd den Thal zur Ablage ihrer Brut ſuchen. Das Thal ſelbſt ſteigt ſanft empor, in mannigfachen Krümmungen von nackten, tief zerbrochenen und zerklüfteten Felswänden, die bald ſchroffer, bald mehr geneigt ſich zurückſehnen, bald höher, bald niederer begrenzt. Nur ein paar Mal unterbrach der gellende Ruf eines Sandhuhns die hier herrſchende lautloſe Stille, die der weiche Tritt des Kameels nicht zu unterbrechen vermag.

Um 10 Uhr ward Raſt gemacht, das Mittagmahl zu bereiten, welche Zeit ich benützte, um einige Pflanzenanwüchſe, die ich gefunden hatte, ſchnell zu ſkizziren. Ich fand überraſchend viel derlei Gebilde, ſo daß ich beinahe ſagen möchte, die Natur rufe hier ſolche Afterbildungen, wo die Pflanzen der Dürre ſo ſchnell erliegen, nothgedrungen hervor, um den Inſecten für ihre Metamorfoſe friſche Nahrung nachhaltig zu ſichern.

Bald nach dem Aufbruch ſpaltete ſich das Thal, in dem wir wanderten, um rechts als Wadi Gebrin zu dem gewaltigen Oſtebel gleichen Namens zu führen, links aber, mehr nördlich als Wadi Hebran den Oſtebel Serbal fortgeſetzt zu umkreiſen. Ich muß hier bemerken, daß ich mit einem gewaltigen Uebelſtand in der Unkenntniß der Landesſprache zu kämpfen hatte, auferdem daß Raunenhaftigkeit, Unwahrheit oder wirkliche Unwiſſenheit in unſichern Angaben Veranlaſſung gab. Ich erhielt für manchen Gipfel 3—4 Namen, und umgekehrt bezeichnete man mir 5—6 Gipfel mit dem Namen Sinai. Schwerer noch iſt es, die Namen ſelbſt niederzuſchreiben. Ich ließ ſie mir wohl zwanzigmal wiederholen, ohne im Stande zu ſein, dieſe winſelnden, lauenden, röchelnden Gurgellaute bezeichnend genug nachzuſchreiben. Es kann nichts Verſchwommeneres geben als dieſe Worte, wo jeder Buchſtabe, nur zur Hälfte vernommen, in den andern verſiegt. Wer immer einen Namen nach gebrochten Worten ausſpricht, darf verſichert ſein, nicht verſtanden zu werden.

Vor uns erhob ſich nun bald ein wohl über 5000 Fuß hoher dunkler Kegel mit geſpaltenem Gipfel, der den Fuß ſeiner ſchroff abfallenden Wände gerade vor und bis in das Thal herabſenkte. Man hatte ihn mir ebenfalls Oſtebel Sinai genannt, zu deſſen Gruppen er wohl gehört, aber weit davon entfernt das äußerſte weſtliche Ende des ganzen Stockes bildet; ſpäter erfuhr ich, daß er Oſtebel Methus heiße. Eine ſchwere Regenwolke hing über ihm, die nach unten in lange Streifen auflöſelt, drohend gegen und herunzog. Allein ſiehe da, ſie flog über und hinweg, ohne daß ein Tropfen den Boden

Digitized by Google

berührete, die durstige Luft trank sie gierig hinweg, ehe die Tropfen zur Erde gelangen konnten.

Hier endet auch die schön gebaute Straße, deren Werth man erst jetzt vollkommen zu erfassen vermag, wo das bisher sanft aufsteigende Thal als Nakba Hebran zur felsigen Schlucht wird und steiler aufwärts zieht. Durch umhergestreute Felsblöcke windet sich der Fuß der Saumthiere mühsam hindurch und schroffe gefährliche Stellen werden so häufig, daß man gern zu Fuß dahin wandert, der Gefahr zu entgehen, sammt dem Thiere zu stürzen. Eine schöne reichblühende, blüsenkrautähnliche Pflanze, sowie der nicht minder stattliche Leguminosenstrauch Retama waren beinahe die einzigen Begleiter, bis wir den ziemlich hohen Gebirgspaß erreichten, der die beiden Städte des Serbal und Sinai verbindet, als niederster Uebergang zwischen beiden zugleich die Wasserscheide bildet, welche die fallenden Regenflüten südlich vorwärts durch Wadi Hebran entsenden, während sie nördlich dem Wadi Slaf zuströmen, in das wir durch den weniger steilen Nakba el Djaua nun hinabzogen. So viel ich entnommen, werden die oberen oder nur sanft ansteigenden Thäler Wadi's, die schrofferen, steileren Schluchten Nakba genannt.

Von dem Sattel, den wir nunmehr erreicht hatten, sieht man in ziemlicher Ferne über mehre Kämme und Thäler gegen jenen Theil der Halbinsel, der die größte Ausdehnung besitzt, von weit geringerer Höhe ist, aber nur mehre Hochebenen trägt.

Die großen Sträucher waren nun verschwunden, und die niederen, oft winzigen Pflänzchen, nur sparsam im Felsengerölle zerstreut, gaben dieser Höhe einen förmlich alpinen Charakter. Von hier verließ ich den Djebel Serbal, indem ich, vollkommen östlich mich wendend, denselben in den Rücken bekam, und er sich sodann im Hintergrund verlor. Wadi Feran, das als das schönste der ganzen Halbinsel gerühmte Thal, das sich nördlich vor ihm ausbreitet, konnte ich leider in meinem Reiseplan nicht aufnehmen. Wadi Slaf, in welchem wir bis Sonnenuntergang fortzogen, erweitert sich oft zu großen, weitgedehnten Becken, in welchen andere Pflanzen auftraten, während mehre auch Wadi Hebran und verlassen hatten. Es birgt beinahe jedes Thalgebiet eigenthümliche Pflanzen, wenn auch immerhin einige als besonders berechtigte überall vorzukommen scheinen. Kleine niedere Sandpflanzen mehrten sich sehr und spornten den Eifer für genaue emsige Beobachtung. Dem Sonnenbrande erliegend mögen dieselben wohl bald spurlos verschwinden oder so unscheinlich werden, daß sie dem Forscher leicht entgehen. Es dürfte dem Sinai-Botaniker, wie ich glaube, noch mancher schöne Fund die Mühe der Durchforschung seiner umliegenden Wadi's, seiner wilden Schluchten und Hochthäler lohnen.

Auch das Thierleben bietet Besonderheiten, deren Beobachtung vielen Reiz gewährt. Mein Diener zeigte mir viele Stellen, wo er in Begleitung Schimper's Schlangen gefangen hatte; ich war nicht so glücklich, eine zu Gesicht zu bekommen. Auch von Eidechsen waren blos die eigentlichen Lacertinen zu sehen, die mit Blitzesschnelle über den glühenden Sand dahin huschten, alle andern mehr tropischen Formen fehlten noch. Fische mangeln natürlich ganz. Die kleine niedliche Lebiad in der Warmquelle von Hammam Mu'sa dürfte wohl das einzige Süßwasserfischchen der ganzen Halbinsel sein. Die Vogelwelt ist sowohl an Arten, wie Individuen nicht sehr reich vertreten. Der Kalkrabe, einige Falken, unter denen ein Baetzeier in weitgedehnten Kreisen majestätisch die Luft durchschwamm, das Felsenhuhn, ein schöner dunkler Steinschmätzer, die Blaudrossel, ein Pieper, einige Silvine, das waren alle Vögel, die ich sah. Merkwürdig war mir unser Widehopf, den ich ein paar Mal in Tor bemerken antraf. Säugethiere habe ich selbst keine gesehen. Fledermäuse hörte ich blos des Nachts und von Steinböcken bot man mir nur die Hörner zum Kaufe an. Obwohl ich für ein lebendes Junges 20 Thaler bot, so konnte ich damals doch keines erlangen; erst später wurde mir eines nach Tor gebracht. Ob die in der Wüste streifende Häne, deren Spur man mir am Meere zeigte, auch im Gebirge sich umtreibt, kann ich nicht sagen, sowie ich überhaupt nichts von anderen Raubthieren erfuhr. Jedenfalls können sie nur sehr selten sein, da der Pflanzenfresser wenige sind, ihre Lebensbedingnis somit mangelt.

Am interessantesten ist die Insectenwelt. Es sind deren viele, weit mehr als man in so pflanzenarmer Gegend erwarten sollte. Käfer fand ich wenig, wohl noch wegen zu früher Jahreszeit. Uebrigens muß hier der Koleopterolog mit Spaten und Rechen arbeiten, da sie meist in sandigem Boden verstecht leben, und wenn sie auch schnell darüber hinweghuschen, sich rasch wieder eingraben. Am häufigsten sind Hymenopteren, jene Abtheilung, die überall reichlich auftritt, so daß ich den Ausdruck, der, ich entsinne mich eben nicht von wem, erst vor Kurzem gethan und dem ich auch unbedingt beitrete, nämlich daß sie die zahlreichste Abtheilung der Insecten bilden, auch hier bestätigt fand. Namentlich sind es schöngefärbte schlankleibige Weipen, die sich in raschem, weitem Flug umhertreiben, selten verweilend, da der Blüten so wenige und diese sehr zerstreut sind. Die dem heißen Sandboden angehörigen Scheiden sind natürlich vielfach anzutreffen, doch hörte ich nicht einen Ton von ihnen, und das liebe einfaltvolle Zirpen unserer Heupferchen ist hier nicht zu hören. Schmetterlinge beleben haupteschlich des Nachts die Gegend, und es war beim Schimmer der Laterne nicht unerhebliche Beute zu machen. Fliegen, flüchtig, wie ich sie nie höher getroffen, sind nicht wenige und wahrscheinlich treten sie später noch zahlreicher auf. Vielleicht das unser Mouneemoud auch der ihre ist, da die Vegetation ihren höchsten Gipfel zu dieser Zeit zu erreichen scheint. Der Mensch aber hat keinen hier, das ist die armseligen, kümmerlichen Spuren des Pflanzenlebens nur ein drückendes banges Gefühl dieser traurigen Armuth erzeugen können. (Fortsetzung folgt.)

Im Lande der Purzelfesten.

Bayerländische Novelle von Heinrich Ritter von Levitschnigg.

(Fortsetzung.)

„Wann gedenken Sie abzureisen?“ fragte Laif.

„Morgen, vielleicht auch erst übermorgen! Gleiche daher statt mir die Rechnung mit Imre aus.“

„Daß ihn der Henker hole!“

„Bergeld, Freund Laif,“ lachte der Gutsherr, „aber als Othello nimmst Du Dich zu schlecht aus!“

„Ich finde hier nichts zu scherzen,“ entgegnete finster der Jude.

„Du hast Recht,“ sprach Bela ernst werdend, „es gibt hier nichts zu lachen. Wir stehen am Vorabend einer verdrießlichen Geschichte. Die Herren in Klausenburg haben Wind bekommen. Darum verhiete ich Dir auch geradezu, etwas gegen Imre zu unternehmen. Wir sind bereits schwarz genug angeschrieben. Bezähme also Deine alberne Eifersucht!“

Wagengerassel ward hörbar. Ein mit Tonnen belasteter und mit Büffeln bespannter Karren kam polternd des Weges gefahren. Kein Wort blieb fürder vernehmbar. Auch setzte das würdige Paar seine Wanderung fort. Imre kehrte leichteren Herzens nach der Schießstätte zurück, indem er dem Grundherrn im Stillen den Verdacht abbat, Pösös gegen seine Wenigkeit im Schilde zu führen. Wüster Lärm scholl ihm entgegen. Das Ringen hatte begonnen und schon manche Runäne lag besiegt in den Halmen, oder blickte als Bewältiger seines schwächern Gegners stolz im Kreise umher. Nur Marko hatte noch an keinem Ringkampf Theil genommen. Er schien seine Kraft für das eigentliche Preisringen aufzusparen, das den Beschluß der ländlichen Spiele abgeben sollte. Der Preis war auch sehr verlockend. Er bestand erstlich aus einem schneeweißen Lamm, das Manda groß gezogen und breit mit einem aus Erze gestochtenen Halsband geschmückt hatte. Ein Eichenkranz ist zudem ein Sinnbild der Treue. Endlich sollte die schöne Romanin den Sieger mit einem Kusse lohnen. Trotz dieser reizenden Verlockung fand sich jedoch, als das Zeichen zum Preisringen durch eine Art Fanfare auf mehren Sackpfeifen gegeben wurde, auch nicht ein walachischer Bursche aus dem Dorfe wie aus der Umgegend, der Muth genug besaß, über sich hinreichende Stärke zuraute, mit dem Riesen Marko in die Schranken zu treten. Man wußte zu viele Beispiele von kraftvollen Jungen, die wie zermalmt aus seinen simsonhaften Armen gekommen. Manda erhebte, ihre Mutter kuirschte mit den Zähnen, Mlad schmähte laut über Memmen und Schwächlinge, wie er sich ausdrückte.

„Mein ist das Lamm,“ rief Marko, „mein auch der Kuß!“

„Da hast Du schmählich gelogen!“ donnerte Imre vortretend.

„Meinst Du?“

„Ja, Dein ist die Schmach wie dort jene feuchte Rasenstelle! komm an!“

Alles überwachte, gespannter Neugierde voll, den beginnenden Ringkampf. Es begann auch ein heißer Streit. Imre beschränkte sich anfangs wie jeder vorsichtige Ringer auf die bloße Vertheidigung. Marko schäumte demungeachtet in Wuthe von Muth und Ingrimm. All' sein Drängen wollte nicht frommen. Das Kraftstück mit dem Zerbrechen des Rückgrates konnte

Digitized by Google

leider bei einem Gebein wie von Gußeisen nicht gelingen, kurz er mußte endlich leuchend von dem eigentlichen Angriff abstehen. Nun kam die Reihe an den jungen Bergmann. Jetzt erst entfaltete dieser seine volle Stärke. Marko glaubte, der Athem müsse ihm jetzt und jetzt ausgehen. Die Walachen sahen mit freudigem Staunen, wie die Füße des Gefürchteten den Boden verloren, wie seine Beine vergeblich stampften, wie sich sein Kopf fast um einen Schuh höher in die Lüfte erhob. Ein gewaltiger Ruck und sie waren auf der früher bezeichneten feuchten Rasenstelle!

Marko lag auf dem Rücken.

Er riß zwar seinen Gegner mit zu Boden, aber dieser kam natürlich obenauf zu liegen. Imre holte nun feinerseits tief Athem. Dann zwängte er seine Hände mit einer geschickten Wendung zwischen den Armen des Riesen hindurch und stemmte sie mit Centnerwucht auf die Brust des Besiegten, gleichzeitig mächtig mit den Schultern drängend. Ein Knall, als ob ein Schuß abgefeuert würde! Imre hatte nämlich die auf seinem Rücken verschlungenen Hände gesprengt und diese schlugen lärmend zu beiden Seiten auf den Rasen hin. Der Sieger erhob sich, Marko lag noch immer halb athemlos in den feuchten Halmen. Er hatte seinen Meister gefunden. Der Jubelruf der Burcsesten wollte nicht enden. Marko war ja bisher der Schrecken Aller gewesen. Auch die weiblichen Zuschauer jauchzten laut. Der Sieger gewann auch hier einen Stein im Brette mehr, da er das schneeweiße Lamm einer armen Wittib auf dem Dorfe schenkte und nur den Kranz aus Efeu in seine Haare drückte. Manda erröthete trotz ihrer Seelenfreude ein Bedeutendes, als sie Imre an seine Brust drückte. Der Kuß währte auch ungewöhnlich lang. Marko glaubte vor Zorn und Beschämung rasend zu werden.

„Hütet Euch!"

Mit diesen Worten eilte er drohend, mit geballten Fäusten von hinnen. Marscha sah ihm besorgt nach und Miad schüttelte bedenklich sein greises Haupt, nur die Liebenden schenkten dem Ruf der Rache nicht die geringste Beachtung. Es ist etwas zu Süßes um den ersten Kuß!

Die Mäusefalle.

Imre benützte die doppelt günstige Stimmung, die seit seinem Siege in Manda's Hütte für ihn herrschte, und ward nach wenigen Tagen offen um die Hand der schmucken Tochter der Wildniß. Das Jawort erfolgte natürlich ohne Anstand, da der junge Mann gleichfalls zur morgenländischen Kirche zählte. Die Verlobung Manda's blieb den Bewohnern des romänischen Dorfes nicht lang ein Geheimniß, ging auch rasch von Mund zu Mund, so daß man in Bälde in der gesammten Umgegend von dem Brautstand der schönen Romänin wissen mußte. Sonderbarer Weise schien diese Nachricht, was die beiden Nebenbuhler anbelangt, auch nicht einen Tropfen Oel in die Flammen der Eifersucht zu gießen. Marko war so gut wie verschollen, und Laik ließ sich nur selten im Dorfe blicken. Imre ward unruhig. Er besorgte, daß man seine Entfernung abwarten wolle. Mußte er sich doch nach dem bevorstehenden Rechnungabschluß in Vela's Edelhofe nach Abrudbánya begeben, um Bericht abzustatten, und nebenbei den Consens seiner Vorgesetzten zur Heirat erwirken. Mittlerweile konnte ein Gewaltstreich des walachischen Riesen, oder ein Werk der Hinterlist im Geschmacke des Orientalen in die Scene gehen. Das jetzige Säumen sollte die Betreffenden offenbar in falsche Sicherheit wiegen. Auch verrauschten die goldenen Stunden so schnell. Den Tag nahm bergmännische Mühe in Anspruch und der Abend versüßte unter süßem Gekose, unter gegenseitigen Erzählungen, wobei das Talent Manda's als Märchenerzählerin eben keine schlechte Rolle spielte.

So kam der Vorabend des letzten Tages vor der Abreise heran. Die Romänin gab sich noch besorgter als gewöhnlich, und Imre wußte ihren Trübsinn nicht anders zu verscheuchen, als daß er das Gespräch auf ihr Lieblingsthema hinlenkte, kurz, die Rede auf die heimischen Sagen brachte. Der gewohnte Zauber wollte aber diesmal nicht wirken, und der Bräutigam mußte seine Verlobte geradezu bitten, irgend eine Mähre anzuhören. Manda willigte ein. Sie erzählte von der Luftspiegelung an den Gestaden der Theiß, von der schönen „Délibáb, die eigentlich eine Tochter des Seekönigs im adriatischen Meere gewesen, jedoch von Csórsz, dem Alpenkönig, auf einer breiten Wasserstraße heimgeführt worden, deren Bett der Teufel mit einem glühenden Pflug von den siebenbürgischen Bergen bis an das Ufer der Adria gezogen. Leider versiegten die Wogen hinter dem Schiffe. Délibáb, auf immer von der Heimat geschieden, verging am Gram in Thränen, und ward in jene Luftspiegelung oder Fata morgana verwandelt, die noch heutigen Tages an der Theiß urplötzlich wie ein Meer hervorragt, aber neckisch zurückweicht, wenn man sich ihr zu nähern sucht. Also erzählte die Romänin. Imre drückte ihr beifällig die Hand. Sie fuhr wie aus einem Traume auf, und meinte, Eines gefalle ihr nicht an dieser Sage. Der Verlobte sah sie fragend an.

„Wie mag man sich in Thränen auflösen," entgegnete Manda, „man sieht, daß hier ein Kind der Gewässer verging! Eine Tochter der Berge wüßte um ein rauheres Sterben, vielleicht schmerzhafter, aber rascher."

„Was hast Du doch heute?"

„Ich will es Dir nur gestehen, die Wittib, der Du mein Lamm schenktest, war heute Nachmittag bei mir, und warnte mich hochbekümmert vor dem rachesschnaubenden Burcesten. Er hat der Treue in den Bergwerken den Krieg gewendet, und sich nach den wildesten Klüften des Gebirges begeben, wie er es immer zu halten pflegt, wenn er bei einem schlechten Streich eines sicheren Schlupfwinkels bedarf. So war es schon ein paar Mal der Fall, und zwar zuerst nach dem Tage, da er seinen besten Freund um des leidigen Goldes wegen in der Treue erschlagen haben soll; das zweite Mal geschah es, als er eine blutjunge Romänin aus der Nachbarschaft entführte. Es heißt, die Aermste sei aus Gram in den Bergen gestorben."

„Ich stehe aber meinem Mann!"

„Du hast es auch noch mit dem lüftigen Laik zu thun. Die Gerüchte, die über den Edelhof in Umlauf sind, liegen mir schwer am Herzen. Es soll dort nicht geheuer sein. Schon manches schöne Kind, sagt man, holte sich daselbst tödlichen Schrecken."

„Liebesabenteuer!" murmelte der Bergmann.

Imre ließ sich mit einem Worte nicht einschüchtern, versprach seiner Verlobten jedoch beim Scheiden, kein Gebot der Vorsicht unberücksichtigt zu lassen. Auch in der Nähe des Edelhofes fand an jenem Abend eine Unterredung statt. Die Betheiligten boten einen merkwürdigen Anblick. Es war, als ob sich ein Titane der Vorzeit mit einem Flüchtling aus Lilliput berathe. Die Dunkelheit erlaubte jedoch keine nähere Prüfung der Gesichtzüge; zur Orientirung der Leser können wir solche Details beifügen, daß der Riese mitunter die entsetzlichsten walachischen Flüche ausstieß, während der Knirps zuweilen in jenen singenden Ton verfiel, der an den Vortrag von Psalmen zu erinnern pflegt. Der Schluß dieser geheimen Unterredung lautete:

„Es bleibt also bei meinem Vorschlage?" fragte der Knirps.

„Wenigstens läuft Du keine Gefahr dabei," versetzte der Riese.

„Und wie steht es mit dem ersten Rufe?"

„Wir wollen darum losen."

Damit trennte sich das würdige Paar, Titane wie Zwerg waren jedoch insgeheim fest entschlossen, den Verbündeten bei dieser Losung um den Daum zu drehen. — Der Morgen kam. Imre begab sich nach dem adeligen Gehöfte. Wer Siebenbürgen in früheren Jahren bereiste, weiß um die bekannte, noch aus der hochrothen Türkenzeit herstammende Bauart von derlei Gebäuden. Die Ställe wurden da gerade unter den Wohnstuben angebracht, und eine gehemme Thür führte mit Hilfe einer Wendeltreppe in das Standquartier der flüchtigen Rosse hinunter. Wurde das Gehöfte nun von raublustigen Türken angegriffen, so hatten die Bewohner Zeit, zu ihren Pferden zu gelangen und sich mit ihrer besten Habe durch ein anderes nach der Rückseite gehendes Vorgemach im Erdgeschosse nach den benachbarten Wäldern zu flüchten, lange bevor die hölzernen Thorflügel zertrümmert und die Gitterfenster erbrochen waren. So stand es auch mit Vela's Edelhofe. Wie klugen noch bei, daß das obere Stockwerk durchaus keine Räumlichkeit wies, welche den angeblichen schlechten Ruf des Gebäudes rechtfertigen mochte. Anders verhielt es sich jedoch mit einem an der rechten Seite des Gehöftes emporragenden runden Thurm, der nach seinem herben Mauerwerk zu schließen, aus uralten, längst vergessenen Zagen stammen mochte. Er stand gänzlich vereinzelt auf einem senkrecht behauenen Felsblock. Merkwürdige Bauart! Es gab daselbst nur eine einzige Thür, welche in gleicher Höhe mit dem Dachstuhl des Gebäudes lag. Auch öffnete sie sich nach dieser Seite, und zwar nach einem etwa über eine Klafter breiten und eben so langen Mauervorsprung. Das massive Holzwerk dieser felssamen Pforte war zudem beiderseitig mit einer gewaltigen Platte aus Eisenblech belegt. Starke

Digitized by Google

Riegel und Schlösser verstehen sich wohl von selbst. Ebenso befremdend erschien es, daß der runde Thurm nur ein einziges Fenster besaß, das der Thür gerade gegenüber lag, und die Aussicht nach einem tiefen, jedoch mit Dornge strüppe und anderweitigem Buschwerk überdeckten Abgrund bot. Gitterstangen waren hier also nicht nothwendig. Wie aber gelangte man in den Thurm?

Sonderbare Bauart! Sonst besitzen derlei Bollwerke eine Zugbrücke. Diese war hier wohl vorhanden, aber sie befand sich über dem Aufzuge am Dachstuhl des adeligen Gehöftes. Ließ man sie herab, so fiel sie auf den oben erwähnten Mauervorsprung nieder. Wurde sie jedoch aufgezogen, so waren die etwaigen Bewohner des Thurmes von der Außenwelt abgeschnitten, zumal ihr Hilferuf bei der Lage des Fensters ungehört verhallen mußte. Besagte Bauten waren daher weniger eine Veste als eine Art listigen Kerkers. Die eigentlichen Wirthschaftsgebäude lagen zudem mehre hundert Schritte weit entfernt, auch pflegte sich das dortige Gesinde dem Edelhofe nur auf Befehl oder in dringlichen Fällen zu nähern. Die eigentliche Dienerschaft des Grundherrn bestand nur aus drei Köpfen. Der Kutscher, wie der Leibheiduk, der zugleich als Koch die Tafel bestellte, waren mit Bela nach Klausenburg abgegangen; in dem Gehöfte weilte also nur mehr Freund Laik, der auch den Haushofmeister spielte, und ein verwachsener, zeitweilig hinkender Junge, der den Spitznamen „Kreuzlahm“ führte. Das waren keine Gegner für Imre. Er wäre Mann genug gewesen, den Einen mit dem Andern zu erschlagen. Somit schwand auch jegliche Besorgniß aus dem tapfern Herzen des Bergmannes, obgleich er, Dank der Warnung Manda's, jegliche Bewegung des listigen Hebräers, wie des hinkenden Romänen mit scharfem Auge überwachte. Laik empfing ihn mit abgemessener Freundlichkeit, brachte auch den Rechnungabschluß mit möglichster Eile in's Reine, was auch ganz logisch durch seine Eifersucht gerechtfertigt werden konnte. Damit war aber Imre keineswegs zufrieden gestellt. In Abrudsbánya, wie in Körösbatak ging nämlich das Gerücht, Bela verwahre ungemünztes Gold in dem runden Thurme, das er anderweitiger besserer Verwerthung halber durchaus nicht zu dem festgesetzten Preise an die Bergverwaltung abliefern wolle. Der Bergmann hatte daher den geheimen Auftrag erhalten, die alte Baute zu besichtigen, ein Auftrag, um den seiner Natur nach Niemand wissen durfte. Er war daher selbst für Manda ein Geheimniß verblieben. Imre äußerte deshalb den Wunsch, besagte Veste zu betreten und zu besichauen.

Hier stieß er jedoch auf offenen Widerspruch. Der Jude meinte, es liefen so schauerliche Gerüchte über die dortige Räumlichkeit im Munde des Volkes umher, daß ihm die Haare am heitersten Tage zu Berge ständen, wenn er sich der schmalen Zugbrücke am Dachstuhle des Gebäudes nähere. Es war eine Wiederholung des Liedes, das Manda am Abend vorher angestimmt. Imre's Neugierde steigerte sich. Der Verdacht bezüglich des ungemünzten Goldes schien sich bestätigen zu wollen. Vergebens versicherte ihn der Orientale, daß sich daselbst nur eine einzige ziemlich unwohnliche Stube befinde, welche den ganzen Umfreis des Thurmes einnehme; umsonst beschwor er den Bergmann, von der Besichtigung der alten Baute abzustehen, da er daselbst nicht einmal einer schönen Aussicht genießen würde; es war Alles rein vergeblich. Imre hielt es insgeheim für seine Pflicht, alle Räumlichkeiten in Bela's Gehöfte mit eigenen Augen zu beschauen, und so ließ er denn nicht ab, den widerstrebenden Haushofmeister zu einem Besuche des Thurmes zu bewegen, ein Begehren, in das Letzterer endlich, doch nur mit dem äußersten Mißbehagen, willigte. So begab man sich denn nach der fliegenden Treppe, die zum Dachstuhle führte.

„Drei ist eine heilige Zahl,“ meinte Imre.

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Wäre es nicht hübsch, wenn uns der Walache Gesellschaft leisten wollte?“

„Ganz nach meinem Geschmacke! Je mehr Geleite, desto trostreicher in einer so unheimlichen Baute!“

Kreuzlahm wurde herbeigerufen. Der Bergmann jubelte im Stillen über das Gelingen seiner gespensterfürchtigen List. Laik hätte ihm auch ohne das Geleite des Walachen als Geißel dienen können; es ist aber denn doch immer besser, keinen Gegner im Rücken zu wissen. Man gelangte zur Zugbrücke. Ei, wie die Ketten derselben häßlich schnarrten und rasselten, als das Holzwerk knarrend nach dem jenseitigen Mauervorsprung hinüberfiel!

(Fortsetzung folgt.)

Des Einsiedlers Kutte.

Ballade von Dr. Johann Nep. Vogl.

Wer pocht bei Nacht und Nebel
Noch an des Klausners Thür?
Mit einem Klosterpan lenchtend
Der Alte tritt herfür.

Da prallt hinein zur Klause
Zerlumpt, mit wüstem Haar
Ein Räuber, er wohl eben
Entsprang der Häscherschaar.

„Was wollt Ihr?“ fragt der Klausner,
„Drauf Jener, Grimm im Blick:
„Nichts sonst als Deine Kutte,
Die Kutte sammt dem Strick!“

„Ihr fordert, was die Blöße
Mir deckt, das ein'ge Kleid,
Geht Acht, auf daß Ihr diese
Nicht fordert Euch zum Leid!“

„Nicht viel des Federlesens,
Heraus aus Deinem Sack!
Für solch' ein Büßerlod habe
Ich grade jetzt Geschmack.“

„Ich kenne Dich,“ zum Räuber
Darauf der Klausner spricht,
„Denn Dein verwoyt'aus Treiben
Bekundet Dein Gesicht.“

„Auf's Neue hab Du wieder
Die Hand in Blut getaucht,
Obgleich sie noch von jenem
Des letzten Opfers raucht.“

„Und zu nun Schreg' und Büttel
Den flücht'gen Mörder sucht,
Benöthigt Du der Kutte
Des Mönchs zu Deiner Flucht.“

„Doch glaub', es wird Dich finden,
Sobald Dein Maß gefüllt,
Das Aug' des ew'gen Richters,
In was Du auch gehüllt.“

„Und weißt Du so Genaues
Von mir, Du Wüstenrad',
So nimm auch das Geheimniß
Hinunter mit in's Grab!“

Hinsank's mit schwerem Stenze,
Der Klausner stürzt zur Erd',
Und läßt ihm nun als Leiche
Das Kleid, das er begehrt.

In har'ner Siedlerkutte
Mit Riemenschuh und Strick
Entstieht darauf der Thäter,
Erspäht von keinem Blick.

Er flieht durch Wald und Schluchten,
Durch wüstes Heideland,
Bis er nach langem Irren
Gelangt zum Meeresstrand.

Dort trifft er eine Rotte
Von Schmugglern, grad bedacht
Hinaus in's Meer zu stechen,
Mit der geschwärzten Fracht.

Es braucht nicht langer Rede,
So sitzt an Schiffes Bord
Francisks falscher Jünger,
Und schifft mit ihnen fort.

Sie fleuern und sie schiffen
Dahin mit frischem Muth,
Der Strolch mit Strick und Kutte,
Der Troß mit Wehr und Hut.

So fleuern sie und schiffen,
Da wird mit einem Mal
So ungeheuram der Himmel,
Das weite Meer so fahl.

Ein Blitz, ein Krach, und heulend
Erbraust der Wogen Schwall
Und wirft das Schiff der Schmuggler
Herum gleich einem Ball.

Er wirft's an Riff und Klippe,
Daß Kiel und Rippe bracht,
Gebrul und Zetter schrecken
Aus ihrem Schlaf die Nacht.

Da gibt es kein Erretten
Für Sie aus ihrer Noth,
Es hält sie wie mit Ketten
Umschlungen schon der Tod.

Und vor den Eremiten
Hinfanken sie und sieh'n:
„O Herr und zur Beichte,
Eh' wir zu Grunde geh'n!“

„O hör' uns noch zur Beichte
Und sprich der Schuld uns los,
Bevor uns, schlimme Sünder!
Verschlingt des Meeres Schooß!“

Nicht kann er hier weiter weheren,
So gerne er's gewollt,
Er muß sie Beichte hören,
Wie auch der Donner rollt.

Und bald hat er gesprochen
Sie frei von aller Schuld,
Allein nicht zu genügen
Scheint dies der ew'gen Huld;

Denn toller steht und wilder
Erbraust des Sturmes Weh'n,
Es nützt nicht ihr Beten,
Ihr Jammern und ihr Fleh'n.

Da ruft das Haupt der Rotte:
„Ein Thor, der Hoffnung hegt,
So lange uns're Sünden
Der Herr bei Schiffes trägt.“

„Sie sind in jenem Schlauche
Noch alle, klein und groß,
Ja's Wasser mit dem Gouche,
So sind wir ihrer los.“

Und auf den Klausner stürzen
Wie Tiger sie herbei,
Umsonst ist all' ein Sträuben,
Sein Wüthen, sein Geschrei.

Sie schleppen ihn zur Rampe
Mit der Verzweiflung Kraft
Und werfen ihn hinunter
Als rettenden Ballast.

Wohl fühlte er's mit Grausen
Noch an des Lebens Rand,
Wie ihn, zum Troß der Kutte,
Das Aug' des Richters fand.

Drauf riß den Kuttenträger
Hinab die grimme Flut,
Nicht weiß ich, ob die Schmuggler
Entronnen ihrer Wuth.

Digitized by Google

Ein Tag auf dem Wassergiacis.

Von Wilhelm v. Kirchrich.

In dem frischgrünen Kranze, der sich um die Stadt schlingt und nur auf der Nordseite durch das Silberband der Donau unterbrochen wird, winkt gleich einer von Bienen und Faltern umschwärmten Blume das Wassergiacis. — Die Bienen kommen des Morgens, wenn noch die Größer vom Thau glitzern; statt aber süßen Seim zu sammeln, erladen sie sich dort am bitterfaumen Heilquell. Da schweben die schlanken Frauengestalten mit ihrer schattige Kahnenhalle heran, die blassen Geschäfter umrudern vom zarten Blondhaarscheiter, hinter welchem sich noch die Gedankenwelt der Toilette bergen. Die schmiedgeschulten Tonmeister, wo sie sich bei ihren Notaten erholen, lassen den kaum entschwebten Morgenreigen lieblich nachklingen, und munter mischt sich darein das Knallen der Pfropfe und Glüsergeläute. Die zerstreuten Gäste folgen dem Rufe der Klopfenden Nimfe und empfangen den Pokal aus ihrer Hand. Gierig erfaßt ihn der Greis, nicht allein um daran seine Lebenskammachen heller anzufachen, sondern vielmehr, um seinen Mund mit der Stelle in Berührung zu bringen, welche eben von rosigen Mädchenlippen geküßt worden. Nun geht es an ein Grüßen und Erkundigen, wie die Nacht bekommen, wie die Eur anschlage u. s. w. Der schmackvolle Jüngling gelangt endlich in die willkommene Nähe der langerersehnten bleichsüchtigen Schönen und knüpft stammelnd das erste Gespräch an; man beklagt sich, an die Stadt gebunden zu sein und den Curell nicht frisch und der Erde schöpfen zu können; — kurz jedoch ist die Begegnung, die Eur erheischt Commotion und ab und zu geht es von der Stelle, wie die Ziegen gemollen werden, bis zum blinden Hornser. Die Bänke stehen hoher noch leer und der Sammler mit dem Notenblatte findet noch nicht seine Rechnung. — „Mebitscher!“ tönt es plötzlich, der Pfiffopf lauft bei dem Ausrufen den Berg herab und mit ihm ertönt die heitre Erinnerung an den reizenden Sauerbrunn. Der geschwungene „Pfuper“ verwandelt sich in den auf- und niedergehenden Brunnen-Eimer und die bölzerne Credenz in den säulengetragenen Marmortempel, wo der „König aller Täuglinge“ schäumend und perlend zu Tage steigt; die innern Wände des Curſaales erschimmern von Goldzier und Spiegeltafeln; statt der Bäsen und des Stelanthurmes im Hintergrunde heben sich vor den träumenden Augen der Freidmandberg mit seinen Blumenterrassen, der Jakobi-Treffberg mit seinen Weinreben und drüber hinaus der thurmbekrönte spitze Donati. Also, ein Glas Bohsischer! damit das Traumbild heller herwerte, — doch es zerrinnt, es verdustet jetzt und kaum ein Schatten bleibt davon. Wohl werden dieselben Musikstücke executirt, wohl können sich die leidenden Wienerschönen getrost mit den croatischen und lombardischen Fudrinen messen, aber mit dem Sauerbrunn läßt sich unser Curort doch in seine Parallele stellen.

Die Sonne neiget heißer durch das dünne Laubdach der Alleen; schon schlägt es Acht und Frühstück harrt der mühegeloimmen hungrigen Gäste; Einige lassen sich gleich an Ort und Stelle unter dem hölzernen Gezelte nieder, und alsbald verbreiten sich der Duft des süßen Mokkatrunkes. Es wird fortmussirt, bis der letzte Mann geschieden, und Ruhe lagert sich eine Zeitlang über die saumigen Gänge. — Do kommt das liebe Kindervolk lachend und schreiend, hüpfend und getragen, und bejetzt in vollem Besitz seine Tummelplätze im Grase; unter den Mooden, die hier und dorthin Blige auf Entdeckungen ausschenden, schreitet manche ganze Mutter, das Sorgenkörbchen am Arme oder einen Neonen in der Hand. Jagleich erscheinen der ferneiige Bregenmann mit dem Hobelhippenwein mit dem lockenden Gebäck, auch die Sperlinge finden sich ein; sie umhüpfen keck die Bank, wo ihnen Brosamen gewerfen werden und sich ein freundlicher Alter an ihrem Treiben erlustigt; der Arme, dem sein Morgenbrot selbst kaum genügt, glaubt, indem er es mit dem hungernden Vöglein theilt, damit noch etwas Gutes zu leisten und kommt allsogleich mit rührender Sorgfalt seinem Gerufe nach.

Und Alt und Jüller wird es; die Müdigkeit liegt merkbarer, nur an Sonntagen ist es anders, da lockt sie erst am Mittag ihre Verehrer herbei, und auf den Kirchendienst folgt die Nobelpremade, welche wohl weniger als gelindes Schwipsbad dem humanen Zwecke der Anstalt förderlich sein dürfte.

In der zweiten Tagdälfte nimmt das Glacis einen andern Charakter an. Zwar lehrt alsbald die hoffnungsvolle Jugend gleichgiltig mit dem gekoppelten Ziegen und Fidelbogen zurück; aber das eigentliche Publicum ist jetzt einer andern Schicht der Bevölkerung entnommen. Die Bänke füllen sich allmälig, und es geht an ein Mustern, Medisiren und Neugenversen. Es ist die Zeit der sorgenden Schmetterlinge und summenden Käfer gekommen, das „Feierabendvieh“ wird gezäumt und die Töchter der Landes erscheinen sabelumflirrt und eigenverwundsamt; dominirt in die Flut am reisendsten; da steht gewöhnlich gleich einem Fürsten, vom Salam von Mollentrabanten, die nicht zu durchdringen ist. Gegen den leeren Curlaion ist die Passage freier; unter den Laubendämmchen erfreischen sich gesetzte Beobachter am duftigen Gras und betrachten wie vom hohen Hafen aus die auf- und niederwogende Menge, welche hier die Vergnügungen der heute vollen auch ihrer Weise genießt.

Der Abend verbreitet bereits seine erfrischende Kühle; auf dem Wassergiacis geht es aber seit höher zu; die feurige Beredtsamkeit des interessanten Unbekannten macht die Wangen der am Mutterarme trippelnden Jungfrau erglühen, es regnet Flammenblick, Liebesfeuerlyr verbreitet unter den Pfauenschlägen der Ordsherrn und die Herzen hüpfen nach dem Takte der Polka; — da flattern nun die Dämmerungs- und Nachtfalter (mitunter auch Fledermäuse) herbei; Studenten, Practikanten, Communis, Grisetten u. suchen sich auch ein Stündchen im Freien zu ergehen und dem Zuge der Seelen (!) zu folgen. Die Curanstalt weiß sich zu auch am Abende ihrer Namens würdig zu zeigen, denn von Curmachern wimmelt es allerwegen und erst in später Abendstunde wahnt der saule Schlafswärsch die tumulenen Paare an die Heimkehr.

Da klimpert noch in der Seitenallee der blinde Harfner; ein junger Mann steht nicht weit davon an einem Baum gelehnt und schaut auf die mondbeglänzte Kuppel der herrlichen Curklische hinüber. — Also auch ein Stückchen Romantik am Schlusse, und damit: Gute Nacht!

Epigramme.

1.

Zu pupen sich, es ihr gefällt,
Er sieht die Jagd, den Putzen,
So werden sie ihr schönes Geld
Verjagen und verputzen.

2.

Bieb dein Gelstaf ausgeleert,
Sag': Was ist er denn noch werth?
Nimmt man aber beide dir,
Welchen Werth hat du hierin?—

3.

Ist die Citrone ausgepreßt,
Dann fliegt sie hinter's Thor;
Daß du denselben Weg nicht gehst,
Sieh', Menschenfreund, dich vor!

Dr. Heinrich Costa.

Musik-Salon.

Am Geburtsfeste Seiner Majestät, unseres allergnädigsten Herrn und Kaisers, ging Weber's „Euryanthe“ im Hofopernthester neu in die Scene. Der böse Stern, der über dieser Oper gewaltet, als sie vor etwa zwölfig Jahren zum ersten Male über dieselben Bretter ging, mochte sie so lange davon entfernt gehalten haben. Die große alte Tondichter war durch den damaligen Mißerfolg tief gebeugt; die Theilnahme, die sein Werk am 18. August 1823 fand, war zwar keine begeisterte, aber eine die hohen Schönheiten des Werkes anerkennende, hingebende, und hätte ihn gewiß mit jenem Muthgefühle versehen, wenn er noch unter den Lebenden verweilte.

Weber ist in dieser Oper auf den romantischen Sagengebiete herausgetreten, das den Hintergrund seiner beiden andern großen Opern: „Freischütz“ und „Oberon“ bildet, aus für die Kunst unter dem Einflusse von dämonischen Kräften sich entfaltenden Charakteren und Lebenszuständen ein eigenthümliches Colorit gestattete; er hatte es in „Euryanthe“ mit den rein menschlichen Gewalten wilder Leidenschaft und aufopfernder Liebe zu thun; denn die Erscheinung Emmo's, der Schwester Adolar's, als Geist, der erst dann den Frieden wiederverlangen soll, wenn den Ring, und dem sie Gift gesogen, die Thräne den Unschuld im dichten Leide netzt und Treue dem Mörder Rettung beut für Tod, von welcher Erscheinung Euryanthe zu der falschen Freundin spricht, und warnt die Verwiesene sich hüte, ist ein abgeblasstes, in diesen Falle überdies stumpfendes angewendetes Hilfsmittel ohne dichterische oder mitstische Grundlage.

Weber's Genius hat seine tragische Richtung und wo er seine musikalischen Intentionen der Nachsicht des Lebens zuwendet, muß ihm die Romantik mit ihrem reichen symbolischen Formenspiele, mit ihrer äußerlichen Decoration zu Hilfe kommen, wenn er eine mächtigere Wirksamkeit entfalten soll. Daher sind auch alle jene musikalischen Schönheiten in „Euryanthe,“ worin die menschliche Leidenschaft in ihrer wildesten Kraft und Verkörperung zumeistbar selbstständig auftritt und zu einem tragischen Ziele hindrängt, die schönsten, obwohl es selbstverständlich auch da nicht an einzelnen genialen Zügen fehlt. Dagegen ist alles, was Adolar's und Euryanthen's Liebe verklärt, alles, wo die heitere frische Luft sich offenbart, von wahrhaft blühender, hinreißender Schönheit. So der Chor der Frauen und Ritter: „Wo Freuden heil!“ „Den Frauen Heil!“ am Beginn der Oper, Adolar's Romanze: „Unter Blüh'n der Mandelbäume,“ Euryanthen's Cavatine: „Glöckchen im Thale,“ das Duett zwischen Beiden: „Ein wunn' die Stele weis,“ der Jagdchor“ u. s. w.

Von tief ergreifender Wirkung ist auch der Gesang Euryanthe's im dritten Acte, nachdem Adolar sich — sie threm Schicksale überlassend — in der Freischlacht von ihr entfernt: „So bin ich denn verlassen.“

Die Ausführung des schönen Werkes war im Wesentlichen eine vorzügliche, von dem größten Fleiße aller Mitwirkenden zeigende. Herr Ander sang seine Romanze mit einer Zartheit und Empfindung ohne Gleichen, und dem überhaupt den Abschied des Tondichters durch treuste Auffassung des Charakters lohnenden. Frau Herrenn-Gillig erhielt als „Eglantine“ vielen Beifall; sie sang wie gewöhnlich mit Kraft und Feuer, und mochte alle Zene betreidigen, die sich mit ihrer gewaltsamen Vortragsweise befreunden können. Herr Meyerbofer war als König entsprechend. Orchester und Chor leisteten Vorzügliches. Die Scenirung war sorgfältig. F. D.

Recitirendes Schauspiel.

Die sechs Wochen Ferien des k. k. Hofburgtheaters sind abgelaufen und die Mitglieder von ihren Gastrollen heimgekehrt. Es soll künftig, wie wir schon erwähnten, die Bedingung gemacht werden, einen Theil der freien Zeit wirklich zur Erholung, nicht zu fortwährenden Gastspielen zu benützen und nicht in sechs Wochen sich mehr anzustrengen, als es sonst in einem halben Jahre der Fall ist. Wir glauben, einer Direction steht das Recht zu, diese Forderung zu stellen. Wir haben bekanntlich Dänger und Singerinnen, die während ihres contractlichen Urlaubs sich Jahrelang schonten, die wir aber von ihren Erholungsreisen mit voriuirter Stimme zurückkommen sahen, und wir hatten das Vergnügen, uns theilnehmend täglich beim Theaterzettel um ihr Befinden erkundigen zu können. — Die Eröffnung der Saison geschah auf die wiederholte Weise: „Mcant von Messina.“ „Hamlet.“ „Jungfrau von Orleans,“ „Grammel's Ende“ eröffneten den Reigen bei gedrängt

Digitized by Google

vollen Häusern, bei ungetheilter Aufmerksamkeit und der größten Theilnahme des Publicums, welches zeigte, daß ihm das Classische, das echte Schöne aus Mode gut dargeboten, noch immer am nächsten stehe. Dann kamen die Bluetten: „Eine Partie Piquet," „Skandchen von Duderan" und „Ein Huf" und wurden so mit hingenommen.

Die Vorstadttheater feierten den allerhöchsten Geburtstag bei Belenchtung des äußeren Schauplatzes mit Festdichten von E. Stainhauser Ritter von Treuberg, die wohl besser gemeint als vorchargirt waren und die vom Publicum der Gelegenheit wegen gänzlich aufgenommen wurden. Die neue Piece, welche im Carltheater dann zu spielen war, „Spatzlhausfest" von Saphir, kann zu ist höchst unbedeutend, verdruckt und matt, sie, beliet aber Herrn Treumann Gelegenheit, seine Protensionator in Verstellungskünsten anwerdungt zu bewähren, und wurde dadurch allein und durch das Couplet, gedichtet von Gründorf, das witzig, neu und sehr gefällig ist, gehalten.

Im Theater an der Wien: „Warum traut er einem Doctor" von Feldmann und Pann ertlt sich besonders, was den ersten Act betrifft, den besseren Erzeugnissen dieser Art an. Da wird das Interesse angeregt, man wird beschäftigt, findet sich aber wenig das Kommende nicht befriedigt, denn die Fäden laufen auseinander, und es werden, um für den Augenblick zu fesseln, fremde Elemente, Epsteitisches hineingemischt, um wir sehen unsere Erwartungen gefänscht. Musik und Arrangement sind sehr gut und werden dem Stück auch zu manchen Wiederholungen verhelfen.

Literatur.

„Lieder ohne Weltschmerz." Von Rudolf Hirsch. Zweite vermehrte Auflage. Wien, bei Greß, 1835.

Motto:

„Weich Du also Herz brechen,
Ohne daß die Thränen stocken.
Die Natur der Welt gab. —
Weich doch will sie Dornen ab."

Nur der Lebende hat Recht, und nur derjenige lebt, der die Zustände und Verhältnisse des menschlichen Daseins mit klarem Geiste, mit warmem, empfänglichem Herzen erfaßt und hinnimmt. Wie es in den Wald hinein schallt, so hallt es darauf zurück. Wer hat die Verdingung zu klagen? Wer darf mit Recht das Leben bedauerlich nennen, wo noch Gläubiger seinen Schuldner? Meinand, mich einmal Timon von Athen! Wer brate noch eine Biegie in den Minnen eines Bergschlosses zu dichten im Stande ist, beschwört seinen Wolfgang Mengel herauf und das unsterblichste Geschlecht der unterenen Olympet herab; die Zeit — in unbefangener Ferne das vergangene Glück" gelegen — ist unwiederbringlich dahin; der Genius der Gegenwart ist Goethe's Prometheus, der nach seinem Grundsatze: „Nur die Lumpe sind bescheiden, Eule fressen sich der That" stolz auf das von ihm Geschaffene, kühn, zu herausfordernd zu den Göttern emporblickt und selbst nicht von dem Fatum zittert.

Leidüdenpoesieen und Thränenlieder! Das ist das Losungswort unserer Zeit. Und die Dorfer des Dichters heißer „Lieder ohne Weltschmerz" ist auch: Viere aree les ivrants! Leben und leben lassen! . . .

Wie praktisch und pragmatisch, Zugmatisch und blasirt auch die Leute und Verhältnisse von heute im Ganzen erscheinen mögen, es fehlt doch unserer Zeit nicht an Menschen und Zuständen, die der poetischen, die künstlerischen Gestaltung in Wort und Bild würdig sind. Uns ist nicht selbst im Steine der Funke enthalten? Wen mag ihn eben braunschlagen mit dem Stahle des Geistes. Dazu ward dem Menschen die Sprache. Wenn Talleyrand sagt: „Dem Menschen wurde die Sprache verliehen, um seine Gedanken zu verbergen," so muß er natürlich nur jene Dichter der Oberflächlichkeit, in welcher der Mensch erst dem Baran anfängt, nämlich die diplomatische Welt, die mit gelb- und tarrwol gefärbten Worten nichtssagend Alles sagt oder ein Nichts mit erschöpfender Gründlichkeit behandelt; die Sprache jetzach, von welcher wir sprechen, die Poesie, beabsichtet bei der Gegenwart nimmt sich nicht wie jene von weilam Horaz ein Bild vor den Mund, um zu sprechen, zu singen, Unmöglichkeiten zu thun und Schönheit zu enthalten, — sie ist deutlich, kräftig, nennt den Kinder bei ihrem Namen und bedarf auch in den feinern Spiel der Wahrheit.

In dieser Weise werden wir ein Drama der Gegenwart erhalten, in dieser Weise haben wir bereits das Bedeutsamste besessen, wie unser Lied.

Und auf diesem Standpunkte befindet sich der Dichter der „Lieder ohne Weltschmerz." Besonders durch seine Terzett-Sonette, da die Gedichte, welche denselben voranzugehen, wenn auch frei von dem nun schon in Acht und Abracht gethanen eigentlichen Weltschmerz, nicht ganz frei einer gewissen Schwärmerei sind, die viel Familienähnlichkeit mit dem Schmerze hat.

Die Terzett-Sonette sind es, die den Titel des Buches rechtfertigen; klare, scharfe Auffassung des Lebens, gewedte Laune voll Witz und Selbstthumor, treffender Andruck, Formgewandtheit und Frische zeichnen sie aus; das menschliche Thun und Lassen ist in diesen Darstellungen wirklich als treuen Gebandelt, in kräftiger Farbe, mit breiter Hand, es schwimmt da nichts laieodeerspsch durchwandner und man hat einen Bergrößerungsglasef dabei nicht nöthig, wenn es gleich darin auch nicht an Zeilen fehlt, zwischen denen noch viel und das zu lesen ist, was ein Autor, der klug und weise, nur mit jener Gewissen Time schreibt, die nach Nachdenken und Nachdichten erst lieben wird.

Für Augen, welche nur an Miniaturbildchen, weiche Pastellgemälde oder zarte Aquarelle gewöhnt, sind diese Fresken allerdings nicht; wie denn wirklich auch Madame Pondevie gleich nach der ersten Enthüllung derselben einen großen Jubeleiften Thor bei sich gab und sämmtlichen dabei erschienenen Damen dringend ans Herz legte, sich Lebensklüger, genannt Fernrohr, links hinter sich herabre mit der Lichtsten Lunge, womit jemals gewachsen worden, anzuwenden und anbarmherzig anzuklassen.

Aber diesem Fren-Bajen-Thor entgegen gab Monsieur Bonsens bei sich ein kräftiges Gabelfrühstück und bobei sanken sich gesunde, junge und selbst Ältere Männer ein, die nadelspitze Reih gewedent sind. Und einer und ihnen äußerte sich über diese Lebensbilder so:

„Nun wäre für die Sonett-Form ein neues Gebiet erobert. Einst pflegte man im Sonette nur die Lauren zu bepuhlen und zu betrauren, zu preisen und zu bedauren; später bekamen die Sonette Harnische und Tartenzen; jetzt — wäre es ein Feld für den Humor, ein Turnplatz für frische, schlanke, muthige Gedanken: vorwärts also und weiter versucht, was in diesem so handwoll abgezogenen Rumme des Sonettes noch gehalten werden kann!" —

„A"

Historische Lückenbüßer.

Eine literarische Zitzung in den Tuilerien.

Bever Legouvé seine Tragödie: „Der Tod Heinrich's IV." den Schauspielern des Theaters Francais übergab, glaubte er, daß es schicklich sein würde, dasselbe dem Kaiser vorzulesen, welcher bestimmte, es zu hören. Die Vorlesung ward für die Mittagsstunde zugesagt; der Akademiker begab sich in Gegleitung Talma's, der das Stück lesen sollte, nach Saint-Cloud. — Bei ihrer Ankunft wollten die Schwestern des Kaisers und die Damen, die sie begleiteten, im blauen Saale Platz nehmen, in dem diese literarische Sitzung stattfinden sollte. Jede von ihnen war begierig, ein neues Werk von dem Verfasser von „Frauen-Verdienst" zu hören; aber sie wurden von Napoleon ganz höflich und artig hinweggeführt, welcher ihnen sagte, daß hier eine besondere Versammlung sei, zu welcher er nur die Kaiserin und den Groß-Marschall beizehen wolle; und er selbst schob den kleinen Riegel an der Thüre des Salons, der in die großen Seitenappartements führte, von Innen vor; alsbald bot er Legouvé einen Armstuhl an und lud ihn zum Sitzen ein. Dieser schien einen Augenblick zu zögern, als der Kaiser in etwas rascherm Tone, doch mit der Miene des Wohlwollens, zu ihm sagte:

„Ach, wollen Sie denn, daß ich stehen bleiben soll?"

Talma begann das Stück zu lesen.

Bei den schmerzlichen Mittheilungen, welche Heinrich IV. seinem Vertrauten Sully machte ob der unaufhörlichen Qualen, mit denen ihn die stolze Medicis verfolgte und überhäufte, schien Napoleon, Josefinen freundlich und heiter zulächelnd, ihr für ihre Sanftmuth und liebreiche Hingebung zu danken; als ferner das Bild der jungen, liebenswürdigen Freundschaft dargestellt war, die Heinrich mit Sully verband, und dieser so seltene Glück der Herrscher, auf einen wahren und aufrichtigen Freund zählen und bauen zu dürfen, weiche Napoleon dem ritterlichen Duroc mit der Hand freundschaftlich und wohlwollend zu, welcher einen Arm auf den Rücken eines Armsessels gelehnt dastand und dieser Vorlesung mit der lebhaftesten Aufmerksamkeit folgte. Als Talma jenen Vers sprach, welcher im Munde des Gränner's sein nahe bevorstehendes Ende ahnen läßt:

„Ich zittere, ich weiß nicht woher, diese schwarze Ahnung" — . . .

da unterbrach Napoleon den Leser und sagte zu Legouvé:

„Ich hoffe, daß Sie diesen Ausdruck ändern werden: ein König kann oder darf nicht zittern, er ist ein Mensch wie ein anderer; jedoch gestehen darf er es nie."

Legouvé nahm das Manuscript aus den Händen Talma's und änderte alsbald die Stelle:

„Ich schaudere — ich weiß nicht — welche dunkle Ahnung" — ꝛc.

Endlich erreicht die junge Heinrich angestrebte Verschwörung ihr Ziel, und der König wird von dem Messer durchbohrt, das fanatische Mönche in die Hände Ravaillac's gespielt haben. Sully berichtet, von Schmerz und Schrecken erschüttert und außer sich, die blutige That.

„Armer Mann! herrlicher, vortrefflicher Mann!" rief Napoleon mehre Male sehr bewegt, und Josefine brach in Thränen aus. „Sie haben recht und wohl gethan," sprach der Herr zu Legouvé, „die Lieber hieß entsetzlichen Verbrechens zu begrünen. Sie müssen sich auf viele literarische Fehden und Streitigkeiten gefaßt machen; einen ich prafezirte Ihrer Tragödie einen ungeheuren großartigen Erfolg."

Als die Vorlesung beendigt war, sprach Napoleon mit dem Dichter von seinen andern Werken, und drückte ihm die Ansicht aus, seinen Talenten die gerechte und verdiente Belohnung und Anerkennung zu gewähren, die sie verdienten; er gab ihm zu verstehen, daß er den Willen hege, ihm irgend welche seiner Wünsche zu erfüllen; Legouvé antwortete aber bescheiden, daß er bereits den Preis erhalten habe, da er von der öffentlichen Achtung bedrei, auch schon Mitglied der Akademie des großen Institutes sei.

„Also wollen und wünschen Sie nichts?" fragte ihn der Kaiser und ward einen fast schanden Blick auf ihn; führt Sie selbst eine Jahredrente nicht in Verschung? Sie sind doch nicht reich?"

„Sire, ich habe die Ehre, Eurere Majestät zu versichern, daß ich nichts bedarf."

„Ach, Sie, mein lieber Legouvé, Sie sind ein wahrer Mann der Schriftstellerei, wahrlich ein echter Dichter."

Am andern Tage beauftragte der Kaiser die Schauspieler des Theaters Francais, das Stück ebenfalls zu spielen und welche ihnen zugleich im voraus, daß er mit der Kaiserin der ersten Darstellung beiwohnen werde. Acht Tage darauf beschäftigte der Theaterzettel die Tragödie für den folgenden Tag.

Es scheint, daß die Herren Schauspieler, die Künstler jener Epache, die Proben der ihnen vorgelegten dramatischen Werke und Erscheinungen nicht so lange hinausschoben und verzögerten wie jetzt.

J. M. Raquereel.

Miscelle.

Die in Amsterdam unter dem Patronate Sr. kön. Hoheit des Prinzen Friedrich der Niederlande bestehende „Gesellschaft für Vaterländ.-Industrie" (Vereeniging voor Volksvlijt), welche der Förderung der Industrie und auch der Kunst, in so weit letztere sich auf industrielle Zwecke bezieht, gewidmet, und deren Wirkungskreis ein internationaler ist, hat sich im April dieses Jahres mit dem eben daselbst bestehenden Kunstverein (der Gesellschaft Arti et Amicitiae) zu einer Ausstellung aller in das Gebiet der fotografie gehörigen Gegenstände vereinigt, welche am 23. April begannen und sechs Wochen lang gedauert hat. Zur Ausstellung waren, dem Programme vom 12. März gemäß, bestimmt:

a) Fotografische Bilder auf Platten, Papier, Leinwand, Glas oder irgend einem andern Material;

Digitized by Google

b) Bilder auf Platten, Stahl, Stein u. s. w., durch den heliographischen Prozeß hervorgebracht;

c) Apparate und chemische Produkte zur Herstellung fotografischer Erzeugnisse, so wie auch Stereoskope und endlich zur Fotografie in irgend einer Beziehung stehende Gegenstände; endlich

d) Alles, was zur Ausübung der Entdeckung dieser Erfindung, ihrer Fortschritte und der gegenwärtigen Anwendung der chemischen Eigenschaften des Lichtes in artistischen oder industriellen Zwecken dienstlich sein dürfte.

Auch silberne und vierundzwanzig bronzene Medaillen nebst ehrenvoller Erwähnung wurden von der Gesellschaft zur Vertheilung an diejenigen Aussteller bestimmt, deren Erzeugnisse sich durch ihre Gediegenheit besonders auszeichnen würden.

Da die Gesellschaft und also auch diese ihre Ausstellung, wie schon erwähnt, eine internationale ist, so ist es Jedermann, der in k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien unterm 20. März v. J. das Ersuchen, sich zu betheiligen, nachsehen soll, nachstehenden Erlaß.

19. Februar d. J. hem Director, Regierungsrathe Alois Auer, die Ehre zu Theil geworden war, von der Gesellschaft zum Ehrenmitgliede ernannt zu werden. Er ward dem Wunsche der Gesellschaft durch Uebersendung von fotografischen Erzeugnissen auf der k. k. Hof- und Staatsdruckerei bereits am 3. April entsprochen, und obgleich unter den alle Zeit und Kräfte in Anspruch nehmenden Vorbereitungen zur Pariser Ausstellung war eine sehr beschränkte Auswahl fotografischer Arbeiten nach Holland abgelaufen werden konnte, so konnten dieselben, laut Zuschrift des Vorstandes vom 19. Juni an den Director hr. k. k. Hof- und Staatsdruckerei, doch unter dem die Ausstellung besuchenden gewählten Publikum die größte Anerkennung, ja sie feierten einen wahrhaften Triumf (une veritable ovation), welcher noch gefeiert ward durch den Ausspruch der Jury, die den ausgestellten Arbeiten als ersten Preis eine der acht silbernen Medaillen zuerkannte.

Wochen-Chronik.

Wenn die vorhergehende Sommerwoche verstrichen ist, daß wir keinen Sommer fühlten und die angenehm abgekühlte Luft uns einen doppelten Vortheil bot, vorerst dadurch, daß die sogenannten „Hundstage" verhindert waren, ihr Sommerrecht geltend zu machen und uns durch drückende Hitze zu molestiren, zweitens dadurch, daß die frische, abgekühlte Luft von den wohlthätigsten Folgen begleitet auf die Cholera-Epidemie begleitet war; so trat in der eben abgelaufenen Woche wieder eine Hitze ein, die besonders am 24. August ofenhaufich zu verspüren war. Weil wir schon von der Cholera reden, sei hier erwähnt, daß unter andern zwei bekannteren Persönlichkeiten Wien's dieser Tage der Seuche erlegen wurden. Diese sind: Herr K. Ceylum, Kunst- und Musikalienhändler, zugleich Gemeinderath, 55 Jahre alt, und Louise Raimund, geb. Gleich, die Witwe des bekannten Schauspielers und Dramatikers Ferdinand Raimund. Leider dort Letztere ganz verarmt im Spitale auf der Wieden und mußte ohne Contact gestiegt begraben werden. Sie hinterließ eine Tochter in sehr dürftigen Verhältnissen. Louise Raimund war ihrer Zeit eine der besten Localsängerinnen Wien's.

Daß k. k. Hofburgtheater wurde am 16. August mit Schiller's: „Braut von Messina" wieder eröffnet. Director Laube war vier Tage vor der Eröffnung von seiner Reise in Wien eingetroffen. Der Besuch Herr Schmidt ist im k. k. Hofoperntheater auf 3 Jahre mit feigender Gage engagirt worden. Die Theater an der Wien und in der Leopoldstadt brachten einige Novitäten, von denen wir nächstens ausführlicher reden wollen.

Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien zählt gegenwärtig 60 inländische wirkliche und 120 correspondirende Mitglieder, ferner 24 Ehrenmitglieder, wo zusammen 204 Mitglieder ausmacht.

Von einem jungen Dichter, Gustav Asch, sind in Nurnberg in einer wirklich schönen Ausstattung: „Nachtlieder zur Erinnerung an Oesterreich Jubeljahr" erschienen. Das Büchlein enthält 10 Gedichte, unter denen das letzte: „Völkerleben" als das beste bezeichnet werden kann. Der Ertrag ist dem Fond für arme Schüler der Neuschule zu Warnsdorf in Böhmen gewidmet.

Im nächsten Jahre wird der Wiederkunft des großen Kometen vom Jahre 1556 entgegengesehen. In Betreff der genauen Erscheinung dieser Kometen haben sich die Astronomen noch nicht vollständig geeinigt, doch ist die Wiederkunft desselben von 300 zu 300 Jahren so ziemlich sicher.

Der Hauptinstrumente am Generalmarsch wird eine Gabelmaschine erhalten. Es werden beiläufig 120 Gabelmanne erfordert. Die Gebäude zur Erzeugung des Gases werden in der Nähe des Stationsplatzes aufgeführt werden. Die Herstellung soll in kürzester Zeit in's Werk gesetzt werden.

Eine aus 50 Köpfen bestehende Musikgesellschaft, worunter 40 Knaben, meist Tiroler, ist mit Urlaub hier eingetroffen und beabsichtigt sich öffentlich zu produciren.

Die Traubenkrankheit zeigt sich in der Umgebung von Wien auf seinem Punkte mehr, wie es auf Freude der Weingartenbesitzer und von sorgfältig angestellten Nachforschungen hervorgeht.

Die neu errichtete Communal-Ober- und Unterrealschule auf der Wieden wird im kommenden Schuljahre eröffnet.

Das Vermögen des Talamon Baron von Rothschild, dessen Tod wir neulich meldeten, beläuft sich auf 120 Millionen, in welches sich seine zwei Söhne theilen.

Am 18. August, als am Geburtstage der Majestät des Kaisers, fand am Glacis zwischen dem Burg- und Schottenthore eine große militärische Kirchenparade statt. Zu St. Stefan und in allen Vorstadt-Pfarrkirchen wurde feierlicher Gottesdienst abgehalten. Sr. Excellenz der Herr Statthalter gab in seinem Palaste eine große Tafel.

Durch den Umstand, daß die Cholera sich fast über ganz Niederösterreich ausgebreitet hat, wird das Landleben den Wiener Familien sehr verleidet. Viele sind bereits nach Wien zurückgekehrt, wo es in Bezug der Seuche um Vieles besser steht als anderwärts.

Erklärung der Kunstbeilagen.

1. Fröbel-Enghaus, k. k. Hofkunstphotograph.

(Gemalt von Rabl, in Kupfer gestochen von Christian Mayer.)

Mit dem Portrait dieser außergewöhnlichen Künstlerin, deren kurzgefaßte Biographie wir in einer der nächsten Nummern nachtragen werden, liefern wir in zweifacher Beziehung ein Gegenstück. Erstlich ist dieses Porträt ein Seitenstück zu dem im ersten Jahrgange des „Faust" in Nr. 16 erschienenen Porträte des berühmten dramatischen Dichters Dr. Friedrich Hebbel, ihres Gemahls, ferner aber kann man es auch dem in Nr. 1 des laufenden Jahrganges dieser Zeitschrift erschienenen Porträte der Dichterin Betti Paoli als ein passendes Gegenstück anreihen.

2 Leopold Graf Kollonitsch, Bischof von Wiener-Neustadt, später Cardinal, Erzbischof von Gran und Primas von Ungarn.

(Gemalt von Rabl, in Holz gestochen von Ertel.)

Bevor wir uns über die Bedeutung dieses Bildes näher aussprechen, erlauben wir uns die Bemerkung, daß unsere Abbildung nach dem 6 Schuh langen und 4 Schuh hohen Gemälde Rabl's gleichen Namens, welches ein Eigenthum des Herrn Vincenz Huber, Seifensiedmeisters in Raudegg ist, copirt wurde, und daß der kolorirte Kupferstecher Herr Christian Mayer dieses Bild ebenfalls für die k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Schabmanier auf Kupfer vorbereitungen ausführen, welche Kupfer es erst unlängst nach Paris zur Kunst- und Industrie-Ausstellung schickte. Dieses große Schabblatt ist in ofsolater Bildgröße 25½ Zoll hoch und 38½ Zoll lang.

Und nun zur Erklärung des interessanten Bildes: Daßelbe bietet den Anblick dar, als hiefer edle Kirchenfürst nach dem Entsatze Wien's am 13. September 1683 in dem verlassenen türkischen Lager erschien, um den armen zur Schlovrei bestimmten Christenkindern, deren Zahl über 500 angegeben wird und die dahvorhungert im Lager gerstreut waren, Nahrung und Hilfe zu bringen. Es ist ein erhebender Moment, den wilden Osterlehren, umgeben von Kindern, daßelbe zu sehen, die ihre Händchen flehend zu ihm emporrichten, während im Hintergrunde in der mit Lebensmitteln Gefadenen schwer beladene, die der wilde Bschof, ganz das Amt des Heilandes nachahmend, der da sagte: „Laßt die Kleinen zu mir kommen" — mit sich zebracht hatte. Die Mütter der armen verlassenen Kinder wurden vor der Schlacht auf den unmenschlichen Befehl des Großvezirs die auf Wenige niedergemegelt, was auch im Vordergrunde unserer Abbildung ersichtlich gemacht ist, wo drei verlassenen zum Theile noch gefesselt todt umherliegen, und nur eine einzige lebende, ein krankes Kind neben sich, das gekommen, seine Hände dem Bischof entgegenstreckt.

Leopold Graf Kollonitsch wurde zu Gamern am 16. October 1631 geboren und wählte frühzeitig den geistlichen Stand. Er trat zuerst in den Maltheser-Orden, wurde 1650 zum Ritter geschlagen, bekleidete die Würde eines Commandeurs zu Mailberg, Egger und Michalny, diente als Ritter im Feldzuge gegen die Türken in Candia 1654 und eroberte in der Seeschlacht bei den Dardanellen 1655 eine türkische Fahne. Bald darauf verließ Graf Kollonitsch die kriegerische Laufbahn, trat sich zu Neutra in Ungarn zum Priester weihen und wurde schon 1668 zum Bischof conferirt. Im Jahre 1670 wurde er Bischof zu Wiener Neustadt und 13 Jahre darauf war es, wie wir ihn hier im Bilde Gegen und Hilfe spendend in seinem edlen Berufe erblicken.

Auf eigene Kosten ließ dieser erhabene Menschenfreund die armen Kinder so wie alle noch lebend gefundenen Christen verpflegen und auf Wagen in die Stadt bringen, wo sie dann die liebevollste Pflege fanden. In gerechter Anerkennung so großer Verdienste wurde Graf Kollonitsch 1685 zum Bischof von Raab befördert und noch in demselben Jahre vom Papste Innocenz XI. zum Cardinalspriester ernannt. Kaiser Leopold I. selbst sagte ihm mit großer Feierlichkeit sein Dank aus. Im Jahre 1691 erhielt er das Erzbisthum Calocza, wurde ein Jahr darauf zum wirklichen Staats- und Conferenzminister ann zum Präsidenten der Hofkammer in Wien ernannt und im Jahre 1695 zum Erzbischof von Gran, mithin zum Primas von Ungarn, erhoben.

Seine wichtigen Obliegenheiten erfoderten fortwährend seinen Aufenthalt in Wien. Er wohnte im Heiligenkreuzerhof und starb 1707 am 20. Jänner, 75 Jahre alt. Sein Leichnam ruht in Presburg in der von ihm gestifteten Jesuitenkirche zu St. Salvator.

3. Das Geheimniß.

(Gezeichnet und lithographirt von C. Benkert.)

Die junge Magd, die mit ihrem Handkorbe, dem Aufsehen nach einem Dienstbänderlein, hinter der Gartenmauer des Hauses steht, scheint ihm eben ein wichtiges Geheimniß in's Ohr gelegt zu haben; denn während er sie mit der Linken vertraulich bei der Hand hält, greift er mit der Rechten in sein hirschledernes Beinkleid, offenbar um ihr eine Geldbelohnung zu geben. Allein die zwei vertraulich Flüsternden ahnen nicht die Horchrin hinter dem vorspringenden Mauer-Eck. Es ist die Hausfrau selbst, die mit verlängertem Halse eifrigst dem Gespräche zuhört, und wahrscheinlich wird die junge Schwätzerin das Kostbarsten des Geheimnisses mit der sogleichen Entlassung aus dem Dienste bezahlen müssen.

Telegraf der Redaction.

Herrn J. M. in W. (Spitelb. 44.) Von dem Eingesendeten können wir leider nichts für den „Faust" verwenden. Sie werden ersehen, Ihr Manuskript in der Druckerei (Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 75) bereits abholen zu lassen.

Herrn W. A. in W. Das Nächsten erhalten. Was geschehen konnte, ist geschehen.

Herrn Dr. W. in B. Mit Vergnügen werden wir Ihren Ansinnen entsprechen, allein bei dem vielen Vorrathe an zeitgemäßen Aufsätzen läßt sich in voraus wirklich keine bestimmte Zusage leisten.

Herrn C. H. in W. Ihr Adressaten wünschen Sie der Vertag der Zeitschrift nicht verstehen.

Herrn J. B. in F. Vielleicht im nächsten Jahrgange, früher ist es nicht möglich.

Druck u. Verlag von der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien.

Für Russlande zu beziehen nur durch Robert Hoffmann's Buchhandlung in Leipzig.

Verantw. Redacteur: Leopold Kordeck.

Digitized by Google

CHRISTINE HEBBEL
k. k. Hofschauspielerin.

Digitized by Google

Digitized by Google

Leopold Graf Kollonitsch,

Bischof von Neustadt (später Kardinal) nach dem Entsatze von Wien am 13. September 1683.

Xilographirte Beilage zu M. Auer's populär-liter. Zeitschrift „Feuilleton."

Digitized by Google

Das Geheimnis.

Beilage zu M. Auers „Faust"

Digitized by Google

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift

für Kunst, Wissenschaft, Industrie und Unterhaltung,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Nummern von 24 Bogen Text und über 70 Kunstbeilagen.
Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- u. Auslandes an. Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M.
Insertionsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 50 kr. C. M.

Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten. — Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt geschwind geliefert und billig berechnet.
Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gedrungene Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.
Redaction: Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 75.
Verlagshandlung und Expedition: Stadt, Kärntnerstraße Nr. 1053.

№ 21. Inhalt: Auf Burg Mödling und Lichtenstein. — Ausflug auf den Ätna im Jahre 1855. (Schluß.) — Im Lande der Sorgenfrei. (Fortsetzung.) — Meine Turne, Der Weltbaum. — Das Schauspielhaus in Wien. — Musik-Salon. — Recreirendes Schauspiel. — Modenschau. — Charade. — Auflösung der Kopfstellungen. — Anzeige.
Artistische Beilagen. Porträt des Dichters Georg Reisinger. (Von ihm selbst gezeichnet, in Kupfer geschabt von Christian Mayer.) — Altenglisches Volksleben. (Balladengruppe.) — Der Lachhein. (Originalzeichnung und lithographirt von W. Lehmann.)

II. Jahrgang. 1855.

Auf Burg Mödling und Lichtenstein.

Von Wilhelm von Meyerich.

Wie kann loquuntur.

Nach einer mehrstündigen Fahrt durch malerische Thäler und nach kurzem Verweilen vor der ehrwürdigen Stiftung unseres Landespatrons, Kloster Heiligenkreuz, gelangten wir über das gastliche Gaden in das nicht minder reizende Thalgestäbe der Hinterbrühl und hielten links am Eingange der Klause vor dem Felsenpasse an, wo uns die Trümmer der Veste Mödling zu sich hinaufwinkten*). Bald war das schroffe, mit Nadelholz bewachsene Gestein bestiegen und wir standen vor den am Boden zerstreuten Ueberresten der uralten Grenzveste. Heilige Schauer umwehten uns auf der Stätte, wo ein Zweig des edlen Babenbergerstammes geblüht hatte und eine Empfindung überkam uns, als sollten wir hinknien vor dem grauen Gemäuer wie vor einem Hochaltar.

Die Abendsonne umspielte mit goldenem Lächeln den düsteren Thurm, ein Luftzug säuselte in den buschigen Kronen des Tannenhags und Gelaute von Heerdeglocken drang von der Bergwiese herauf. Durch die ehemalige Ringmauer traten wir alsbald in das Innere der Thurmrotunde, aus deren Fensterhöhlen uns das reizendste Panorama entgegenlachte. Ueber den waldigen Höhen des Anningers und dem Fronton seines Tempels zogen lichte Wölkchen heran, welche, näher kommend, allmälig bestimmte Gestaltung anzunehmen schienen; es waren die Schatten der ehemaligen Bewohner dieser Stätte, welche langsam dem geliebten Orte zuschwebten. Dieser aber hob sich mit uns höher und höher, aus dem Trümmerschutte stiegen Dach und Giebel auf, Erker und Eckthürmchen sprangen vor, die Zugbrücke fiel rasselnd vom riesigen Thor über den Graben und die ganze Burg stand wieder stolz und mächtig gebietend da.

Den Zug führte Oesterreichs Markgraf Heinrich I., der Erbauer der Veste (1002), dann kam Leopold III. (gest. 1096), der fünfte Markgraf im Ostlande, und nach ihm sein Bruder Hadrich, umgeben von den Lichtgestalten seiner zwei frommen Söhne Heinrich und Rapoto, der Stifter von Klein-Mariazell (1136). — Eine Herzogkrone ward jetzt sichtbar über dem schönen, sanftblickenden Angesichte Heinrich's Jasomirgott, des Erbauers von Wien; glänzend verbreitete sich dessen Hofstaat auf allen Zugängen zur Burg; Rüden bellten und das Jagdhorn scholl lustig auf dem nahen Forste. Dann schwebten die Schatten Heinrich's III., IV. und V. vorüber, den letzten ihres Stammes, Friedrich den Streitbaren, von seiner Ruhestatt zu Heiligenkreuz hergeleitend; lächelnd streckte der Verklärte die Arme nach seinem schwergeprüften Mödling aus, welches ihm in seiner Verlassenheit nebst Starhemberg und Neustadt treu geblieben war. Ein ernster Frauenbild im Witwenschleier erscheint nach ihm; es ist die ehrsüchtige Geertrude, die Tochter Heinrich's des Grausamen, welche nach Oesterreichs und Böhmens Krone gerrachtet und, von Ottokar verdrängt, sich zum Ungarkönig Bela IV. geflüchtet hatte. Mit ihr zieht ein grausses Gewitter über die Burgzinnen herauf; es kommt zerstörend von Osten, Blitze fallen zündend nieder und in Flammen steht der Himmel. Darauf sinkt Alles in Dunkelheit, der Schattenzug ist zerflossen und die Burgtrümmer liegen wieder still wie früher da.

Während wir noch schaudernd des Gräuels der Verwüstung gedachten, mit welcher die grimmen Ungarn und Cumanen diese Gegend überstuteten,

*) Wenn wir früher von dem schaulichen Juviel des romantischen Elements gesprochen haben, so dürfte wohl dieses unzweifelhaft die vor und ausgebreitete Landschaft betreffen, wo man, nicht zufrieden, dem Verfalle der alten Schlösser zu wehren, hier und dort noch fünstliche Ruinen auf die Felsen setzte, deren Anblick dem forschenden Auge nichts weniger als erfreulich ist; bei unserer Veste, wie bei dem benachbarten Lichtenstein wollen wir jedoch die vielen Herstellungen und Zubauten dankbar gelten lassen, da sie der Pietät und dem freien Walten der Fantasie nur förderlich sein können.

Digitized by Google

und aus welcher sich auch Möbling nie wieder ganz erhob, zog wirklich schweres Gewölk über die Gebirgsschlucht her, das Spätlicht verdämmerte auf den freundlichen Hütten und Willen der westlichen Landschaft und in der Ferne begann es bereits dumpf zu grollen. Es pfiff und rauschte unheimlich durch die Löcher des Mauerwerks, Nachtvögel kreischten, und so sehr auch diese Naturscene zu unserer erregten Stimmung paßte, suchten wir alsbald unseres Leibes zu wahren, den wohl die alte Schutzwehr gegen die Anfälle des Wetters nicht zu schützen vermocht hätte. — Es war, als ob uns die eingezogenen Gestalter aus ihren Mauern vertreiben wollten, so eilig kletterten wir hinunter, wobei unsere angstbeflügelten Füße oftmals auf dem mit schlüpfrigen Tannennadeln bestreuten Abhange ausglitten und das Blut gleichsam zur Sühne aus mehr als einer kleinen Wunde floß. Als wir unten vor der sichern Herberge anlangten, war der Sturm in voller Wuth losgebrochen, in den Wäldern ächzte und knackte es und schwarze Wolkenvorhänge verhüllten die verlassenen Felshöhen.

Da drangen aus dem offenen Fenster eines nahen Landhauses Klaviertöne an unser Ohr; die weich anschwellenden und verzitternden Weisen eines modernen Salonstückes nöthigten uns bei dem draußen erwachten Kampfe der Elemente und im Angesichte der ehemürdigen Reste der Vorzeit ein mitleidiges Lächeln ab und wir suchten alsbald das stille Lager auf, um ungestört weiter träumen zu können.

Ein heiterer Himmel lockte hinaus in die duftige Morgenfrische und wir schritten mit leichtem Sinne dem Lichtenstein zu. Der Weg führte über den Nonnenbach an üppigen Thalwiesen hinauf, wo ein sanftansteigendes Baumspalier die herrliche Aussicht der Hinterbühl wechselnd in kleine Rahmen faßte. — Es war Sonntag; and der feierlichen Sabbatstille schien aber nichts werden zu wollen, denn bereits kamen fröhliche Scharen von Auswanderern auf den Hügeln des ersten Frühtrabs herbei und als wir weiter zogen, begrüßte uns das Pfeifen und Jauchen verstimmter Dorforgeln und mehr als eine Bettlergestalt streckte uns die Hände entgegen. Die Armen wissen wohl, daß die Schönheit der Natur die Herzen weicher stimme und daß sich der Städter für seine Sonntagsgenüsse manche Störung und manches Opfer geduldig gefallen lasse.

Wir bogen rechts ein, und da lag es vor uns, das braune Gemäner, welches Jahrhunderten getrotzt und in Stiller Majestät noch hinausschaut über Rebenhügel nach ferner Berge Saum und den dunstumflossenen Häusermeere Wien's. Es schaun hinauf nach den Anfangsthoren des Glanzgestirns, dessen erster Strahl alltäglich darauf fällt, als ob er dem Steine wie der Memnonsäule die heiligen Klänge der Vorzeit entlocken wollte. Bei dem Anblick der lichten Warte gedachten wir zuerst Ulrich's, des Sängers, dessen Nachkommen ein Jahrhundert hindurch hier gewohnt hatten, und eine fromme Rührung zog mit dem Aroma des Fichtenpaimeln unser Innerstes ein.

Der vom Fürsten Poniatowsky (1799) auf dem Kalkgrunde hervorgezauberte englische Garten, aus welchem sich das neue Schloß erhebt, schien uns wie ein an der Brust des greisen Vaters lächelndes Kind einen lieblichen Contrast zu gewähren und wir mußten stillhalten, um uns in das Anschauen des Bildes zu versenken. — Sieh, da belebte sich das Gestein und aus dem dunklen Hintergrunde des alten Söllers trat ein Frauenbild hervor. Was es das Burgfräulein, das sich anmuthig in's Thal herniederneigte, um den Zug der Gäste zu bewillkommnen, die, geführt von Herolden, unter Zinken- und Paukenschall in den hallenden Burghof einziehen? — Nein, statt des sittigen Schleiers wiegt sich ein Pamelahütchen auf einem blonden Lockenhaupte und daneben blitzt ein Augenpaar herausfordernd auf uns herab. Ah, die haben uns den Rang abgelaufen, dachten wir und beeilten uns, ihnen nachzukommen.

Schauerlich erdröhnte unser Pochen an der eisernen Pforte; Schlüssel rasselten und knarrend that sie sich auf. Statt des erwarteten Grausbartes geleitete ein schlankes Mädchen die erfigekommenen Gäste hinaus und übernahm freiend Nummer Zwei zur Führung. Das Erste, was sich unsern Blicken bot, war, charakteristisch für das eherne Mittelalter, eine gewichtige Beinfessel, die an der verwitterten Mauer herabhing. Ohne zu fragen, eilten wir rasch vorüber, und — „das war der Rittersaal", lispelte der weibliche Cicerone in einem kleinen Gewölbe, das von der Oekonomie unserer Vorfahren zeugte; ein runder Tisch von Stein nahm die Mitte des Gemaches ein, an den Wänden stand allerlei Geschirr mit verblaßter Holzvergoldung und abgestorbenen Stickereien und darüber hingen wuchtige Schwerter, rostige Helme, Panzerhemden, Spieße, Morgensterne u. dergl. Vor einigen Jahren waren noch hier die Ahnenbilder des Hauses zu schauen, unter denen das Johann's von Lichtenstein, „des gewaltigen Hofmeisters" (gest. 1395) hervorragte; es war dies der letzte der älteren Besitzer der Veste, der dieselbe mit der Gnade des Herzogs Albrecht II. verlor und sie dem Geschlechte der Grafen von Cilli räumen mußte. Schweigend betrachteten wir die Reste ehemaliger Pracht; auf ihren Sitzen nun den Steinernen Tisch herum schienen sich vor uns die kräftigen Gestalten eines Conrad Auer von Herrenfichen (1490), eines Bartholomäus und Christof von Freisleben (1502), der Freiherren von Pögel (1558), von Hochkirchen (1584), von Khevenhüller (1592) und von Penkler (1689) zu heben. Das Mädchen mochte sich über das ernste Nachsinnen, womit wir auf das morsche Geräthe hinstarrten, verwundern, es hatte aber den Tact, uns nicht darin zu stören und flingelte nur, als es ihr doch zu lange dauerte, mit dem Schlüsselbunde; wir verstanden sie und folgten ihr in den Gerichtsaal, wo sie uns sofort auf eine vergitterte Oeffnung im Fußboden aufmerksam machte, durch welche die Gefangenen aus dem unteren Verliese zum Verhöre herangezogen zu werden pflegten; sie entwickelte dabei mehr Geschicklichkeit, ein Beweis, wie das Schauerliche des Alterthums die gewöhnlichen Besucher der Ruine am meisten interessire, — und geleitete uns sonach in die durch farbige Gläser magisch erleuchtete Capelle, welche dem heiligen Pancraz geweiht war.

Lautes Klopfen an die Eisenpforte störte unsere stille Andacht in dem gothischen Gewölbe und wie beeilten uns, noch die letzte Sehenswürdigkeit in Augenschein zu nehmen, nämlich die in der obersten Thurmrotunde gelegene niedliche Spinnstube, welche durch hohe Fenster nach allen Seiten hin eine entzückende Aussicht bot. Das Holzgestäfel und die reiche Tapetenbekleidung stellten dieses Gemach als das wohnlichste von allen bisher gesehenen dar; es schien so recht für das süße Geplauder am Rocken geeignet und mit der in der Ferne emporragenden Denksäule am Wienerberge, wo die fromme Jutta spann, schwesterliche Grüße zu tauschen.

Eilends ging es jetzt hinunter über die hölzernen Gänge und Treppen, welche Fürst Johann von Lichtenstein, der Wiederhersteller seines Stammschlosses (1808) errichten ließ*) und wir standen im Freien.

Der Ruine gegenüber laden wirthliche Sitze zum Verweilen, doppelt willkommen wegen der behaglichen Aussicht des stolzen Quaderbaues, die sich hier darbietet. Bei einem Becher voll Rebensaftes der nahen Hügel läßt es sich daselbst angenehm träumen. Minnesang, Hüfthornklänge, Rossgewieher und Rüdengebell glaubt das Ohr zu vernehmen und vor den geschlossenen Augen ziehen gepanzerte Männer mit wallenden Helmbüschen auf hohen Streitrossen, gefolgt von Knappen und Reisigen, den Thorweg hinan. — Der Anblick des verfallenen Seabeus und Sturmganges auf der westlichen Seite läßt jedoch die freundlichen Bilder bald verdrängen und Schreckensscenen emportauchen, durch deren Größe und Menge Eichenstein alle andern Burgen Oesterreich weit überbietet. Schaudernd gedenken wir der Erstürmung durch die wilden Ungarn und Cumanen (1477), der Besitznahme durch Mathias Corvinus (1485), der Einäscherung im ersten Türkenkriege (1529), des Kampfes mit den ungarischen Rebellen unter Bottkai (1606), und seiner gänzlichen Zerstörung im zweiten Türkenkriege (1683). Dennoch, trotz dieser Stürme und schrecklichen Geschicke ist der Charakter des Ortes ein freundlicher geblieben; die Umgebung stimmt heiter; Kiemestänze und Musikfeste werden hier gefeiert und die alte Burg scheint mild auf die Lust bei denen Gesellschaften herabzuschauen.

Welch' unerklärlicher Zauber, dachten wir im Hinabsteigen, geht oft von den tehten Steinen aus, welche wundersame Sprache reden sie, sei es nun in der düstern Felsengruppe oder bei der erhoffigen Anlöe, oder wie hier, bei dem verfallenden Gemäuer, von dem sich unsere Blicke nicht trennen konnten und das wir daher einen geistigen Magnet- oder vielmehr einen Prüfstein für das in der Menschenbrust schlummernde Gefühl des Schönen und Edlen nennen möchten! —

*) Dieser ruhmgekrönte Feldherr war es auch, der seinen auf Alpern's Gefilden (1809) gefallenen Kampfgenossen auf den Höhen des Anningers den schönen Votivtempel (den sogen. Hufarentempel) setzen ließ, durch dessen Säulen das Marmorantlitz der beschädrenenden Kriegsgöttin nach der fernen Residenz hinüberblickt.

Digitized by Google

Ausflug auf den Sinai im Jahre 1855.

Von Georg Frauenfeld.

(Fortsetzung und Schluß.)

Da wir noch einen tüchtigen Marsch vor uns hatten, so brachen wir lange vor Tagesanbruch auf und langten eben mit dem ersten Morgengrauen an der wilden Felsschlucht Nakba el Haua an, durch die S. S. O. aufwärts man in das Innere des Sinaigebietes und dessen Hochthäler eindringt. Kaum dürfte der ganze Gebirgsstock ein zweites ähnliches bieten, und kaum eines geeigneter sein als Eingang zu jenem hochwichtigen Schauplatz in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Felsblöcke von ungeheurer Größe, wie von Giganten in wildem Zorn umhergeschleudert, wie von Jahrtausend lang rollenden Fluten ausgenagt und abgerundet, liegen zahllos zerstreut und aufgethürmt umher, so daß sich der Fuß nur mühsam durch dieses Chaos hindurchwinden. Wie lange sie aber so schon liegen mögen, darüber fehlt wohl jeder Maßstab. Die Sagengeschichte liefert auf jedem Blatte den Beweis, daß der Israeliten Fuß in demselben Steinmeere herumirrte, daß die 12 Stämme denselben Boden in seinen Bergen und Thälern durchwanderten, daß die Jahrtausende darüber hinweggeschritten, ohne die mindeste Veränderung hervorzurufen. Dennoch ruft es dem aufmerksamen Beobachter in vielfachen Andeutungen laut zu, daß einst die Natur in reicherer Ueppigkeit hier waltete, und es mag die Zeit nicht so ferne sein, daß die eiserne Beharrlichkeit des Menschen die Natur zwingt, ihr Füllhorn diesen verödeten Gegenden wieder zu öffnen.

Sobald der hochgiebelte Bergsattel des Nakba el Haua überschritten, geht es sanft abwärts in Wadi Rahba, wo mehre Zelte, weidende Kameele und Esel, einzelne umgrenzte, wohlgepflegte, grünschimmernde Gärtchen die Nähe des Klosters verkünden, dem alles dies angehört. Bald auch trat Dsbebel Horub vor uns auf, vor dem sich weithin rechts ausdehnend die Rahba-Ebene ausbreitet. In dem äußersten Winkel rechts erhebt sich ei Hlab oder Dsbebel Dinje, beides mir genannte Namen eines der höchsten Berggipfel des Sinaistocks, auf dessen abgerundeter Kuppe Abbas Pascha ein Schloß erbaut, das jedoch noch unvollendet, jetzt wohl ganz dem Verfalle geweiht ist.

Den Horub rechts lassend, zieht sich geradezhin das Thal sanft aufwärts, in dessen Enge das vielberühmte Kloster liegt. Am Fuße des Horub zeigt man weit verbreitet durch Steine viereckig begrenzte Räume, wo die Stämme Israels gelagert haben sollen, sowie links die Mündung des Wadi el Schech als jene Stelle bezeichnet wird, wo Harun's Lager und Grab zu finden sei. Alle diese durch die biblische Geschichte uns überkommenen Daten sind von neueren Reisenden mit außerordentlichem Aufwande von Beweisgründen des Langen und Breiten erörtert worden, um die oft ganz entgegengesetzten persönlichen Meinungen und Ansichten zur Geltung zu bringen. Namentlich ist es der heilige Gesetzesberg, der sich diesen Forschungen zufolge in ein immer tieferes Dunkel zurückzieht. Ich muß mich um so mehr eines kritisch bestimmenden Urtheils enthalten, als ich nur einen zu geringen Theil dieses Schauplatzes gesehen und zu Ermittlungen dieser Art keineswegs gerüstet war. Dennoch vermag ich es nicht, den Eindruck ganz mit Stillschweigen zu übergehen, den die Ansicht jenes Theils unwillkürlich in mir erweckte. Wer den durch die Ueberlieferung bezeichneten Gipfel des noch jetzt heilig gehaltenen wahren Dsbebel Musa betritt, der muß gestehen, daß weder irgend eine andere Spitze der Horubgruppe, noch der ganze Stock des Serbal nur im Entferntesten eine gleich günstige Lage für ein so erhabenes Ereigniß darbietet. Nach einem geheimnißvollen Aufstieg in der Mitte der ganzen Gruppe betritt der Fuß die wenige Quadratklafter starke Spitze dieses Berges, um nach ein paar Schritten plötzlich die Schajeh-Ebene, gegen welche er beinahe senkrecht abstürzt, in ihrer ganzen Ausdehnung vor sich zu Füßen liegen zu sehen. Die dahinter sanft aufsteigende, mit wenig Felsentrümmern belegte Berglehne gibt wohl einen weit größeren Raum, als die Rahba-Ebene darbietet.

Was das Lager betrifft, so mag in dem Zeitraum von 40 Jahren wohl so ziemlich jeder Fleck der Halbinsel daran gekommen sein, sowie es wohl begreiflich ist, wenn jene Hochthäler im Sommer viele Annehmlichkeiten darbieten, im Winter die tiefer gelegenen Wadi's weit vorzuziehen waren.

Ueber die Rahba-Ebene hinziehend, fließen wir, wie auch früher schon einmal, auf Beduinengräber. Dieselben sind durch einige zusammengelegte größere Steine kenntlich und kein Araber versäumt es, entweder langsam vorüberziehend ein Gebet zu sprechen oder eine kleine Weile zu verharren, sie den Dahingeschiedenen in Andacht zu weihen. Entgegenkommende Bekannte wurden von meinen Kameelführern begrüßt. Diese Begrüßung dauert lange und geschieht mit ceremoniösem Ernste. Es wird dabei die flache Hand an einander gelegt, dieselbe sodann an Mund, Brust und Stirn geführt; das Nämliche geschieht drei- auch viermal nach einander, wobei beide Theile Begrüßungsformeln murmeln. Bei sehr inniger Begrüßung wird der Kopf so an einander gelegt, daß sich die Schläfengegend gegenseitig zu beiden Seiten berühre.

Beim Kloster angelangt, dessen Thal im Hintergrunde durch den schon oben erwähnten flachen Bergrücken der Schajeh-Ebene geschlossen und den man mit, wie schon zehn andere früher, Dsbebel Sinai nannte, ward an die mehre Klafter hoch vom Boden entfernt gelegene Pforte ein Pater gerufen, der meine Ausweise abverlangte, auf welche hin mir die Erlaubniß ertheilt werden sollte, zu diesem luftigen Eingang aufgezogen zu werden.

Ich weiß nicht, hatten mir's die gastfreundlichen Patres abgemerkt, daß ich, gewarnt vor ihren etwas ausgiebigen Zechen, nicht sonderlich Willens war, davon zu profitiren, oder schien ihnen überhaupt meine Caravane, da ich nur einfach auf einem Eselein dahertritt und blos zwei Kameele hatte, zu wenig zu versprechen — man forderte außer meinen prodneirten Beglaubigungen noch besondere Erlaubnißbriefe aus Kairo zum Eintritt in's Kloster. Da ich ohnedem gar nicht besonders gesonnen war, die Herren zu behelligen, so befahl ich meinem Diener, augenblicks umzukehren und mein Zelt bei der wenige hundert Schritte von dem Kloster von Abbas Pascha errichteten Militärstation aufzuschlagen. Die arabischen Soldaten machten Besuch, halfen, brachten Holz, schmauchten dann, ganz gemüthlich ringe umher gelagert, mit meinem Diener plaudernd ihre Pfeife, während ich im Zelte ganz gemächlich ausruhte. Des nächsten Morgens, wo das Thermometer 5,5° R. zeigte, brach ich zeitig auf, um den Dsbebel Musa zu besteigen. Gleich hinter dem Kloster beginnt eine von Abbas Pascha gebaute Straße, welche die Horebstreppe, den alten Felsenweg rechts lassend, sanft aufwärts gegen Wadi Schajeh und von dort sodann schlängelnd so breit und bequem, daß sie mit Wagen befahren werden kann, bis zu bedeutender Höhe zu einem Felsendurchbruch führt, von dem man darauf den letzten Theil auf der alten Felsentreppe zurücktegt. Hier betritt man den wenige Klafter haltenden Gipfel, auf welchem die drei im Leben mit dem wildesten, feindseligsten Hasse sich gegenüber stehenden Dogmen mit gleicher Verehrung, mit gleicher Andacht in den Staub hinsinken, um den alleinigen Gott in Demuth anzubeten. Zwei Steinkämmerchen, eines dem mubamedanischen, das andere dem christlichen Gottesdienste geweiht, stehen nahe einander gegenüber. Die Rundschau, die sich hier dem Auge über das unermeßliche Felsengebiet der ganzen Halbinsel darbietet, ist wohl eine der herrlichsten, der ausgezeichnetsten. Gerade gegenüber im Westen nur durch ein tiefes Thal getrennt, erhebt der weit höhere Dsbebel Katarina sein Haupt von schwärzlich grünem Porfir und schließt den Gesichtskreis. Nach Norden fortschreitend stürzen diesen Wände schroff in tiefe Thäler, hart daran reihen sich gebuckt mächtig doch Dsbebel Rabba und Dsbebel Dinje, zwischen denen hindurch nur wenig von dem gewaltigen Dsbebel Serbal herüberblickt. Auf der abgerundeten Kuppe des Dsbebel Dinje steht der von Abbas Pascha angefangene Palast, dessen Mauern von der Sonne beschienen blendend weiß herüberglänzen. Von ihm an senken sich die Höhen so weit abwärts, daß man nordöstlich ungehindert gegen das in grauer Ferne verschwindende Suez blickt. Der nähere nordwärts gelegene Dsbebel Safsaf und die Gipfel des ganz nahen eigentlichen Horeb sind so tief, daß man die fernern, die Hochthäler des Sinai einschließenden Felsengipfel und darüber hin die von Nord nach Ost gegen Wüstenplateaur, sowie sich das südnordost ziehende gewaltige Wadi Tich überstreift, über welche hinaus sich die weite graue Ferne in den Himmel verliert, und den nicht zu entscheidenden Punct einschließt, wo Afabah liegt. Mehr und mehr nach Ost treten die jenseits dieses Meerbusens liegenden Bergrücken von Arabien immer deutlicher hervor, da sie abwärts etwas näher heranziehen. Da hier dem oberwähnten Wadi Schajeh ein besonders mächtiger Bergstock gegenüberliegt, so wird eine Reihe paralleler Bergrücken sichtbar, welche hinab an die Spitze der Halbinsel ziehend, sowohl einen Blick auf das Meer von Akabah, sowie auf die im Südosten sich verlierende Spitze der Halbinsel Ras Mohammed gestatten. Mit der fernen Zacke des Dsbebel el Tursa, der sich an Dsbebel Katarina anreiht, schließt sich das Panorama so, daß der gewaltige, geheimnißvolle, unerstreiglichе Dm Shomr sich hinter diesem letztgenannten, ihm eben-

Digitized by Google

bürtigen Riesen verbirgt. Einige Parnassier und Nachbarn unseres Aurora-falters eilten nur flüchtig über die Spitze des Berges hinweg, um die an den Abhängen nur sparsam vorfindlichen Pflanzen aufzusuchen. Vom Dschebel Katarina glänzten noch mehre gewaltige Schneeflecken herüber und auch hier zeigte das Thermometer trotz des klaren, lieblichen Wetters um die Mittagsstunde im Schatten 10, in der Sonne 18° R., während ich im Thale um 2 Uhr angelangt, 38° in der Sonne und 25 im Schatten fand. Lange, lange stand ich in dem herrlichen Anblicke versunken, den ich mir in einer flüchtigen Skizze des Panorama's für spätere Erinnerung skrirte. Hinab eilte ich sodann rasch über die alte Felsentreppe, wo man an zwei jetzt verlassenen Kirchen vorüberkömmt, eine der Mutter Zeju geweiht, die zweite Mar Elias genannt.

Nach meiner Rückkunft befahl ich mein Zelt alsbald abzubrechen, da ich noch an diesem Tage ein Stück des Rückwegs gewinnen wollte. Am überraschendsten war mir, daß ich für die Beleuchtung des Sinai 20 Piaster an das Kloster zahlen sollte, wozu einer der Väter aus demselben gekommen war, der sich auch wegen der Nichtaufnahme entschuldigte, indem er erklärte, sie dürften Niemand einlassen, der nicht mit einem Schreiben aus dem Convente zu Kairo, wo der Bischof des Klosters restdirt, versehen sei. Ich erwähne dies hier, damit Jeder, dem an dem Besuch im Kloster gelegen und der ebensfalls nur unter beschriebener Form dahinziehn, sich dieses nothwendigen Documentes ja wohl versehe. Daß ich übrigens die mit dem glimflichsten Namen unbillig bezeichnete obige Forderung zurückwies, brauche ich wohl kaum zu bemerken.

Obwohl ich gern einen andern Rückweg eingeschlagen hätte, um so mehr, da man mir Wadi Sele als mein Pflanzenreicher bezeichnete, der Weg hindurch nach Tor selbst viel kürzer sei, so war es doch aller Bemühungen ungeachtet nicht möglich, daselbst zurückzukehren. Nachdem ich auf die Bemerkung hin, daß dreifache für Kameele nicht ganghar sei, eine Zusparatie zu ergaunisten Willens war, scheiterte diese nach mehren beseitigten Auskünften endlich daran, daß sie vorgaben, es wisse keiner den Weg. Ich mußte daher auf dem alten Wege zurückkehren, und zog bis tief in die Nacht, da wir Mondlicht hatten, bis in die Mitte des schauerlichen Nakba el Haua, wo wir in dem verworrenen Felslabirinte unser Lager aufschlugen, wobei ein Lamm geschlachtet und zum Nachtmahle verzehrt wurde.

Des Morgens empfingen die Kameele wie gewöhnlich mit unwilligem Grollen und Geschrei ihre Ladung und wir wanderten die Schlucht vollends hinab, um unten rechts in Wadi Tarfa einzulenken und die daselbst bestandlichen uralten Pfefferbäume der Mann Tamariske zu besuchen. Leider war es zum Manna noch zu frühe, da sie erst im hohen Sommer vorkömmt; trotz meiner genauen Untersuchung konnte ich nichts darauf Bezügliches daran finden. Am Ende des Wadi Slaf ward Mittag gemacht, wo ich meine Pflanzenausbeute untersuchte und auf der Decke liegend zeichnete. Beim Aufbrechen eilte ich meinen Leuten voraus, merkte aber bald, daß ich meine Loupe, die ich bei der Untersuchung zur Hand hatte, auf der Decke liegen gelassen. Da ich meine kleine Karawane schon dahinziehen sah, ging ich ihr entgegen in der sichern Hoffnung, daß mein Diener beim Zusammenpacken die Loupe gefunden habe. Allein dem war nicht so und ich sandte einen der Araber zurück, sie zu holen, da sie unmittelbar dort liegen mußte. Allein auch der kehrte zurück mit der Versicherung, sie nicht gefunden zu haben, obwohl ich auch seinem Benehmen mit Bestimmtheit entnahm, daß er sie verheimliche. Im Unmuth über diesen Verlust rirt ich etwas unvorsichtig über eine gefährliche Stelle, wobei ich mit meinem Thiere stürzte, selbst zwar gut davon kam, allein mein Thermometer zerbrach. Also hatte ich zwei so wichtige und unersetzliche Instrumente, deren jedes ich nur einmal besaß, in einem Momente eingebüßt. Es war während meiner ganzen Reise der erste Tag, an dem ich über Unfall zu klagen hatte.

Am Fuße von Nakba Beharan blieben wir zu Nacht; es war die erste, in welcher ich den Gesang einiger Grasen und Schricken vernahm, meist schaafe schrille Töne, ungestimm, bart, abstechend wie die ganze Natur in diesen flarren Wüstnissen.

Nach zeitigem Aufbruch ward bei jenem Bächlein in Wadi Hebran nochmal zu Mittag gekocht, um gestärkt die öde Sandfläche el Kaa zu überschreiten, wo ich rascher vorauseilte und müde dieser Zigeunerei um 4 Uhr in Tor wieder eintraf. Wennich auch nichs sagen kann, daß ich Gefahr bei dieser Excursion fand, so ist doch jene treulose Undeständigkeit, jenes beharrliche Fernehalten auch dem Innern ihrer Gebiete bei diesen Beduinen noch immer so sichtbar, wie es schon dieser Reisende daselbst fanden. Möglich, daß mich die Unbekanntheit mit der Sprache Manches nicht wahrnehmen ließ, was im entgegengesetzten Falle Besorgniß hatte einflößen können. Die möglichste Unbefangenheit ist wohl oft der sicherste Ableiter übler Folgen. Soviel ist jedoch gewiß, daß bei weitem jene Wildheit, jene Unsicherheit, wie sie früheren Reisenden oft genug entgegenrat, sich nicht mehr findet, und Mehemed Ali's Streben, jenen ungebändigten Söhnen der Wüste einen Zügel anzulegen, in dieser Nachweisung deutlich sichtbar ist.

Im Lande der Purgesten.

Vaterländische Novelle von Heinrich Mitter von Levitschnigg.

(Fortsetzung.)

Ein Stück Mittelalter mit seinen verwunschenen Burgen und Schlössern schien in diesem schaurigen Gewölve zu liegen, und selbst Imre gestand später, daß er es damals eiskalt über den Rücken laufen fühlte. War es Ahnung? — Wir werden ja sehen! Auch Laif meinte, er gäbe viel darum, wenn man sich bereits auf dem Rückweg befände. Der finkende Romäne bekreuzte sich. Es verstehr sich wohl von selbst, daß der Bergmann seinen Begleitern die Ehre des Vortrittes gönnte. So schritten denn Laif und Kreuzladm zuerst nach dem Mauervorsprunge hinüber, um die Schlösser und Riegel unter dem alten mißtönenden Knarren zu öffnen.

„Der Thurm scheint selten besucht zu werden," sprach Imre.

„Herr Bela," antwortete Laif, „mag wohl schon ein halbes Jahr lang nicht hinübergegangen sein."

„Sonderbar, daß uns kein Moderdunst entgegenqualmt!"

„Das Fenster steht ewig offen."

So war es auch. Da die Thür, wie früher geschildert, nach Außen ging, so konnte der Bergmann den gesammten innern Raum mit einem Blicke überfliegen. Es befand sich richtig nur eine einzige Stube in dem einsamen Thurme. Nichts Bedrohlichet war zu sehen. Die gewöhnlichen Möbeln, natürlich aus älterer Zeit stammend, standen an den Wänden, die Mitte nahm ein langer Tisch von Eichenholz ein. Die Gefährten unseres Helden befanden sich bereits am offenen Fenster, als dinter diesem Tische, als Imre endlich vorsichtig in die verrufene Stube trat, und etwa drei Schritte zurücklegte. Hilf Himmel, was war das!? Der Estrich oder Fußboden der Stube begann sich surmdastig zu drehen. Laif hatte am Fenster ein Hebelwerk in Bewegung gesetzt. Die Folge ergirt sich von selbst. Der Jude und Kreuzladm, die auf die wirbelnde Schwenkung vorbereitet waren, gelangten wie im Fluge an die Thüre, während sich der Bergmann nunmehr am Fenster befand, und in der ersten Ueberraschung nach der Brüstung desselben griff, um nicht etwa vom Schwindel befallen, auf die Dielen zu stürzen. Auch kreuzte der lange Tisch den geraden Weg zum Eingange. Laif und sein Genosse, der nunmehr nicht im Mindesten hinkte, alse seine beliebte Maske plötzlich fallen ließ, setzten mit der Gewandtheit einer wilden Katze über die Schwelle, die Thüre flog zu, der Hauptriegel ward eilig vorgeschoben, und sowit war das erste Stück hastiger Arbeit vollendet. Das Weitere konnte schon mit mehr Muse vorgenommen werden. Der Gefangene hörte die Schlösser sperren, Schritte verhallen, und endlich die Ketten der Zugbrücke rasseln und knarren.

Imre steckte in der Mäusefalle.

Ein weiblicher Samson in Banden.

Liebe ist ein ängstlich blindes Kind! Man kann sich dader den Kummer Manda's denken, als die Sonne höher und höher stieg und ihr Verlobter noch immer nicht von dem Gehöfte Bela's zurückkehren wollte. Obendrein verweilte sie einsam am häuslichen Herde. Vater Mlak war nach dem Holzschlag in den Bergen gegangen, kehrte also bei dem weiten Wege und der bekannten Trunksucht der Holzfäller schwerlich vor Mitternacht nach dem Dorfe zurück. Marscha wurde bald nach dem Mittagschmause zu einer Sterbenden berufen, denn dieselbstreifige „Klageweiber" spielen auch bei den Romänen eine unerläßliche Rolle. So blieb denn Manda mit ihrer Ungeduld allein. Natürlich, daß sie bei dem Einbrucke der Dämmerung wohl zehnmal den Weg nach dem Gehöfte einschlug, und eben so oft rathlos zurückkehrte. Die Witterung entwrach zudem ihrer trüben Stimmung. Wolken bedeckten allmälig den Himmel, und ein durchdringender Sprühregen rieselte freslig auf Berg und Thal hernieder. Es dunkelte mehr und mehr. Endlich war es Manda, als sehe sie eine Gestalt in einen Schafpelz gehüllt, hastig herbeieilen. Der Wanderer war von kleiner Statur. Er konnte also bochstens ein Bote des Gelieben sein. Sein Schritt ward jedoch immer langsamer. Endlich erkannte man deutlich, daß der Mann hinke.

„Das ist Kreuzladm," meinte Manda, „wie er mühselig daherstolpert, und kam doch früher im wahren Geschwindschritt herbei! Sollte das Gerücht wahr sein, daß er blos aus Verstellung hinke? Jedenfalls heißt es doppelt vorsichtig zu Werke gehen."

Der verschmitzte Romäne gelangte mittlerweile am Mlak's Hütte und

Digitized by Google

bedeutete seiner Landsmännin mit etwas unsicherer Stimme, daß er ihr Wichtiges mitzuteilen habe. Die bestürzte Tochter der romänischen Race bat den Hiobsboten, in die Stube zu treten, die von mehren Kienspänen wie von dem Feuer in der Herdgrube auf dem Boden ziemlich hell erleuchtet wurde. Kreuzlahm ließ sich auf eine Holzbank nieder und erzählte Manda nunmehr ganz offenherzig, was sich in dem Herrenhause Bela's begeben, nur daß er weislich seine Theilnahme bei dem Werk der Hinterlist verschwieg, mit dem Befehlen, er habe sich dem Willen Laik's als Stellvertreter seines Bruderns in stummen Gehorsam fügen müssen.

„Wenn Du jedoch," fuhr er fort, „den Fremden aus dem Gehöfte leitest, trage ich nicht die mindeste Schuld. Weiß doch der Jude keineswegs um meinen geheimen Waschergang. Auch verschließt er sich bei dem Einbruche der Nacht in seine Schlafkammer. Wenn wir Deine Hütte durch die Hinterthür verlassen und auf dem Pfad durch den Wald nach dem Edelhof schreiten, so kann uns der Hebräer nicht gewahren, auch wenn er noch im Hofe verweilen sollte. Es heißt dann einfach warten, bis er schlafen geht. Das Uebrige ist Deine Sache!"

Manda stellte sich, als ob sie seinen Worten vollen Glauben schenke. Höllische Schadenfreude blitzte aus den Augen des Krüppels. Marko lauerte im Walde. Das wußte der Schurke. Bei der Riesenstärke des Todtschlägers war dann das Schicksal der leidenden Romänin so gut wie besiegelt. Letztere ahnte, daß man ihr eine Schlinge legte. Gehandelt mußte jedoch werden, und das schnell, denn bei Lenten wie Marko und Laik war nicht viel Zeit zu verlieren. Das Leben ihres Geliebten hing da an einem Haare. Ihr Entschluß war daher bald gefaßt. Er verblüffte den Unglücksboten. Manda langte nach der Kugelbüchse ihres Vaters.

„Was willst Du," fragte Kreuzlahm, „mit dem Schießprügel beginnen?"

„Dich niederdrennen, listige Schlange," sprach sie mit gedämpfter, doch fester Stimme, „falls Du nicht augenblicklich geneigt bist, Mütze und Schafspelz abzulegen, und dann hastig dort durch jene Fallthüre in den Keller zu verschwinden!"

„Bist Du verrückt?"

„Gehorche, oder ich jage Dir die Kugel durch den Schädel!"

Damit trat Manda einen Schritt näher, spannte den Hahn und legte die Kugelbüchse schußfertig an die Wange. Der Krüppel erblaßte. Kalter Schweiß trat auf seine Stirn. Man hörte seine Zähne klappern. War er doch feige, wie es schon im Blut des Meuchlers zu liegen scheint. So verschwand er dann zitternd vor Todesangst, doch knirschend vor Zorn in den Keller. Seine Bewältigerin warf die Fallthüre in das Schloß und schob den schweren eisernen Riegel vor. Gleichzeitig legte das entschlossene Kind der romänischen Race den Weiberrock ab. Ein paar alte Beinkleider wie Opanken ihres Vaters mußten zur Verkleidung dienen. Dann hüllte sich Manda in den Schafspelz und drückte die Mütze des Gefangenen tief in das Antlitz. Leider mußte sie sich von der gewaltigen Kugelbüchse trennen. Letztere war zu lang, als daß man sie bei der gebückten Haltung hatte verbergen können, welche Manda in der Rolle des verwachsenen Malachen spielen sollte. Uebrigens gab es eine Art Ersatz, und dies war einer der vielen scharfen Dolchmesser aus dem Waffenvorrath des alten Wlad. Nun ging es durch die Mordverhüte nach dem Gehöfte des Edelherrn! — Weshalb unterließ es sie aber, den Besitzand der Dorfbewohner bei diesem Wagestück anzurufen? Zeitverlust, die Furcht, Lärm zu schlagen und so den Juden zur Beschleunigung seines tödtlichen Werkes zu treiben, sprachen zu entschieden dagegen; endlich frug es sich noch, ob sich die Wachen bei ihrer slawischen Ehrfurcht vor dem Grundherrn zu einem bewaffneten Zug gegen den Edelsitz bestellen entschließen würden.

Im besagten Gehöfte gab es mittlerweile ein Seitenstück zu dem früheren Kummer der Tochter der alten Marscha. Laik zitterte eben so sehr vor dem Gelingen, wie vor dem Mißlingen des nächtigen Schurkenstreiches. Auch die Eifersucht ist ein blindes, ängstliches Kind. Wie wenn Marko die Schöne zwar entführte, aber sie keineswegs nach Verabredung nach dem Gehöfte, sondern nach seinem verrufenen Schlupfwinkel hoch oben in den Bergen schleppte?! Wollte er doch selbst später seinen Verbündeten um die holde Beute betrügen! Daß Wie wußte er freilich nicht anzugeben. Gift oder Schlaftrunk, eines von beiden sollte ihn seines gewaltigen Genossen entledigen. — Die Nacht brach herein. Auch Laik's Seelenangst stieg mit jeder Minute, auch er trat mehr als zehnmal den Weg nach dem Schlosse an, um wie früher Manda zuthlos und verzagend nach dem Gehöfte zurückzukehren. Dort blieb er endlich in einer Entfernung von ein paar hundert Schritten stehen, und zwar mit dem Rücken gegen den Eingang gewendet, da er seinen gefährlichen Verbündeten auf dem Waldpfade herankommen zu sehen hoffte. Sein Müden, die ringsum herrschende Dunkelheit zu durchspähen, blieb jedoch vergebens. Ein Geräusch, das von dem Edelhof herkam, weckte ihn endlich aus seinem finstern Brüten. Er wandte sich rasch um. Siehe da, eine Gestalt, die ihm ängstlich zuwinkte, hinkte, in einen Schafpelz gehüllt, in sichtlicher Eile durch den Hofraum in das Borgemach im Erdgeschosse. Kreuzlahm kehrte allein zurück. Es war also natürlich, daß der Orientale auf Eifersucht als allen Gliedern zu zittern begann. Dessenungeachtet eilte er in aller Hast nach der bezeichneten Vorderthüre. Sein Bote deutete schweigend auf einen Stuhl. Laik ahnte, daß er eine Nachricht zu gewarten habe, die ihn in die Erde versinken machen dürfte. Deshalb folgte er auch dem Winke des schweigsamen Krüppels. Die Gestalt, die ihre Absicht erreicht hatte, und nunmehr zwischen der Thür und dem Juden stand, ließ gleichzeitig Pelz und Mütze auf den Estrich gleiten! Blendwerk der Hölle! Trat doch die leidende Romänin mit hochgeschwungenem Dolche an den Böswicht heran. Das erste Entsetzen wich jedoch schon in der nächsten Minute süßer Verubigung. Die schöne Diene war dem gewaltigen Riesen glücklich entgangen, befand sich mit ihm in nächtiger Stunde unter demselben traulichen Obdache. Laik hätte laut aufjubeln mögen vor Entzücken. So eilte er denn auch zärtlich der unverhofften Gastin entgegen. Manda aber rief:

„Zurück, Unholb, oder ich renne Die diese Klinge bis an das Heft in das Herz!"

„Was hast Du doch, Manda?" fragte der Orientale zurückprallend.

„Ich weiß Alles, habe auch keine Zeit zu vielen Worten! Wo sind die Schlüssel zu dem alten Thurme?"

Wie Schuppen fiel es nun von Laik's Augen. Sein Bote mußte festgenommen worden sein und hatte in der ersten Angst zweifelsohne aus der Schule geschwätzt. Hier galt es vor Allem, Zeit zu gewinnen. Vielleicht war Marko in der Nähe. In der gegenwärtigen zweifeuligen Lage wäre selbst der leidige Gottfrieduns dem Hebräer als ein willkommener Helfersbruder erschienen. Er suchte daher sein Heil in langwierigen Ausflüchten. Die Romänin mußte jedoch, daß sie keine Minute zu verlieren habe. So faßte sie denn entschlossen den kraftlosen Knirps an der Brust und schüttelte ihn wie ein Kind, während sie ihm gleichzeitig das Dolchmesser an die Kehle setzte. Laik zitterte in die Knie.

„Zum letzten Male frage ich Dich, wo sind die Schlüssel zu dem alten Thurme?"

„Erbarmen, Gnade!" wimmerte der Schwächling.

„So stirb! Ich werde sie nach Deinem Tode schon zu finden wissen!"

Damit holte sie zum Stoße aus. Laik's Trotz war gebrochen. Kreideweiß vor Angst ließ er einen Bund Schlüssel auf die Dielen niedergleiten. Es geschah zum Theil auf Angst. Hoffte er doch, Manda werde sich nach den Schlüsseln bücken, und er so vielleicht Gelegenheit finden, zu der Thür zu gelangen. Die bandfeste Romänin war jedoch zu sehr auf ihrer Hut. Sie faßte den Knirps nochmals am Kragen und fuhr ihm noch drohender mit dem blanken Dolch um den Hals, als wolle sie dadurch jeglichen Gedanken an Widerstand verscheuchen. Der Orientale gelangte auf diese Weise bald getragen, bald stolpernd zu dem Armstuhl zurück. Manda schritt nunmehr rückwärts an der Wand an die Thür, an der mehre Pferdebestränge hingen. Befanden sich doch, wie bekannt, die Stallungen hart an dem Vorgemache. Das Weitere erräth sich von selbst. Laik saß wenigen Minuten so fest gebunden im Armstuhl, daß er auch nicht ein Glied zu rühren vermochte. Scham, Zorn, wie Furcht stritten sich in seiner Seele. Sein Antlitz war rothfahl geworden. Plötzlich zuckte er lauschend zusammen. Die Romänin bemerkte es auch, daß sie sich eben nach den Schlüsseln bückte. Auch fassten diese so gewaltig, daß sie es nicht vernehmen konnte, wie die Thür, die sie abzuriegeln vergessen, geräuschlos geöffnet wurde. Ein freudiges Lächeln flog durch die verstörten Züge des Juden.

„Imre ist gerettet!"

„Noch nicht, mein Schätzchen!" rief eine gewaltige Stimme.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Meine Sterne.

Zwei Sterne weiß ich, wunderbar,
In einer hohen Nur.
Sie leuchten hell, sie glänzen klar
Verklärt im Himmelsthron.

Die Sterne glüh'n — die Sterne sprüh'n
Des Geistes lichte Funken;
Sie weden Geist, sie machen kühn,
Sie machen sehnsuchtstrunken.

Ich sehe treu — und himmelan
Nicht' ich der Sehnsucht Blicke.
Ihr Sterne, wo zu euch hinan
Find' ich die Himmelsbrücke?

Ach, nur die Traumfei Poesie
Erbebt mich zu den Sternen.
Sie wird der ird'schen Schranke nie
Sich kindlich fügen lernen.

Sie nähret, die sich ferne sieht,
Bringt Herzen freh zusammen;
Von ihrer Geister Flügelmacht
Erglüh'n sie traun und flammen.

Ich suche meines Himmels Blau,
Ich finde meine Sterne;
Du aber, edle, hohe Frau,
Bleibst mir wohl immer ferne?

Die Welt ist streng und richtet scharf,
Dich soll ich nur verehren?
Doch meine Sterne lieben — darf
Mir keine Macht verwehren.

O dürft' ich finken dir an's Herz,
Und selig' ich sterben müssen —
Die einmal nur in Wonn' und Schmerz
Die süßen Augen küssen! —

Ludwig Bechstein.

Der Weltdank.

Eine Sage von Moriz Hermann.

I.

Trieb den Magnet an allen Ende,
Gehn Mittermacht er sich heim wendet.
Thu was Du will ein treues Weib
Er geht doch dem die Schicksensbahn.
Altdeutsches Sprichwort.

Der Pintschen-Michl*) war eines schönen Tages in Krumau gewesen. Nach vollendeten Geschäften hatte er in der Barthaft Einkehrung und der Schmelzhütte weidlich gezecht und dabei etwas mehr getrunken als gewöhnlich. Endlich trat er den Heimweg an, der wohl drei Stunden dauern mochte. Er wackelte gemächlich fort und murmelte verschiedenes Unzreimte vor sich hin.

Als er zwischen der Moldau und dem Felsen, wo die Silberbergwerke waren, gegen die Pläschmühle kam, war es ihm, als ob Jemand riefe: „Hilf mir! Hilf mir!“

Er wendete sich um und fragte: „Wer begehrt Hilfe?“

„Das wirst Du gleich hören. Wende Dich zum Steine zu an Deiner rechten Seite.“

Michl sah wirklich den Stein und bemerkte, daß von ihm her die Stimme käme.

„Ich soll Dir helfen? Wie kann ich das?“

„Sehr leicht. Du darfst nur den Stein aufheben, so daß ich hervorkommen kann.“

„Das wull' ich schon gerne thun, aber schau, ich habe ein Weib zu Hause, die unter dem Namen „die schlimme Liesel“ im ganzen Dorfe Pustchen bekannt ist und der ich heilig zugeschworen habe, nichts auf der Welt umsonst zu thun. Sage also, was bekommt ich für einen Dank von Dir?“

„Den Weltdank.“

„Eine wir ganz unbekannte Gabe. Ist denn der Weltdank etwas Wertbevolles?“

„Zu wertvoll, daß die wichtigsten und besten Handlungen der meisten Menschen damit belohnt werden. Es gibt beinahe keine edle That, welche der Empfänger nicht mit dem Weltdanke lohnte.“

„Si, si, das muß dann etwas Glänzendes und Prachtvolles sein. Topp, ich gehe es ein. Gib mir den Weltdank und ich laße den Stein. Wer bist Du denn aber?“

„Das wirst Du schon sehen. Spute Dich nur.“

Der Bauer hob den Stein auf, welcher in einem Gebüsche am Wege lag, und der ihm durch seine Schwere nicht wenig Mühe machte.

Sieh, da ringelte sich aus einem darunter befindlichen Loche eine große Schlange hervor, welche gräulich anzusehen war und schnell den Fels bei Bäuerleins umgarnte.

„Du, bi!“ rief Michl ungeduld aus und sein Rausch war wie weggeflogen. „Was thust Du denn da mit mir? Du drückst mich ja beinahe todt und Dein heißer Athem benimmt mich mehr als der Wein, den ich gerade verdauet habe. Laß ab von mir und halte Dein Wort. Gib mir für die Erlösung aus dem Gefängnisse den Weltdank.“

„Dummkopf!“ zischte die Schlange. „Den will ich Dir ja gerade geben, indem ich Dich erdrücke.“

„Mache mich nicht toll. Wie kann es der Dank für die erwiesene Wohlthat sein, wenn Du mich erdrosselst?“

„Das ist ja eben der Spaß, daß Du Dich verlohren ließest. Ich würde Dir die bestbaarsten Dinge herbei haben verschreiben und auch geben können; da Du Dich aber mit dem Weltdanke — nämlich dem Undanke — begnügtest, so halte ich eben so mein Wort, wie ich es stets gehalten hatte.“

„Ich hörte noch nie etwas von Weltdanke und konnte mich daher leicht verführen lassen. Verzeihe Ihm Deinen Irrthum nicht allein gütig. Bieher verweist Du mir, daß allen wahr ist, was Du mir so verschwendest? Wer weiß, ob den Weltdank so Viele kennen und erlebten, wie Du sagst. Laße mich auch Andere fragen.“

„Bäuerlein, entkommen kannst Du mir nicht, deshalb mag es sein. Du darfst drei lebende Wesen fragen, aber auch nur drei. Kann mir von den Dreien keines bemerken, daß ich Unrecht habe, Dir mit dem Weltdanke zu lohnen, so bist Du mein und nichts kann Dich retten.“

„In Gottes Namen, wenn es nicht anders sein kann. Ich hoffe aber, daß ein so schändlicher Lohner nur sehr Wenigen bekannt sein wird.“

„Wir wollen sehen!“ zischte die Schlange, eingelte sich vom Bauer los und folgte ihm auf seinem Wege.

II.

Welcher Mensch mit unbeschränkten Bergen
Macht seinen Weidchäner viel Schmerzen
Thust schändlicher, ich wette,
Als daß grausamst Thier der Welt.
Altdeutsches Sprichwort.

Eine Weile war Michl fortgeschritten, ohne einem lebenden Wesen zu begegnen. Da kam er zum Dorfe Wetters. Rechts von der Mühle am Zaune der Bauern Hafsfübler hing an einem Stricke ein aufgemergelter Schimmel. Der Bauer trat auf ihn zu.

„Heda, Pferdel! Sage mir, daß Du schon vom Weltdank gehört?“

Gehört genug; ich bildete mir aber nie ein, daß ich ihn selbst einmal an mir erleben würde. Sieh, ich war in meiner Jugend ein prächtiges Streitroß. Muthig sprengte ich mit meinem Herrn in den Krieg. Einst rettete nur meine Schnelligkeit ihm in einem Kampfe das Leben. Diese allgemeine Anerkennung hatte mir eine Krankheit zugezogen, so daß ich nicht mehr für das Schlachtfeld tauglich war. Der reiche Mann hatte mir ein Plätzchen in seinem Marstalle bis an mein Ende gewähren können, aber da erhabe ich zum ersten Male, was Weltdank sei. Er verkaufte mich für Wenigeres an den Harfübler. Diesem mußte ich die schwerste Arbeit verrichten und kaum hatte die magerste Kost. Ich habe ihm durch viele Jahre treu gedient und bin jetzt alt und schwach geworden. Da baat er mich herzund an den Zaun und sandte um den Schinder. Leider wird dieser noch eine Weile ausbleiben.“

„Leider! Warum?“

„Er wohnt weit; im Rauhof am Plauenlomabe hinter Krumau. Entwirren sterbe ich vor Hunger, denn Du darfst ja nicht glauben, daß mir mein Herr einen Abschiedsbissen auf den Weg mitgab. Du wull' ich denn, daß es schon bald mit mir zu Ende wäre!“

„Schändlich, schändlich!“ murrte der Bauer und nahm mitleidig ein Brod Brot aus der Tasche, welches er dem alten Gaul anbot. Dann entfernte er sich betrübten Herzens, und der Schimmel erfuhren dahen! Ich muß ihn doch retten. Heda, guter Filax, kennst Du den Weltdank?

„Sei verflucht!“ knurrte der Hund. „Weißt Du nichts Besseres, als mit einem Unglücklichen, wie ich bin, Deinen Spott zu treiben? Hat wohl Jemand ärgern Undank erfahren? Der Besitzer des Mühlinghofes verdankt mir sein Leben und seine Habe. In einer Nacht drangen Diebe bei und ein, die mich mit gutem Fleische lähmen wollten. Ich verschmähte die Gabe, denn das Wohl meines Herrn galt mir mehr. Wüthend beiße ich und fuhr den Schurken an die Beine, daß mein Herr und die Knechte ob des Lärmens erwachten und denselben würgten. Nun gab es ein Handgemenge. Einer der Räuber packte meinen Herrn und wollte ihm den Garaus machen. Da sprang ich dem Kerl an die Kehle und riß ihn nieder. Mein Herr war gerettet.“

„Und jetzt?“

„Jetzt warte ich auf den Abdecker Schinder. Ich bin alt, zahnlos und unbrauchbar geworden. Herr mit dem armigen Michel! Dem hat da noch nicht Alles. Ich habe das einzige Kind meines Herrn, welches in den Fluten Teich gefallen, mit aufopfernder Hingebung aus dem Wasser gezogen. Dies hätte doch verdient, daß ich zu Tode gefüttert worden wäre. Einstweilen läßt er mich leider schlachten. O Weltdank!“

Der Bauer schüttelte betrübt den Kopf. Bei so bewandten Umständen sah es mit seinen Aussichten keineswegs beruhigend aus. Zwei Beten hatte er bereits gefragt, ein jedes hatte das Lob der Weltdanks erfahren. Er selbst sollte bald an die Reihe kommen und der Dritte im Bunde sein. Und er durfte nur noch Einen fragen! Michl wurde immer trauriger. Dem Mühlinghofe aus ging der Weg auf ebener, sonniger Straße gegen Oberlibenau und das Dorf Pustchen zu, wo Michl zu Hause war. Die Schlange, welche sich einen ermüdet fühlte, besaß dem Bauer, nur voran zu gehen, während sie etwas entrahen wolle. War doch ihrer Opfers sicher!

Michl schlich voraus. In einer Weile bemerkte er einen Fuchs, welcher beschäftigt war, Mäuse zu jagen und in einem Bauche lud. Er war im Taler der Jagdhen, hatte das Deterkaroben auf, ein Lustrumpf anhangen und die Flinte hinter dem Ohre.

Neue Hoffnung belebte den Bauer.

„Herr Dottor Stoubenhanfel!“ rief er doch erfreut.

Der gelehrte Doctor Staubenhanfel*) sahe seinen Freund zurecht, um zu sehen, wer denn seine Studien unterbreche. Als er den Bauer erblickte, sagte er: „Gruß' Dich Gott, Michl! Ich kenne Dich wohl, habe dann und wann ohne Dein Wissen in Deinem Hühnerstalle Liebschaft gepflogen und Die so manches schöne Mahlzeit entführt. Du hast mir es etwas gethan und habe dabe ich einige Zuneigung zu Dir. Warum siehst Du so betrübt aus, kann ich Dir mit etwas dienen?“

„Ach, gelehrter Herr Doctor, ich bin in einer schrecklichen Lage. Kennst Ihr den Weltdank?“

„Ich kenne ihn wohl, habe ihn aber nie genossen, da ich bisher mit der Thieren, welche sich so dankbar zu mir anschlossen und Menschen gemein, nicht zu thun haben wollte. Erzähle aber, was hast Du mit diesem unschicklichen Lohne zu schaffen?“

Michl erzählte nun die Begebenheiten mit der Schlange bis zum gegenwärtigen Augenblicke. Doctor Staubenhanfel hörte aufmerksam zu, dann schüttelte er bedenklich den Kopf.

„Lieber Michl, Dein canus ist sehr schwer. Ich wollte die gravamina wohl unterschen und totalitter zu Ende führen, wenn Du Dich zu einem reflektiven Praemium verstünde. Gib mir einige Hühner aus Deinem Meierhofe und ich befreie Dich von der Schlange.“

„Mit tausend Freuden! Der ganze Hühnerhof soll Dein sein, wenn Du es zu Stande bringst, daß ich der gräulichen Schlange entgehe.“

„Nun gut, so wollen wir sie ihr verlöcklern. Gib Acht, widerspricht mir nicht und seh' genau auf meine Winke. Das Unthier hat Dich durch List gefangen, wir müssen Dich mit List befreien.“

*) Pustchin ist ein Dorf in Böhmen, drei Stunden von Krumau. Michl ist der Bauern Name.

*) So heißt in hiesiger Gegend gewöhnlich der Fuchs.

Digitized by Google

III.

Was Stärf nicht kann, die Kift nicht,
Die den Wolf in die Grube fällt,
Der Dolch Feind Verrath, schon Dich nit.
Auf weich und weg wie das gefehlet.
Altdeutsches Sprichwort.

Als Mick mit dem Doctor Staudenhansel auf der Schlange ankam, war dieß sehr verwundert, den in der ganzen Umgegend bekannten Rechtsgelehrten an des Bauers Seite zu finden.

„Schöne Dame," begann der Fuchs das Gespräch, „der hier anwesende Bauer hat mir eine abscheuerliche Historia erzählt und mir den Fall zur Amthandlung übertragen. Wenn es sich so verhält, wie er sagt, hat er wenig Hoffnung, seinen Prozeß zu gewinnen, denn er ging auf freien Willen mit Euch den Contract ein. Um jedoch juridisch den Fall zu entscheiden, ist vor allem nothwendig, daß ich an Ort und Stelle ein Protocoll aufnehme. Wollt Ihr so gut sein und mit zurückkehren, wo das Factum sich ereignete."

Die Schlange war es gefrieden. Sie und der Fuchs gingen neben einander, während Mick nachfolgte. Doctor Staudenhansel unterließ nicht, der Schlange sehr dem Hof zu machen. Er lobte ihren schönen Gliederbau und ihre Kraft, sprach auch davon, wie sehr es ihn freue, daß der kumme Bauer so überlistet worden sei. Endlich kamen sie bei dem Steine an.

„Schöne Dame, vergönnt mir nun, daß Protocoll aufzunehmen. Also wo ist der Stein? — Hier; ganz gut. Wie ist das doch? — Eine! Das ist nicht möglich."

„Ich versichere Euch auf Ehre, in diesem Loche lag ich."

„Holdes Wesen, ich darf zwar einem so schönen Munde keine Lüge zutrauen, aber unmöglich kann Dein prachtvoller Körper sich in das enge Loch hineingezwängt haben."

„Und doch, lieber Doctor, ist es so. Ich schwöre es."

„Ja wenn Ihr mir das wirklich zeigen könnt, dann wird dem Bäuerlein sein Recht bleiben, ich barüber aufspanden. Also wie lagt Ihr und wie Rund er? Zeigt es mir doch, gnädige Dame, denn wir Juristen gehen nur auf die Facta."

„Sehr!" sprach die Schlange und zingelte sich flugs im Loche zusammen. „Als der Bauer vorbeiging, lag ich so in diesem Loche. Ist rief —"

Die Uebrigkeite konnte nicht vollenden, denn auf einen Wink des Doctors Staudenhansel bote Mick den Stein wieder auf das Loch gelegt und noch ein paar tüchtige Felsenstücke darauf gewälzt. Nun war sie für immer fest genug verwahrt, und man hörte nichts mehr von ihr").

Mick und Doctor Staudenhansel umarmten sich jubelnd und tanzten lustig auf dem Wege in die Heimat. Mick erneuerte sein Versprechen wegen der Hühner und der Fuchs freute sich schon innig darauf. Mick schenkte ihm überdies eine Kuh, die des Melkens öfter wörtig sei.

Sie kamen zu Hause an. Die „schlimme Liese" sah gleich beim Eintritte ihrem Manne in die Haare.

„Sag' einmal, Du Lump, wo Du denn wieder so lange gablieben bist? Du verdirbst ja, daß Du Dir kein Haar auf Deinem kummen Schädel lässt!"

„Sei nicht böse, liebes Weib!" bat Mick. „Ich habe hier den berühmten Doctor Staudenhansel mitgebracht, durch dessen gute Gedanken ich von einem gräßlichen Tode befreit worden bin. Denke Dir, ich traf eine Schlange in einem Loche, sie versprach mir den Weltdank und ich ist sie befreit hatte, wollte sie mich verschlingen. Nur durch die List des hochgelehrten Herrn Doctors bin wurde ich gerettet. Dafür versprach ich ihm meinen Hühnerhalt. Er soll ihn nun gleich mit fort nehmen."

„Was, Du nichtsnutziger Schuft? Meinen Hühnerhalt für Dein Leben? Das ist mir nicht ein Ei, viel weniger mehr Höhner werth! Und Ihr, mitleidloser Federfuchser warst so dumm, meinem liederlichen Manne das Leben zu retten? Das dankt Euch der Teufel!"

Mit diesen lieblichen Worten griff Frau Liesel nach der eisernen Heugabel und schlug mit einem Streiche den Doctor Staudenhansel todt.

Der Unschuldige hatte nun auch den Weltdank erfahren.

Was weiter ist, muß man gehoben. Mick bewerkte ihn aufrichtig und ließ ihm einen Grabstein legen mit den Worten:

„Nichts ärgeres auff Erden ist,
Als ein undankbar Mensch zur Frist.
Alle Welt, Mensch, Dorf und Stadt
Sind der undankbaren Gnad hat."

Später aber nahm er die Sache leichter und sagte kopfschüttelnd: „Wenn mein Weib ihm doch wenigstens das Leben gelassen hatte! Den Stall ohne die Hühner hätten wir ihm ja geben können."

Man sieht daraus, daß Mick trotz der langen Bekanntschaft schon etwas von Doctor Staudenhansel's Feinheit gelernt hatte.

") Die Art, wie der Fuchs die Schlange überlistete, ist sehr ähnlich mit derjenigen, welche Paracelsus im Walde von Innsbruck bei dem Teufel anwendete. Welche Sage mag da das Prioritätsrecht haben?

Das Schrannengebäude in Wien.

Dieß Haus der Kriminalistik
Ist kaum zu Grab' gegangen,
So hat's in der Bellevestadt
In Spuken angefangen.

Franz Figinger.

Musik-Salon.

Der Andrang der Gastspielenden im Hofoperntheater ist vorüber, und drei der Gäste gedenken demselben bereits bleibend an, nämlich die Fräulein Hoffmann aus Weimar und Herr Schmidt. Die Erstere lieh nach „Intea" noch die „Agathe" im „Freischütz" und die Alice im „Robert" als ihre Anerittrollen folgen, und bewährte in jeder dieser Partien Anlage und Bildungsfähigkeit, wenn eine sehr vortheilhafte Bühnengestalt empfehlend tritt. Dermal ist sie, wie bereits aus früheren Anläßen bemerkt wurde, noch sehr Anfängerin, es fehlt ihr noch die Freiheit der Bewegung, die Sicherheit der Gesbaltung; Stimme und Spiel sind noch nicht zu ihrer Umbildung vollkräftig an das Tageslicht gekommen. In den Opern „Belisar" und „Nonani" erntete Herr Beck, der reflexe Liebling des Publicums, durch die Macht seiner Stimme und seines breiten, anbrausenden und wohlgeschulten Vortrags die reichste Fülle des Beifalls. In diesen Partien ist auch der empfindsame Rachbruck, die Ueberfülle methodischer Steigerungsfreier, die er anzuwenden liebt, noch am wenigsten störend; jedoch ist ihm die Mäßigung in dieser Beziehung sehr zu empfehlen, indem sein Gesang, so gebildet er ist, dadurch, daß er stets auf Kathurnen einhertritt, etwas Aufgedunsenes, Schwülstiges erhält.

Die Akademie der Tonkunst hat durch die Verpflichtung der „Schwiegerfamilie," Weigl's vorschlossener lieblicher Musik ein neues, reterzliches Lebendzeichen. Sowohl die Solopartie, als der Chor waren durch Zöglinge der akademischen Singe und beziehungsweise Operschule besetzt. Unter den Letzteren zeichnete sich Fräulein Bergaza als „Emmerl" durch Gefühl, Spiel, Stimme und Vortrag aus und erhielt von Seite des zahlreichen sympathischen Publicums lebhafte Zeichen der Theilnahme und Anerkennung. Die Chöre gingen vortrefflich zusammen.

Während in dieser Art ein Institut, das, von vielen Seiten angefeindet, von zahlreichen Schwierigkeiten umstellt, und auf sich und seine Kräfte allein angewiesen ist, eine ersprießliche Thätigkeit entfaltet, zeigten sich zum Anlaß der siegen General-Versammlung der Gesellschaft der Musikfreunde das stürmischen Andringen und die Zudringlichkeit dieses Vereins und des mit ihm verbundenen Conservatoriums der Musik, das vom Staate eine jährliche Unterstützung von 3000 fl., von der Stadt eine Subsidie von 2000 fl. genießt, in einem höchst unerfreulichen Lichte. Die früheren ökonomischen Gebahrungen hatte ein Defizit von mehr als 7 Tausend Gulden zur Folge, und es kamen von Seite der Directionen Abhilfs-Anträge zum Vorschein, die zwar glücklichen Erfolg einstimmig abgelehnt wurden, aber ein traurriges Zeugniß von den Ansichten und Gesinnungen zeigen, die bisher das entscheidende Wort über die Angelegenheiten dieser Kunstbildungsanstalt zu führen hatten.

Das Komité des Mozartvereins in Salzburg veranstaltet zur Säcular-Feier der Geburt Mozart's am 27steuber 1856 ein großes Musikfest, wobei zwei Generre, das erste am 7. Novemberlein und Mozart'schen Compositionen oder Musikgattungen, das zweite am 8. mit Louverten verschiedener Meister abgehalten werden. Herr Franz Lachner, Königlich bairischer General-Musikdirector zu München, hat die Leitung übernommen. Das Comité lädt in einem eigenen Aufrufe, der die Runde durch alle Zeitblätter macht, die Musikfreunde von nahe und fern freundlichst zur Theilnahme ein.

Aus den musikalischen Mysterien Alkuin Weiß und Ferdinand Raimund's an das Licht der Tages treten. Die Copellmeister Abt, Kallwoda, Lampert, Dr. Frenz Lisz, Reichardt, Dr. Louis Spohr, Wilhelm Tschirch, Wilhelm Wilsing, die Musikdirectoren Claudius, Herbst, Hiller, Kufferath, Lewy, Müdling, Pömide, Redding, Sattler, Julius Schneider, Thiele, Thieme, Wolermann und Wanderleb haben bereits Beiträge zugesichert, und auch Seine Hoheit der Herzog von Sachsen-Coburg wird ein Tonwerk dazu liefern. Seine Majestät der König von Preußen aber hat die Annahme der Widmung dieses Albums in Aussicht gestellt, und seine definitive Entscheidung nur an die vorherige Einsendung des Manuscriptes geknüpft.

Dasselben erhält nie im Werke begrüßens Bildung einer Mozartvereins durch das bevorstehende Jubiläum Mozart's einen besonderen Aufschwung, eine erhöhte Bedeutung. Der provisorische Vorstand dieses Vereins, Redacteurwolf Hanbalter, hat an sämmtliche Tonkünstler zu der in Gratz am 24. und 25. August d. J. behufs der Constituirung desselben anberaumten General-Versammlung ein, und bemerkte in dieser Einladung, daß der Herzog von Sachsen-Coburg die Annahme des Protectorats dieses Vereins in gnädigst Ausicht gestellt habe.

In Paris und London, den zwei Weltbildern, wo das musikalischen Leben bis tief in den Sommer hinein, in erhöhter Stadt vorzüglich auf Anlaß der großen Weltausstellung, zu Schwunge war, Singt und man auch an, Miller zu preisen, der Donner Jason ist geschlossen, in Paris wird das Opern- und Concertwesen mit dem Beginne der großbritannischen Königin den Wiederauf seines vielgerühmten Glanzes erreichen. Während auf der Pariser-Ausstellung eine Riesen-Bibliothek, zu deren Handhabung die eigene Musikcommission angebracht ist, und deren Tonsäle die Mauern eines gewöhnlichen Opernhauses in Trümmer zu legen drohte, die Aufmerksamkeit der musikalischen Welt auf sich zieht, gibt Jullien auf seiner Ausreise durch England in den großen Handelsstädten Musikconcerte in Crystal-Palaste, bei denen außer vier Dutzend von Tonkünstlern Amati in Violoncello und das übrige Corps Baant daraber, wenn es vornimmt, das einer solchen Production in Manchester 24,000 Personen beigewohnt haben.

In Berlin wurde die Oper mit Lortzing's „Czar und Zimmermann" wieder eröffnet. Auch ein Liedyschen Opernsänger Lanbe debütirte gastirend als Peter Iwan, worin mehr drei Ouverturen eine Simfonie von Haydn (mit dem Paukenschlage), dann die C-moll und A-dur Simfonie von Beethoven gegeben wurden. F. D.

Restituirendes Schauspiel.

Am 26. August wurde im k. k. Hofburgtheater: „Der Freiwillige" nach dem Französischen von Olfers und „Ein Arzt" gegeben.

Die erste Piece war schon für den Schluß der letzten Saison bestimmt und angekündigt, wurde aber wegen unpäßlichkeit der Herrn Baumeister abgesagt und zurückgelegt. Ob sie hat bedeutend Mangel an Interesse oder verlieren; denn das Stück ist eben eine leicht componirte, auf Unwahrscheinlichkeiten gegründete Arbeit, die, wenn wir gerade nicht übel gelaunt sind nur so gut gespielt wird, und wohl unterhalten kann. Allein die Darstellung konnte keinen besonders Vortheil, den Herr Baumeister kannte nur im Anfange seiner Partie aufprechen; sobald wir uns aber übergeraut hatten, daß wir dem graden Tuche des gemeinen Soldaten eigentlich ein junger bedeutendsiger Tanzmeister und einem der besten Schüler sieht, wie sie auch seine Szene mehr von Frankreich und Nobleße demerkten, welche der elegante Pariser, der in den feinsten Cirkel geliert,

Digitized by Google

sich angeregter haben mußte, zu schwach und unser Interesse. So mußte auch die ganz lich vergessene Scene mit dem fingirten Rausche eintönen. Herr Baumeister ist nun einmal Naturbursche, in diesem engen Kreise ganz vorzüglich, aber im Salon im Frack steht die elegante Tournure gänzlich, und die sollen wir nie vermissen.

„Ein Arzt" gab Herrn Löwe Gelegenheit zu brilliren und seine langbewährte Meisterschaft in solchen Rollen neuerdings zu bewähren. Herr Landvogt-Lanckner den jungen Engländer, und machte die leicht angelegte Piece schlappend und schwerfällig. Der junge Mann leidet am Spleen, ich langweilt alles, was er sieht und hört, was er selbst spricht und thut, aber er thut und sieht langweilen, das ist durchaus nicht der Zweck, den der Verfasser vor Augen gehabt.

Im k. k. privilegirten Theater an der Wien:

„Der Bethjar," Volksdrama in 3 Aufzügen.

Der lebendigen und wahren Schilderungen, die der Dichter in seinem „Dorfnotar" an unseren Augen vorüberführte, bewegen Stilgeth, denselben zu dramatisiren, und er hat hiezu Aufgabe mit ziemlichem Glücke gelöst, obschon das Spitalhafte, Zerrissene des Romans dem bedeutende Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Es ist die Zeit Bathasdors, der alten Zabladrots-Wirthschaft in Ungarn, zu einer Zeit, wo der Obelmann unbedingt alles unternehmen konnte, was er nur wollte. Auch in diesem Volksdramatiker teilte das zur Anschauung kommen, und um es recht lebendig zu thun, recht klar an den Tag zu legen, folgt der Verfasser dem Beispiele mirrer Volksdichter, welche zum einmal vor dem Volke streichen, um anschaulich zu werden, und verlegt Lieber und Handlung in die Pußtah und Herrenhöfe, und all' die glänzenden Gegensätzen in die elendesten Hütten und Raubernester. Wer in einem anhaltigen Werke arbeitet, von dem kann man sicher erwarten, daß er sich sogleich als Dummkopf oder Schurke zerreren werde. Hier haben wir zum Beispiel unter den Adeligen Bäzner, Mentschige, Dummsieger, zu geradem Dichter und Räuber aus Ostermeinden, und die zwei Rätzer, welche sie doch nicht zur Liebhaberei, sondern ernstlich als Prostitutionen betreiben, sind es nur auf Veranlassung, auf Nothwendigkeit geworden, die Hodergeschichten haben sie ganz gegen ihrer Neigung dazu gezwungen. Und welche Gestalt: Maria Viola tritt zu uns, klein und zierlich und schlavenfrei, ein liebender und gelobter Gotte und Vater, ein aufopfernder Freund, der einen Freund, den Zigeuner Pet getunden, einen wahren Pilodes, und er wurde sich wohl der Pflicht bewußt, seiner Heimat und meiner Räuber und Zigeuner zu gehen, um sich ein Prachtermopfer von Freund zu finden und dem Verbrecherkreise zu entfinden, welchen gewöhnlich lurzsichtige Aerztliche die „gute Gesellschaft" nennen. Auf diese Weise wird von der Bühne herab dem Leben sein Spiegel vorgehalten, und Wahrheit gibt wohl auch auf derselben finden.

Was das Stück an äußeren Inhalten betrifft, so machen es tieselben zu einem ganz gemüthlichen Kopfzerbrechen, weil Verbrechen, Zauberwesen, Hexenwesen und sonstiges mit einer bewunderten Hitze, mit zusammenstürzt und in den Flammen Weib und Kind Viola begrabt, der ihn dort suchen wollte.

Die vorbergehende Scene, wo und den Stadtschreiber förmlich Scheibe geschossen wird, wirkt zudringlich, und man wie nicht Hoffnung, daß, daß die zwei Advocatsiasen der „Bethjar" vorgassen sein wird, so möchten wir keinen Brustkranken rathen, sich in diesen Schwefelstampf zu stürzen. Im Freien, in der Arena ist die Sache weniger gefährlich.

Was die Darstellung betrifft, so war diese von Seite des Herrn Rott (Veit) ausgezeichnet; es lag eine überaus starke Wahrheit in dieser Maske, in diesen Bewegungen dieser Brustwehr, man glaubte wirklich diesen Figurner vor sich zu haben. Ueberhaupt spricht Herr Rott sich durch große Naturlichkeit in der Zeichnung seiner Charaktere aus. Ihm zunächst können wir nur Herrn Schierling (Tangel) mit Auszeichnung nennen, Herr Grimm (als Bet) ist noch zu sehr in's Weinerliche Fach und zu declamirte auch zu viel. Fräulein Bertha (Finsk) ist eine Anfängerin, ohne eine versprechende und von schönen Mitteln, die aber noch der Ausbildung bedürfen. Fleißiges Studium, Mäßigung, von allem Ton der romantischen Heroine nach Madrigalen und Natur werden hier einmal schöne Resultate erzielen lassen; doch Ernst und Ausdauer müssen vorhanden sein, denn ohne diese wird nichts erreicht, aber wir hoffen, daß es bei Fräulein Bertha darin nicht fehlen wird.

A. P.

Wochen-Chronik.

Die Revisionsbücher werden immer noch fort; unsere Journale, von denen man Novitäten forderte, müssen nach außenher ihre Zuflucht nehmen. Es ist dieses der Fall in Betreff Ihrer Majestät der Königin Victoria in Paris sehr willkommen gewesen, weil sie sich in Beschreibungen der Feste und Abendvergnügungen, die der kaiserliche Hof zu Paris der Königin von England veranstaltete, ein Gerüst gegen den Himmel erbauen.

Das lange bekrochene Generalrat wurde am 18. August hier unterzeichnet, und schon einen Tag früher ging der reiche Secretär St. Cricmieux, der so hochgeachteten Garibaldi-Kreaturatur, Manlingens Vicle Brevis mit der wichtigen Depesche nach Wien ab. Man erwartet die Ratification schon in den ersten Tagen Septembers von dort zurück. Bei dem Verneinen nach selgerlegt, daß in Betreff der gemischten Ehen der früher übliche Gewissens, auf die Israelitischen Bräutigame sich gründende Vorgang aufrecht erhalten werden soll. Die Ernennung der Pfarrer durch die Bischöfe im Einvernehmen mit der Regierung.

Der öffentliche Naturforscher, Herr Reitschy, Custos am naturgeschichtlichen Museum in Wien, der eine wissenschaftliche Reise nach Cherbidanen unternommen, bekonnt sich auf seiner Rückkehr nach Wien. Er führt eine interessante Sammlung seltener Pflanzen mit sich. Eine gleiche Reise unternahm der Herr Georg Frauenfeld im Frühjahre nach Griechen und auf den Berg Sinai, deren Beschreibung wir eben in unseren Blatte bringen.

Das einzige Denkmal der Feldmarschalls Radetzky, von den Brüdern Max für Prag bestimmt, ist schon so weit vollendet, daß es nächstens zum Erguusse nach Nürnberg gesendet werden wird. Die Aufstellung ist noch einem Napoleonbilde von Sonne Bernet.

Blumenfreunden kann nicht genug angezeigt werden, daß in Schönbrunn im kaiserlichen Garten, und zwar in der linken Abtheilung, ehe man zur Menagerie gelangt, so eben eine Victoria regia ihre Blüte entfaltet. In einem der großen Treibhäuser prangt ein Kaffeebaum mit Früchten.

Am 16. August war in der Michiterstirn-Congregation die Wahl eines Generalabtes, und es wurde Hr. Peter Jacob Bofagi, bisheriger Assistent und Procurator des Hospitiums in Constantinopel, erwählt.

Die feierliche Aufstellung des Standbildes Beethoven's in Bonn wird, Nachrichten von dort zu Folge, im September erfolgen.

Im Kürze wird hier die erste Wiener Dampfwasch-Anstalt in's Leben treten. Die Betheiligung an diesem Unternehmen ist sehr lebhaft.

Erklärung der Kunstbeilagen.

1. Portrait des Vincenz Georg Kininger.

(Von ihm selbst gezeichnet, in Kupfer geätzt von Christian Mayer.)

Vincenz Georg Kininger, ehemaliger Mahr und Professor der Stadtkunst an der Akademie der bildenden Künste zu Wien, Ritter zu Regensburg, im Jahre 1767 das Licht der Welt. Er kam ganz jung 1778 nach Wien und besuchte von 1781 an die Akademie, wo er sich unter Professor Schmutzer's Leitung im Zeichnen übte. Fünf Jahre darauf trat Kininger in die daselbst neu errichtete Schule der Stadtkunst und studirte sie mit großem Eifer und vielem Erfolge.

Der junge Künstler, der durch mehre erschienene Proben sich bemerkbar gemacht hatte, bat bald dem Director der Akademie, dem bekannten Füger, durch sein Talent auf, welcher ihn sehr liebgewann und durch Recommandation für seine Geschäftsgang bewohl, als auch, da Kininger wenig Mittel vom Hause hatte, für seinen Unterhalt sorgte.

Im Jahre 1790 trat Kininger aus der Akademie und unternahm mehre Arbeiten, besonders Porträts, auf eigene Hand. Als ich im Jahre 1801 ein Kunst- und Industrie-Comptoir in Wien gründet hatte, erhielt Kininger von demselben den Auftrag, Füger's „Achill" in Kupfer zu ätzen, welche Arbeit er nebst andern auf das gelungenste ausführte. Das genannte Comptoir wurde durch ungünstige Verhältnisse gezwungen, seine Zahlungen zu machen und so war unser Künstler wieder auf sein Portraitfach beschränkt, in welchem er jedoch Ausgezeichnetes leistete.

Endlich wurde Kininger zum Professor der Stadtkunst an der Akademie der bildenden Künste in Wien ernannt, und von da an wirkte er sehr fruchtbringend sowohl für die Kunst als für die Schüler. Unter seinen zahlreich gebrachten Platten sind besonders erwähnenswerth die Porträts: Fürst Auersperg nach Salomon, Kaiser Leopold, Kaiserin Ludovica, Leudan nach Guerchin, Graf Hohenwart, Erzbischof von Wien, und Freiherr von Hager nach Abel, Baron Jacquin nach Füger, Fürst Kaunitz nach Lampi, Fürst Nicol. Esterházy nach Ybadey, General Ferrari nach Daffinger ꝛc.; ferner die historischen Werke: „Virginia," „Socrates", „Cornelius" nach Füger, „Mutter nach Angelika Kaufmann, „Maria mit dem Kinde," nach Abel, „eine heilige Familie" nach Batoni, Füger's große allegorische Gemälde auf die Nachkunft der Kaiser Franz I. 1814 ꝛc.

In unserer Zeit verstehe sich Kininger auch als Lehrer der Lithographie, worin er zwar nur wenige, aber gelungene Proben liefert. Seine letzte unternahme er 13 Jahr alt und vollständig ausgeführt gezeichnete Scenen zu „Oberon" auf Stein zu copiren, wovon jedoch nur die erste Scene zur Vollendung kam. Kininger war als Mensch und Künstler ausgezeichnet. Herr Christian Mayer, von dem wir diese heutige Data hervorhebt, hat ihm seine ganze künstlerische Ausbildung zu verdanken. Er starb zu Wien, 84 Jahre alt, anno 1851, von seinen Freunden betrauert. —

2. Niederländischer Still-Leben.

(Galvanographie.)

Ein anspruchendes Genrebild und den niederländischen Familienleben. Während die Mutter den unmuten Säugling im Schoose schaukelt, hilft die Mann am andern Ende des Tisches, mit einer Flasche und mit Freiglas voran an, daß er sich soeben gelobt hat. Hinter der rüstigen Familienmutter spielen noch zwei Kinder, indem sie im großen Bottich, worin Lebensbaste schwimmen, im Wasser plätschern. Bei einem Fenster steht gemüthlich noch ein Knabe der Sorge zu, so wie die wohlgemästete Katze zu den Füßen der Mutter behaglich der Verdauung obpflegen scheint. —

3. Der Pachkrin.

(Originalwerk und Lithographie von W. Lehmann.)

In den bereits gebrachten malerischen Ansichten aus der schönen Umgebung von Zell fügen wir heute der Ansicht des Dachsteins.

Der Dachstein ist über nur der höchsteck-Alpe aufgenommen, wie er sich vom Gollhäuserese bis an den Gipfel in seiner ganzen Größe und Majestät erhebt. Die Bergwanderung zur Kuhlen bildet eine Abtheilung des Dachsteins, der Region der Hallstätter Salzberg, der Anfang des Gosaithales und der Pfaffenstein.

Der Abendsonnenblick verschmelzen die Gebirge sammtlich in große, ruhige, dunkelviolette Massen, nur das Gletsch des Dachsteins, ganz und erhebt seine blauschattirten, röthlich schimmernden Zinken. Ein gradlos, scharfes Auge nur vermag sich in dem scheinbaren Chaos von Felsen und Schneefluchen zurecht zu finden, die das Plateau rechts umgebenen Gebirgsketten kennen. Obschon der Dachstein seinen namentlichen Ursprung nicht langsam kann, so hat er von hier aus doch das Ansehen einer großen breiten Pyramide, dessen Fläche nur zum Rande mit Eis und Schnee gefüllt ist. Die vor denselben Spitzen machen sich hier, als: beider Dachstein, hoher Krenz und Thorstein, und zur linken, als: beider Hohstein kenntlich. Oben aus in seinen vielfachen Felsenlabyrinthen ander gewohnt ist, und noch vergeblicher Mühe einer vollkommenen Orientirung das dabe Fels seiner Bewunderung von der Hallstatt-Alpe und betrachtet, kann das man allerdings das Vergnügen, sich einen klaren Begriff jener Höhen verschafft zu haben.

Jener unterbrochene weite Fleck mit bläulichen Streifen löst von hier aus nicht den 100 Klafter tiefen Gletscher ahnen, in dessen Tiefe und Schauer entsetzende blaugrüne Klafte 100 rasende Bache brausenderstossen und 1000 zischende Cascaden reißen. Wenn man von diese grünen, sichlichen Alpe aus dahin schaut, so wahnt man, daß es da oben sehr stille herginge; aber dort ist ein unterirdisches Reisen und Klappern und Pochen, wie von hölzernen Hammerwerken, und still man es aus dann sein, wenn der ernste Winter alles Flüssige erstarren löst und die Klafte verschneit, wo es im Sommer so laufig rollt. Wie an kleines winziges Knäuerpferd erglänzen unter der schattigen Riesenwand der Gletscht einige Hüttchen und der Rahe von Hallstatt.

Die Anleitung zum Schutze und zur Heilung in der

CHOLERA

durch Anwendung der **Original-Schutztinctur** ist zu beziehen vom Verfasser **Dr. A. D. Bastler**, practischem Arzt in Wien, Stadt, hohe Brücke Nr. 148.

Preis 1 fl. C. M.

Die Ordinationsstunden sind täglich Früh von 7—8 Uhr und Nachmittags von 3—4 Uhr.

Druck u. Verlag von M. Auer. **Zu Anlande zu beziehen nur durch Robert Hoffmann's Buchhandlung in Leipzig.** Verantw. Redacteur: Leopold Kordesch

Digitized by Google

Gemalt von Kininger. Geschabt von Ehr. Mayer

VINCENZ GEORG KININGER.

Beilage zu W. Aure's polyglottisch-illustrirter Zeitschrift „Gaea."

Digitized by Google

Digitized by Google

Beilage zu H. Faust's polyt. illust. Zeitschrift „Faust".

Digitized by Google

Digitized by Google

Nach d. Nat. gez. u. lith. v. M. Ludmann.

Dachstein von der Hüttenekalpe.

Beilage zu M. Auer's „Faust."

Digitized by Google

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift

für Kunst, Wissenschaft, Industrie und Unterhaltung,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Numern von 24 Bogen Text und über 70 Kunstbeilagen.
Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- u. Auslandes an.
Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M.
Zustellungsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 50 kr. C. M.

Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und pertofrei erbeten. — Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schrift gleichzeitig geliefert und billig berechnet.
Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gebrochene Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.
Redaction: Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 75.
Verlagshandlung und Expedition: Stadt, Kärntnerstraße Nr. 1053.

Inhalt: Spindler in Wien. — Moetschicks Begräbniß. — Im Lande der Botocuden. (Fortsetzung.) — L. Andreas Meiz. L. Bernoull. — Wiener Geschichte und ihre Bauten. — Epigramme. — Musik-Salons. — Correspondenzen aus Paris. — Erklärung der Kunstbeilagen. — Leitgraf der Kobolden. — Beilage: Pflanzenreactions-Einleitung.
Artistische Beilagen. Portrait des Dichters Albert Thorwaldsen. (Kupferstich von Kirchhofer.) — „Vater Unser“ Titelbild zum „Faust“-Kalender 1856.“ (Nach einer Zeichnung von Peter J. N. Geiger, auf Stein graviert von J. Kellner.) — Das stumme Bild. (Zeichnung von W. Zendt. Kupferstich von Sonderer.)

N° 22. II. Jahrgang. 1855.

Spindler in Wien.

Die Nachricht vom plötzlichen Hinscheiden des ebenso erfindungsreichen, als gestaltungskräftigen Romandichters ist und durch alle Zeitungen des deutschen Vaterlandes zugekommen. Wie haben sie mit um so schmerzlicherer Theilnahme vernommen, als der Dichter noch nicht jene Höhe des Alters erreicht hatte, die sein Sterben als eine endliche Erfüllung des Menschenschicksals erscheinen läßt.

Noch regte sich seine schöpferische Kraft, durch jene Macht getragen, der wir als sonnig gereiften Lebensanschauung und geistig durchlebten Erfahrung zu huldigen gewohnt sind.

Spindler hat in demselben Monate, den er zehn Jahre früher in Wien eben so heiter als gemüthlich verlebte.

Wir wollen hier den Eindruck schildern, den seine Persönlichkeit und sein heiter natürlicher Verkehr mit Freunden und Gleichgesinnten zurückgelassen hat, was wohl dazu beitragen mag, einige Züge zum Bilde des der deutschen Nation werthen Mannes zu geben.

Die Donau nach Oestreich herabfahrend, lernte Spindler den Arzt von Stadt Steyer, Dr. Arming, auf dem Schiffe kennen; denselben, der unter dem Pseudonym Fitz-Berth unter andern den historischen Roman „Stefan Fadinger“ geschrieben hat und im Jahre 1850 nach Amerika auswanderte, wo er seitdem als geachteter Arzt mit seiner Familie zufrieden lebt.

Mit Arming trat Spindler bei mit ein; eine nicht große, breit gedrungene Gestalt. Schwarzes, etwas krauses Haar deckte die nicht hohe, kräftig geformte Stirne, unter der zwei schwarze Augen scharf hervorglänzten. Die Wangen waren gebräunt, ein kleiner Schnurbart deckte die Oberlippe. Spindler's Erscheinung machte keinen poetischen Eindruck, aber etwa den eines Försters, der ruhig und selbstbewußt Herr im Walde ist und der von Zeit zu Zeit nur ungern sich bestimmen mag, in die dumpfe enge Stadt zu kommen, deren Menschen ihm unbequem sind.

Er liebte es denn auch, nur mit einigen Freunden zusammen zu sein und wenn es dabei frisch kaltes Bier gab, so konnte man ihm eine heitere Behaglichkeit ansehen, die ihn zu den gemüthlichsten Gesprächen anregte, wenn eben von Kunst — nicht die Rede war. Er liebte es nicht, „vom Handwerk“ zu reden; „davon habe ich genug, wenn ich in den Früh- und Vormittagstunden mich müde gearbeitet habe.“

Einfach und schlicht, wie er war, liebte er es auch nicht, wenn ihm über seine Schriften Verbindliches gesagt wurde, und das „Nee Fidicen“ des römischen eitlen Dichters war ihm verhaßt.

Die geistreich heitere, leider verstorbene Künstlergesellschaft „Concordia“ veranstaltete ihm zu Ehren ein munteres Abendfest auf der luftig grünen Terrasse des Kaiserbades am Donaufurr in Wien.

Spindler versprach zu kommen. Er fuhr am selben Tage Morgens nach Baden und kam — nicht. Nachfolgende Zeilen beziehen sich auf dieses Factum und mögen um so mehr mitgetheilt sein, als sie die liebenswürdig bescheidene Natur Spindler's freundlich charakterisiren:

„Werther Herr!

Ich kann nicht umhin, mein Bedauern schriftlich zu schildern, daß — wie aus Ihrer gestrigen Aeußerung erhellt — die Herren, die mir ein paar freundliche Stunden bereiten wollten, durch mein Ausbleiben verletzt und beleidigt worden sind. Die Voraussetzung, daß angenommen werden könnte, ich hätte mit Fleiß und Vorbedacht die Gesellschaft, auf gut deutsch gesagt: anführen wollen, lastet schwer auf mir. Ich kann Ihnen aber auf meine Ehre versichern, daß ich nicht von ferne daran dachte, daß jene Gesellschaft sich gerade nur um meinetwillen zusammen thun würde. Ich meinte, der Sonn-

Digitized by Google

abend sei überhaupt als Gesellschaftag angenommen und meine Wenigkeit werde eben nur ein Gast mehr sein. Ich hatte mich auch recht sehr gefreut auf den angekündigten Biergesang und auf den Cithrespieler; allein in Baden ließen sie mich nicht fort, und was einem jeden Vater von Wichtigkeit scheinen wird, meine Tochter war mit in der Verschwörung! Hätte ich indessen gewußt, wie es mit jenem Samstagverein gemeint war, ich wäre gekommen, und hätte es Hellebarden gereget, und wäre Saphir in zwölf Exemplaren auf meiner Ferse gesessen. — Entschuldigen Sie mich, ich bitte gar schön, bei den bewußten Herren, und machen Sie meine „Dalkerei" wieder gut. Ich hoffe, daß unter die Tugenden der Oestreicher auch die der Verschwiegenheit gehört, und daß sie einem Fremden, dem sie wohlwollen, einen Verstoß der Art wohl verzeihen werden. Ich werde sonst ein fatales Gefühl von Wien mitnehmen und bin doch nur gekommen, um fröhliche Ferien zu verleben.

Bringen Sie also, werther Herr, die Sache wieder in die Reihe und rechnen Sie auf den Dank Ihres ganz ergebenen Freundes

Wien, 1. Juli 1845. Dr. C. Spindler."

Die ihm angenehmsten Stunden verlebten wir Abends mit Baron Feuchtersleben, mit Franz Gräffer und Franz v. Holbein in Gärtendei Wien.

Als Belege seiner Stimmung, seines bequemen Behagens, seiner oft humoristischen Auffassung mögen folgende Briefe dienen, die nicht den Dichter, aber den gemüthlichen Gesellschafter und Freund zeigen:

„Werther Herr und Nachbar!

Auf die Gefahr hin, von Ihnen für einen Mann der Aussüchte gehalten zu werden, melde ich Ihnen, daß mir unmöglich ist, heute nach Döbling zu fahren. Die Ueberbringerin dieser Zeilen wird Ihnen besser mündlich, als ich, wie unleidlich es mit mir heut steht. Meinen Narrenkopfschmerz kennend, weiß ich, daß vor dem Späten Abend keine Linderung eintritt und vor Morgen Früh keine Besserung. Ich könnte den Anforderungen einer Gesellschaft — wenn noch so klein — heute nicht im mindesten entsprechen. Dennoch nehme ich mir die Freiheit, Ihrer werthen Frau Gemahlin, die ich bestens von mir zu grüßen bitte, meine Fanni*) auf eine Stunde oder ein paar zu empfehlen. Das arme Schäfsein schöpft auf diese Art doch etwas Luft und genießt eine tausendmal bessere Gesellschaft, als die meiner Murrigkeit. — Ihre Bücher sind mein Trost des heutigen Tages, so oft meine Augen nicht allzuwehe thun und der Kopf nicht im Halbschlummer brütet. Vielen Dank dafür. Ich hoffe, mich morgen bei Ihnen erkundigen zu können und zu dürfen, wie Sie sich befinden. Ich hoffe auch und wünsche, daß Ihnen besser zu Muthe ist, als Ihrem ganz ergebenen

Wien, 3. Juli 1845. Dr. C. Spindler.

N. S. Der „Minister"**) ist nicht am Kopfweh schuld. Sowie das letztere nachgibt, werde ich im „Kamm" Demjenigen, der mir ein gutes „Märzen" bringt, eine Krone oder einen Bischofstab verleihen. Der Obige."

„Werther Herr!

Da Sie jetzt die einzige Seele in Wien sind, mit der ich in anderen als gesellschen Beziehungen bin, so müssen Sie auch ertragen, daß ich Ihnen ein Büllerin meiner Krankheit schicke. Kopfschmerz ist weg, dagegen nach einer passabel schlechten Nacht eine Heiserkeit eingetreten, die etwas Husten im Gefolge führt. Wienä weiche Lüfte sagen mir nicht zu. Ich denke, bis Montag oder Dienstag meinen Stab weiter zu setzen. Indessen wäre es schön, wenn wir uns noch ein paarmal zu sehen bekämen. — Heute traue ich mich kaum, in Anbetracht des Windes, auszugehen; dennoch wage ich mich vielleicht am Abend zu Ihnen hinüber, wenn Sie zu Hause wären. Einen großen Gefallen könnten Sie mir erzeigen, wenn Sie heute Abend Ihrem Diener befehlen möchten, mir ein Paar Halbe von dem bewußten „Märzen," das ich bei Ihnen getrunken, auf Nr. 102 des „gedenken Kammts" zu schwärzen. Wenn Sie die Zusendung für eine Gabe Ihrer Güte ausgeben, so braucht sie auch nicht geschwärzt zu werden. Serrum werd' ich für seine Gefälligkeit königlich belohnen. — Wie wäre wohl möglich, den Herrn Gräffer hier kennen zu lernen?

Mit vielen Empfehlungen an Ihre Frau Gemahlin von mir und meiner Tochter habe ich die Ehre zu sein Ihr ergebener

Wien, 5. Juli 1845. Dr. C. Spindler."

*) Spindlers Tochter. Sie damals 16jährig, gar süßen und anziehenden beidseitigen Antlitzes. Sie lebte halb asketisch und hatte einen frommen, religiösen Zug im Herzen, der die damals als Frauenleidige alle ein schönes Maß erscheinen ließ.

**) Wine in damaliger Verpachtung in Wien.

„Verehrtester!

Mit meinem besten guten Morgen die Nachricht, daß ich heute einen Ausflug mache. Ich kann's in der Spelunke nicht aushalten. Bis zwei Uhr oder drei denke ich zurück zu sein. Lassen Sie mich indessen wissen, wie's mit der Neuleerschenfelderparthie ist. Ich hoffe, Ihre Befehle bei meiner Rückkehr zu finden. Erfahren Sie mir aber zu einem Rendezvous einen langen Weg durch die Stadt, denn ich werde wie ein abgehetzter Löwe ankommen. Ihr ergebener

Wien, 7. Juli 1845. Dr. C. Spindler."

Wochenlang dauerte so ein freundlich heiterer Verkehr zwischen Spindler und seinen Freunden in Wien.

Seine Gespräche waren natürlich, anziehend mehr durch die sich im geselligen Verkehr eben ergebenden kleinen Vorkommnisse, als bedeutungsreich durch ihre Beziehungen auf das Leben in seinen großen Kreisen.

Einmal sprachen wir von unserm genialen Raimund. Spindler erzählte die Art, wie er mit ihm bekannt geworden, und erlaubte uns, die Situation nachzuerzählen, weil wir ihm versicherten, daß sie gewiß die zahlreichen Freunde des zu früh Hingeschiedenen interessiren werde, indem sie den leicht beweglichen, oft in sich bisher verschlossen und wieder aufbrechenden Künstler, wie wir Raimund kennen, wieder auf originelle Weise charakterisirt.

Raimund kam nach München. Sein glänzender Ruf war ihm vorangeeilt, die Proben seiner Stücke begannen, der Künstler leistete sie mit seiner von ihm bekannt gewordenen Thätigkeit und Unermüdlichkeit, die Alles fuge und klappte. „Der Bauer als Millionär" war endlich angekündigt, die Generalprobe ging vortrefflich; man erwartete bei der allgemeinen Theilnahme, die Raimund's Anwesenheit hervorrief, ein sehr zahlreiches Publicum, das Raimunden heute — nicht sehen sollte; denn eine halbe Stunde vor der Vorstellung ließ er sich, zu nicht geringer Verlegenheit der Direction, krank melden. Der Intendant schickte den Schauspieler Urban zu ihm, um ihn auf jede mögliche Weise zum Spiele zu bewegen; Urban begegnete Spindler auf dem Wege zu Raimund und bat ihn, mitzukommen und seine Beredsamkeit anzuwenden. Spindler, der den Künstler noch nicht persönlich kannte, ging als freiwilliger Parlamentär mit.

Raimund lag im Bette, bis an den Hals zugedeckt, auf dem Kopfe trug er eine Schlafmütze, und zwischen Bettdeck und Schlafmütze schaute ein verstimmt meinerliches Gesicht mit langer, vorspringender Nase heraus.

„Ich stelle Ihnen, Herr Raimund, Herrn Spindler vor, der es recht sehr bedauert, Sie heute nicht spielen zu sehen," nahm Urban das Wort.

„Sie sind der Herr Spindler, der berühmte Romandichter?" sagte Raimund mit plötzlicher lebhafter Freundlichkeit. „Mich freut es sehr, Sie kennen zu lernen."

„Ich bedauere aber sehr, Sie nicht spielen zu sehen, es hätte mich sehr interessirt."

„Wirklich würde Sie das interessiren?"

„Mich und das ganze Publicum."

„Ich bin aber krank; Sie sehen ja!"

„Nun, Ihr Auge ist klar, Ihr Aussehen nicht krank."

„Gewiß, ich bin krank, wenigstens werde ich es sein, ich weiß, wenn ich die Bühne betrete. Es quält mich, ich kann die traurigen Gedanken nicht los werden. Ich werde krank sein."

„Nun sind Sie es aber nicht, beherrschen Sie Ihre Stimmung."

„Ja, das ist ein Unglück. Und Sie hätten mich gerne spielen gesehen? Aber jetzt ist's zu spät jedenfalls."

Urban benützte den Zweifel Raimund's und erklärte ihm rasch, daß es zwar gleich sieben Uhr sei, aber durch die Ouvertüre, eine kleine Zwischenzeit u. s. w., es wäre noch möglich —

„Gut, so will ich spielen, dem Herrn Spindler zu Liebe, für ihn, weil er mich so gerne spielen sehen möchte, und das freut mich herzlich. Aber eine Bedingung, sonst spiel' ich nicht!"

„Jede gehen wir ein!" erwiederten erfreut die Herren.

„Sie müssen versprechen, nach dem Theater in einen Gasthof zu kommen, wo wir ungestört so recht herzlich beisammen bleiben und plaudern können."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Menschliche Begriffe

über die Unendlichkeit des Weltenraumes, der Materien und des Lebens, so wie der endlosen Absplegelung der Weltgeschichte vor den Augen des Allmächtigen.

Von Franz Xav. Wurm.

Unerforschlich für den beschränkten Geist des sterblichen Menschen ist und bleibt der Schöpfer! — Unerfaßlich das Reich, in dem er schafft und herrscht — denn es ist ohne Grenzen, wozu unsere Begriffe durchaus für Raum und Zeit keinen Maßstab finden.

Der Raum ohne Anfang und Ende umfaßt Alles, was man sich im Reiche der Geister- und Körperwelt denken kann; außer ihm, wie vor und nach demselben kann nichts mehr gedacht werden.

So weit dieser Raum aber reichen mag, ist er doch mit Materien und Körpern erfüllt, und es kann keine Grenze dieses Raumes gedacht werden, ohne außer demselben das Dasein eines anderen Raumes und anderer Materien zu denken, und in jeder Richtung zur Ueberzeugung einer Unendlichkeit zu kommen.

Eine Grenze des Raumes oder eine Leere von Dingen steht als ein Widerspruch aller Möglichkeiten da, — weil Raum und Materien überall untrennbar verbunden sind; nur ist jede Materie in sich selbst kraftlos und kann blos gegen andere wirkend, von diesen wieder in Thätigkeit gesetzt werden; dieses zeigt sich vor unseren Augen als Gesetz aller Gesetze der hervorbringenden Natur.

Wo immer im Weltenraume Materien in Verbindung traten, mußten sie durch eine Urkraft dazu vereinigt werden, und da, wo sich die meisten und verschiedenartigsten Stoffe zu einem Ganzen vereinigt hatten, mußte auch der Schauplatz neuer Entwicklungen am größten, mannigfaltigsten und vollständigsten sein, indem mit dem Dasein dieser Materien unstreitig auch ihre speciellen Eigenschaften ihrer chemischen Verwandtschaft und Anziehungskraft vorhanden waren, wodurch sich die dichteren Materien in bestimmten Abmessungen zu Welten geformt und die ersten Wohnplätze gebildet, auf welchen der Urheber die ersten Originale des Thier- und Pflanzenreiches schuf, die er mit allen Reichthümern der Natur zu Paradiesen geschmückt, mit dem herrlichsten Richtglanz umstrahlen ließ. — Die luftigen Materien, bestehend in Stick- und Sauerstoff und andern Gasen, umhüllen die Weltengebilde und erfüllen die Räume des Himmels, wo wir das Dasein von Milliarden solcher Körper erkennen und wo jeder Begriff von Leere, von Anfang und Ende, von Höhe und Tiefe, so wie von Unten und Oben aufhört!

Zahllos und ungelannt, wie die Gesammtwesen im Schöpfungsraume, sind auch die Arten ihrer Formen und der Zweck ihres Daseins; denn die ganze erschaffene Körperwelt erscheint als der Inbegriff eines Gesammtlebens in der unendlichen Wunderhalle des ewigen Formenwechsels, wo wie in einem lebendigen Wechselverhältnisse gewaltet, wie das Entstehen und die Entfaltung, das Vergehen und die Auflösung aller erschaffenen Dinge nach bestimmten Gesetzen vor sich geht. — Selbst unsere Erde läßt den aufmerksamen Beobachter nirgends Lebensäußerungen vermissen, denn sie beurkundet als Planet ihre chemische Thätigkeit in ihrem Innern und ist die Mutter alles Lebens auf ihrer Oberfläche, auf welcher der vernunftbegabte Mensch, mit einem Stückchen Glas sein Auge waffnend, den Lauf der Gestirne, ihre Größen, Entfernungen und Geschwindigkeiten, so wie ihre gegenseitigen Attractions- und repulsiven Kräfte berechnet und ihre Gesetze erforscht.

Unsere Gelehrten haben die Gesetze, nach welchen fallende Körper sich gegen die Erde bewegen, in welcher Zeit der Schall, mit mit welcher Geschwindigkeit der Blitz und das Licht die Räume des Himmels durcheilen, übereinstimmend ermittelt und die Ueberzeugung festgestellt, daß das Licht oder das Bild eines beleuchteten Körpers in jeder Zeitsecunde einen Raum von 42,000 Meilen durchlauft, und daher vom Monde bis zur Erde 1¼ Secunde, von unserer Sonne bis zur Erde ungefähr 8 Minuten,

						zum Jupiter				52	„
						zum Uranus				2	Stunden bedarf —

wornach das Licht

										von den Sternen	1.	Größe bis zur Erde in ungefähr	3 bis	12	Jahren
„	„	„	„	„	„	„	„	„	„	„	2.	„	„	20	„ 25 „
„	„	„	„	„	„	„	„	„	„	„	3.	„	„	30	„ 35 „
„	„	„	„	„	„	„	„	„	„	„	4.	„	„	40	„ 50 „
„	„	„	„	„	„	„	„	„	„	„	5.	„	„	60	„ 70 „
„	„	„	„	„	„	„	„	„	„	„	6.	„	„	90	„ 100 „
„	„	„	„	„	„	„	„	„	„	„	7.	„	„	140	„ 200 „

gelangt.

Der berühmte Struve schließt aus den Dimensionen seines Fernrohrs und seinen Wahrnehmungen, daß ein Stern 12. Größe eine gleiche Lichtstärke mit einem Stern 6. Größe besitze, daher eine 41 Mal größere Distanz von fünfhundert Billionen Meilen von unserer Erde entfernt sei, dessen Licht also bis zu uns einen Zeitraum von 4000 Jahren bedarf. — Der Lichtstahl, welcher von einem solchen Stern in unser Auge fällt, ist daher schon vor 4000 Jahren von demselben ausgezogen — und gehen wir von Herschel's Entdeckungen auf die weit entfernteren Sternhaufen und Milchstraßen der unendlichen Anschauung über, so finden wir, daß selbst die Geschwindigkeit des Lichtes Hundertausende von Jahren nöthig hatte, um den unermeßlichen Raum zu durchlaufen, und daß alle diese Gestirne auch schon so lange existiren mußten.

Nachdem sich in dem unendlichen Schöpfungsraum des Allmächtigen weder ein Anfang, noch Ende, noch eine Grenze seiner Allmacht entdecken läßt, sondern überall nur Werke seiner unerforschlichen Größe und Allgegenwart erkannt werden müssen, so liegt dem denkenden Menschen auch die Erkenntniß sehr nahe, wie der Allgegenwärtige von Stern zu Stern die Schicksale seiner Geschöpfe in einer bisher noch nicht gedachten Reihenfolge vor seinem allmächtigen Auge vorüberziehen sieht, und die Geschichte unseres Sternchens sich in jedem Augenblicke vor seinem Auge entrollt.

Denkt man sich hiebei nur den rein menschlichen Sinn des Sehens in einer höheren Potenz, wie er bei der Eigenschaft des Allmaltenden vorausgesetzt werden muß, so wird es auch unserer Fassungskraft möglich, zu begreifen, wie das allmächtige Auge von einem Stern 12. Größe in diesem Augenblicke alle Vorgänge wahrzunehmen vermag, die sich auf unserer Erde vor 4000 Jahren ereignet hatten, daß dieser allgegenwärtige Beschauer von einem Stern 10. Größe sieht, wie Christus mit seinen Jüngern auf Eden wandelt, und die große römische Monarchie ihr goldenes Zeitalter erreicht. — Von den Sternen 9. Größe erblickt er die Schicksale von Columbus, Faust und Gutenberg; von einem Stern 3. Größe Napoleon auf St. Helena; von einem Stern 1. Größe den entseffelten Wahnsinn von 1848, von unserer Sonne aus aber bemerkt er Alles, was auf unserer Erde vor acht Minuten vorgefallen ist.

Dem allgegenwärtigen Auge des Unendlichen breitet sich also immer weiter und weiter ein wahrhaft unvergängliches Archiv des Vergangenen aus, welches auf den Schwingen des Lichtes in die Unendlichkeit übergeht! — Alle Bilder des Geschehenen leben unvertilgbar von Sonnenferne zu Sonnenferne und von Ewigkeit zu Ewigkeit, und so liegt eine emig unverwüstliche Weltgeschichte, deren Inhalt unträgliche Wahrheit ist, vor den Augen des Ewigen!

Hält man sich die unendliche Sehkraft des Schöpfers gegenwärtig und denkt, daß sein Auge sich von einem Stern 12. Größe auf unsere Erde richtet, so wird es diese in dem Zustande erblicken, wie sie sich zu Abraham's Zeiten befand; denken wir ferner, daß dieser Beschauer sich in der Richtung gegen unsere Erde mit einer solchen Geschwindigkeit bewegen würde, daß er in einer Stunde bei unserer Sonne, 20 Millionen Meilen von unserer Erde entfernt, sich befände, so wird es uns begreiflich, daß vor dem Auge dieses allmächtigen Beschauers unsere ganze Weltgeschichte, von den Zeiten Abraham's bis auf den heutigen Tag, in der Zeit von einer Stunde vorübergegangen ist!

Dem beschränkten Geiste des schwachen Menschen schwindelt es allerdings, wenn er an eine solche Aufeinanderfolge von Bildern und Ereignissen denkt; allein einem höheren und allerhöchsten Geiste dürfen wir wohl solche Kräfte seines Auges nicht absprechen, womit er in diesen vorüberziehenden Ereignissen alle Bilder der Vergangenheit aufzufassen im Stande ist.

Dadurch erscheint es dem Begriffsvermögen des im Staube gebornen Menschen auch faßlich, daß vor Gott tausend Jahre wie ein Tag vorübergehen, und überhaupt alle unsere Vorstellungen von Maß und Zeit auf das Wesen des Allerhöchsten gar keine Anwendung finden können, indem vor demselben gleichsam Anfang und Ende in Eins zusammenfallen, und die Ewigkeit alles in der Mitte Liegende in sich schließt.

Nachdem nun hier dieser Begriff von der Allgegenwart und Allwissenheit Gottes, in Uebereinstimmung mit den Naturgesetzen zur Auffassung gebracht wurde, und jeder Erdenbewohner im ganzen sichtbaren Dasein die Ueberzeugung gewinnt, daß alles Leben eigentlich in geistiger Natur erscheint, welches auf den Wink des Ewigen in den verschiedensten Formen sich in Materien kleidet und seine Gestalten wechselt, so müssen auch alle Zweifel fallen, daß der unbegreifliche Schöpfer nur das Vervollkommnungsfähige in neuen Gestalten wieder erscheinen läßt, und demnach nur seine gewaltige Allmacht das Weltall belebt und Alles in Allem beherrscht!

Digitized by Google

Im Lande der Purzesten.

Vaterländische Novelle von Heinrich Ritter von Levitschnigg.

(Fortsetzung.)

Manda fühlte sich in demselben Augenblicke von zwei riesenhaften Armen umfaßt, wobei ihr gleichzeitig der Dolch aus der Hand geschlagen wurde. Es war Marko, der im entscheidenden Momente als Bündner des Juden herbeieilte. Trotz der Ueberraschung wehrte sich die hanfveste Dirne wie eine gereizte Löwin. Ihr Sträuben war furchtbar. Ein schwächerer Mann als der Todtschläger hätte Mühe gehabt, ja es vielleicht aufgeben müssen, eine so kraftvolle und gewandte Gegnerin zu bändigen. Hier war jedoch aller Widerstand vergebend. Marko wußte von keiner Schonung. Es schnürte der Aermsten die Gurgel so derb und gleichzeitig zusammen, als geschähe es in einem Ringkampfe mit einem Manne. Manda verlor das Bewußtsein. Der Riese brauchte kaum ein paar Minuten, um die Bewältigte zu knebeln.

„Schreien wirst Du nun nicht mehr, mein Liebchen!“

Dann griff er nach einem Bündel Stricke, die er zu der beabsichtigten Entführung mitgenommen, nur daß dieselbe in dem Vorgemache Bela's, statt auf dem dunklen Waldpfade, in die Scene ging. Auch damit kam der Unhold rasch zu Stande.

„Mit dem Sträuben ist es nunmehr auch vorbei, Herzchen!“

Es war empörend, derlei Ausdrücke der Zärtlichkeit aus dem Munde des Verworfenen zu hören, während die überfallene Dirne krampfhaft zuckte, während die Blässe des Todes auf ihrer Stirne lagerte und Schaum wie Blut von ihren verblichenen Lippen träufte. Die besiegte Romänin hatte dasselbe Schicksal erfahren, das sie früher dem Juden angedeihen lassen. Laik sah auch mit großer Befriedigung nach dem weiblichen Samson in Banden herüber. Natürlich spielte ein satanisches Lächeln um seine Mundwinkel, als Manda allmälig zu sich kam, und sich nun ihrerseits in ohnmächtigem Ingrimme, in bitterer Seelenangst in ihren Banden wand und krümmte.

„Wohlgethan, Bruder Marko,“ rief der Hebräer, „das nenne ich zur rechten Zeit kommen!“

„Ich verstehe mein Handwerk. Wie kann man aber auch ein solcher Schwächling sein?“

„Das ist die Schuld meines Vaters!“

„Nun, vielen Dank,“ hohnlachte der Riese, „bist du ihm allerdings nicht schuldig.“

„Genug des Scherzes,“ sprach Laik, „setze Deinem Werke die Krone auf und befreie mich von diesen verdammten Strängen!“

„Daß ich ein Narr wäre!“

„Keine albernen Schwänke! Erlöse mich von diesem verwünschten Aemstuhl!“

„Das mag Dein Gebiete Kreuzlahm thun.“

„Kreuzlahm? Wo ist er?“

„Der Schelm stack in einer ähnlichen Klemme. Ich mußte laut auflachen, als er mir seine Jammergeschichte erzählte. Diese schmucke Dirne Manda hat den Teufel im Leibe. Desto besser! Das kann eine hitzige Race abgeben. Ich bin der Mann für derlei handfestes Weibervolk. Wir wollen brünstig losen. Nicht wahr, mein Täubchen, mein Bräutchen!“

Damit sah er nach Manda hernieder. Die Romänin erbebte in tiefster Seele. Sie erkannte, daß ihr das Entsetzlichste erst bevorstehe. Was lag daran, im Kampfe mit einem Riesen wie Marko überwunden worden zu sein? Das war keine Schmach. So ergieng es bereits kraftvolleren Männern. Es sollte aber noch weit schlimmer kommen. Gefesselt in den Händen eines solchen Unholdes jammern, in den unwirthbaren Bergen seiner Willkür preisgegeben sein, sein Loos von derlei schamlosen Hunden abhängig wissen, das war dreifacher Tod.

Manda seufzte laut auf.

Zum Verständniß des Lesers schalten wir hier ein, daß Marko, der im Walde hinter Vlad's Hütte auf der Lauer lag, über das lange Ausbleiben des Krüppels stutzig wurde und sich daher dem Dorfe vorsichtig von der Rückseite näherte. Dort schwang er sich über den Zaun an dem kleinen Küchengarten der alten Marscha und schlich an die Hinterthür, deren Klinke er leise öffnete. Zu seinem Erstaunen herrschte tiefe Stille in der Hütte, nur aus dem Keller drang dumpfes Gepolter an seine Ohren. Der Sohn der Wildniß errieth augenblicklich den wahren Sachverhalt. Den Gefangenen befreien und dann auf dem Waldpfad nach Bela's Gehöfte aufbrechen, war das Werk weniger Augenblicke. Es galt ja die Befreiung Imre's zu vereiteln. Doch kehren wir zu Laik zurück!

„Und wo,“ fragte er, „befindet sich der hinkende Teufel jetzt?“

„Ich habe ihn als Vorposten zur Deckung meines Rückzuges vorgeschoben.“

„Rückzug?“

„Glaubst Du, ich werde abwarten, bis der Lärm der alten Hexe Marscha das Dorfgesindel gegen mich anrücken macht!“

„Gedenke an unsern Vertrag!“

„Marko pflegt nicht zu theilen. Laß' Dir daher die Liebesgedanken vergehen! Es ist nichts mit der Schwagerschaft mit mir, Freund Laik!“

„Scheusal!“ höhnte der Orientale.

„Du zürnst mir? Hast auch Ursache dazu! Du bist und bleibst ja doch der Geprellte. Zum Ersatze will ich Dir einen guten Rath ertheilen. Suche mit Imre bald möglichst ein Ende zu machen. Morgen vielleicht hast Du bereits das Gesetz auf dem Halse! Es muß daher den Anstrich haben, als sei er eines natürlichen Todes gestorben. Ich würde statt Deiner handeln und mir selbst dadurch den größten Liebesdienst meines Lebens erweisen, aber wie gesagt, die Zeit drängt, und so muß ich denn meine Rache Deinen Händen anvertrauen. Kreuzlahm weiß zudem um meine Ansicht. Folge seinem Rathe. Er kommt von mir. Gute Nacht!“

„Bleib', schmählicher Verräther!“ brüllte Laik, „löse meine Bande!“

„Ruhig, Schwächling! Bruder Hinkebein soll Dir aus der Klemme helfen! Nochmals, gute Nacht!“

„Sei verflucht bis in das zehnte Glied!“

Marko achtete nicht weiter auf diese Verwünschungen, sondern hob statt aller Antwort die gefesselte Romänin mit einer Leichtigkeit auf, als ob ein riesiger Wolf ein Lämmchen aus einer Herde entführte. Dann öffnete er geräuschlos die Thür und verschwand mit seiner schönen Beute in der dunklen Nacht. Der Jude biß sich vor Wuth die Lippen blutig und ein Strom von Flüchen rauschte dem falschherzigen Bundesgenossen nach, ohne natürlich den raschen Schritt des Todtschlägers im mindesten zu hemmen. Bange Furcht vor der strafenden Gerechtigkeit gesellte sich zu dem Zornergusse der Eifersucht. Eine qualvolle halbe Stunde verlief. Endlich wurden leise Schritte hörbar.

„Wenn es die Walachen wären!“

Also jammerte Laik.

Die Thür öffnete sich, Kreuzlahm trat ein.

Es war die höchste Zeit! Noch ein paar Minuten und der Jude wäre erstickt in seinem eifersüchtigen Grimme!

Das Blatt hat sich gewendet.

Kreuzlahm stand wie versteinert. Die Lage des Orientalen erschien ihm unbegreiflich. Anfangs glaubte er, Marko habe Laik in Folge einer eifersüchtigen Scene an den Armstuhl gebunden; bald aber dachte er an Manda's Stärke und Waglingsmuth, und ein hämisches Lächeln flog durch seine häßlichen Züge. Der Hebräer wußte sich auch zu mancher demüthigen Bitte entschließen, ehe sich der Krüppel herbeiließ, an das Werk der Befreiung zu gehen. Die Stränge waren eben so fest verschlungen, daß Letzterer ein Messer herbeiholen mußte, um die Knoten zu durchschneiden. Endlich fielen die Bande. Es mochte abermals eine qualvolle Viertelstunde verlaufen sein. Laik's Plan war mittlerweile gefaßt. Imre war allein der Mann, dem Verräther seine schöne Beute abzujagen. Man mußte daher mit ihm unterhandeln. Manda blieb dann freilich wie früher die Verlobte des jungen Bergmannes, aber bis zum Hochzeittage lag noch ein Zeitraum von mehren Wochen. Marko hingegen war bekanntlich kein Freund von langem Säumen. Zeit gewonnen, alles gewonnen! Auch dannte man dadurch den Arm der Gerechtigkeit.

„Komm' nach dem alten Thurm!“ rief der Jude.

„Weshalb?“

„Ich will Imre eine Kapitulation antragen.“

„In Spät! Weißt Du denn nicht um die Pläne des Todtschlägers?“

Kreuzlahm flüsterte seinem Gefährten ein paar Worte in das Ohr. Laik stürmte todtenbleich nach der Zugbrücke. Fackeln beleuchten sie keines-

Digitized by Google

wegs in jener Nacht, denn die Regenwolken hatten sich während dieser Vorgänge allmälig verzogen und der Mond blickte freundlich auf Berg und Thal hernieder. — Es ist Zeit, zu Imre zurückzukehren. Der Bergmann schüttelte ehe ärgerlich sein Haupt, als er sich wie eine Schneyse in einer schlaugenlegten Schlinge verfangen sah, bewahrte aber jene Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit, wie sie in dem Dunkel der Teufe zur zweiten Natur zu werden pflegt. Er besichtigte ruhig die Stube in dem alten Thurme. Das Gemach wies außer dem Dachwerke das gewöhnliche Ameublement von Schlupfwinkeln, die zuweilen als Boudoir dienen müssen. Die Blässe der Romäninen, die sich hier nach Manda's Worten einen tödtlichen Schrecken geholt, bedurfte sohin keiner weitern Erklärung. Was das Fenster anbelangt, so führte es nach einem Abgrund, unter dessen bergendem Buschwerk Bergwasser zu rauschen schienen, die bei Regengüssen zu einer bedeutenden Strömung anschwellen mußten. Nun ging es zur Musterung des Hebelwerkes. Es machte den Fußboden nur einmal, und zwar in zwei Absätzen herumgleiten. Ein momentaner Stillstand erfolgte nach dem ersten halben Kreislauf, sodalt nämlich die Dielen, die sich früher am Fenster befanden, an die Thür gelangten. Diese Pause hatten der Jude und sein Genosse benützt, um über die Schwelle zu eilen. Nach der zweiten halben Drehung lag das Holzwerk des Fußbodens auf seiner frühreren Stelle.

In der Nähe des Fensters, also im Angesicht der Thür, zeigte sich ferner eine Fallthüre. Diese mußte unterstützt werden; dieselbe führte über ein paar Stufen nach einer Art Provlantkammer, in der sich jedoch kein Vorrath an Lebensmitteln, sondern nur ein halb geleertes Fäßchen mit Wein befand, der aber schon längst zu Essig geworden. Beta schien diesen Schlupfwinkel wirklich schon Monden über nicht besucht zu haben. Wollte man Imre verhungern lassen? Das Gesinde in den Wirthschaftsgebäuden kam oft viele Tage nicht nach dem Herrenhofe. Manda schlug zweifelsohne Lärm. Sie konnte jedoch mit einer schnöden Lüge abgefertigt werden. Bewaffnetes Einschreiten der Walachen war bei ihrem knechtischen Sinn nicht zu hoffen, noch weniger aber ließ sich von der ungarischen Themis im Vormärz ein Siebenmeilenschritt erwarten. Imre stack in einer tödtlichen Falle, dessenungeachtet fuhr er gelassen fort, seinen Kerker mit merkwürdigem Scharfblick zu durchspähen. So hoh er die Fallthür halb auf, nachdem er früher das Drehwerk in Bewegung gesetzt hatte, und sehe da, dart unter der Thür zeigte sich eine zweite, bermals jedoch gänzlich leerstehende Vorrathskammer. Der Bergmann machte sich nunmehr an die Wandschränke wie an den langen Tisch in der Mitte der Stube. In der Schublade des letztern fand er auch, was er suchte.

Ein Wüthling, dachte er, pflege sich auf der Schaustätte seiner Orgien auch von innen gegen jede denkbare Störung abzusperren. So war es auch hier der Fall. In der Schublade lag ein mächtiger Sicherheitsriegel aus Stahl, der jedoch als Schraube endete, statt wie gewöhnlich in einen Bohrer anzulaufen. Die Thür wies auch richtig die erwünschte Schraubenmutter. Imre brachte den Riegel aber Reiber an Ort und Stelle, drehte ihn um, und war nunmehr gegen jeden Ueberfall gesichert. Auch das Schubfenster an der innern Thür ließ sich von innen sperren. Nun konnte er sich ungestehen an die Arbeit begeben. Trug er doch als Bergmann ein Senkblei wie auch ein Stemmeisen bei sich. Die gewaltige Schnur an dem ersteren half ihm das abermals in Bewegung gesetzte Drehwerk nach dem ersten halben Kreislauf abhperren. Dann hob er mit dem Stemmeisen den Hebel aus, so daß der Mechanismus nicht länger zu wirken vermochte. Die Dielen blieben sohin auch nach dem Loslösungen der erwähnten Schnur ruhig liegen, und war derart, daß sich die Fallthür gerade über der zweiten leerstehenden Vorrathskammer, also dart unter dem Eingang der Thür befand. Das waren die Einleitungen zu dem künftigen Versuche eines oben so kühnen als schlauen Schritted, die verlorene Freiheit wieder zu erlangen und Rache an seinen hinterlistigen Feinden zu nehmen. Der Tag verlief jedoch in trüber Weise. Regenwolken stiegen auf und ergossen ihr frostiges Naß, und auch Imre fühte Schauer durch seine Seele streichen, so oft ihm der Gedanke kam, man möchte seine hilflose Lage zur Ausführung einer Gewaltthat benützen, die Manda in die Hände eines seiner beiden schurrischen Rivalen liefern könnte. Dann flammte die Glut des Zornes über sein edles Antlitz. Was half es? Er war und blieb der Gefangene des Orientalen. Endlich ging der Mond auf und bei seinem Nahen schwand auch der nasse Schleier, der bisher über dem Himmel gelegen. Bald darauf hörte Imre die Ketten der Zugbrücke rasseln. Er eilte daher an die Thür und besichtigte die Sperre, aber nur an dem Schubfenster. Es war auch hinreichend. Keines der Schlösser knarrte, kein Riegel wurde zurückgeschoben, an dem Schubfenster zeigte sich jedoch der lahme Romäne.

„Bist du wach?“ frug Kreuzlahm.

„Allerdings, Bluthund!“

„Man will dich verhungern lassen. Du jährst aber auch Freunde. Man liebt dich.“

„Arme Manda!“ seufzte der Gefangene unwillkürlich.

„Sie hat mich gesendet und ich ging auch willig. Gelobe mir jedoch früher, daß ich nicht bestraft werde.“

„Das verspreche ich dir!“

„Gut, dann nimm!“

Damit brachte Kreuzlahm eine Art Knäuel an das offene Schubfenster. Es war ein überaus langer, nach Angabe des Walachen zweimal bis an den Grund der Schlucht unter dem Fenster reichender Strick, den der unerwartete Helfer in der Noth allmälig in die Stube im alten Thurme rollen machte. Kreuzlahm ließ sich von Imre noch einmal das frühere Gelöbnis der Verzeihung wiederholen, dann entfernte er sich hastig. Seine Schritte verhallten, die Zugbrücke knarrte häßlich, der Bergmann schloß das Schubfenster ab und zerrte dann mächtig an dem Stricke. Das Gewebe ließ kein Reißen befürchten. Dessenungeachtet schürtelte Imre angewöhnlich das Haupt, als er den Knäuel an das Fenster trug. Geschenke and feindlichen Händen sind immer bedenklich. Das Fenster besaß zwar, wie wir wissen, keine Gitterstangen, doch befanden sich an der Brüstung ein paar gewaltige, ungemein festsitzende Ringe von Eisen. Dieser Weg zur Flucht schien also schon oft betreten, oder doch wenigstens anempfohlen worden zu sein. Uebrigens war der Gefangene vor jedem Ueberfall sicher und konnte daher mit aller Bequemlichkeit die nöthigen Vorbereitungen zu diesem Versuche treffen. Es hieß da vor allem Knoten in das der Versicherung nach überlange Seil knüpfen. Sie sollten als Stützpunkte für die Füße dienen.

Dann befestigte der Bergmann das eine Ende des Seiles an zwei der eisernen Ringe und ließ nunmehr das andere Ende des Strickwerkes durch das Fenster gleiten. Eine lange Pause der Erwartung folgte. Endlich schien das Seil aufzusitzen. Es war ungefähr um zwei Drittheile seiner Länge abgelaufen. Den Unterschied hinsichtlich der angeblich nur halb so bedeutenden Tiefe des Abgrundes erklärten die angebrochenen vielen Knoten wie die Schleifen an den Ringen von Eisen. Imre steckte nunmehr ein Stück des zerfetzten Hebelwerkes zu sich, ließ das Seil vollends ablaufen und schwang sich dann durch das Fenster. Die Luftfahrt nach abwärts begann. Einem gewandten Bergmanne konnte ein derlei Wagstück eben nicht viel Schwierigkeit bieten, dessenungeachtet bedürfte es Imre eine halbe Ewigkeit, bis er in die Tiefe gelangte. Endlich fasste er festen Fuß. Der angewöhnliche Mann war jedoch zu vorsichtig, als daß er den schirmenden Strick hätte fahren lassen. Auch stampfte er mit den Füßen gewaltig auf den Boden. Dieser gab aber durchwegs nicht nach. Es galt einzig das Buschwerk zu durchspähen und die Richtung zu wählen, in der die weitere Flucht bewerkstelligt werden sollte. Hier half die Ueberlänge des Strickes, Imre konnte so acht bis zehn Schritte vorschreiten, ohne das Seil aus den Händen geben zu müssen. Die Recognoscirung ward zudem so zu sagen Zoll für Zoll breit vorgenommen. Was war das? Nach dem sechsten Schritt fand der vorgestreckte Fuß keinen Grund und Boden mehr. Der Bergmann trat zurück und griff nach dem mitgenommenen Stücke des Hebelwerkes. Er ließ das Eisen fallen. Es währte eine geraume Weile, bis es endlich pläschernd in dem Gewässer tief unten aufschlug. Man kann sich also leicht denken, welch entsetzliches Gruck Kluft noch bis zum eigentlichen Grund der Schlucht dem Fischtlinge entgegengähnte. Er besand sich ja erst in der Mitte der Unttefe auf einem schmalen Felsenvorsprung. Braucht es mehr, um dem Leser den teuflischen Plan des Todtschlägers ersichtlich zu machen?

„Ich sollte,“ knirschte Imre, „in der Meinung, bereits in Sicherheit zu sein, durch einen Sturz in diesen verwünschten Schacht verunglücken. Das Gewässer unten hat zweifelsohne Strömung genug, um einen Leichnam fortzutragen. Kein Verdacht bezüglich einer Mordthat konnte auf diese Weise den Angwohn der Gerechtigkeit erwecken. Ihr habt verdammt pfiffiges Spiel getrieben, ihr Schurken; aber so Gott hilft, sollt ihr dennoch die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben!“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

I. Andere Welt.

So send' ich nieder, stiller Abend,
Mit deinem milden Dämmerschein!
In Dämmrung diese Welt begrabend
Schlich' mich, die müde Seele labend,
In Dein erweitert Dunkel ein!

Auch ich will bald kann mein Auge schließen,
Und schau'n in jene and're Welt,
D'rin meine eig'nen Quellen fließen,
D'rin meine eig'nen Blumen sprießen
Und die mein eig'ner Sturm erhellt!

2. Urquell.

So manchmal fühlt du dein Gemüth
Wie eine Blume aufgeblüht:
Was eh an Schönem hielt verschlossen,
Das hat sich krachtend mild ergossen.

Doch wie du selig auch erbebst,
Wie du es zu ersassen strebst,
Wird die nur flüchtig die Entfaltung. —
Niemals im Urquell die Gestaltung.

So steht am Felsenstadersaum,
Im Staubbeschlag, im Blütenflaum,
Drossesen Ameil zu Tag du wandeln,
Und kannst ihn gleichfalls nicht ergründen!

Prag. Siegfried Kapper.

Eine Geschichte aus den Bergen.

Von Dr. Johann Nep. Vogl.

In einem zu Oesterreich gehörenden Gebirgs- und Grenzlande lebte ein Mann in einer abgelegenen Bauernwirthschaft, welcher sich durch sein verschlossenes und störriges Benehmen und durch seine Ungefälligkeit von allen anderen Bewohnern jener Gebirgsgegend auf eine auffallende Weise unterschied.

Er nannte sich Mathias Roller und war vor mehreren Jahren mit einem Weibe und einem kaum zujährigen Kinde in das Dorf gekommen.

Daß Weib war schon in der ersteren Zeit seiner Lebensbedeutung gestorben und den Alten und dem sogenannten Jörgwalder, einem Holzschläger im Gebirge, dem einzigen Menschen, mit dem Mathias Umgang pflegte, zu Grabe geleitet worden.

Außer von Jörgwalder bekam er nur zuweilen noch Besuch aus Preußen, von Verwandten, wie er sagte, welche jedoch niemals lange bei ihm verweilten.

Man vermuthete, daß er zu den zahlreichen Schmugglern, welche diese Grenzgegend bewohnen, gehöre, doch konnte man ihn niemals bei „Schwarzmachens," wie das Schmuggeln in jener Gegend benannt wird, überweisen, obgleich seine ganzen Thun und Wesen diesen Verdacht auf ihn brachte, und auch der Jörgwalder in demselben schwebte.

Einen seltsamen Contrast zu diesem ihm zur Last gelegten unredlichen Gewerbe bildete jedenfalls die Frömmigkeit, die er allenthalben zur Schau trug, denn an keinem Sonntage fehlte er bei dem Gottesdienste in der Kirche seiner Pfarrdorfes, auch saß man ihn vor jedem Bildstock oder Wegkreuz andächtig den Hut ziehen oder sich bekreuzen, was freilich Viele für Heuchelei, aber Manche auch für baare Münze nahmen.

In jener Zeit sollte jedoch der Zweifel, welchen man über Mathias hegte, gehoben werden und die Dorfbewohner über sein Treiben völlige Gewißheit erhalten.

Es war um Peter und Paul herum, als in jenen Gegend wieder bedeutende Schmuggelein vor sich gingen, welche die Aufmerksamkeit der Zollbehörden auf sich zogen und sie veranlaßten, eine größere Anzahl von Zollsigern als gewöhnlich gegen die Grenzen gehen anzuschicken.

Bald auch konnte man aus den Feuergefechten, welche im Gebirge erschollen, entnehmen, daß Beide aneinander geratten seien, und nach vor Verlauf des Tages brachten die Zollsiger mehrere Schmuggler, unter denen sich auch Mathias Roller befand, gebunden in das Amthaus.

Nicht lange darauf trat der Jörgwalder in die Hütte des Mathias, in welcher dessen Kind, die kleine Crescenz, in großer Bangigkeit, wiewohl vergebend, der Ankunft des Vaters entgegenharrte.

Der Jörgwalder, welcher sehr erhitzt und verstört aussah, sagte zu dem Kinde, daß er gekommen, es abzuholen, da sein Vater in's Preußische hinübergegangen, und es so lange bei ihm zu verbleiben habe, bis er wieder zurückkäme.

Das Mädchen, dem das Ausbleiben des Vaters nichts Außergewöhnliches war, fügte sich willig in sein Schicksal und folgte dem Holzhauer, nachdem dieser noch die Hütte des Mathias sorgfältig verschlossen hatte.

Mathias Roller und seine miteingebrachten Spießgesellen hatten indessen ein vorläufiges Examen bestanden und wurden sodann bis zur weiteren gerichtlichen Verhandlung in den alten Eichthurm des derrschaftlichen Schlosses gebracht, welcher an der Nordseite des Dorfes die wilde Gebirgsschlucht, die dort daselbst vom Nachbarberge trennt, überragte.

Die kleine Crescenz fand sich bald heimisch in der Behausung Jörgwalders, obwohl dieser sich wenig mit ihr beschäftigte und immer tiefsinniger und gedankenvoller zu werden schien.

Zu diesem Tiefsinne aber gab ihm die Besorgniß Anlaß, daß Mathias, der um alle seine verbrecherischen Schwärzereistreiche wußte, in einem der folgenden Verhöre auf ihn anfagen unt er ebenfalls dem Arme der Gerechtigkeit anheimfallen könne.

Auch sah die Frömmigkeit Mathias seinen Zweifel darein setzen, daß derselbe in kurzer Zeit seine Zuflucht zur Reue nehmen würde, um durch sie seine Schuld zu sühnen.

Diesem mußte um jeden Preis vorgebeugt werden.

Stumm und regungslos saß er am Abend des zweiten Tages an dem Tische in seiner Hütte, das Haupt auf die beiden Hände gestützt, und schien nur noch in den Gedanken zu leben, die sein Gehirn durchkreuzten und ihn selbst den Brauntwein vor sich im Glase vergessen ließen, als er plötzlich von der Holzbank aufsprang und rief: „Ja, das ist das einzige Mittel."

Darauf nahm er den Schmuggler an der Hand und verließ mit ihm die Hütte.

Es war bereits tiefe Nacht geworden und finchte, weißgraue Nebel schlangen sich wie riesige Eindwürmer um die gespenstig aufgethurmten Fichtenstämme, welche den Bergwänden entragten, als die beiden Wanderer in der Schlucht, die zu dem Herrenhause führte, zwischen herabgethürzten Granitblöcken dahinschritten, während der Mann in seinem wollenen Gkanz am Himmel stand und in den häufig an den Felsenschroffen herabhängenden Gegenständen von den nächtlichen Wasserdrachlern, welche hier gehütet hatten, wie Silber glitzerte und blitzte.

Das Herrenhaus mit dem vorragenden Gebäumme war wie am Tage beleuchtet und lag in blendender Weiße da, als sie auf dem Felsenkamme jenseits des Gebirgsflusses, dem letzteren gegenüber, sich befanden.

Jörgwalder postirte sich einen Büchsenschuß von Thurme gegenüber, nahm seinen Bengen in die Hand und sagte zu der kleinen Crescenz, nachdem er vorsichtig umhergeblickt hatte: „Nun rufe leise Deinen Vater, aber nicht zu laut! —"

Crescenz rief mit gedämpfter Stimme: „Vater! Vater!"

Jörgwalder lauschte, unbeweglich wie ein Steinbild, aber es regte sich nichts.

„Rufe nochmals," flüsterte er.

„Vater! lieber Vater!" rief das Kind.

Und wieder horchte Jörgwalder.

Da erscholl es auf dem alten Gebäude herüber wie Kettengerassel und gleich darauf zeigte sich, vom vollen Mondlicht übergossen, ein bleiches Gesicht hinter dem Eisengitter.

Es war Mathias.

„Bist Du es, Kenk?" fragte er leise.

„Ja, Vater," flotterte die Kleine.

„Ist der Jörgwalder bei Dir?" fragte er wieder.

„Ja, Vater," antwortete Crescenz.

„Was bringt er mir?"

„Nichts als die Bitte, daß Manl zu halten," brummte Jörgwalder und die Büchse knallte.

Ein Schrei schallt gellend durch die Luft, welchem ein dumpfer schwerer Fall im Innern des Thurmes nachfolgte.

Das Kind kreischte, als wäre die Kugel ihm selbst in den Leib gedrungen, doch alsogleich erfaßte es Jörgwalder und riß es mit sich fort, indem er sagte: „Wie Du einen Laut von Dir gibst, so schlag' ich Dich mit dem Flintenkolben nieder."

Crescenz folgte schweigend, aber heimahe besinnungslos. (Schluß folgt.)

Epigramme.

1. Stadtbeleuchtung.

Zweckmäßig ist, man muß gestehen,
Die Stadtbeleuchtung zu der Frist;
Denn sie gewährt, um klar zu sehen,
Wir gründlich finster als es ist.

2. Der Hofsauer.

Auf der Börse steht vor Allen
Triebe er ein gewagtes Spiel,
Hieß sie Course steigen — fallen,
Bis er selbst am Ende fiel.

3. Selbstanerkennen.

Sein Hochmuth will Euch nicht gefallen,
Und seinem Stolz habt Ihr verlacht —
Stolz aber hat — laßt Euch es sagen —
Ihn Euer Kriecherei gemacht. Dr. Heinrich Costa.

Musik-Salon.

Noch dauert die Epoche fort, in der Wien wenig musikalisch Interessantes bietet. Auch die Oper hat sich noch den ersten Aufführungen einer behaglichern Bielsamkeit hingegeben; sie hängt sich auf das alte Repertoire, auf die beimischen Kräfte, und die nach Neuem lüsternen Musikfreunde müssen nun in der Aussicht auf die kommenden Dinge schwelgen. „Der Nordstern," „die Jüdin," „Jeconde" und der „Wasserträger" sind verheißen, und eine neue, eigens für Wien componirte Oper Flotow's wird sich anreihen. Mehr kann man nicht verlangen. Wie werden auf diese Art zwar der berühmtesten Werke der neueren komischen und französischen Schule, und zwar älterer, der Zeit bes ferien, fröhlichen Schaffens angehörige, in ungestörter Einsachheit lächernde Tonwerke hören; jener Zeit, in der man nicht grübelte und künstelte, keine beehrn Farbenlleckse nöthig hatte, nichts von Tendenzen, Intentionen, Combinationen, Klangeffecten und all' dem andern modernen Kunstlerischen wußte.

Digitized by Google

Ein neues Ballet: „Die Gaschle von Wassora“ von Saurnonville hat nicht gefallen. Weder der Inhalt, noch die Ausführung, noch die Tänze zeichnen sich durch Neuheit aus. Es ist längst in einer Weise und, Fräulein Pocci ist, erhielt in zwei Tänzen lebhaften Beifall.

Auch in London herrscht nun musikalische Stille, und das Publicum, das ohne musikalische Anregungen nicht leben kann, wendet seine Blicke den Bazaingen in den großen Handelsläden zu, wo nun Jullien, mit seinem Riesenorchester herumspielend, militärische Concert-Feste gibt, wo die beiden Mitglieder der italienischen Operngesellschaft, die jüngst in London gefeiert sind, sich mit dem Silber ihrer Gönnerschaft in die Tasche werfen, der reichen Provinzbewohner einnisten, und dafür auf ihren Sacken bad-blaue Gold entstehen, wo die Birminghamer und Herefordser gegarnirten Musikfeste, von denen wir Continentalbewohner uns keinen Begriff machen können, stattfinden und die musikalische Spannkraft des englischen Volks in das wundervollste Licht setzen.

Bei der Birminghamer Musikfeste war es vor allem das neue Oratorium „Elias“ von dem berühmten und gefeierten Komponisten Mendelssohn-Bartholdy, das die ihm gewidmete Aufmerksamkeit auf sich zog. Es wurde am Tage nach der Aufführung des Mendelssohn'schen „Elias“ — des Lieblingswerkes der Engländer, das sich in ihrer Gunst dem Händel'schen „Messias“ zunächst anschließt — gegeben, und dem Autor erfolgt denselben Ehrungen. Die „Musical World“ sagt, daß in neuester Zeit außer Jenny Lind und Macready kein der Künstlerwelt angehörigert Individuum sich solcher Auszeichnungen zu erfreuen habe. Auch scheint gar Vieles zusammen, um den Erfolg zu sichern; die allgemeine Beliebtheit des Componisten, die wundervolle Ausführung unter seiner eigenen Leitung, der Umstand, daß das Werk zu diesem Feste eigens bestellt war, und die sämtlichen musikalischen Mittel, die in Birmingham zu Gebote stehen, der große Chor, die gemeinsame Anstrengung der vereinigten Kirchen- und Theaterorchester zur Verstärkung des Instrumentalkörpers zur Verstärkung durch. Die Kritik läßt nicht blos durchblicken, daß dem Werke Originalität, Inspiration und Melodie durchaus fehlt. Bei dem Herausgeber Mendelssohn hat es M. Mozart'sche Messe zur Aufführung, wie alle römisch-katholischen in der protestantischen Kirche versammelt sah, so wie zur Aufführung hält Bach. Beim Sanctus erhob sich das ganze Auditorium und hörte stehend das erhabenste Stück. Auch Mendelssohn's herrliche Sinfonie-Cantate: „Lobgesang“ wurde in demselben Concerte aufgeführt und brachte eine außerordentliche Wirkung hervor.

Während auf diese Art in den reichen Handelsplätzen der gebildeten Welt die immer wiederkehrende Verführung der musikalischen Meisterwerke bestens besorgt ist, wird in den Theatern und der Kirchenmusik das Publicum zum Höheren erhoben und für das wahrhaft Große und Erhabene empfänglich erhalten, lesen wir, daß in Nürnberg, einer kleinen Stadt in Bayern, am Sonntag vor der Sebaldikirche ein Concert wurde, das am ersten Tage Händel's „Messias“, am zweiten „Haydn's „Schöpfung“ brachte, und daß nicht genug Raum vorhanden war, um alle Hörlustigen aufzunehmen. Auch zwei kleine öffentliche Concerte in Kreuznach haben mit Vorliebe Mendelssohn'sches Sammet, die reicher eine würdige Aufführung der „Schöpfung,“ die letztere des „Elias“ erlebt. Erfreuliches Zeichen, das wahrlich große Macht überall Eingang findet! Auch in Basel hat das Concertwesen sich in einem ungewöhnlichen Grade gehoben. Ein interessanter Wettstreit der Orpheon's und der Militärmusik hatte zu Saint-Germain statt. Zwei auswärtige Gesellschaften, nämlich die Abtheilung der Chöre der Grande-Harmonie von Versailles und die Sängerhalle von Tourray, waren gekommen, sich mit den französischen Gesellschaften zu messen. Der Wettstreit wurde, nachdem er in dem Vordrohe eine Kräftigung seiner Gesundheit erlangt hat.

In Berlin hat die Oper wieder begonnen, man bereitet den „Tannhäuser“ vor und zur Debutirer der Königin Gesang, „Clemenza“ und die „Norma“ in Aussicht. Auch das Concertwesen hat wieder seinen Anfang genommen, und wird, verspricht man dem Werke doch seine Thüre in Bayerns Hauptstadt.

F. D.

Correspondenz aus Paris.

Paris, Ende August 1855.

Vergeben Sie, daß ich so spät wieder einmal ein Lebenszeichen von mir gebe. Da nämlich hier mit „Ernst“ buchstäblich nichts zu machen ist, und meine Zeit in abgemarmte Briefe und Paris schreiben, so glaubte ich mich nicht so sehr beeilen zu müssen.

Darüber eine Nachricht, welche zunächst jene Anstalt betrifft, welcher „Ernst“ so viele seiner Mußestunden gewidmet hat. Es erregt bei hier verweilenden Coffreibern gar besondern Genugthuung, daß die Wiener Hof- und Staatstheaterlect täglich mehr Terrain in der öffentlichen Meinung gewinnt. Anfangs hatte sie allerdings mit einer gewissen Borniertheit sowohl zu Gunsten der französischen Staatstheater zu kämpfen; denn die Franzosen haben eine angeborene Meinung von ihrer Superiorität, und wollten im Anfange gar nicht begreifen, daß es irgend einer Anstalt einfallen könnte, mit ihnen in die Schranken zu treten. Seitdem aber die Pariser mit eigenen Augen sehen und vergleichen, seitdem ihnen die Leistungen der Wiener Staatstheater mit keinen leisende Ihnen begreiflich gemacht worden, seitdem macht sich ein entschiedener Umschwung zu Gunsten der österreichischen Staatstheater bemerkbar. Es wird und kann ihr an anerkennenden Anspielungen nicht fehlen. Die ersten französischen Journale sprechen sich auf das Anstrichendste für sie in langen Artikeln aus.

Herr Baron von Hammer-Purgstall besuchte am 18. August die Ausstellung und schreibt natürlich auch hier Manches in sein Reisetagebuch, was seine Aufmerksamkeit. Er verließ am 24. Paris, um nach Wien zurückzukehren, wo er bei Wohrad diese Berichte bereits eingetreten sein wird. Zwei Tage vor dem Besuche der ehemaligen österreichischen Ehrenlisten traf der Herr Ministerialrath und Präsident des Lehrer. Central-Comitées, Ritter von Heck, hier ein.

Ihre Majestät die Königin von England, die am 18. August Abends zwischen 7 und 8 Uhr unter ungeheurem Enthusiasmus in Paris einzog, hat die Ausstellung zweimal mit ihrem Besuche beehrt, nämlich sie hielt sich nirgends lang auf, daher jeder Besuche mehr einem formellen Gepränge hatten. Die Königin widmete nur der englischen und französischen Expedition einige Aufmerksamkeit, dagegen kam Seine königliche Hoheit Prinz Albert erst am 23. August nämlich in die Ausstellung, und widmete der österreichischen Abtheilung, namentlich aber der k. k. Wiener Staatstheatrical, eine besondere Aufmerksamkeit. Der Herr Regierungsrath von Burg machte ihm die Honneurs. Seine königliche Hoheit sprach sich sehr anerkennend über die Gegenstände der österreichischen Hof- und Staatstheatrical aus, besonderes Interesse aber bezeigte er für die galvanoplastischen Relief-Figuren, die für den Unterricht der Blinden bestimmt sind. Da der Preis zu Wunsch ausfiele, einige dieser Tafeln zu besitzen, so wandte man auf Gebeiß des Herrn Regierungsrathes von Burg 6 Stücke aus, die ihm durch die österreichische Commission zugeschickt werden sollen.

Der Zulauf von Fremden in dieser Zeit, als die haben lebhaftesten Gäste auf England hier waren, kann kaum geschildert werden. Eine ungeheurer Anzahl von Engländern eilen schon übrestlante Paris. Die Hotelier und Cafetiers haben nie bessere Geschäfte gemacht. Nur mit der Abreise der britischen Königin ist wieder einige Ruhe in der Weltstadt eingetreten.

Die Industrie-Ausstellung ist nun in allen Theilen vollendet und man muß sich gestehen, daß sie zeigt auch allerwärts eine Fülle des Schönen und Nützlichen. Nicht überhaupt, was man selbst in London 1851 gesehen; sie wird aber auch sehr lebhaft besucht. Diese der Verdrießlichkeit sind bereits in der Heimat abgereist. Auch über die Ueberbewertung kann man sich, wenn man die Verhältnisse erwägt, nicht mehr beklagen. Sobald emsig Bemerkenswerthe vorfällt, das zugleich Interesse für „Ernst“ hat, sollen Sie wieder von mir hören.

— r —

Erklärung der Kunstbeilagen.

1. Porträt des Bildhauers Albert Thorwaldsen.

(Kupferstich von Riedhofer.)

Albert Thorwaldsen, einer der berühmtesten Bildhauer aller Zeiten, wurde auf dem Meere auf der Reise seiner Eltern von Island nach Copenhagen am 9. November 1770 geboren. Sein Vater, ein Isländer, war ein armer Zimmermann und Wrikus-Schnitzer, von mütterlicher Seite stammt Thorwaldsen vom Könige Hrenik Hildebrand und von Dänemark ab. Schon als Knabe zeichnete Albert mit an den Schnitzereien seines Vaters, besuchte mit 11 Jahren die Akademie in Copenhagen und erhielt unter besonderer Vorliebe des Directors Abildgard bei jeder Concurrenz den Preis. Im Jahre 1796 ging Thorwaldsen nach Italien und schloß sich hier an Carstens an. Nach 3 Jahren, als sein Reisestipendium zu Ende war, fand er in Rom durch Canovas's Empfehlungen zureichenden, als ein englischer Banquier, Sir Thomas Hope, auch die Bestellung der von Thorwaldsen modellirten, aber bereits zum Zerschlagen bestimmten Figur des Jason bei seinem Überschiffen des Künstlers in Rom entdeckte (er erhielt hiefür 600 Zechinen) hierdurch wurde Thorwaldsen als Meister anerkannt. Bestellungen auf Bestellungen folgten, denn es war unter den Reichen Ehrensache, eine Arbeit Thorwaldsen zu besitzen; ihm, einem Ausländer und Protestanten, wurde das Denkmal des Papstes Pius VII. für die katholische und für die Protestantenkirche des Bürgerhauses in San Luca in Rom übertragen. Thorwaldsen besuchte Copenhagen in den Jahren 1819, 1838 und 1842, blieb das letzte Mal daselbst und starb am 24. März 1844 plötzlich. Da er unverheirathet war, so fiel er sofort in sein Vaterland zum Besitze, und als Museum in Copenhagen vereinigt die von ihm geschaffenen, wie die gesammelten Schätze der Kunst und Literatur. Der Hauptzug seines künstlerischen Wesens war Rückkehr zur antiken Anschauungsweise. Sein „Jason,“ sein „Mars“ und der „Amor Victorious“ werden unter vielen Werken hiefür hochberühmten Meisters als die vorzüglichsten bezeichnet.

2. „Vater Unser“-Liedbuch zum „Frank-Kalender 1856.“

(Nach einer Zeichnung von Peter J. N. Geiger, auf Stein gezeichnet von F. Kellner.)

Durch dieses so mannigfaltig gezeichnete, alt gelungen ausgeführte Liedbuch, welches auf „Frank's Kalender“ das ganze Jahr hindurch Gelegenheit zu dem Gebete gibt, wird nebst der ewig schönen Lehre vorzüglich, nebenbei gesagt, voll, wollten wir wieder eine der Hauptillustrationen dieses lieweise ausgestatteten Kalenders veranschaulichen, welcher nach im Laufe Septemberes die Presse verlassen wird.

3. Das schöne Bild.

(Zeichnung von P. Feodi, Kupferstich von Benedikti.)

Wer lassen hier das darauf bezügliche Gedicht eines vaterländischen Dichters folgen:

Was ist, Natur, in deinem weiten Reich
Das Schöne — Edelste — Bewundrin zugleich?
Gebadene, in welchem Weiler
Worinnen die Gedicht, Edelmeht, Milder?

Ist es ein Sein, der weiter Bruder wichtet,
Der Jüngling, der Jungfrau, der Jungfrau,
Der Greis, der Jüngling, der Jüngling,
Der Jüngling, der Jüngling, der Jüngling!

Ist es der Glanz, der seine Vorgestirne
Ausgießt am Himmel, wenn der Abend ruht?
Ist es, durchstrahlt von einer Sonne,
Der Thau, der Thau, der Thau, der Thau?

Ist es der Blitzstrahl viel zur Wunderbau,
Der mit der Donnerkeile Vorbereitung?
Ist es ein Thal, von Blüthen Farne,
Bedeckt mit dem Glanz der Freudenthränen?

Wien.

K. A. Kattenbrunner.

Telegraf der Redaction.

Herrn W. S. in W. Im Laufe dieses Jahrganges werden Ihnen Gedichte wohl schwerlich entsprechen werden können. Wir werden sehen!

Herrn F. in W. Lange mathematische Aufgaben sind zu vermeiden. Man findet nicht gerne in Zeitschriften.

Herrn W. B. in W. Sie vergessen, daß Sie uns eine Antwort schulden. Eine kleine Erinnerung dürfte nicht schaden.

Herrn Dr. J. in M. Ihr das Versprechen sind wir zu Dank verpflichtet. Wir aber soll ein Brief den Redacteur, der Sie in den Ferien sind, suchen und senden?

Herrn C. in C. Unsere Bemühung war leider ohne Erfolg.

Herrn P. P. in F. Betreffs des Honorares ist in jeder Journalistik. Es sind das leidende Postlinien daran schuldig, aber eigen — Aber dies auf Kosten der dreierlei Parteien.

Herrn C. F. in W. Wir haben uns in der Namensangabe geirrt und es dürfte dem Herr Adel ein Credit Anstandes haben.

Herrn J. A. in W. Brief und Artikel mit Vergnügen erhalten.

Herrn C. B. in L. Das Materiale kann nach der angedeuteten Richtung einer Redaction wie nützlichen.

Herrn A. P. in P. Wie sind den Artikel verschicken. Es wird uns angenehm sein.

Herrn Dr. P. in M. Den freundlichen Brief richtig erhalten, den Einschluß pünktlich besorgt.

Die Anleitung zum Schutze und zur Heilung in der CHOLERA

durch Anwendung der **Original-Schutztinctur** ist zu beziehen vom Verfasser **Dr. A. D. Bautler**, prakt. Arzt in Wien, Stadt, Hohe Brücke Nr. 148.

Preis 1 fl. C. M.

Die Ordinationsstunden sind täglich Früh von 7—8 Uhr und Nachmittags von 3—4 Uhr.

Digitized by Google

Pränumerations-Einladung

auf den III. Jahrgang der poligrafisch-illustrirten Zeitschrift „Faust.“

Da die 24ste und letzte unsers Programms den 2. Jahrgang schließende Numer dieser artistisch-belletristischen Zeitschrift noch im Laufe Septembers erscheint, so erlauben wir uns, indem wir die P. T. Herren Abonnenten zur Erneuerung der Pränumeration auf den Mitte October d. J. beginnenden 3. Jahrgang des „Faust,“ so wie zur Pränumeration überhaupt höflichst einladen, dem verehrten Lesepublikum Nachstehendes zu bemerken:

Daß diese Zeitschrift ihre neue und sehr umfassende Aufgabe, die sie sich mit Beginn dieses laufenden Jahrganges selbst gestellt, möglichst vollständig zu lösen bestrebt war und sie sowohl in wissenschaftlicher und schöngeistiger, als in artistischer und technischer Beziehung mehr gethan, als versprochen hat, kann sie mit Befestigung alles bombastischen Selbstanpreisens durch 4 schlagende Thatsachen mehr als genügend erweisen:

1. Durch ein immer steigende Anzahl der Abonnenten dieses Blattes.

2. Durch die so zahlreichen höchst ehrenvollen Anerkennungs-Zeugnisse der besten und stimmfähigsten Zeitungen und Zeitschriften des In- und Auslandes, die einen zu großen Raum ausfüllen würden, wenn wir sie veröffentlichen wollten.

3. Durch die große Anzahl der zum Theile ersten und anerkanntesten Schriftsteller Oestreichs und ganz Deutschlands, deren sich jetzt in solcher Zahl gewiß keine Zeitschrift außer dem „Faust“ zu erfreuen haben dürfte*); endlich

4. Durch die anerkannte Trefflichkeit der 72 artistischen Bilderbeigaben, die Hauptzierde dieses Blattes, deren Anordnung unter dem unmittelbarsten Einflusse des Herrn Regierungsrathes und Directors der weltberühmten k. k. Hof- und Staatsdruckerei, Alois Auer, stand und auch künftig stehen wird.

Hat aber der eben zu Ende gehende 2. Jahrgang des „Faust“ in jeder Numer die reiche Mannigfaltigkeit von wenigstens 12—15 stehenden Rubriken aus allen Fächern der Wissenschaft, Kunst, Literatur, Novellistik, Poesie, Industrie und des geselligen Lebens in Original-Artikeln gebracht, so soll der 3. Jahrgang in gleicher Richtung sich nur noch mehr zu vervollkommnen streben, indem eine Anzahl von mehr als 50 der renommirtesten Mitarbeiter der Redaction die Lösung dieser Aufgabe erleichtert.

Die Illustrationen, in deren Art und Weise sich „Faust“ wie bisher vor allen ähnlichen Unternehmungen zu unterscheiden bestimmt ist, werden auch ferner außer den in den Text eingedruckten Holzschnitten, in Kupfer- und Stahlstichen, Lithografien, Holzschnitten, Galvanografien, Chemitipien, Gilkografien, Stilografien, Glasdrücken, Graviruugen, Guillochirungen, lithografischen und typografischen Farbendrücken, Fotografien, Mikrotipien, ausstatistischen Abbildungen, Original- und Naturselbstdrucken ꝛc. bestehen.

Die Zeitschrift „Faust“ hat ihren 2. Jahrgang deshalb früher vollendet, weil sie künftige Jahrgänge stets mit dem Militärjahre beginnen will, damit die elegant eingebundenen Bände als Weihnacht- und Neujahrsgaben verwendet werden können, wofür sie sich so sehr eignen. Sie wird vom October d. J. an wieder, wie im 1. Semester des 2. Jahrganges, alle 14 Tage erscheinen und jährlich 24 bis 30 Bogen Text im Imperial-Quart-Format mit 72 Kunstbeilagen von gleicher Größe bringen, ohne die in den Text eingedruckten Kliegraphien zu rechnen.

So wie die äußere, wenn auch noch so kostspielige Einrichtung dieses Blattes dieselbe bleibt, eben so sollen auch die höchst billigen Pränumerationsbedingnisse unverändert beibehalten bleiben. Sollten manches Mal besondere Aufsätze einen größeren Raum beanspruchen, so will der Verlag nicht anstehen, so wie bei den Numern 6, 7 und 8 des 2. Jahrganges, einen halben Bogen Text mehr beizugeben.

Der Preis des Blattes ist für Wien: Ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. Zustellungsgebühr 30 kr.

Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. C. M.

Alle Postämter des In- und Auslandes, so wie alle Buchhandlungen nehmen Pränumeration an.

Vor Allem aber müssen wir schließlich das Publicum darauf aufmerksam machen, daß — so schön die Prämien des I. und II. Jahrganges von „Faust“ für ganzjährige Abonnenten waren, die Prämie, die wir für den III. Jahrgang bestimmten, doch beide an Werth und Schönheit weit übertrifft.

Diese Prämie besteht nämlich in einem prachtvollen großen Früchtenstücke (noch nie dagewesener lithografischer Farbendruck), und ganzjährige Pränumeranten, denen dieses von dem schönsten Oelgemälde nicht zu unterscheidende Bild zu Theil wird, erhalten, indem es allein den Pränumerationspreis aufwiegt, solchergestalt einen ganzen Jahrgang der Zeitschrift mit 72 herrlichen Bilderbeilagen gratis, daher wir auf diesen großen Vortheil besonders aufmerksam machen.

Da die Anzahl der verehrten Abnehmer des „Faust“ in diesem Jahre in so erfreulicher Weise zugenommen hat, daß im März eine neue Auflage nöthig geworden ist, somit auch die Prämie: „Nach der Prüfung“ neu gedruckt werden mußte, so erlaubt man sich die Bemerkung beizufügen, daß die Verlagshandlung mit vollständigen Exemplaren des II. Jahrganges sammt Prämie versehen ist. Auch vom I. Jahrgange sind noch mehre Exemplare mit der Prämie: „Die Auswanderer“ vorräthig.

Nur den zeitlich genug eintretenden Abonnenten können die ersten und schönsten Abdrücke der Kunstbeilagen zugesichert werden, man ersucht daher um frühzeitige Pränumerations-Aufträge.

Der schnelleren Expedition wegen belieben sich einheimische und auswärtige Pränumeranten direct an den Verlag des „Faust“ (Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 75, oder Stadt, Kärntnerstraße Nr. 1053 in Wien) zu wenden und die Beträge frankirt einzusenden.

Wien, im September 1855.

Verlag und Redaction des „Faust.“

*) J. Badnigg, Ludwig Bechstein, Moriz Bermann, G. B. Bolza, Ludwig Bowitsch, Carl Freiherr von Braun, Bruno Bucher, J. F. Castelli, Cajetan Cerri, Dr. Heinrich Costa, Louis Deuf, Friedrich Dernau, J. F. Fladung, Franz Fitzinger, Dr. J. Fitzinger, Dr. Ludwig August Frankl, Georg Frauenfeld, Alexander Gigl, Freiherr Hammer-Purgstall, Franz Ritter von Hauer, Dr. Gustav Heider, J. N. Hölzl, K. A. Kaltenbrunner, Siegfried Kapper, J. Graf Keglevich, Dr. W. F. Klun, Fr. von Kobell, Leopold Kordesch, Heinrich Ritter von Levitschnigg, C. F. Mally, F. X. Malven, Moriz Marli-Werner, Wilhelm von Meyerich, Alexander Paluzzi, Johann Freiherr von Paumann, Gustav Adolf Petter, F. Graf Pocci, Otto Prechtler, Dr. Rudolf Puff, J. Redenschek, Rudolf Rigler, J. M. Rosanerl, Gustav Adolf Schimmer, Dr. J. N. Schiner, A. Schmitt, Dr. J. Ferdinand Schur, Fr. Simony, Ludw. Adolf Staufe, Adolf Ritter von Tschabuschnigg, Dr. Joh. Nep. Vogl, J. Ritter von Wiser, Franz Xav. Wurm ꝛc. ꝛc.

Druck u. Verlag von M. Auer. **In Ansande zu beziehen nur durch Robert Hoffmann's Buchhandlung in Leipzig.** Verantw. Redacteur: Leopold Kordesch.

Digitized by Google

Nach d. Leben gez. u. lith. v. Theod. Franz. Zimmermann.

Bubalus Caffer Kaffern-Büffel. Weibchen.

Verlag v. M. Aures. Fauna.

Digitized by Google

Digitized by Google

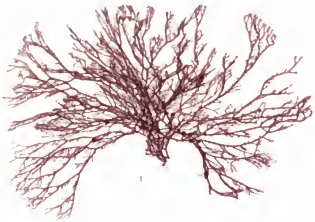
Beilage zu M. Auer's „Faust“

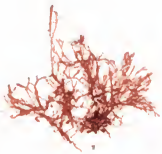
PANORAMA VON CONSTANTINOPEL.

Digitized by Google

Digitized by Google

Algen. (Naturselbstdruck.)





1. Ceramium barbatum *Kz.* — 2. Ceramium ordinatum *Kz.* — 3. Porphyra vulgaris *Ag.* — 4. Centroceras leptacanthum *Kz.* — 5. Peyssonelia squamaria *Dene.* — 6. Zania rubens *E. S.*

Beilage zu H. Auer's Zeitschrift „Faust".

Digitized by Google

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift

für Kunst, Wissenschaft, Industrie und Unterhaltung,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Nummern von 24 Bogen Text und über 70 Kunstbeilagen.
Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- u. Auslandes an. Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M.
Insertionsgebühr 20 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 30 kr. C. M.

Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten. — Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichzeitig geliefert und billig berechnet.
Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gedrehten Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.
Redaction: Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 75.
Verlagshandlung und Expedition: Stadt, Kärntnerstraße Nr. 1053.

Inhalt: Erinnerungen an Paris. — Erlesene Sprüche aus dem Salzburger in Hallstatt in Oberösterreich. — Die St. Virgilkapelle in Lugenburg. Im Lande der Turcyanen. (Schluß.) — Der Schlesierspiele. — Thieren aus dem Kohlkatechen (Mähren). — Pro memoria. — Literatur. Markt-Taler. — Verunreuten Schauspiel. — Rätselig. — Erklärung der Kunstbeilagen. — Anzeige. — Pränumerations-Einladung. — Schlußwort.
Artistische Beilagen. Die heilige Cäcilia, nebst zwei größere Lithographie J. N. v. Schaffer's, lithographirt von Engelmayer. — Thierbilder zu den Kinderreimen des P. M. G. (Lithographirungen von Fr. Kellner.) — Alpenrose (rosa alpina Linné).
(Notenschriftdruck).

Nº 24. II. Jahrgang. 1855.

Erinnerungen an Paris.

1.

Dalmatiner. — Französische und deutsche Eisenbahnen. — Die badische Grenze und ein Weib. — Herrliches deutsches Land. — Frankfurt. — Nachtfahrt bis Leipzig. — Vier Universitäten. — Der chemische Freiheit. — Die Toilette im Industriepalaste. — Kämmerzofen und Mixgoldlitter. — Cobourgs bedeutsame Worte und berühmte Bilder. — Die Franzosen und ihre Mitarbeiten. — Die Engländer mit den Wohlgerichten und Zufrieden. — Der unverstäbliche Orient.)

Schön war's in Paris, getragen von den Wogen, die die Welt bebeten, zu einer Zeit, wo die Flut so hoch ging, wie selbst vort nie zuvor! Und doch heftig ich mit athemloser Hast, dem verfolgten Flüchtling gleich, die Eisenbahn, die mich nach Straßburg bringen sollte. Ja, ich flüchete aus dem Treiben und Toben des Sommers in die herbstliche Stille der Heimat, wo meine Lieben winkten und die Arme ausbreiteten, um den müden, gehetzten Wanderer an ihre Herzen zu schließen, die auch eine Welt bedeuten, eine wonnige Welt der Traulichkeit und glücklichen Ruhe.

Die französischen Eisenbahnen wissen der Ungeduld zu Hilfe zu kommen; in 10 Stunden waren die 67 Meilen der Paris-Straßburger Bahn bei Nacht und einigem Mondschein zurückgelegt, um 8 Uhr Morgens war der Rhein überseht, die badische Grenze erreicht. Nun hieß es die Zollwühlerei überstehen, nur Einer entging ihr und das war ich. Der Commissär in eigener Person stand zufällig in der Nähe meines Gepäcks. „Herr," sagte ich zu ihm, „ich bin ein kleiner deutscher Schriftsteller, der zwei Monate in Paris mit Ago verlebt hat; ziehen Sie daraus einen gefälligen Schluß und schöpfen Sie die Ueberzeugung, daß ich höchstens geistige Contrebande mit mir führe."

Ein Lächeln, ein Wink und meine Koffer bewahrten ihre volle Unschuld. Ob der Mann von jeher ein Wühler war, oder hat's der Wiz getan? Wer immer einen Wiz zu Gebote hätte! In Bodenbach schien dafür eine geringere Empfänglichkeit vorhanden zu sein, und gar am Nordbahnhof — da wurde gequetscht und gekneten und manches unsterbliche Manuscript verknittert, aber mein Wort von Kehl wurde eine Wahrheit: Keine Kaschmir's, keine Havanna's, kein „Powdl;" vor des Nichts durchbohrendem Gefühl wichen Zoll und Versicherungsteuer scheu zurück.

In dem Maße als man in Deutschland vordringt, nehmen die Verkehrsmittel an Beschaffenheit zu, bis sie in den oststüdlichen Ausläufern jenen Grad von Sicherheit erreichen, wovon die letztere Zeit Beispiele zu erzählen weiß.

Nur immer langsam voran,
Auf daß ein jeder nachkommen kann.

Dafür entfaltet die Natur ihre Lieblichkeit und streut Reize auf dem Wege aus, die manches Andere vergessen machen. Die dunklen Säume des Schwarzwaldes, das malerische Neckarthal, die paradiesische Bergstraße dem Odenwald entlang, auf dem Gottes Segen ruht, lullen das Gemüth prosisch ein und mit schwäbischer Romantik langt man Nachmittag in Frankfurt an. Hier wird das Land flacher und zum Bahnhof weht von der alten Krönungsstadt ein trockener Luftzug herüber, der die erhitzte Fantasie zur Ruhe bringt. Da wird ein schlechtes Diné eingenommen und keine Zeit gelassen, in die freie Reichsstadt einzudringen. Es sollten im Gegentheil eigene Tour de plaisir-Omnibus in den Fahrplan mit aufgenommen sein; dieser Verzug ließe man sich gerne gefallen, würde man an Göthe's Geburtshaus, an Rothschild's Stammburg im Ghetto, am Thurn-Taxi'schen Palaste vorübergeführt, wo ein einziger Strahl des Zweiundreißiggrestern genügte, die Eingeweide für die lange Nachfahrt bis Leipzig zu erwärmen.

Nach Tisch hören die Gedanken auf, besonders im vorttaschelnden Wag-

Digitized by Google

gon, dann wird's Nacht und kaum beingen die Ausdahlstationen Abwechslung in das Traumleben. Kurfürstlich hessische Zustände, drei Hauptstädte mit zwei Herzogthümerchen, die Wartburg sammt Martin Luther, Erfurter Posten, Naumburger Wein von der Saale, die große Orgel von Merseburg, alles wurde verschmacht, nur vier Momente rüttelten an mir: Gießen, Marburg, Halle und Leipzig. Vier Universitäten in zwölf Stunden durchzogen, hast du genug, germanischer Geist? Gießen ist die einstige Ruhmeshalle des unerreichten chemischen Freiherrn, den ich kürzlich zum ersten Male im Industriepalaste aus ehrerbietiger Ferne zu Gesicht bekam. Wie wird er sich gelegt haben an den Parfum's und Cosmetique's der ganzen Welt, in welch' neue Culturgebiete der Seife mag sein anorganisches Auge gedrungen sein? Stolz ist er wohl an dem deutschen Bäckerbrot und an der reichen Wiener Staatsbrudered vorübergewandelt, wo's nach Dinderschwärze riecht. Ihr Verdrauch ist sein Bildungsmesser eines Volkes mehr, im Laugenwasser liegt eure Zukunft, ihr Völker! Und offenen Maules staunen seither die Deutschen das große Wort des großen Justus an.

Uebrigens ist die durchschnitig gewachsene Menschenhaut nicht zu verachten, besonders wenn sie dem anderen Geschlechte angehört. Gar manche schwache weiße Hand lehnt sich auf eine starke Schulter und ihr weicher Druck gebietet, alle Schwinge sie den Feldherrnstab. Das Studium der Toilette auf der Weltausstellung ist den Damen angelegentlich empfohlen.

Frankreich steht obenan und England folgt nach. Also doch! das sind die beiden weit vorgeschrittensten Nationen und am Ende haben es neben der Gewerbefreiheit die Parfümeurs gethan. Köln am Rhein läßt sich nicht spotten und ein Dutzend Johann Maria's bewährt den Ruf des Stammvaters Farina. Doch damit ist's aus bis auf ein wenig preußisch „Magenbitter" und selbst Herr Goldberger, der sich vom elektrischen Kettenschmied zu einem andern Handgant emporgeschwungen, erschien nicht mit Kräuterseife und Zahnpasta und seinem andern kosmetischen Zusteratenfutter der deutschen Presse. Oestreich war beschieden, nur Himmelbauer in Stockerau stellte zu seinen trefflichen Stearinkerzen Einiges hin, was recht hübsch und geschmackvoll ist, dann brachte der Seifensieder Hartl aus der Wiener Vorstadt Roßau gewöhnliche Handseife, die sich gut ausnimmt und einen großen Absatz haben soll. Sonst ist in dieser Section noch Stiefelwichs zu bemerken; sie gebört nach dem System als Fettkörper dorthin und verdient ohne Scherz Erwähnung, denn die beiden Aussteller aus Wien leisten in ihrem Fache Tüchtiges. Der Fabrikant Parger hat namentlich wegen seines Glanzlackes einen Ruf, der weiter als die Stadtmauern reicht.

Paris allein mag ein halbes hundert Lieby-Apostel gestiefert haben. Wie es dort duftet und wohlriecht und mit welcher Grazie die sodenden Verführungsmittel ausgestattet sind! Beim rouge et blanc beginnt das Gebiet der Falschheiten, in das ich nicht geschwätzig tiefer dringen mag. Es ist ein langes Register mit offenen und verschlossenen Siegeln, in dem die Mystères de Paris stecken, welche Venus Amathysta zur Patin haben. Die Franzosen, die große Nation, deßgen eine glemliche Ungezwungenheit, wir deutschen Gemüther möchten sagen, Unverschämtheit in den Schaustellungen, aber alle ihre Geheimnisse haben sie doch nicht ausgestellt. Ich meinestheils habe ihre Zurückhaltung verschwerzt.

Das englische Eß bouquet behauptet heute noch den Ruhm des feinsten, unnachahmlichen Wohlgeruches, doch genügte es den Engländern nicht, sie suchten billigere Bereitungsweisen auf und kamen mit einer Entdeckung furchtbaren Gelds. Fuselöl und Schwefelsäure, ranzige Butter und stinkende Käse sind die neuesten Substanzen zur Gewinnung üppiger Salben, die und als lindes Oel der Erdbeere und Pergamotte und der Königin der Früchte, der Ananas selbst in das Haar getröufelt, die uns als Gerüche dargereicht werden, wie wie sie nur aus den zartesten Blüten der Erde gewonnen wähnten. Die englische und französische Abtheilung enthält davon staunenswerthe Proben und Chemiker geben dazu die beruhigendsten Versicherungen; mit nützen sie nichts, mir ist's als entstiede der letzte Rest der Posse aus dem zersetzten und zerragten Leben, ich sah mich nach dem Orient um, der in den kleinen verkittten Fläschchen quillt der reine Tropfen noch aus dem Blatte der Rose von Damaseus.

Celtische Stoffe aus dem Salzberge zu Hallstatt in Oberösterreich.

Von J. Freiherrn v. Sacken.

Hallstatt ist unstreitig einer der schönsten und romantischesten Orte in Oesterreich, zugleich aber neuerer Zeit eine reiche Fundgrube von Alterthümern. Ungefähr 1500 Fuß über dem Spiegel des herrlichen Gebirgssee's befindet sich ein üppiges Hochthal, umgeben von den höheren Felsknppen und geschlossen von den steilen Wänden des Salzberges. Hier steht der sogenannte Rudolfsthurm, ursprünglich von Elisabeth, der Gemahlin Kaiser Albrechts I., im Jahre 1311 gegründet, in seiner jetzigen Gestalt von Kaiser Rudolf II. erbaut. Eine kleine Strecke von diesem Gebäude entfernt entdeckte der dortige Bergmeister, Herr Ramsauer, ein ganzes Leichenfeld von sehr bedeutender Ausdehnung, wo seit acht Jahren fortwährend Ausgrabungen angestellt werden. Man öffnete bis jetzt schon über 350 Gräber, in denen jedem ein oder mehre Skelette in den Lehmgrund eingebettet lagen oder die Ueberreste verbrannter Leichen bestattet waren. Dabei fand man die verschiedenartigsten Gegenstände, deren Anzahl mehre tausend beträgt; es sind Waffen (Schwerter ohne Kreuzgriff, Dolche, Helme, Sperre, Pfeilspitzen, Schildbuckeln, Beschläge von Wehrgehängen und Gürtel aus gerriebenem Bronzeblech), Schmuckgegenstände (Fibeln oder Hestnadeln zum Zusammenheften der Gewänder, meist in Spiralform, Nadeln, Anhängsel, Bracelets von sehr geschmackvoller Form, Ringe und orgl.); ferner große Gefäße, aus Platten von Erzblech zusammengesetzt, 10—30 Maß haltend, getriebene Schalen; Instrumente, als: Feilen, Messer, Fischangeln, Meißel, Hämmer u. s. w.; endlich Schmuckschen und Ketten aus Bernstein, Glasfluß, Bein, nur wenigeS aus Gold, von Silber gar nichts. Die meisten Gegenstände sind aus Bronze oder Eisen. Von Münzen war nichts zu finden. Die ganze Sammlung befindet sich gegenwärtig im k. k. Antikencabinette zu Wien.

Die Vergleichung dieser Gegenstände mit anderen, deren nationaler Ursprung sich mit Sicherheit nachweisen läßt, führt zu dem Resultat, daß sie entschieden celtischen Ursprungs sind. Daß Celten in diesen Gegenden wohnten, ist historisch erwiesen und deuten auch viele Namen der Gebirge und Orte (Sarstein, Sar bedeutet im Celtischen groß, die Zusammensetzung mit Kar, was Fels heißt; — die Laun-Wiese, der Thorstein, Thor-Thurm u. s. w.). Alle Objecte tragen in Form und Verzierungen das specifisch celtische Gepräge an sich und gehören in den Uebergang von der zweiten zur dritten Culturperiode dieses Volkes, wo nämlich Bronze und Eisen vermischt vorkommt — ungefähr in die ersten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung.

Die hübsche Form und vielen Verzierungen der meisten Geräthschaften bezeugen, daß dieses Volk eine ziemlich hohe Cultur und Bildung hatte; daß die celtischen Bewohner Alles selbst anfertigten, beweist die Auffindung von Schmelztiegeln, Erzstufen, geschmolzenen Metallklumpen und unfertigen Gegenständen. Es bestand hier also eine celtische Colonie, deren Begräbnißplatz hier aufgedeckt wurde, deren Bewohner wahrscheinlich den Salzberg bearbeiteten.

Diese Vermuthung wird bestätigt durch mehre Funde im Salzberge selbst mitten im Salzstocke. Das jetzige Bergwerk, und zwar der Stollenbau besteht seit dem Jahre 1311, wo ihn die Gemahlin Albrechts I., Elisabeth, eigenhändig anfing. Doch bestand von jeher die Tradition, daß schon vor dieser Zeit, und zwar von den Heiden (daher die Bezeichnung „Heidengebirg") der Bergbau betrieben worden sei. Zu verschiedenen Zeiten entdeckte man Spuren und Reste eines uralten Betriebes, und zwar senkrecht abgetenfte Schachte, die von noch älteren Betriebe herrühren müssen, durch welche das gewonnene Steinsalz an den Tag gebracht wurde. Mitten in einem Lager von geschichtetem krystallinischen Salz über einer Lehmschichte, und zwar theilweise gerade unter den ältesten im Jahre 1311 eröffneten Stollenbauten fand man mancherlei Gegenstände, die also schon lange in der unterliegenden festen Salzmasse eingeschlossen sein mußten, als man die Stollen darüber eintrieb. So wurde schon im Jahre 1734 ein vollständiger Menschenleichnam gefunden, der ganz in das Gebirge verwachsen und durch die Massen des Salzes plattgedrückt war, dabei bronzene Werkzeuge. Er hatte Reste von Kleidungsstücken, an den Füßen Bundschuhe; man brachte ihn nach Hallstatt, wo er begraben wurde.

Digitized by Google

Vor einigen Jahren fand man bei weiteren Nachforschungen Stücke von gewebten Wollstoffen gröberer und feinerer Art, zum Theile aus verschiedenfärbiger Wolle, gerade und über Kreuz gearbeitet, mit Räubern, durchaus sehr gut gewebt, ferner Pelze von schwarzem Sammthaar, Rehdecken, Ziegen, ein Stück von einer ledernen Hose, alles mit Lederstreifchen und Wurzelfasern genäht, zum Theil mit demselben Stiche, der noch jetzt bei den ledernen Kleidungsstücken in dieser Gegend angewendet wird; — dann Gebeine von Thieren, ein Hirschgeweih, mehre Stierhörner, Stücke behauenes Holz und Baumstämme, Büschel von Pflanzen mit geflochtenen Bastringen zusammengebunden, Haferkörner, welche anzuzeigen scheinen, daß man Pferde oder Esel beim Bergbau gebrauchte; endlich halbverkohltes Holz, welches auf einen hier bestandenen Feuerplatz deutet. Doch alle diese Gegenstände, obwohl sie wegen ihrer Fundstelle von einem viel älteren Bergbetriebe, als dem vom Jahre 1311 herrühren müssen, haben keine bestimmten Kennzeichen, aus denen sich auf ihr Alter und ihre Herkunft ein sicherer Schluß ziehen ließe. Allein im verflossenen Jahre fand Herr Ramsauer dicht dabei verschiedene Bronzegegenstände, eine Hane, Fibeln, Armringe, Ringe u. dergl., welche vollkommen mit denen übereinstimmen, die in den Gräbern des celtischen Leichenfeldes vorkommen, dieselbe Form und ganz gleiche Verzierungen zeigen. Daß diese, sowie die Stoffe und der oben erwähnte Leichnam ebenfalls von den Celten herrühren, welche das Salzbergwerk bearbeiteten, ist sonach kaum zu bezweifeln, um so mehr, als im frühesten Mittelalter Werkzeuge aus Bronze gar nicht gebräuchlich waren.

Aus den Schichtungen und Gebilden des Salzstocks, in welchem diese Objecte eingeschlossen waren, zeigt sich, daß eine große Masse von Tagwässern, welche sich in den oberen Theilen des Salzberges angesammelt hatte, in einem plötzlichen Durchbruche hier eindrang und dann die Bildung eines krystallinischen Salzstocks zur Folge hatte. Diese Revolution muß im Frühlinge stattgefunden haben, wie aus den ebendaselbst auch gefundenen Moosen und Pflanzen hervorgeht. Durch die Ueberfluthung und nachfolgende Salzbildung erklärt sich das Einschließen der erwähnten Gegenstände in den Berg, und der erhaltenden Kraft des Salzes haben wir es zu danken, daß wir hier uns so alter Zeit sonst leicht vergängliche Stoffe — fast die einzigen dieser Art, die bekannt sind — übrig haben. Sie zeigen, welchen hohen Culturgrad die Celten hatten und wie sich manches, z. B. die Lederhose und die Art des Nähens, bis auf den heutigen Tag erhalten hat, — ein Umstand, der überhaupt bei der Nationaltracht, deren Vorkommen sich oft schon in den ältesten Zeiten nachweisen läßt, wohl zu beachten ist.

Nach dem Naturereignisse, welches vermuthlich den celtischen Bergbetrieb aufhören machte, blieb dieser aufgelassen, bis er im vierzehnten Jahrhunderte wieder aufgenommen wurde. Diese Reste aber sind die Zeugen des ersten Betriebes und eines cultivirten Volkes, welches sich damit beschäftigte.

Die St. Stefanskirche in Eggenburg.

Von Emil Hawelka.

Wenn man von östlicher Seite aus die rebenumkränzten Hügel des Manhartsberges überschreitet und auf das mit Busch und niederem Gehölz bewachsene Plateau des kleinen Gebirges gelangt, gewahrt man zu seinen Füßen die Thürme und Spitzen einer kleinen Stadt, die sich in beträchtlichen Krümmungen längs des Thalgrundes hinzieht.

Das ist Eggenburg, ein schon zur Zeit der Babenberger in Urkunden häufig genannter Ort von etwa 1300 Einwohnern.

Es erregt eine eigenthümliche Empfindung, wenn man das Südbecken zum ersten Male betritt und durch das finstere, hallende Thor die engen Straßen hinanschreitet. Ein Rest des Mittelalters hat sich in diese abgelegenen, ewig friedlichen Mauern geflüchtet und begrüßt uns unvorbergesehen bald von dieser, bald von jener Stätte.

Viele Häuser prangen noch nach alter Weise mit hohen, spitzen Giebeln und gothischen Thoren; an den holzgetäfelten Wänden schlingt sich fettes, grünes Weinlaub hinauf, auch an Erkern, diesen charakteristischen Merkmalen des altdeutschen Hauses, fehlt es nicht, und manches Gebäude hat wohl noch sonst seine besondere bauliche Eigenthümlichkeit oder geschichtliche Erinnerung. Wir nennen hier zum Beweise das sogenannte „gemalte Haus“ (von den in die Außenmauern eingegrabenen Sprüchen und biblischen Darstellungen), das alte Franziskaner-, jetzt Redemptoristenkloster aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Das Rathhaus (gleichfalls mit biblischen Darstellungen geziert) und die mächtigen Ruinen des vormalz landesherrlichen Schlosses, in welchem anno 1411 der junge Albrecht V. zum Landesfürsten ausgerufen wurde.

Ein weitab überwiegendes Interesse nimmt aber unter allen diesen die St. Stefanskirche in Anspruch, die der Ostkirche immerhin mit unter die schönsten Gotteshäuser seines Landes zählen kann. Sie stammt, abgesehen von den zwei Thürmen, die einer viel spätern Zeit angehören, aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts; ihr Erbauer ist unbekannt. Ein alter Bericht bezeichnet die Tempelritter als Gründer, während der Wolfmund sie dem Meister Pilgram, dem Erbauer des herrlichen Wiener Domes, zuschreibt. Es geht mit unseren Domen, wie mit den alten epischen Liedern; selten schallt uns der Name ihrer Urheber aus der Geschichte entgegen, und bei beiden haben oft Jahrhunderte an ihrer allmäligen Reife und Vollendung mitgewirkt. Was die letztere Sage betrifft, so erklärt sich die Urtheilung leicht aus der überraschenden Aehnlichkeit des Innern unserer Kirche mit der des Wiener Domes, die allerdings auf die Zugrundelegung eines und desselben Bauplanes hinweist. Diese Aehnlichkeit erstreckt sich nicht nur auf die ganze Spannung und Anordnung der Gewölbgurten, sondern (natürlich nur en miniature) auch auf einzelne Details. So findet man z. B. dieselbe äußerst zierlich und reich gearbeitete Kanzel mit den Brustbildern der heil. Kirchenväter Ambrosius, Augustinus, Hieronimus und Gregorius. Aber auch im Uebrigen bietet das Innere der Kirche noch manches Beachtenswerthe dar.

Ein Flügelaltar auf der linken Absseite zieht darunter unser besonderes Aufmerksamkeit auf sich. Es ist ein sehr schönes und fleißiges Stück Arbeit. Das Mittelstück, zierlich in Holz geschnitzt, zeigt uns die heil. Elisabeth, von zwei Heiligen umgeben, oder welcher eine Krönung Mariens; die Flügel dagegen sind mit farbenprächtigen Bildern bemalt, die wie die meisten derartigen Werke unseres mittelalterlichen Heimatlandes der schwäbischen Schule angehören. Am Eingang ins Presbiterium findet der Beschauer ferner ein zwanzig Fuß hohes Sacramentshäuschen, dessen Inschrift und den Pfarrer Matthäus Lang als Gründer bezeichnet. Es ist derselbe Matthäus Lang, der später als Erzbischof von Salzburg eine so große politische Rolle spielte und der um das Jahr 1505 an der hiesigen Kirche das Pfarramt vermaltete.

Einen sehr freundlichen Eindruck gewähren die hohen schlanken Fenster mit ihren reich verzierten Spitzbögen; leider ist die früher darauf befindliche Glasmalerei verschwunden und nur an einem einzigen hat sich noch ein spärlicher Rest erhalten.

Was das Aeußere der Kirche betrifft, so haben wir bereits erwähnt, daß ihre Bauformen zwei verschiedenen Epochen angehören. Der leicht und frei emporragende Mittelbau aus der Blütezeit der altdeutschen Baukunst wird durch die beiden, ursprünglich viel höher breechenten viereckigen Thürme fest und trotzig zusammengehalten. Diese Verbindung, obgleich an sich unorganisch, dient dennoch dazu, der Kirche eine echt romantische Färbung zu verleihen, die besonders dann stark zu Tage tritt, wenn die Morgen- und Abendsonne ihre Strahlen auf die hohen, spitzen Fenster wirft. Dann ergießt sich ein neues frisches Leben in die wunderlichen, zackigen Formen des Schiffes, die im rothen Widerscheine zittern und zucken, während die beiden in düsteres Grau gehüllten Thürme um etwas zurücktreten und so den Contrast zwischen beiden Stilarten erst recht anschaulich machen. Ein beklagenswerther Umstand ist, daß der Anblick der Vorderseite durch verschiedene Anbauten so ganz gehindert ist. Dadurch ist die Kirche auch ihres gewiß sehr schönen Hauptportales verlustig geworden.

Indem wir diese kurze Anzeige schließen, können wir uns nicht enthalten, dem Wiener Alterthumverein, der während der kurzen Dauer seines Bestehens bereits eine so glückliche Wirksamkeit entfaltet, Kirche und Stadt Eggenburg recht warm zu empfehlen. Beide gäben wohl hinlänglichen Anlaß zu einer kleinen Monographie, wie sie unlängst aus Schlägnabern durch den verdienstvollen Herrn Ministerial-Secretär Steinbe zu Theil geworden ist.

Digitized by Google

Im Lande der Purzesten.

Vaterländische Novelle von Heinrich Ritter von Levitschnigg.

(Schluß.)

„Es war zur Zeit," begann Dmitri nach einigem Zögern, „wenn die Schwalben kommen, an einem Sonntag obendrein, da sprach mein Weib zu mir: Komm, wir wollen mit unserm Kindlein nach dem Herrenhof hinauf, es ist Maifest dort oben und an gebrannten Wasser kein Mangel; auch sollen Zigeuner aufspielen und die Fidel wird ertönen zum Tanze! — Also sprach mein Weib. Ich aber versetzte: Das Kind, das du an der Brust trägst, ist sterbenskrank; Tanzen erhitzt das Blut und vergiftet die Muttermilch; auch weht Abends, wenn die Sonne untergeht, noch immer eine kalte frostige Luft von unsern Bergen. Bleib daheim mit unserm Säugling. Ich will ja auch den Abend über bei dir vorweilen und es tanze dort oben, wer da mag. — Mein Weib aber stampfte trotzig mit dem Fuße und wollte sich nicht zufrieden geben, so sehr ich auch bitten mochte. Der Gutsherr hatte es ihr angethan, wie sich später erfuhr, mit schönen Redensarten und schmucken Gaben; auch hauste im dortigen Gehöfte ein ehrloser Schurke, Lait hieß der Mauschel, der machte den Zwischenträger und Kuppler. Der Zank ward immer lebhafter. Mein Weib todte mir eine Nasende. Da sperrte ich sie sammt dem Säugling in die Hütte, und ging zu dem Popen, auf daß er einschreite mit vermittelnden heiligen Worten. Er war nicht daheim. Ich lief im Dorfe umher und fragte nach dem frommen Manne. Man hatte ihn nach dem Flecken im Thale gehen sehn. Mich litt es nicht länger auf der Hochebene. So wandelte ich denn rasch hinunter und es glückte mir auch, zu finden, was ich so ängstlich suchte. Der geistliche Herr folgte mir willig, nur daß darüber ein paar Stunden verstrichen. Es dämmerte bereits mächtig, als wir heimkamen; und siehe da! die Thür meiner-Hütte war aufgezwängt worden und nirgends eine Spur von meinem Weibe zu schauen. Sie war mit dem kranken Säugling verschwunden, doch gewahrte ich die Fußstapfen eines Mannes in den bethauten Halmen."

„Zweifelsohne die Fußstapfen des Zwischenträgers?"

„Du hast es errathen. Und wieder lief ich im Dorfe umher, nach meinem Weibe zu fragen. Ein paar alte Rumänen hatten sie mit dem Kinde im Geleite des Juden auf dem Wege nach dem Herrenhause erblickt. Zorn und Angst stimmten nunmehr auch mich wie rasend. Lait mußte die Thür von außen aufgezwängt haben, von innen war sie ja unmöglich zu öffnen. Die Nacht begann hereinzubrechen, und von den Bergen wehte ein frostigkalter Wind, als ich nach der bezeichneten Stätte eilte, schäumend vor Aerger, zitternd vor Seelenpein, nagenden Kummer im Herzen. Der Pope wollte mich nicht begleiten. Er betreute sich und profezeite mir nahes Unheil. Endlich gelangte ich nach dem adeligen Gehöfte. Dort herrschte großer Jubel. Meine Landsleute tobten, als wären sie alle „des Teufels Tänzer" geworden. Sie war anfangs nirgends zu sehen, die straßbare Mutter, endlich aber taumelte sie daher mit aufgelösthem Haare, vor Schweiß triefend, furchtbar erhitzt in Folge rasenden Tanzes, und bald bis in die Lippen erbleichend, wenn sie auf ihren Säugling niederstarrte. Ich eilte ihr entgegen, sie wich entsetzt zurück. Burschc und Dirnen warfen sich dazwischen. Niemand wollte mir die Wahrheit sagen, Alles schwieg wie angebannert; nur dein Vorgänger, der Oberknecht, gab sich sehr gesprächig und ließ nicht ab, mich an die Leiden unseres Herrn und Erlösers zu erinnern. Mir schwindelte, wie Nebel schwamm es vor meinen Augen."

„Armer Vetter!"

„Ich drängte mich mühsam durch die Menge und langte zitternd nach meinem Kinde. Barmherziger Gott! Die Nabenmutter hatte den sterbenskranken Säugling stundenlang im nahen Strauchwerk wimmern lassen, und sich in ihrer Tanzlust nicht weiter um ihn gekümmert. Die Sonne sank, der Thau fiel und der Wind wehte frostig. Als sie unser Kind vor wenigen Minuten wieder aufnahm, lag es todt, mausetodt in ihren Armen. Und nun stand ich als Rächer vor ihr, daß laß sie in meinen unheimlich funkelnden Blicken. Sie wollte entfliehen, aber nicht umsonst hatte ich die Art aus unserer Hütte mitgenommen. Sie war zwar eigentlich für den Juden bestimmt, diese Art, aber nunmehr traf sie mein Weib; mit einem einzigen Streiche hatte ich der verwoffenen Mutter den Schädel gespalten, sie blieb im Augenblicke todt, aber ihren Richter und Henker hatte sie doch noch früher erkannt."

„Entsetzlich!"

„Nun wollte ich über den Juden Gericht halten. Die Bursche und Kirchte überwältigten mich. Zwei Jahre lag ich in dem Kerker von Carlsburg, hatte ich doch alles eingestanden, was ich verbrochen; auch hoffte ich keineswegs auf Gnade, denn das Blut meines Weibes klebte an meinen rächenden Händen. Der Galgen wäre mein Recht und Antheil gewesen; denn Blut kann, wie die Popen sagen, nur durch Blut gesühnt werden. Das Gesetz sprach jedoch einzig auf zehn Jahre schweren Kerker. Stumm brütend lag ich in den Mauern von Carlsburg. Da kam eines Tages der gute deutsche Auditor, welchen die heilige Mutter Gottes segnen möge, und sagte mir, er habe für mich ein Schreiben an den Kaiser abgefaßt, das er absenden wolle, so ich berene. Das that ich längst. Ich hatte ja den Juden treffen sollen, nicht das verführte, sinnlose Weib. Gott ist barmherzig und der Kaiser ist gerecht. Die Schrift sprach wirksam für mich. So ward ich denn in Gnaden entlassen."

Eine lange Pause folgte.

„Bist du ein Burzestes?" fragte endlich der Schaffner mit gerunzelter Stirne.

„Die Alpen Siebenbürgens sind meine Heimat!" versetzte Dmitri.

„Blutrache ist heilig," fuhr sein Vetter fort, „sie allein kann uns von erlittener Schmach rein waschen; Kränkung des Geringsten der Burzesten muß durch Menschenalter geahndet und gesträft werden. Es gibt kein Verzeihen in unseren Bergen. Darum höre mich!"

Der Schaffner erzählte nunmehr seinem Vetter in kurzen Worten die Vorfälle am vergangenen Tage. Er hatte sie als Vorstand des Gesindes des abwesenden Gutsherrn von Imre beteilt am Morgen des Kirchenfestes mit dem geheimen Auftrag erfahren, Lait und Kreuzlahm ihrer Haft in dem alten Thurm zu entlassen, da sich der Bergmann in seiner Gutmüthigkeit durch eine Nacht Todesangst hinreichend gerächt glaubte.

„Und hast du den Befehl in Freiheit gesetzt?"

„Daß ich ein Narr wäre. Der Schurke gedenkt schon lange, mir einen Nachfolger zu geben. Ich wollte deshalb ein schriftliches Verzeichen von ihm erpressen, eine Art Pact, der auf mehre neue Jahre Dienstzeit lauten sollte. Auch hoffte ich ihn Silber schwitzen zu sehen. Der Mauschel hat Sündengeld genug in unserem Gehöfte erschachert. Der lustige Schelm wollte aber nicht anbeißen."

„Und weiter?"

„Jetzt steht Alles bei dir!"

„Komm!"

Beide suchten die Schenke unbemerkt zu verlassen, was um so leichter, als das Medium der Sanftmuth bereits vorüber war, und das Zechgelage in das übliche allgemeine Handgemenge überzugehen drohte. Und wie stand es in dem runden Thurme? Lait war trotz den Regungen des Hungers wieder guten Muthes geworden. Das Erscheinen des Schaffners am Morgen bewies ja, daß Imre an seine weitere Rache denke. Anders verhielt es sich jedoch mit seinem Gefährten. Der rumänische Magen wußte von keiner orientalischen Genügsamkeit und sehnte sich am Abend bereits ein Bedeutendes nach frischem Mais und jener wohlschmeckenden Zugabe, wie sie die sogenannten Käsewalchen in Szeliste, dem siebenbürgischen Codogno, zu bereiten pflegen. Auch ein Glas Wein oder ein Schluck Schnapps wäre sehr nach seinem Geschmacke gewesen.

Kreuzlahm befand sich daher eben nicht in der rosigsten Laune, und die Vorwürfe, die er dem Juden bezüglich seiner Knauserei gegen den Schaffner zuwarf, klangen sehr ärgerlich, waren auch keineswegs in der Ausdrucksweise eines demüthigen Dieners gehalten. Vergebens suchte ihm Lait zu bewesen, daß ihre Haft keineswegs von langer Dauer sein könne, der Rumäne antwortete hierauf ganz trocken:

„Meine Haft dauert jedenfalls länger als die deinige, da ich ja auch um ein paar Tage länger leben werde."

„Das scheint bei deiner Empfindlichkeit gegen den Hunger sehr zweifelhaft."

„Es wird aber doch so kommen. Weißt du auch, warum? Weil ich dich früher erwürge und dann auffresse!"

Der Jude erbebte. Es fiel ihm erst jetzt bei, daß er seinen Käfig mit einer Art halbwilden Thieres theilte. Deßhalb beschloß er auch im Stillen, bei dem nächsten Besuche des Oberknechts nachzugehen. Die Nacht brach

Digitized by Google

jedoch herein und die Zugbrücke wollte nicht knarren. Kreuzlahm ward immer wüthender.

„Ich beiße dich noch in dieser Nacht an," rief er, „Fleisch ist Fleisch!"

„Laß' die das sündige Gelüste vergehen!" sprach etwas kleinlaut Freund Laif.

„Eine Aber schlage ich die jeden Falles; mein Durst wird immer ärger!"

Es war diesmal freilich nur halber Ernst, um den Orientalen süßsam zu stimmen. Laif fühlte aber demungeachtet sein Blut zu Eis gerinnen. Zum Glücke knarrte die Zugbrücke. Hastige Schritte wurden hörbar. Kreuzlahm stieß einen Jubelschrei aus, als sie er bereits bei einem tüchtigen Imbiß; er schnalzte mit der Zunge, als fließe voller Nebensaft oder starkes gebranntes Wasser durch seine durstige Kehle. Auch Laif seufzte trotz seiner Angst vor dem bevorstehenden Kaufpreis der Erlösung freudig auf, so sehr schreute er die Nachbarschaft eines halbwilden reißenden Thieres in einem ziemlich engen Käfige. Irren ist menschlich. Es war ja nicht das wohlbekannte Antlitz des Schaffners, das an dem geöffneten Schubfenster erschien. Die finstern Züge dieses eingefallenen Angesichtes bedünkten den Hebräer wie eine unliebsame Erinnerung an Tage, an denen man sich mit seinem Gewissen für immer überworfen. So starrte er denn in unheimlicher Ahnung nach dem nächtlichen Besuche.

„Kennst du mich, Laif?" fragte die Erscheinung mit heiserer Stimme.

„Daß ich nicht wüßte," stammelte erbebend der Jude.

„Denke doch nach: wandre ein paar Jahre zurück! Dein Sündenregister reicht ja die Länge einer halben Ewigkeit. Denke doch nach!"

„Ich weiß mich durchaus nicht zu entsinnen."

Laif log, wie gewöhnlich, denn in seiner Erinnerung dämmerte es bereits spukhaft, nur daß er es sich selbst nicht zu gestehen wagte.

„Ei, wie du vergeßlich bist!" hohnlachte der Fremde.

„Möglich," flüsterte der Orientale, „eine kleine Nachhilfe thäte allerdings Noth."

„Die soll dir auch werden. Gedenkst du noch des Maifestes, das vor dritthalb Jahren hier gefeiert wurde? Weißt du noch, wie dich ein Rumäne mit einer Art niederstrecken wollte, wie einen tollen Hund, weil du den Kuppler bei seinem Weibe abgegeben, und sein einziges Kind an der Brust der sinnlosen Mutter hinsterben gemacht in der jungen Blüte seines Lebens?"

„Dmitri!" rief Laif entsetzt.

„Dmitri? Ja, so hieß ich vor Jahren, jetzt aber lautet mein Name: der Rächer! Ich bin ein Burzeste. Weißt du, was dies besagen will? Es gibt kein Verzeihen in unsern Bergen. Glied um Glied, Zahn um Zahn!"

„Barmherzigkeit! Gnade!"

„Du hast beides lang verwirkt!"

„So laßt doch wenigstens mich hinaus," bat Kreuzlahm; „ich bin ja unschuldig an der verdammten Geschichte, wie ein neugeborenes Kind! Was geht mich der Jude an? Spreche ein Wort und ich breche ihm zur Stelle den Hals um!"

Laif schauerte furchtsam zurück.

„Du könntest und verrathen. Mit gefangen, mit gehangen. Auch wäre dies eine zu geringe Strafe für den Bluthund. Er soll des Hungertodes sterben!"

„Schonung!"

„Umsonst, der Rächer hat sein letztes Wort gesprochen!"

Damit flog das Schubfenster zu. Gleichzeitig klirrte es an den Mauerwänden, als ob mehre Stäbe Eisen in den Abgrund schmetterten. Es war der Bund Schlüssel, den Dmitri in die Tiefe schleuderte. Er eilte hinweg. Sonderbar, die Zugbrücke wollte diesmal nicht knarren. Ihr häßliches Schnarren hätte die Gefangenen an ein Wort der Hoffnung gemahnt. Es sollte aber nicht ausgesprochen werden dieses Wort; nein, bald darauf ward ein Gräßer hörbar, als ob ein paar Aexte hart an der Arbeit wären. Ein furchtbares Gepolter, wie ferner Donner, folgte. Dann herrschte ringsum das alte Schweigen, eine Stille wie im Grabe.

„Sie haben die Zugbrücke zertrümmert!" stöhnte der Jude.

„Daß deine Zunge erlahme, bluniger Geizhals!" fluchte sein Gefährte.

Es war so geschehen, wie Laif ahnte. Dmitri und sein Vetter verließen nach dem Werke der Zerstörung den Eheshof, nachdem sie sorgfältig alle Thore und Thüren abgesperrt. Letzterer gab am nächsten Morgen eine kleine Dienstreise vor, die er mit Laif und Kreuzlahm im Auftrage des Gutherrn unternehmen müsse. Niemand wußte um den Thatbestand. Imre begab sich zum Rapporte nach Abradanya, und somit verschwand der einzige Mann, der mit dem Sachverhalt vertraut war, für mehre Tage von der Schauplätte der Vergeltung.

Hunger und Durst lieben rasche Arbeit.

Wir wollen unserer Feier nicht mit der Schilderung des schaurigen Schauspieles quälen, das nach dem Verschwinden Dmitri's und seines Verwandten in der alten Laute an Bela's Eheshof in die Scene ging. Mehre Tage verliefen in unsäglicher Pein. Das bleiche, hohläugige Gespenst des Hungers schritt spukhaft durch die einsame Stube, die in Bälde zur Folterkammer werden sollte. Sein Bruder, der unerbittliche, noch unbarmherzigere Durst, beschrieb seine immer enger werdenden, zauberhaften Kreise, in deren Mittelpunct der Wahnsinn zu lauern pflegt. Mehr als einmal wandelten die unheimlichen Geschwister den verzweifelnden Rumänen in ein reißendes Wolfsgeschier um. Der Orientale lief Gefahr, bei lebendigem Leibe zerfleischt zu werden. Flüche und Gotteslästerungen tauschten nach der Schlacht hinaus. Dem wilden Getose unbarmherzigen Kampfes folgte momentane grauenhafte Stille. Als man nach der Rückkehr Imre's endlich Unheil witterte, die Thore sprengte, einen Steg nach dem Mauervorsprung hinüberwarf und gewaltsam in den runden Thurm drang: da traf man, entsetzlich zu schauen, nur zwei starre, furchtbar entstellte Leichen, bedeckt mit geflocktem Blut, das auf manchen tiefen Wunden geflossen. Kreuzlahm hatte übrigens gesiegt, er schien sich sterbend in die Gurgel des Juden verbissen zu haben. Dmitri und sein Vetter blieben verschollen.

Also waltete weiland die Nemesis:

„im Lande der Burzesten!"

Der Schlossergeselle.

Respect vor mir, ihr Ahnen all',
Wenn ich auch rasig bin!
Das Schlosserhandwerk lobesan
Bringt Ehre und Gewinn.

Ich mache Schloß und Schlüssel auch,
Bedenk' die Wichtigkeit,
Da einen Schlüssel selbst der Herr,
Dem Petrus einst verleiht.

Der Schlüssel, der den Himmel sperrt
Und öffnet, — wohlbedacht! —
Ein Schlosser wird's gewesen sein,
Der diesen hat gemacht.

Doch, mach' ich Schlösser ohne Zahl
Und Schlüssel auch dazu,
Wenn ich nur Einen schmieden könnt',
Dann erst, dann hät' ich Ruh'!

Des Meisters schöne Kathrein,
Die hat ein Schloß mir'n Herz,
Da paßt kein Schlüsselein mir dafür,
Ach! und das ist mein Schmerz!

Ich mach' Schloß und Schlüssel auch,
Bedenk' die Wichtigkeit,
Da meinen Schlüssel selbst der Herr,
Dem Petrus einst verleiht.

Der Schlüssel, der den Himmel sperrt
'n wenig drinnen, wie im Himmel sein,
So wunderschön und hold.
Sanct Peter, komm, du mir zu Hilf',
Dein Schlüssel ist vom Gold!

Kann du zu Hilfe, sperr' mir auf,
Du Himmelsschlüsselmann,
Weil ich mit Dietrich und mit Zang'
Das Schloß nicht aufmach'n kann!

J. Graf Pocci.

Skizzen aus dem Kuhländchen (Mähren).

I. Stramberg.

Von Neutitschein schlängelt sich nordwestlich ein fernblicher, zwei bis dreithalb Stunden langer Pfad durch Wiesen und Aeckerland an einigen leise dahinrauschenden Bächlein vorüber nach Stramberg. Dieses Städtlein blickt sich von der Ferne nicht übel an und auch vom Städtlein auf schwerlich bat Nage mit Entzücken durch Lyrige Oertchat. Aber im Städtlein selbst ist's manchmal noch exquisitlich. Es läßt sich annehmen, daß die Gründung dieser Commune in jene Zeit datirt, wo auf dem von Tag zu Tag mehr und mehr verfallenden Herrenschlosse noch ein gewaltig ritterliches Leben herrschte und in den Gehöften am Abhange des Berges sich die Dienstmannen und Kriegsknechte der mächtigen Gebieter behaften.

Nunmehr gibt es für Stramberg keine verunsichtige Bedingung, als Stadt zu existiren, da sie sogischer Communicationsmittel entbehrt. Der Fluß sieht durch das Thal, seine Straße bietet sich. Die Hauptwege sind steil, beschwerlich und unfahrbar; die Nebenwege sind plattenreinig nur mittelst Alpenstock und Steigeisen zu überwinden.

Es läßt sich auch an Herstellung einer eigentlichen Straße durch die Stadt nicht denken, da die Häuser knechtend an die Felsen angeklebt sind und bis an die Plattform des Berges sich erstrecken, auf der die nunmehr gebrochenen Mauern der Veste Stramberg, in ältesten Urkunden Strahlenberg genannt, saßen. Von der einstigen Größe dieses Baues sind allein ein runder, massiver Thurm noch Zeugniß, der hoch und rund in die blaubrote Landschaft ragt. Vor wenig Jahren soll er noch durch eine Treppe zu ersteigen gewesen sein. Gegenwärtig sind seine Zinnen nur den Dohlen zugänglich, die ihre schwarzen Flügel an die verwitterten Steine schlagen und bei Annäherung von Menschen mit unheimlichem Gekrächze auffatteren. Auch von dem Gange, der um die Außenseite des Wartthurmes sich dehnte, sind nur etwelche verrostete Eisenstäbe noch vorhanden.

Digitized by Google

Die Bauart des genannten Thurmes gab einigen gelehrten Forschern zur Behauptung Anlaß, daß die Gründung des Schlosses in die Glanzzeit der Tempelherren hinaufreichen müsse.

Jedenfalls ist die Burg sehr hohen Alters, die manch' ein edles Geschlecht in ihren Mauern auf- und abblühen sah. Noch vorm Glanze des Städtchens war sie Lengin. Dann im 16. Jahrhunderte fell basselbi der Bürgermeister von Rentschen, welcher zugleich sein Herrlichkeitsrecht über die Stadt Stramberg übte, restidirt haben.

Noch ist vielen heiteren und traurigen Erscheinungen kann man den alten Mauern nicht verdenken, daß sie lebensmüde hingesunken sind. Bald wird auch der einsame Thurm dieses Los beschren.

So wehmüthig aber auch das Gefühl sein mag, welchen den Beschauer vor den Ruinen der Burg überkommt, nach erschütterte muß er sich fühlen, wendet er seinen Blick nach den Gebäuten der Stadt. Auch von dieser liegt ein Theil in Trümmern, da ein heftiger Brand im Monate März d. J. gewüthet. Von 40 mit einigen Häusern, die vom Feuer ergriffen wurden. Neben fast einzig noch die Scheunenreihe und riesigen Kachelöfen. Auf verkohlten Balgwerkresten kauern des Jammers schaurige Gestalten. Aber auch alle übrigen von den Flammen nicht berührten Häuser tragen das Gepräge der Noth an der Stirne. Gerüstenbalken aus rohen Baumstämmen zusammengefügt, gönnen sie dem Sonnenstrahl nur durch ganz kleine Fensteröffnungen den Eingang in die von Ruß und Schmutz verfinsterten Gemächer. Die Bewohner dieser Zellen sind vorwiegend Weber. Jene Gebäude, die vielleicht gebessert sind und auf eine größere Behäbigkeit schließen lassen, sind das Eigen von Bauern, die in der Obstbaumzucht und Milchwirthschaft ihren Erwerb haben. In unsren Tagen, wo die Maschinen längst dem Handspinnrad den Vorrang abgewonnen haben, muß man die Zähigkeit jener Menschen bedauern, die ein unbrauchbares Gewerbe fortbetreiben, weil Vater und Großvater es betrieben haben. Auch weiß man nicht, soll man klachen oder weinen über die Anhänglichkeit an ein Stück Boden, auf dem allein die Hungersnoth sprosst.

Die Stramberger wählen sich daher noch allerlei Wege auf ihre Persönlichkeit gefallen lassen. Gewährt mag das Sprichwort sich erweisen: „Die Wache hinterm wird verzweifelt, an Sonntagen wird bettelu gegangen."

Die Stramberger haben jedoch bei wenig Eigenthum viele Eigenthümlichkeiten. Es liegt nicht in meinem Sinne, ein psychologisches Bild zu entwerfen, für welchen Behuf ich noch zu geringe Studien gemacht; ich will nur auf äußere Erscheinungen Rücksicht nehmen:

Unter diesen Erscheinungen ist wie die zu nennen polizeilichen Anordnungen völlig gegenstandslose Stille aufgefallen, bei die Aborte vorschämig ihre Mündungen gegen die Straße nehmen, zu zum Theile weit ab vom Hause in die Straße gebaut sind, so daß sich für die Anwohner in gewissen delicaten Angelegenheiten die Nothwendigkeit einer kleinen Lompagnie ergibt. Das Resultat dieser löblichen Einrichtung mahnt den überraschten Fremdling feinesmegs an Rosenduft.

Nachdem wir die Burg und Stadt sattsam abgeklettert haben und das Bedürfniß einer Erfrischung fühlten, wandten wir uns, einem erhaltenen Rathe zu Folge, gegen das Schulgebäude, zu selsterner Weise der Schulmeister daselbst ein Schankrecht übt.

Der mittelgroße, anschnlich beleibte Herr empfing uns äußerst freundlich und berichtete in gebrochenem Deutsch davon das Idiom der Stramberger ist (Lowisch) über die Merkwürdigkeiten und das Elend von Stramberg. Wir traten ihn sammt zwei Gehilfen mit der Revision aller Kirchenbücher beschäftigt. Von allen sauren Weinen, die ich je getrunken, war der vom Pano Berter erzeugte, sowie der sonstige Zusitzel der sauerkeit — dafür wurde er aber auch mit dem Preise edelsten Rheinedenstaines beeehrnet. Indessen hatten wir uns doch ergnickt und schieden ohne Groll von unsrem Wirthe. Dieser machte noch wirklich Freude über die Bereberungung von Gästen empfunden haben, denn er machte uns von seinen feinerenen Schätzen einige schöne Exemplare zum Geschenke.

Die Kalkfelsen Stramberges sind an wunderlichen Gebilden reich. Da finden sich Amoniten und Muscheln einer untergegangenen Welt. In den Boshöhlen sind die alten Schlossfest selbst weisen sich Reste von Thieren und Menschen, die vor Jahrtausenden gelebt und gehaust. Bald wird auch die letzte Spur der Beste mit allem Leben und Streben, Lieben und Hassen, das in ihren Mauern gewaltet, von der Erde verschwunden sein und vielleicht wird man noch wenig Jahrhunderten nur aus Versteinerungen auf die Stätte schließen, wo das wunderfome Städtlein Stramberg gestanden!

Ludwig Gawitsch.

Pro memoria.

Es sind Gedichte gleich den Gartenblumen,
Sie sprießen nur bei heiterem Sonnenlicht;
Die Sonne aber ist die Gunst der Leser,
Vergeffet dies, ihr lieben Leser, nicht!

Leopold Kordesch.

Literatur.

„Kindertheater" von P. M. H. Dreck und Verlag von M. Auer (Verlagshandlung: Stadt, Kärntnerstraße Nr. 1053).

Jugendschriften, die wirklich auf Bildung und Veredlung des Herzens einwirken, können namentlich in unserer Zeit nie genug empfohlen werden. Wenn sie aber mit den angegebenen Vorzügen zugleich noch die sinnigste, belehrendste Unterhaltung verbinden, wenn sie den Kindern gleichsam wie in einem Spiegel lebendige Bilder des Gutsinnes, des guten Herzens, der Eltern-, Geschwister- und Menschenliebe vorgeben, so wie sie das Böse aber unschicklichkeit in gleicher Weise zum Abscheuen veranschaulichen, dann werden sie gewiß am kräftigsten und sichersten, und sind der wärmsten Empfehlung werth.

Die Kindertheater des Jugendschriftstellers P. M. H., der seinen geschätzten Namen hinter einfachen Anfangsbuchstaben nicht verbergen sollte, vereinen alle obengenannten Vorzüge in sich. Der bescheidene Verfasser hat bisher blos drei Schau- und zwei Lustspiele, sämmtlich einactig und nur für Kinder zur Darstellung berechnet, herausgegeben, und wir wünschen, daß ihn die ehrenvolle Aufnahme, die diese fünf Stücke finden müssen, zur Fortsetzung seiner dramatischen Muse bewegen möchte.

Die Kinder wollen Dieses im echten Geiste einst erfahrnen und wahren Kinderfreundes geschriebenen dramatischen Kleinigkeiten eine Freude bereiten. Die Inhaltsangaben werden ihnen schenken:

1. „Das Negermädchen," Lustspiel in einem Acte. Wie gehen diesem eben so trefflich dialogisirten, als lebendig scenirten Lustspiele den Vorzug vor allen. Herzensgüte und Seelenadel, wie hier bei Nasa, dem Negermädchen, Stolz und Aufgeklärtheit, wie bei Adelheid, Muntterkeit und Schalkhaftigkeit, wie bei Fritz, endlich Gemüthlichkeit, wie bei Simon, können nicht glücklicher aufgefaßt und charakterisirt werden.

2. „Der Weinstock," Schauspiel in einem Acte.

In diesem kleinen Schauspiele wird uns auf das Herz trefflich eingewirkt. Der Ehrsinn findet in Wenzel, dem armen Waisenknaben, einen sehr glücklichen Repräsentanten. Der endlich von der Herzensgüte besiegte Trotz ist in Fritz, das edle weibliche Gemüth in Therese meisterhaft gezeichnet, und die anderen drei mitspielenden Personen werden so schön zum Ensemble mit, daß das schöne Stück zur Darstellung vorzüglich eignet.

3. „Die jungen Auswanderer," Schauspiel in einem Acte.

Durch einige Scenen voll edlen, reinen, kindlichen Gemüthes, welche Liebe zu den Eltern und zum Vaterlande athmen, hat der Verfasser das alte Sprichwort:

„Often und Westen,
Zu Haus ist's am besten"

hier zu Ehren bringen und den jungen Gemüthern die leidige Auswanderungslust nach kindlichen Gegenreden verleiden wollen, und so einfmnd ein Kinderschauspiel, welches die passendste Belehrung neben heiterer Unterhaltung bietet. Die Contraste zwischen Marie und Eva sind besonders gelungen Mgsirt.

4. „Die jungen Wilderer," Lustspiel in einem Acte.

Die Idee, daß sich hier ein junger Forstsprecher und Prahlhanns (Robert), der zu einem Förster auf Freien gekommen, durch zwei als Wilderer verkleidete Mädchen (Anna und Margareth) einschüchtern und von seiner Forstsprecherei radical curiren läßt, ist ebenso pieont als ergötzlich durchgeführt, und der Verfasser schreint zu Lustspielen ein besonderes Talent zu haben.

5. „Die patriotischen Kinder." Schauspiel in einem Acte.

Die Scenen bieten kleiner Piece sind voll Gemüth, voll jener patriotischen Gesinnung, die auch schon die Jugend so gut kleidet. Am besten ist der Charakter des Studenten Georg Braun behandelt, der auch dem Ganzen Leben und Bewegung verleiht.

Mit einem Worte: die fünf Kindertheater des Herrn P. M. H. rechtfertigen diesen Titel auf die glänzendste Weise und sind einig in ihrer Art. Dadurch, daß die Verlagshandlung neben einer netten Ausstattung jedes Heft mit einem gelungenen Titelbilde illustrirte, gewinnt das Gesammtwerk auch mehr und dürfte große Verbreitung finden.

Noch eines dramatischen Festgedichtes: „Oesterreichs schönster Tag," von Ernst Ritter Steinbrenner von Trenbera, mit sechs lithographirten Abbildungen und zwei Musikbeilagen müssen wir hier erwähnen. Dasselbe erschien bereits im verflossenen Jahre, verlegt und gedruckt von M. Auer.

Das Gedicht entspricht seiner schönen Tendenz in gelungener Weise, und die passenden Bilderbeigaben von den hervorragendsten Momenten, die Hetzung auf die Allerhöchste Vermählung Sr. Majestät des Kaisers haben, sowie die Musikstücke haben das Ganze vortheilhaft.

L. K.

Musik-Salon.

Die komische Oper in Paris ist eine echt einheimische Pflanze, deren Gedeihen auf der ganzen Eigenthümlichkeit des Franzosen beruht. Wir bekommen daher auch nur selten etwas davon zu Gesichte, und können uns auch kaum nur schwer einen Begriff von der Wirksamkeit dieser Schaustellung in Paris machen, sondern müssen mit glänzigem Sinne an dem festhalten, was Aller Mund verkündet. In dem Augenblicke, wo uns das Kärntnerthortheater die Operette: „Gute Nacht, Herr Pantalon" mit Musik von Grisar zu Gehör brachte, ein echtes Musterstück der komischen Muse in Paris und neuester Zeit, ist es nicht uninteressant, ein Urtheil des gelungenen Kritikers Kastal in der „Berliner Maxzeitung" über die Aufführung der komischen Oper in Paris hierüber und der eben genannten Operette insbesondere zu vernehmen:

„Das Orchester," sagt er, „ist im Verhältnisse zu den beabsichtigten Zwecken auffallend klein besetzt, was schon aus den vorhandenen sechs Contra-Bässen schließen kann, aber durchaus im Sinne der Gesammtwirkung des Instituts geschieht; kein anderes Bühnenorchester in Paris vermag sich mit ihm an Präcision des Zusammenspiels, an feiner Declamation in den Einzelheiten, an Feuer der Vortrags, vollendeter Discretion in der Begleitung und virtuosen Behandlung großer Massen zu messen. Es ist kein körniger Gaul, wie die deutschen Orchester der komischen Oper, auf dem die armen Sänger nur mit Mühe festsitzen und verzweifelnd an den Zügeln zerren; es gleicht einem sonsten Zelter von edler Race, den ein Kind bändigen kann, und der doch weder der unbrauchbarlichsten Kraftstücke fähig ist. Jedes einzelne Mitglied erfüllt mit Behagen seine Pflicht, und genießt daher auch bei dem untergeordnetsten Instrumente selbstbewußt die Freude des Gelingens. Schon die Ouverture verrieth, so inhaltlos sie auch sein mag, den hohen Standpunct des Capellchors. Die gehörte zu der Oper: „Guten Abend, Herr Pantalon." An sich ohne Originalität, darf sie bescheint einen Anspruch auf seine Schreibart und einen gewissen Grad heiterer Laune erheben; aber diese löblichen Eigenschaften werden so außerordentlich klar herausgearbeitet, daß sie niedliche Schreibern im

Digitized by Google

Lichte eines höheren Kunstwerkes erschien. Die Ouverture wurde wirklich ein Prolog zur folgenden Oper und verbreitete auf der Stelle in allen Zuhörern die reinste, lebendigste Laune. Nachdem der Vorhang in die Höhe gerollt war, reflgnirte dasselbe bewunderungswürdige Orchester vollständig auf seine selbständige Existenz. Seine Künstler nahmen vielleicht Passagen verwandelten sich in ein sanftes, melodisches Murmeln; aber die Sänger verdienten auch diese Aufmerksamkeit. Obgleich keine eigentliche Stimme unter ihnen war und sie, mit Ausnahme des alten Ricquier's, des alten Komikers, nur in den dritten Rang des Instituts gehören, stehen sie ihre Partien mit einer Vollendung und Liebe zur Sache auf, die den großen Pariser Oefolg des in Deutschland so gut als unbekannten und nur in einer gelungenen Bearbeitung beifällig aufgenommenen kleinen Werkes erklärt. Um nur ein Beispiel anzuführen, fangen sie drei Damen das reizende Quartett mit der Tenorstimme hinter der Scene, im abfallenden Pianissime, ohne einander zu sehen, so wie die Bühnenforderung der Situation es mit sich bringt, beinahe ohne einander zu hören, indem jede hinter ihrer Zimmerthüre stehen blieb."

Wir können und sagen zu können, daß diese Operette bei ihrer Vorführung in unserm Hofoperntheater einen recht günstigen Erfolg hatte, und daß die Ausführung der einzelnen Solo-Parte durch die Damen Ther. Schwarz und Hofmann, die Herren Just, Wolf und Waldteufel, den Beweis lieferte, daß wir, namentlich in den genannten zwei Damen, sehr gut verwendbare Subjecte für die komische Oper besitzen. Zuschmitts bestgen, so wie auch das Orchester sich bewährte. Möge dabei ihrer Vorzug nicht ohne Nachfolge bleiben!

F. D.

Recitirendes Schauspiel.

(K. k. Burgtheater.) „Das Kätchen von Heilbronn" und zwar wie gewöhnlich bei abervollem Hause. Diesmal herrschte noch eine große Spannung, denn man erinnerte sich der brillanten Leistung des Fräulein Schönhaff in dieser Rolle, und der höchst mittelmäßigen des Fräulein Hartmann. Durch ihre bisherigen Leistungen hat Fräulein Seebach sich diese Partie zu großen Erwartungen angereizt, mit Fe auch im vollen Maße gerechtfertigt. Diese liebe Jungfrau, das Schutzverlorene, und vollkommene Aufgehen in einem fremden Charakter, trat in lebendiger Schönheit, in molloser Gestaltung vor unseren Augen. Der Glanzpunct des Abends war die herrliche Traumscene. Frl. Seebach ist eine geweihte Priesterin der Kunst, sobald daher wir sie immer gehalten, und wenn sich auch einzelne Blätter in anderem Sinne aussprechen, so kann sich das Fräulein damit trösten, daß diese längst alle Geltung verloren haben, und diese Herren Referenten eben so wenig sich glauben was sie schreiben, als sie das Publicum ihnen glaubt.

Am 24. Sept. „Die Geschwister." — „Der Pariser Tanzunterricht."

Fräulein Meja von Rentzkrig eröffnete ihr Gastspiel mit der Rolle des Louis, die kein bestimmtes Urtheil zuläßt, weil sie selbst im schlimmsten Falle nicht ohne Wirkung bleiben kann, zumal bei einem Publicum, das noch immer nicht gelernt hat, den Schauspieler von dem Dichter zu trennen. Fräulein Meja ist noch jung und bildungsfähig, auch wird sie die Befangenheit ablegen, die heute ihr Spiel drückte, dem es hauptsächlich an dem überschwellenden, heben Humor gebricht. Die Aufnahme war eine günstige und das Fräulein wurde zweimal gerufen. — Fräulein Paulmann (Elise) sahen wir zum ersten Mal in einer bedeutenderen Rolle und fanden in ihr viel Anmelichkeit, Verständniß und Gefühl, dazu kommt eine liebliche Erscheinung, ein anklingendes Organ. Wir hoffen in kurzer Zeit ein recht verwendbares Mitglied für unsere Hofbühne in ihr zu haben.

(K. k. priv. Theater an der Wien.) Am 14. September: „Der Zauberschlaf." Spektakel-Pantomime.

Ein Referat über eine Pantomime mit dem Beweise beginnen, daß in derselben weder Sinn noch Verstand, so zu sagen weder Hand noch Fuß sei, dürfte Vielen nach Athen tragen, aber eine hurdermal gesagte und dagewesene Sache nochmals erklären wollen. Diese neueste Pantomime zeichnet sich vor ihren Vorgängerinnen nur durch eine zum Zweck erhobene Lumpenlustigkeit aus und ein Zauberschlaf breitet sich über das Haus, bis und am Schlusse des zweiten Actes gebildete Flitterschlafen wieder in das Wachen zurückkommen. Am dritten Acte ist kein solcher Wechselschlaf nöthig, denn sentwohlbrendet Hosten in Folge des Pulverdampfes läßt nun nicht mehr einschlafen.

Doch sinden sich einzelne Arrangements, die Anerkennung verdienen; es finden sich sehr reizende Gruppen, auch eine brillante Ausstattung, die lebhaft bedauern läßt, daß sie an so etwas verschwendet wurde. Die Directionen scheute keine Mühe, keine Kosten, allein eine solche Verbeut an Geist, Geschmack und Erfindung läßt sich nicht decken. Die Fräulein Mesko und Elsa zeichneten sich auf das vortheilhafteste aus. Herr Kayser, der Verausalter des Spektakels, hatte Gelegenheit, sich einige Mal über die Bühne zu wälzen, was einen interessanten Anblick bot.

Nachdem A. Blanks: „Folgen eines Champagnerrufels." von der Kritik viel zu hart angegriffen, da ein Cavaldist den Forderungen eines regelmäßigen Stückes nicht entsprechen kann und will, das auch im Allgemeinen bis auf die Scenen Hirlig und Baulet, bei den Schauspielerinnen entzückendsten Beifall erhielt, aber um so dargestellt wurde, nur drei Abende sein Dasein gefristet, kam Raimunds: „Verschwender" an die Reihe. Herr Schierling spielte den Valentin an Herrn Rott's Stelle mit dem besten Erfolge und wurde am Schlusse sammt, wie bei offner Scene wiederholt gerufen. Fräulein Büsch aus Hamburg ist eine Anfängerin, die ein hübsches Organ, eine angenehme biegsame Gestalt mitbringt, aber noch sehr Anfängerin; ihre Declamation ist häufig unrichtig, und oft am unpassendsten Plätze von pfeifendem Athemholen unterbrochen, eine üble und schwer auszurottende Angewohnung, aber um so mehr Ernst muß daran gewendet werden, sonst dürfte es einmal jede bedeutende Leistung zerstören, eine solche scheitert leider nicht selten an Aufsendungen.

(K. k. priv. Carltheater.) 13. September.: „Zwei Testamente." Charaktergemälde von Fr. Kaiser.

Herr Kaiser, der fleißigste und roch manches Sünde der talentreichste unserer Volkstrichter, hat sich bereits eine solche Beliebtheit errungen, daß man jedem seiner neuen Stücke mit Spannung entgegensieht, daß schon eine Stunde vor Beginnen der Vorstellung das Haus sich überfüllte. Und so war es auch bei dieser neuesten Arbeit, die ziemlich arm an Erfindung ist und eine oft sogenannte und längst verbrauchte Handlung bietet; denn das ein reicher Onkel sich für todt ausgibt, um seine Neffen zu prüfen, endlich selbst erscheint, den Unwerth entlarvt, verdächtigt und die paar arme Liebesleute, entlarvte, verdächtigte, arme, geplagte Verwandte, beglückt, das ist unzählige Mal dagewesen, so zwar, daß man sehr bald die ganze Anlage durchschaut. Daß man aber demnoch mit Interesse bis zum Ende, welches man längst voraus weiß, ausharrt, ist eben Kaiser's großes Verdienst, der mit großer Sicherheit auch hier wieder seine Charaktere auf dem Leben gegriffen, sie mit Consequenz und größter Klarheit durchgeführt hat. Die Situationen, wenn auch nicht neu, sind doch interessant und von pikanten, witzigen Einfällen begleitet; die Gruppirung sind treffend und sehr gefällig in Musik gesetzt.

Die Darstellung war von Seite der Herren Nestroy (Kurschmid), Scholz (Jägerdurscher) und Groisz (Jäger), so wie Fräulein Zöllner vortrefflich. Und so hätten wir denn wieder ein Cassestück, wie es Herr Kaiser der Bühne schon öfters geliefert.

A. W.

Nekrolog.

Carl Freiherr Kübeck von Kübau.

Als größeren und kleineren Journale haben nach dem so raschen und betrübenden Hinscheiden dieses hochverdienten Staatsmannes in längeren und kürzeren Nekrologen seine ausgezeichneten Verdienste um Fürst und Vaterland belenchtet und hervorgehoben, nur noch einer Richtung hin wurde dessen Wirksamkeit unserer Wissens von keinem Blatte berührt.

Da nun die Biographie Carl's Freiherrn von Kübeck ebenfalls bereits im Gedächtnisse eines jeden intelligenten Vaterlandsfreundes lebt, so erübrigt hier nur noch, die eben angedeutete noch nicht berührte Richtung seiner literarischen Wirksamkeit nachzutragen. Dieselbe bestand in dem großen Einflusse dieses Staatsmannes um die Hebung der, zum zum europäischen Rufe sich emporgeschwungenen k. k. Hof- und Staatsdruckerei, die er seit 1841 bis zu seinem Hinscheide mit dem Präsidium der ehemaligen k. k. Hofcommisse im März 1848, mit besonderer Vorliebe unterhielte.

Möchte noch diese Erinnerung seiner ruhmvollen Denkmal beigefügt werden! In der Geschichte der k. k. Hof- und Staatsdruckerei erscheint die Amtsausübung der Verdienste des Freiherrn von Kübeck um diese Anstalt, unsterblich erstrahlt.

Regierungsrath Auer.

Erklärung der Kunstbeilagen.

1. Die heilige Cäcilia, todt auf der Orgel liegend.

(Nach einer großen Holzgrafik J. A. v. Ramschen, lithographirt von Mayrhinger.)

Da wir seit der Nr. 7 des „Faun", welche eine Kreuzabnahme nach Paolo Veronese enthielt, kein Historienbild gebracht haben, so wollen wir den Jahrgang mit einem solchen Bilde schließen.

Das Original-Oelgemälde von Johann Schaffer Ritter von Leonarthhof, in Rom gemalt, befindet sich in der k. k. Gemälde-Gallerie des Belvedere, ist eben rund, 4 Schuh 8 Zoll hoch und 6 Schuh breit und stellt die heilige Cäcilia, Schutzpatronin der Musik, todt auf der Erde liegend und von zwei Engeln betrauert dar, denen Einer einen Palmenzweig über sie hält. Auf dem Sarge des Kleides der Heiligen steht: Schaffer p.

Der junge, hoffnungsvolle, vielversprechende Künstler wurde in Wien 1793 geboren und starb auch, von Rom zurückgekehrt, daselbst im Jahre 1822; er erreichte daher kaum das 27. Jahr. Or hatte sein Werk selbst lithographirt, von welcher Lithografie Herr Mayrhinger unsere heutige Beilage im verkleinerten Maßstabe in derselben Manier ausführte.

2. Titelbildner zu den Kinderheiteren des P. M. G.

(Zeitvertreibungen von Dr. Reiterer.)

Die 5 Titelbilder zu den im heutigen Blatte speciell besprochenen Kinderheiteren sind auf den Hauptmomenten der betreffenden Stücke aufgefaßt und vom Künstler auf eine glückliche Art dargestellt worden. Es wäre wirklich schwer, einen dieser Bilder vor dem andern den Vorzug zu geben, weil alle die liebe Kinderwelt in Gebehrden und Stellungen gleich trefflich veranschaulichen. Am drolligsten erscheint das Bild: „Die jungen Wildschützen," wo die zwei verliebten Mädchen als Pfeude-Wildschützen die jungen Prahlhänse auf der Stadt auf höchst komische Art in die Enge treiben. Die Mittel-Vignette, wo die Muse der Schauspielkunst der Frauen und neugierigen Kinderwelt einen Blick in ihren Spiegel thun läßt, erscheint als Titelzeichnung zum ganzen Werke recht passend.

3. Alpenrose (rosa alpina Lanöe).

(Naturgeschichtsbild.)

Der „Faun" bietet seinen getreuen Kundigern am Schlusse des zweiten Jahrgangs, gleichsam am Scheidepunkte, zum Andenken eine Alpenrose dar, wie sie in der Natur selbst nicht schöner und reizender erblüht, denn die Natur selbst, diese größte Malerin, hat hier das Porträt gefertigt und der Duft ist hier das Einzige, was noch fehlt. Blume, Blüten, Knospe und Stängel sind so naturgetreu, daß sie und jeder Beschreibung überboten. Der zweite Jahrgang des „Faun" hat mit einem Blumenbouquet begonnen und schließt mit einer lieblichen Alpenblume. Der dritte Jahrgang wird auf gleiche Weise beginnen und „Faun" seine Freunde, noch mit der letzten Nair in der Hand, neu überraschen und von neuem willkommen heißen.

Die Anleitung zum Schutze und zur Heilung in der

CHOLERA

durch Anwendung der Original-Schutztinctur ist zu beziehen vom Verfasser Dr. A. D. Bantler, praktischem Arzt in Wien, Stadt, hohe Brücke Nr. 148.

Preis 1 fl. C. M.

Die Ordinationsstunden sind täglich Früh von 7—8 Uhr und Nachmittags von 3—4 Uhr.

Digitized by Google

Pränumerations-Einladung

auf den III. Jahrgang der poligraffschillustrirten Zeitschrift „Faust.“

Da diese 24ste Numer **laut unsers Programms** den 2. Jahrgang dieser artistisch-belletristischen Zeitschrift schließt, so erlauben wir uns, indem wir die P. T. Herren Abonnenten zur Erneuerung der Pränumeration auf den Mitte October d. J. beginnenden 3. **Jahrgang** bei „**Faust**,“ so wie zur Pränumeration überhaupt höflichst einladen, dem verehrten Lesepublikum Nachstehendes zu bemerken:

Daß diese Zeitschrift ihre neue und sehr umfassende Aufgabe, die sie sich mit Beginn dieses laufenden Jahrganges selbst gestellt, möglichst vollständig zu lösen bestrebt war und sie sowohl in **wissenschaftlicher** und **schöngeistiger**, als in **artistischer** und **technischer** Beziehung mehr getban, als versprochen hat, kann sie mit Befestigung alles bombastischen Selbstanpreisens durch 4 schlagende Thatsachen mehr als genügend erweisen:

1. Durch die immer steigende Anzahl der Abonnenten dieses Blattes. 2. Durch die so zahlreichen höchst ehrenvollen Anerkennungs-Zeugnisse der **besten** und **stimmfähigsten** Zeitungen und Zeitschriften des In- und Auslandes, die einen zu großen Raum aufzufüllen würden, wenn wir sie veröffentlichen wollten. 3. Durch die große Anzahl der zum Theile **ersten** und **anerkanntesten** Schriftsteller Oesterreichs und ganz Deutschlands, deren sich jetzt in solcher Zahl gewiß keine Zeitschrift außer dem „**Faust**“ zu erfreuen haben dürfte; endlich 4. durch die anerkannte Trefflichkeit der 72 artistischen **Bilderbeigaben**, die **Hauptzierde** dieses Blattes, deren Anordnung unser dem unmittelbarsten Einflusse des Herrn Regierungsrathes und Directors der weltberühmten k. k. Hof- und Staatsdruckerei, Alois Auer, stand und auch künftig stehen wird.

Hat aber der eben zu Ende gehende 2. Jahrgang des „Faust“ in jeder Numer die reiche Mannigfaltigkeit von wenigstens 12 — 15 stehenden Rubriken aus allen Fächern der **Wissenschaft, Kunst, Literatur, Novellistik, Poesie, Industrie** und des **geselligen Lebens** in **Original-Artikeln** gebracht, so soll der 3. Jahrgang in dieser Richtung sich nur noch mehr zu vervollkommnen streben, indem eine Anzahl von mehr als 50 der renommirtesten Mitarbeiter der Redaction die Lösung dieser Aufgabe erleichtert.

Die **Illustrationen**, in deren Art und Weise sich „Faust“ wie bisher vor allen ähnlichen Unternehmungen zu unterscheiden bestimmt ist, werden auch ferner außer den in den Text eingedruckten Holzschnitten, in Kupfer- und Stahlstichen, Lithographien, Holzschnitten, Galvanografien, Chemitipien, Gliſografien, Stilografien, Glasdrücken, Gravirungen, Guillochirungen, litografischen und typografischen Farbendrücken, Fotografien, Mikrotipien, auskatischen Abbildungen, Original- und Naturselbstdrucken ꝛc. bestehen.

Die Zeitschrift „Faust“ hat ihren 2. Jahrgang beinahe früher vollendet, weil sie künftige Jahrgänge stets mit dem Mittärzahre beginnen will, damit die elegant einzubindenden Bände als **Weihnachts-** und **Neujahrsgeschenke** verwendet werden können, wofür sie sich so sehr eignen. Sie wird vom October d. J. an wieder, wie im 1. Semester des 2. Jahrganges, **alle 14 Tage** erscheinen und zährlich **24** bis **30** Bogen Text im Imperial-Quart-Format mit **72 Kunstbeilagen** von gleicher Größe bringen, ohne die in den Text eingedruckten Klografien zu rechnen.

So wie die äußere, wenn auch noch so kostspielige Einrichtung dieses Blattes dieselbe bleibt, eben so sollen auch die höchst billigen Pränumerationsbedingnisse unverändert beibehalten bleiben. Sollten manches Mal besondere Auflage einen größeren Raum beanspruchen, so will der Verlag nicht anstehen, so wie bei den Numern 6, 7 und 8 des 2. Jahrganges, einen halben Bogen Text mehr beizugeben.

Der Preis des Blattes ist für Wien: **Ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl.** Zustellungsgebühr **30 kr.**

Für Ausmärtige mit Postversendung **ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. C. M.**

Alle Postämter des In- und Auslandes, so wie alle Buchhandlungen nehmen Pränumeration an.

Vor Allem aber müssen wir schließlich das Publicum darauf aufmerksam machen, daß — so schön die Prämien des 1. und II. Jahrganges von „Faust“ für ganzjährige Abonnenten waren, die Prämie, die wir für den III. Jahrgang bestimmten, doch beide an Werth und Schönheit weit übertreffe.

Diese Prämie besteht nämlich in einem prachtvollen großen Früchtenstücke (noch nie dagewesener litografischer Farbendruck), und ganzjährige Pränumeranten, denen dieses von dem schönsten Oelgemälde nicht zu unterscheidende Bild zu Theil wird, erhalten, indem es allein den Pränumerationspreis aufwiegt, solchergestalt einen ganzen Jahrgang der Zeitschrift mit 72 herrlichen Bilderbeilagen gratis, daher wie auf diesen großen Vortheil besonders aufmerksam machen.

Da die Anzahl der verehrten Abnehmer des „Faust“ in diesem Jahre in so erfreulicher Weise zugenommen hat, daß im März eine neue Auflage nöthig geworden ist, somit auch die Prämie: „**Nach der Prüfung**“ neu gedruckt werden mußte, so erlaubt man sich die Bemerkung beizufügen, daß die Verlagshandlung mit vollständigen Exemplaren des II. Jahrganges sammt Prämie versehen ist. Auch vom I. Jahrgange sind noch mehre Exemplare mit der Prämie: „**Die Auswanderer**“ vorräthig.

Nur den **gütlich genug** einrenenten Abonnenten können die **ersten** und **schönsten** Abdrücke der Kunstbeilagen zugesichert werden, man ersucht daher um **frühzeitige Pränumeration**.

Der schnelleren Expedition wegen belieben sich einheimische und auswärtige Pränumeranten direct an den Verlag des „Faust“ (Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 25, oder Stadt, Kärntnerstraße Nr. 1053 in Wien) zu wenden und die Beträge franklirt einzusenden.

Wien, im September 1855.

Verlag und Redaction des „Faust.“

Schlußwort.

Angelangt auf der **zweiten** Station unserer Wanderung durch das Gebiet der Naturwissenschaft, vaterländischen Geschichte, Culturhistorik, Topografie, Literatur, Kunst, Poligrafie und Wissenschaft überhaupt, glauben wir unsere Blick getrost auf die zurückgelegte Strecke von zwei Jahrgängen zurückwerfen zu können, denn wir sind überzeugt, daß der unparteiische Kunstkenner und Vaterlandsfreund seine Anerkennung und nicht versagen wird.

Mit Hilfe tüchtiger Männer der Wissenschaft und Kunst, mit Hilfe neuer ausgezeichneter Illustrationen und allen großlichen Fächern, welche jene der beiden vollendeten Jahrgänge an Reichhalt, Kunstwerth und Vielseitigkeit **übertreffen sollen**, teilt die poligrafisch-illustrirte Zeitschrift „**Faust**“ ihren III. **Jahrgang** an.

Für jedes neuen Leserangan des neu beginnenden Jahrganges sind die Kunstbeilagen bereits bestimmt, und so wird das erste Heft unter den drei Beilagen wieder ein wahrhaft prachtvolles: **Blumenstück im Farbendruck**, das zweite Heft eine herrliche **Fotografie des Stefansthurmes**, und das dritte eine schneeverwehte **Mikrotipie** enthalten.

Einem sprechenden Wunsche von unsern großen Theil unserer verehrten Abonnenten schon in den nächsten Tagen **Prämienblatt** zum III. Jahrgange, welches — wie es schon Ueberschrift **Schwarzgrieder** aller Art gegen ein **Oelgemälde** aber ein Bild, welches vom Oelgemälde nicht zu unterscheiden ist und es auf die täuschendste Art repräsentirt! Unsere Prämie zum III. Jahrgange ist ein wahres **Prachtstück** dieser Art und kann auch von jener unserer Unternehmung, als **allein von uns** geboten werden.

Zum Bilde selbst übergehend, wie rein, schön und harmonisch ist die Zeichnung des Früchtenstückes, wie prachtvoll der Schmelz der Farben! Wer möchte, wenn er diesen zarten Anhauch der Pflaumen, diese weichen Sammt der Pfirsiche, diesen so natürlichen Blütenstaub der Blumen, oder den meisterhaften Reflex der Rubinwein betrachtet, glauben, daß hieher auch nicht ein Pinselstrich mitgewirkt habe, und dennoch ist es so *).

Es standen und stehen und bei der Wahl unserer Kunstgegenstände auch gegenwärtig seine Corporationen von Künstlern und Kunstvereinen zur Seite; wie sind vorhin auf uns selbst beschränkt, und können bei den ebenso sehr großen Opfern, die wir bringen, nicht **Preisausschreibungen** zu unsern Prämienbildern veranlassen; allein wir glauben durch diese in Rede stehende Prämie letztlam zu beweisen, daß wir an Gut bestehen, welches sich ein allgemein günstigst Urtheil von selbst sichern und befestigen wird.

Und somit betreten wir mit dem freundlichen Leser das Gebiet des nächsten Jahrganges, der unmittelbar **ohne Unterbrechung** auf den eben beendeten folgt, bestrebt, daß wir nicht nur sein thrunes Kauf vergrößern, sondern die Freude daran werten zu sehen, wie unser „**Faust**“ sowohl durch seinen trefflichen, als artistischen Theil, einem Magnete gleich, alles, was Intelligenz, Bildung und Kunstsinn vermögt, an sich ziehen werde.

Die Redaction.

*) Das Früchtenstück erforderte 13 lithografische Steine, unter denen nur 1 Stein die ganze Zeichnung des Bildes, jeder der andern 11 Steine aber blos jenen Theil derselben enthält, den jene Farbe vorherrscht. Das Bild mußte demnach 13 Mal gedruckt werden, bis alle Farben nach einander in die Form waren der Zeichnung abgedruckt erschienen und so das Gemälde vollendeten.

Druck u. Verlag von M. Auer. **In Auslande zu beziehen nur durch Robert Hoffmann's Buchhandlung in Leipzig.** Verantw. Redacteur: Leopold Kordesch.

☞ Beiliegend Titel und Inhaltsverzeichniß.

Digitized by Google

Beilage zu M. Auers „Faust"

Digitized by Google

Digitized by Google

Die patriotischen Kinder

Ein Waisenknabe.

Das Negermädchen.

Die jungen Wildschützen

Die armen Auswanderer

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Österreichische Nationalbibliothek
+Z164851806

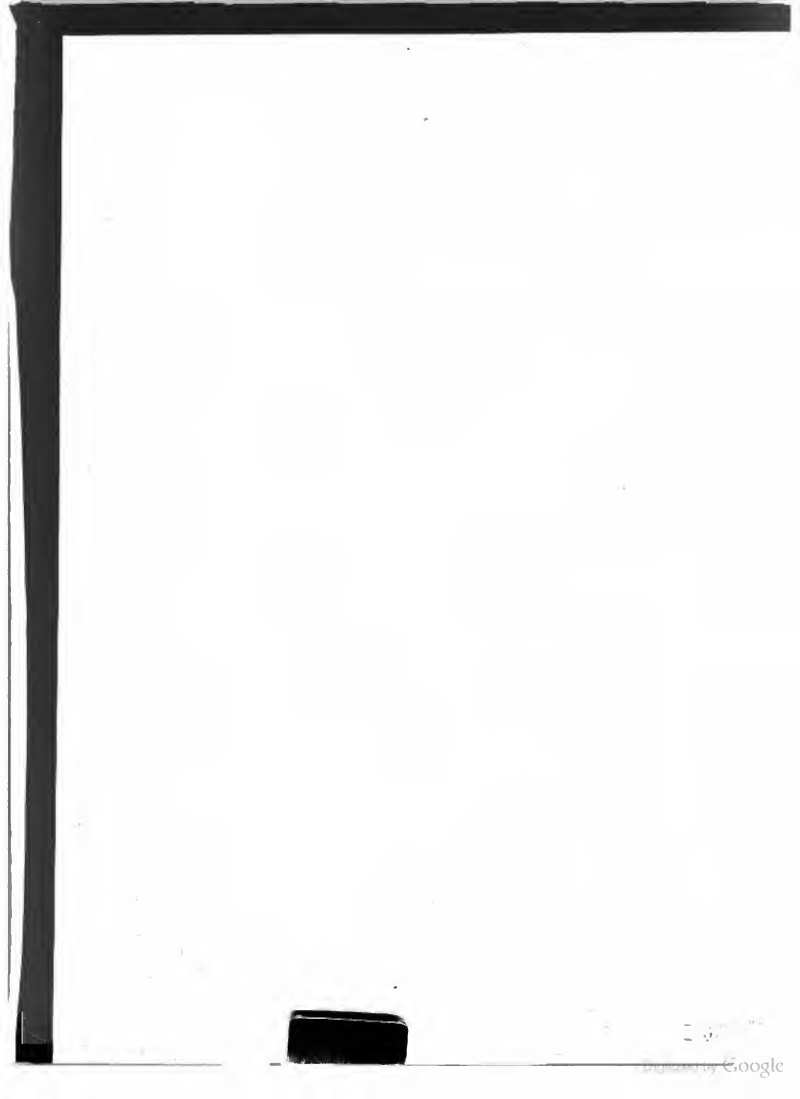
Digitized by Google

Digitized by Google

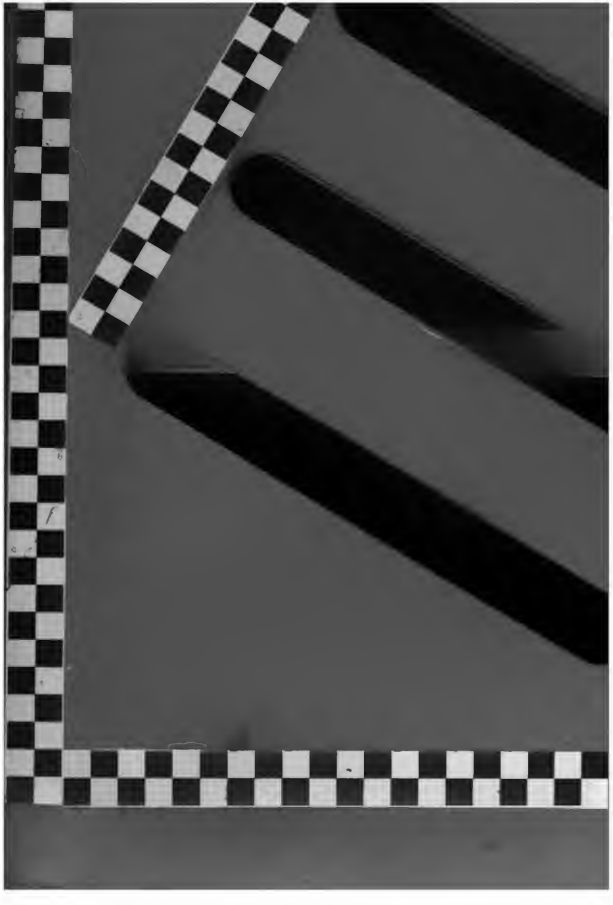
42994
F-XII 22

Digitized by Google

Digitized by Google

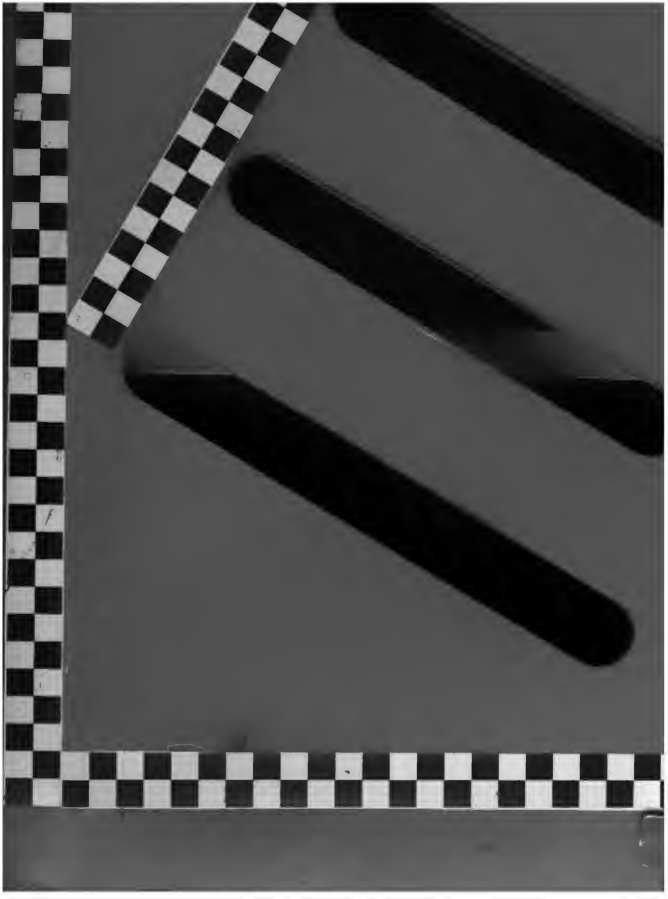

Digitized by Google

Digitized by Google



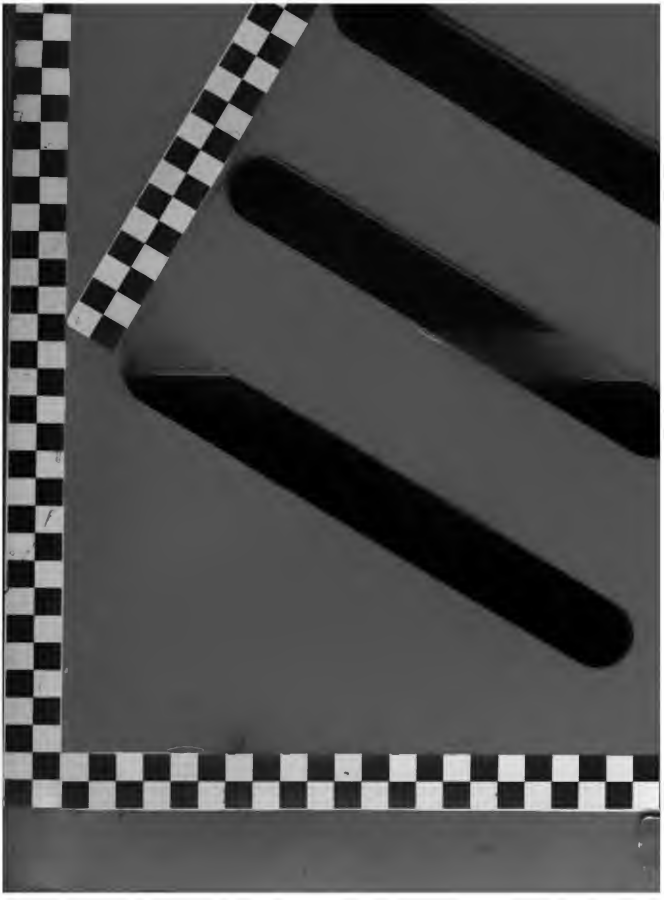
Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google